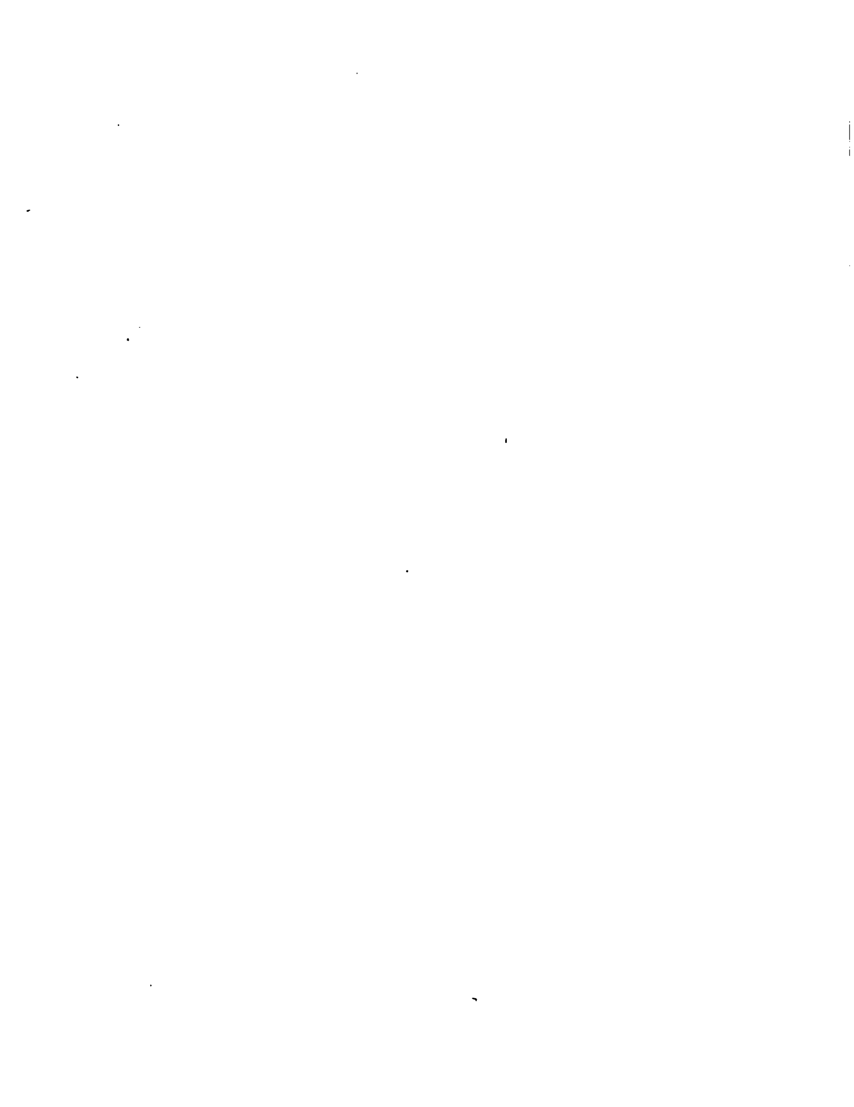




# Heinrich Zschokke's

# Gesammelte Schriften.

---

Zweite vermehrte Ausgabe.

---

Siebenter Theil.

---

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.



Erste Abtheilung.

---

# Novellen und Dichtungen.

In siebenzehn Bändchen.

---

Siebenter Theil.

---



# Heinrich Zschokke's

# Novellen und Dichtungen.

---

Zehnte vermehrte Ausgabe
in siebenzehn Bändchen.

Siebenter Theil.

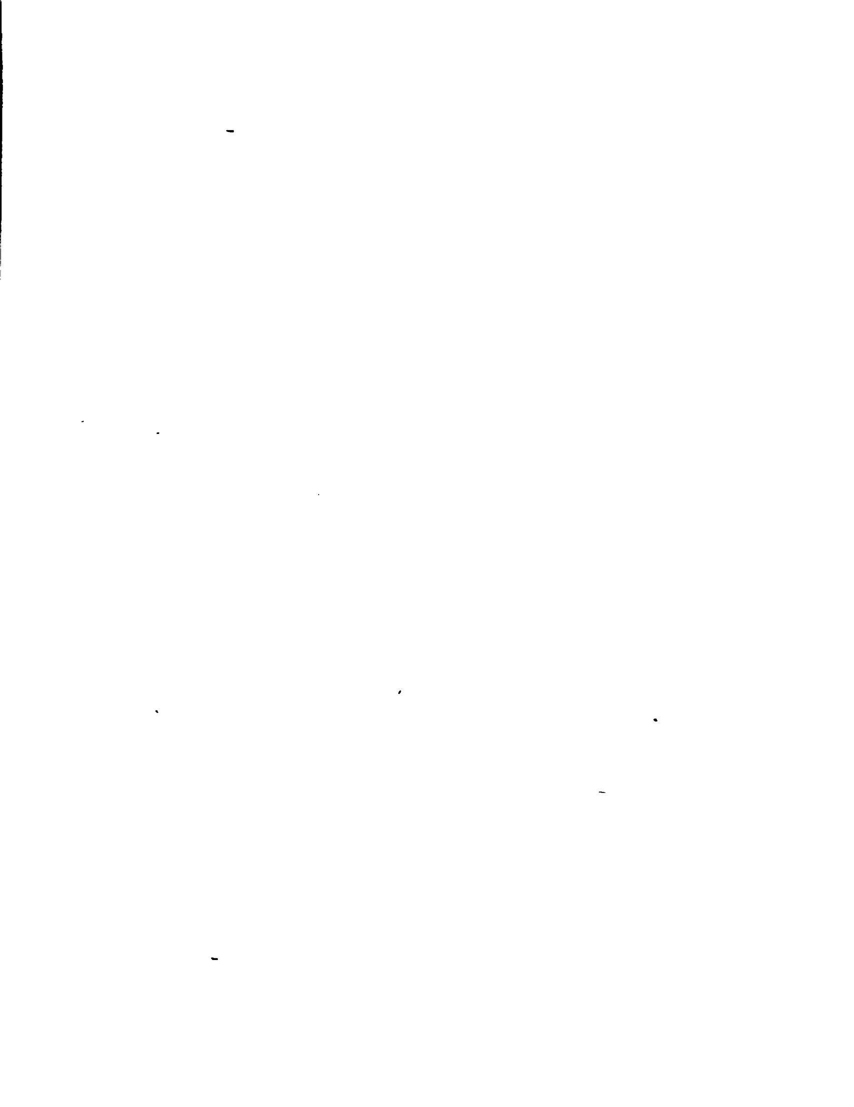
---

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.



# Die Prinzessin von Wolfenbüttel.



Der Stoff dieser Geschichte ist nicht mehr ganz unbekannt. Reisebeschreiber und Historiker erwähnten der außerordentlichen Begebenheit, welche in diesen Blättern erzählt ist. — Mit vielen Nebenumständen machte sie zuerst ein Unbekannter in den *Pièces intéressantes et peu connues, pour servir à l'Histoire etc.* weltkundig. — Fast auf gleiche Art beschrieb sie der Chevalier le Bossu in seinen *Nouveaux voyages d'Amérique septentrionale.* Doch ihm selbst schien sie an Fabel zu grenzen. Je vous avoue (sagt er Seite 48), que quoique je tienne tous ces faits d'un *assez grand nombre* de personnes *dignes de foi*, je ne voudrais cependant pas en garantir l'authenticité.

Die Geschichtschreiber Rußlands verschweigen das Faktum, oder erzählen es, wie es öffentlich angegeben ward. Peter Heinrich Bruce meldet sogar den Tod der Großfürstin mit einer Umständlichkeit, welche fast die Wahrheit desselben nicht bezweifeln läßt.

In dem Journal: Flora, Deutschlands Töchtern geweiht (Jahrgang 1797, Mai), befindet sich unter der Rubrik: die deutsche Prinzessin, ebenfalls ein Auszug jener Geschichte, mit einigen nähern Umständen über den letzten Aufenthalt der Fürstin in Europa.

---

# Erstes Buch.

## An Laurent Bellisle der Chevalier d'Aubant.

Petersburg, 13. August 1714.

Endlich, geliebter Bellisle, endlich sind meine Wünsche gekrönt! Bald kehr' ich nun in Ihre Arme zurück, um im Schooße der ländlichen Natur mit Ihnen auf Ihren Gütern einige Monden zu ver-

leben. O wie ungeduldig sehn' ich mich nach dem Augenblicke der ersten Umarmung! und wie viele hundert Stunden sind es von hier, dem traurigen Norden, bis zu den blühenden Gefilden Frankreichs!

Schon seit einem halben Jahre bat ich um Entlassung. Vor wenigen Tagen erst erhielt ich sie, und zwar von Sr. Majestät, dem großen Czar selbst, in den gnädigsten Ausdrücken. Ich wohnte dem in den Jahrbüchern der russischen Monarchie unvergeßlichen Tage von Aland bei, wo fast die ganze schwedische Flotte erobert ward. Das Glück war mir hold. Ich focht auf dem Schiffe und an der Seite des Czar, welcher diesmal unter dem Admiral Apraxin die Vorhut befehligte. Der schwedische Vize-Admiral Ehrenschild, uns fast an Stärke gleich, eröffnete den Angriff, indem er eine Fregatte vorrücken ließ, um unsere Bewegungen und unsere Macht zu beobachten. Bald ward das Treffen allgemein; bald donnerten aus tausend Schlünden alle Schiffe einander Verwüstung und Tod entgegen. Der Czar, mitten in Dampf, Flamme und Vernichtung, war so kalt, ich möchte sagen, heiter, als schwebe er in seinem eigenthümlichen Element, wie der Salamander im Feuer. Eins ums andere, ward er bald Matrose, bald General, bald Steuermann, bald Soldat. Seine Geistesgegenwart, sein Heldenmuth hätte auch den feigsten Knecht beseelen müssen. Zwei Stunden dauerte der höllische Kampf; Trümmer und Leichname tanzten auf den wilden Wogen des Meeres, und das Geschütz rauschte unaufhörlich, das ungeheure Elend zu vermehren. Durch eine kühne Wendung gelang es uns, der feindlichen Flotte den Wind abzugewinnen, sie zu trennen, einen Theil derselben zu umzingeln zwischen den Klippen, und sie erobert in den Hafen von Abo zu führen.

Der Czar war nach diesem Siege so vergnügt, wie ich ihn nie gesehen. Mehrere der vornehmsten Offiziers von den andern Schiffen kamen herbei, ihm Glück zu wünschen. „Wer hätte das vor zwanzig

Jahren denken sollen," rief der Czar, „daß wir Russen in selbsterbauten Schiffen heut auf dem baltischen Meere schlagen und siegen könnten!"

Nachdem er die nöthigen Befehle ertheilt hatte, die Segel gegen die Insel Aland zu richten, um sich ihrer zu bemächtigen, ließ er mich vor sich berufen. Er unterschrieb noch einige Befehle, trank ein großes Glas voll Branntewein mit einem Zuge leer, stand dann auf, umarmte mich und sagte: „Junger Mann, du hast dich brav gehalten! Wie heißt du?" — Chevalier d'Aubant, Ihre Majestät. — „Gut, du sollst Obrist sein! geh' an deinen Posten, und diene mir ferner wie heut'!"

Die Gnade des Czaren rührte mich tief. Doch benutzte ich den vortheilhaften Augenblick, meine Entlassung zu begehren. Ich erzählte ihm das Wesentlichste von meinen Verhältnissen in Frankreich, vom Tode meines Vaters, und von der Nothwendigkeit meiner Heimkehr, die zerrütteten Vermögensumstände meiner Familie in Ordnung zu bringen. Der Monarch hörte mich schweigend an, drückte mir dann die Hand, und sagte: „Ich verliere ungern wackere Leute; aber geh' denn, ich will's nicht wehren."

Bald nachher, sobald wir wieder in Petersburg angekommen waren, ward mir der Entlassungsbrief ausgefertigt, nebst der Einladung, an allen Feierlichkeiten und Festen des Hofes Theil zu nehmen, so lange ich noch in Petersburg verweile. Dergleichen schlägt man nun nicht gern aus, besonders, da ich noch einen Theil meiner fahrenden Habe erwarten muß, welche in Moskau zurückgeblieben ist. Ich beschäftigte mich inzwischen, die neuen Anlagen zu sehen, welche der Monarch mit jedem Tage vervielfacht; und wahrlich, man muß Jahre zu Hilfe nehmen, um nur das Alles mit seinen Augen durchlaufen zu können, was dieser außerordentliche Mensch in einem so kurzen Zeitraum erschaffen hat. O wie elend winzig ist das Leben von tausend Königen gegen das Leben

dieses Einzigen, in welchem fast jede Stunde die Geburtsstunde eines riesenhaften Werkes ist!

Das Schlachtfeld von Pultawa, wo Peter seinen fürchterlichen Nebenbuhler Karl XII. besiegte und Schwedens Macht zertrümmerte, reihete ihn zu den ersten Feldherren seiner Zeit; auf den Gewässern von Aland gewann er den Ruhm des Seehelden, und sich, von ihm selber, die Würde eines Vize-Admirals. Seit eilf Jahren gründete er an den Sümpfen des Newastroms eine neue Stadt, er selbst war Baumeister und Meßkünstler; jetzt dehnt sich dort das unermeßliche Petersburg Meilen weit aus. Noch immer wird hier gearbeitet; über vierzigtausend Russen und eine zahllose Menge schwedischer Kriegsgefangener sind täglich beim Bau beschäftigt.

Und alles das, wovon die Hälfte hinreicht, einen Fürsten unsterblich zu machen, sind nur seine geringsten Thaten. Er ist Gesetzgeber und Umwandler seines Volks zugleich. Er führt die barbarischen Nationen des unbekannten Nordens in die gesittete Welt ein; er hat der herrschsüchtigen Priester Glaubenswüthigkeit und Aberglauben gezähmt, ihre Gewalt zerbrochen, den Titel des Patriarchen abgeschafft; er selbst ist das Haupt des Klerus. Er hat sich ein neues Volk gebildet, sich Armeen geschaffen, eine Hauptstadt des Reichs gebaut, sich Flotten auf dem Meere gezimmert, und den Künsten und Musen Roms und Griechenlands in den Wäldern des moskowitischen Landes Altäre errichtet. — Diesem Manne darf seine Nachwelt kein Denkmal bauen, denn jedes wäre armseliger Tand und Zeuge eines beschränkten Geistes der Erbauer. Sein ungeheures Monument, welches er mit eigener Hand für die Ewigkeit aufführte, steht. Europa und Asien sind die Basis desselben, sein Name ist — Rußland.

Aber was treib' ich? — Verzeihen Sie, lieber Bellisle, wenn Sie statt eines Briefes eine Lobschrift auf den großen Mann er-

halten, der, so lange die Geschichte der Welt erzählt, keinen Nebenbuhler in ihr findet unter all den tausend Fürsten der tausend Völker, die einst waren. Romulus und Numa, wenn sie eine Räuberhorde zum regelmäßigen Staat bildeten, thaten viel; aber was ist ihr Werklein neben dem russischen Koloß, umringt von ungleich polizirten Staaten? Karl der Große dürfte vielleicht mit dem Ruhm Peters in die Schranken treten, wenn gleich ohne Hoffnung des Sieges!

Ich kehre zurück nach Frankreich; aber die Erinnerung an das, was ich Großes gesehen, wird mich dahin begleiten, und unter dem ungeheuern Maßstab, mit welchem ich künftig die Verdienste unserer Minister, Feldherren und Fürsten messen werde, wird zu einer Erbärmlichkeit zusammenschrumpfen, was ich sonst für bewunderungswerth gehalten. Zum Hofmann wenigstens bin ich einmal bis auf den Grund verdorben.

O Bellisle, wie dünkt sich jedes Fürstlein groß, wenn es von dem Uhrwerk des Staats, welches einmal eingerichtet ist, den Staub abgeblasen hat, daß es nicht stocke! Wie bläht sich ein General, und meint, wenn er einige Schlachten gewonnen, es dürfe Niemand ferner mit ihm verglichen werden! Was träumt nicht ein Minister oder Rathsherr von seiner Herrlichkeit, wenn er einen Gesetzesentwurf gegeben und dessen glückliche Folgen wahrnimmt! Eitelkeit und Dünkel sind die unfehlbaren Zeugen der Geisteskleinheit. Mit stiller Majestät geht der Strom, wo er reichbefrachtete Schiffe führt.

Der Czar hat übrigens das Schicksal aller Sterblichen, welche von Zeit zu Zeit, wie Erscheinungen aus einer bessern Welt, in die unsrige treten, um sie zu erleuchten, zu veredeln, zu erheben. Wo man ihn verehren sollte, wird er gehaßt. Sein Werk war ihm nicht leicht. Er hatte mit Gefahren von tausend Arten zu ringen. Die Pfaffen verfluchen ihn heimlich; die Bauern ver-

wünschen ihn; die Bojaren verlästern ihn; die Strelitzen möchten ihn umbringen — genug, all das reichere und ärmere Gesindel, der träge erdenklößige Pöbel in allen Ständen, deren Ansehen, Geburtsrang, Herrschaft, Privilegien, Vorurtheile, Aberglauben, Einbildungen und Grillen verletzt wurden, diese moralischen Vielfraße, welche nichts als ihr eigenes, schwammiges Etwas kennen, und unbekümmert um das von Vernunft gebotene Bessere, sich nur in ihrem alten, hergebrachten Schlamme wohl fühlen — alle diese bilden eine alberne, feige Verschwörung um den Erhabenen. An ihrer Spitze steht des Czars eigener Sohn — der Großfürst Alexis.

Dieser junge Mensch, weit entfernt, wie einst Alexander, um die Großthaten seines Vaters zu weinen, daß sie ihm nichts zu thun mehr übrig lassen, spielt den Altklugen, und zuckt die Achseln über die Erhabenheit dessen, der sein Urbild sein sollte. Er meidet den Hof, und gibt sich mit unwissenden Russen ab, die seiner Eitelkeit schmeicheln, und mit ihm im Branntweinsaufen wetteifern. Ist er in Moskau oder Petersburg, so sieht man ihn, statt von Künstlern, Gelehrten, Feldherren und Staatsmännern, von schmutzigen Pfaffen umgeben, die ihn benedeien, als ächten, altgläubigen, braven Russen, der den heiligen Schlendrian liebt, und Neuerungen haßt, in denen sie nicht glänzen können, weil sie nicht Geist, Bildung und Kraft genug haben. Jetzt ist der Großfürst Alexis in den Bädern von Karlsbad, wohin er seine Beischläferin Euphrosine, ein Mädchen aus der niedrigsten Volksklasse, eine Finnländerin, glaub' ich, mitgeschleppt hat. Sein Vater, der Czar, soll deßwegen aufgebracht gegen ihn sein, besonders da die Gemahlin des Großfürsten erst seit Kurzem von einer Prinzessin entbunden worden, und in gefährlichen Umständen war. — Doch kein Wort mehr von diesem Unwürdigen, auf den alle Moskowiten

hoffen, daß er der Wiederhersteller ihrer langen Bärte und abenteuerlichen Landestrachten sein soll.

Morgen mehr! Heute ist Ball im Peterhof.

---

14. August.

Sie müssen nun freilich nicht glauben, lieber Bellisle, daß die weitläufige Hauptstadt des russischen Reichs, welche kaum seit zehn Jahren dasteht, an Pracht und Schönheit wetteifern könne mit unserm Paris. Sie suchen vergebens die Louvres, Tuilerien, Notredames, Boulevards und Quais. Hier sind die meisten Häuser noch von Holz, und zwar Balken auf Balken gelegt, die nur nach der innern Seite zu mit der Axt glatt gehauen sind, ungefähr wie die Hütten schweizerischer Alpendörfer. Sie sind mit Schindeln oder auch nur mit Brettern gedeckt, und um den Regen besser abzuwehren, hat man die untere Dachseite entweder mit Rinden von Birkenbäumen oder die obere mit grünen Rasen belegt, daß sie im Sommer, von oben herab angesehen, Bruchstücken einer von Erdbeben gebrochenen Wiese gleichen. Es gibt bis jetzt in Petersburg nur wenige von Steinen aufgeführte Gebäude. Die Wohnung des Czaren, des mächtigsten Monarchen von Europa und Asien, erhebt sich am Ufer der Newa, aus Mauersteinen erbaut, zwei Stock hoch. Sie hat das einzige Annehmliche, daß man von hier aus den größten Theil der Stadt und der Festung übersehen kann. Auf Befehl des Czaren müssen jetzt alle Großen des Reichs ihre Gebäude massiv aufführen. Ueberall erblickt man Fuhren, Steinhauer, Kalkbrenner, Maurer und Zimmerleute. Das unermeßliche Petersburg stellt im Kleinen ein Bild von dem Weben und Treiben in der ganzen Monarchie dar, welche gleichsam von Grund auf neu errichtet wird. In der Stadt selbst ist noch Alles so neu, daß ich Ihnen nicht einmal sagen kann, wo ich wohne; denn die

wenigsten Straßen haben allgemein eingeführte Namen. Man muß sich durch bekannte Leute führen lassen, um nicht in dem weiten Labyrinth Tage lang zu verirren.

Die Gegend umher ist nicht reizend, sondern unwirthlich, reich an Sümpfen, Gewässern, unfruchtbaren Haiden und Wildnissen. Alles das erwartet noch eine ordnende, verschönernde Hand späterer Zeiten. Der Pflug hat diesen kaltgründigen Boden nur in sparsamen Versuchen hin und wieder aufgebrochen. Alles ist daher theuer, weil die Lebensmittel aus den entlegensten Gegenden viele hundert Stunden weit zugeführt werden müssen. Nicht einmal zahmes Obst wächst hier umher, sondern die einzige genießbare Frucht, die von der Erde freiwillig gegeben wird, sind Erdschwämme. Die Waldungen herrschen noch unübersehbar; aber meistens von düsterm, traurigen Ansehen. Statt des lachenden Grüns der Buchen und Eichen sieht man nur Weiß- und Rothtannen, allenfalls auch Birken, Ulmen, Espen und Erlen. Die Eichen muß man von Kasan holen. Ein glücklicher Einfall des Czaren war der Befehl, welcher jeden Hausbesitzer verpflichtete, Linden vor seinen Thüren zu pflanzen.

Um Ihnen von dieser Hauptstadt der größten Monarchie Europens mit wenigen Worten einen Begriff zu geben, darf ich Ihnen nur sagen, daß man noch letzten Winter vor den Thoren derselben auf Wölfe und Bären Jagd machte; daß man hier fast acht Monate lang Winter, und an den kürzesten Tagen desselben die Sonne kaum drei Stunden lang sieht, so wie man sie in den längsten Tagen des Sommers kaum drei Stunden am Himmel vermißt, und die Sommernächte eigentlich nur aus Morgen- und Abenddämmerung zusammengesetzt sind.

---

26. August.

Sie werden mir's daher gern glauben, daß ich nicht ehrgeizig genug bin, mein Leben, welcher Preis mir auch angeboten werden

könnte, in dieser Wilde zu beschließen. Doch eben so wenig würd' ich die rauhen Tage, so ich in derselben unter Kriegsgetümmel und Gefahren aller Art genoß, meinem Gedächtniß abkaufen lassen. Wir leben unterm Monde nur einmal! und ein Thor ist's, welcher sich nicht so wohl bettet, als er immer kann. Jetzt sehne ich mich nach Stille, und in die Schatten meiner heimathlichen Haine zurück. Ich stehe in der Mitte meiner irdischen Laufbahn, und will die zweite Hälfte meiner Stunden in süßer Ruhe verzehren, da ich die erste in mannigfaltiger Geschäftigkeit durchflogen habe.

Ich denke mir den Erdball zuweilen wie einen weitläufigen Ameisenhaufen; und vergleiche die Menschen mit jenen betriebsamen, rastlosen Thierchen. Wie klein erscheinen mir da die Sterblichen mit ihrem Thun; sie bauen für jeden Tag; der folgende zerstört's. Das Geschöpfchen, welches eine weite Kammer voll Weihrauch zusammengeschleppt hat, und sich in seinem eingebildeten Reichthum gefällt, ist's denn reicher und glücklicher, als die andere Ameise, welche nur immer so viel hat, als sie eben bedarf? Dem Menschen gehört nicht, was er genießen kann, sondern nur, was er genoß und genießt. Ein Hauch! und was er hatte, wird das Habe von Andern. Darum quält mich der Kummer um Reichthum nicht; wer seine Bedürfnisse eben stillt, ist reich — der Besitz alles Andern nur Besitz todten Staubes. Und wenn die Ameise Tausenden Befehle gibt, die um sie herum irren, und Tausende sie nennen, ist sie darum mehr, als ein schwaches, hinfälliges Insekt? Was ist's mit dem Ruhm der Menschen anders? Kein wirkliches Gut, sondern ein verächtliches, kleines Spiel der sich selbst kitzelnden Phantasie. Ich lobe mir das Thierchen, welches sein kurzes Dasein mit Wucher anlegt; überall ist, Alles sieht, Alles genießt, und nicht mit hohlen Einbildungen sich begnügt, und so ist's mir wohl. Der Erdball ist mein Vaterland; ich hab' ihn ziemlich durchkreuzt; ich bin mit Bettlern und Fürsten zu Tisch gesessen; ich habe

mit Katholiken, Juden, Griechen und Lutheranern Brüderschaft geschlossen; ich habe die Kriege der Menschen mitgemacht, und es fast in allen Ständen längere oder kürzere Zeit versucht, wie sich's darin lebt.

---

Das hat mich zum Philosophen gemacht; doch bin ich's nur erst halb. Es kleben mir noch so viele Ammenmährchen und Grillen aus meinen Kindheitstagen an. Ich will sie aber abstreifen, wie man Kletten abstreift, die man auffängt, während Blumen gesammelt werden sollen. Wir glauben nicht mehr an Gespenster und Teufelskünste; aber wir glauben noch an viel andere, viel schädlichere Dinge, die unsern Geist verkrüppeln, und unser ganzes Dasein verbittern können. Unsere Erziehungskunst liegt fürwahr noch in der Wiege, trotz aller hochberühmten Männer, die sie zu veredeln glaubten, und trotz aller Bibliotheken, die sie zusammen schreiben.

Sie verstehen mich nicht, geliebter Bellisle! und ich glaub' es gern. Wollen Sie Geduld mit mir haben, so will ich Ihnen die Erklärung geben in diesem Briefe. Legen Sie dies Blatt Tausenden Ihrer Mitbürger vor; sie werden es lesen und wieder lesen und doch nicht verstehen. Wer die Weihe in meine Mysterien haben will, muß die Welt so von allen Seiten gesehen haben, wie ich, und gelernt haben, daß das Wesen nicht Schein, und der Schein nicht Wesen sei.

Ich habe die beste Erziehung von der Welt genossen, was man nun so heutiges Tages die beste nennt, und bin doch sehr verdorben worden durch die Menge der Vorurtheile, welche mir mit der Muttermilch eingeflößt wurden. Ein gesunder Leib ist nicht derjenige, dessen bleiche Wangen mit Carmin geröthet, dessen fehlende Zähne mit Elfenbein ergänzt, dessen mangelnde Gliedmaßen durch Kissen und Holzformen verheimlicht werden.

Aber sehen Sie umher und suchen Sie unter den Millionen Wesen, von denen Sie umgeben sind, einen gesunden Geist! — Suchen Sie einen wirklichen kraftvollen, unverstümmelten Menschen, der mit der Natur eins ist! — Der Spaß von Diogenes Laterne ist von den meisten Erzählern und Hörern gar nicht verstanden worden.

Man erzählt uns in der Kindheit zwar keine albernen Gespenstergeschichten mehr, aber man vergiftet unsere zarte Seelengesundheit mit Afterglauben anderer Art. Wir werden angelehrt, Werth in Reichthum zu setzen, und den Millionär hoch zu preisen; der Besitz einer Tonne Goldes wird, wie ein erhabenes Menschenziel, gerühmt. — Fürchterliche Thorheit! so impft man dem Kinde früh die ewige Unersättlichkeit nach Geld und die ewige Unzufriedenheit ein mit dem, was wir haben. — Man rühmt uns, statt der einfachen Schönheit, die prächtigen Kleider; wir müssen uns früh vor dem Treffenrock beugen; wir lernen Genuß setzen in Gebrauch von Equipagen und Bedienten. Daher ein Heer von Albernheiten durch unser ganzes Leben. Wir sind nicht mehr zufrieden, mit schlichten, reinlichen Gewändern unsern Leichnam zu decken; wir wollen mit bessern Lumpen prangen. Wir lassen das Vorurtheil Wurzel schlagen, daß der Mann nach dem Kleide beurtheilt und durch feinere Tücher edler wird. — Man kann in unserer Kindheit nicht früh genug den Durst nach Ehre und Ansehen erregen; der Durst dauert unauslöschlich, bis ans Grab. Wir gewöhnen uns, den berühmten Mann als einen erhabenen Menschen, den Mann auf einer höhern Amtsstufe für einen außerordentlichen zu halten. Dahin geht nun unser unseliges Trachten; und haben wir endlich ein Ehrenamt oder einen bekannten Namen gewonnen, so dünken wir uns größer, denn alle Andern. Es ist schon genug, einen gestickten Stern auf dem Rock, einen seidenen Lappen im Knopfloch, einen Kammerherrn-Schlüssel, oder wie bei den Völkern, welche

wir Wilde heißen, einen Armring von Knochen zu tragen, um uns vergöttlichter zu wähnen. Kindisches Selbstbetrügen! Und dies ist so allgemein unter uns, die wir uns über die Wilden am Oronoko erhaben glauben und ihnen doch auf ein Haar gleichen; nur daß wir unsere Bedürfnisse auf einen Grad vermehrt, und unsere Thorheiten vermannigfaltigt haben, davon den Wilden keine Ahnung anfliegt.

Doppelt ist der Erfolg dieser Jugendbildung. Wir beten den Staub an, und übersehen dessen Seele; unser besseres Selbst ersäuft im Strudel der Einbildungen, albernen Leidenschaften und Thorheiten; wir leben nicht für das, was wir sind, sondern für das, was keines Odemzuges werth ist. — Haben wir nicht Kraft genug, oder hindern uns Unfälle, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, so wollen wir doch die Welt glauben lassen, daß wir davon nicht mehr weit sind. Wir üben uns, alles das zu scheinen, was wir sein möchten. Wir werden Schauspieler, und stellen andere Personen vor, die mit uns keine Aehnlichkeit haben.

O Bellisle, sehen Sie um sich her, und vom königlichen Audienzsaal bis in die Werkstatt des Handarbeiters finden Sie, statt der wirklichen Menschen, nur Larven. Jeder wird von Allen betrogen, aber Jeder will dafür auch Alle betrügen. Es ist keine Natur — es ist Alles Einbildung und Hirngespinnst. Wir begehren nicht den Schatz, sondern was glänzt. Wir fürchten nicht die eigentliche Gefahr, sondern sterben aus Verzweiflung und Angst vor Einbildungen. — Es ist Alles Gespensterfurcht oder Schatzgräberei einer andern Art — und an Allem ist unsere Erziehung schuldig. Sie haben lange keine Briefe von mir empfangen, geliebter Bellisle; Sie haben mich lange nicht gesehen. Darum ist's wohl gut, daß Sie auch meinen innern Menschen kennen lernen: daß ich Ihnen schreibe, wie ich denke. Sie können freilich auch in Büchern, wenn Sie Lust haben, moralische Abhandlungen lesen — aber ich weiß

nicht, ob Sie den Gedanken darin finden, der in diesem Briefe liegt. Ich erzählte Ihnen nicht meine Abenteuer, aber das Ergebniß derselben.

---

Nach Mitternacht.

Es wird bald der Morgen grauen. Alles schläft; ich bin der Ruhe unfähig. Das Blut in meinen Adern ist Feuer geworden; meine Odemzüge sind eben so viele Seufzer; mein Geist taumelt durch die Höllen und Himmel des Wahnsinns. Ich bin nicht mehr ich selbst. Ich weiß es. Mitten in der Raserei des Fiebers hasch' ich die Feder. Es wird Unsinn geben; ich kann es voraus wissen. Aber ich will's wieder lesen, wenn ich gesund bin, um zu sehen, wie ich mich in dieser Verwandlung benahm. Daß ich noch dies denken kann, überzeugt mich von der Hoheit meines Geistes, welcher über dem Sturm der chaotisch in einander wogenden Sinnlichkeit, wie ein Adler, schwebt über Gewittern und empörten Ozeanen. Stolz gibt diese Höhe; aber süßer ist's im schönen Wahnsinn drunten. Ich will mich wieder hinabtauchen; ich will nicht mehr Ich sein — einst werd' ich wieder erwachen.

O Bellisle! daß ich noch in diesem Augenblicke an Sie denken, daß ich noch in dieser Verwilderung Ihren Namen schreiben kann, ist der höchste Beweis der Liebe, so ich Ihnen jemals gegeben. Aber keine Worte mehr — zur Sache! Ich verfluche die Langsamkeit meiner Feder, neben deren trägen Strichen in jeder Sekunde Millionen meiner Gedanken vorüberblitzen, und der elendeste, lahmste allein nur auf dem Papier liegen bleibt, wie ausgelebter Leichnam. Doch nein, ich kann ja mein Entzücken, meinen Jammer, Alles, Alles, was über und unter den Sternen Himmlisches und Höllisches wohnt, mit Einem Worte ausdrücken. — Ich will's! Christine, Christine heißt das Wort, und ich zittere, indem ich's

schreibe, und mein ganzes Wesen sinkt, wie unter einer Feuerflamme verzehrt, aufgelöset, aschenhaft zusammen.

Nein, ich liebe nicht, o Bellisle, gewiß nicht. Ich weiß ja wohl, was Liebe ist; ich habe ja geliebt. Nein, es ist Wahnsinn, was mich durchglüht — wundersüßer Wahnsinn, Trunkenheit, Taumel — wie soll ich's nennen? Verwandlung, Zerstörung — Alles, seitdem ich Christinen gesehen habe. Als Semele den Gott der Götter, Jupiter, in der ganzen Majestät und Herrlichkeit seines olympischen Wesens sehen wollte, die blöde Sterbliche! und er nun erschien in seiner unermeßlichen, Alles verklärenden, Alles durchströmenden unverschleierten Gottesnatur, da fühlte sie, wie ich — nicht mehr Verwunderung, Entzücken, Liebe, sondern Vernichtung.

Und dies ist mein Zustand. Täuschen Sie sich nicht, Bellisle, wenn Sie diese verworrenen Zeilen lesen — es ist nicht Liebe; Christine ist von mir entfernter, als die Sonne vom Erdball. In keiner Ewigkeit durcheil' ich die endlose Kluft von mir zu ihr. Auch begehr' ich's nicht, will nichts — ich verlasse Petersburg, Rußland — Alles. Ich gehe nach Frankreich, ohne einen Schatten von Wunsch. Christine ist vermählt; Alexis, der Sohn Czar Peter des Großen, ist ihr Gemahl, die deutsche Kaiserin ist ihre Schwester! Vielleicht hat das Schicksal die jetzige Großfürstin zur einstigen Selbstherrscherin des russischen Nordens bestimmt.

Nein, Bellisle! — Doch ich will Sie nicht mit Schwärmereien behelligen. Ich will Ihnen die Geschichte meines heutigen Tages ohne Zwischensprung erzählen, ich will mich mit angenommener Geduld quälen, bis ich wieder zu dem schönen Roman gelange, und in ihm die ganze Gluth meiner Gefühle niedergieße.

Diesen Abend war Ball im Peterhof. Das Schloß des Czaren ist noch nicht ausgebaut; aber es schien, als sollte es mit dem

heutigen Feste die Weihe empfangen. Alles geschah zu Ehren der schönen Großfürstin Christine, welche, des schönsten Looses werth, verehrt vom Czar, angebetet von allen Russen, vergöttert selbst von den eisgrauen Bojaren, an einen Unhold vermählt ist, der eine verworfene Dirne aus Finnland dem Himmel in Christinens Herzen vorzieht. Setzt einem Eber die königliche Krone auf, er wird sich mit der Krone im Kothe wälzen, nach wie vor.

Die Großfürstin hat das Wochenbett verlassen. Am 23. Juli gebar sie ihrem Gemahl eine Prinzessin, welche in der Taufe den Namen Natalie empfing. Der unempfindliche Halbmensch Alexis blieb mit seiner finnischen Metze im Karlsbad; die Vaterfreude lockte ihn nicht zurück. Sein Vater, der große Czar, erschöpft sich indessen fast, seiner Schwiegertochter die Ausschweifungen und die Rohheit des ungerathenen Sohnes vergessen zu machen. Er hat sie mit einem glänzenden Hofstaat umringt; Feste aller Art wechseln, wie die Tage.

Und so sah ich sie an dem heutigen. Vor neun Tagen feierte man ihr zwanzigstes Geburtsfest.

Ach, Bellisle, erinnern Sie sich noch eines Miniaturgemäldes, welches ich Ihnen vor einigen Jahren in Calais sehen ließ? Sie glaubten damals nicht, daß es das Werk meines Pinsels und meiner Einbildungskraft war. Ich erinnere mich wohl, wie Sie es mit dem stillen Lächeln des Beifalls anstarrten, und gen Himmel hoben, und riefen: „Unter deinem blauen Gewölbe wohnt so ein Engel nicht — ich stürbe noch heute gern, fänd' ich ihn droben!“ Sie sahen mich erröthen, meine Augen von einer verheimlichten Thräne glänzen. Sie forschten um mein Geheimniß; ach, ich selbst hätt' es mir so gern verschwiegen.

Ich taumle in einem Wundergarten. Mein Leben ist ein zaubervolles Labyrinth — ich begreife nichts — die Dinge erscheinen und verschwinden, schlingen eine Zauberschnur um meine Seele und

ziehen sie in den Strom der Begebenheiten nieder. Sie wird nicht genesen, bis im Tode.

Als ich mich in das festliche Gewühl der Versammlung zu Peterhof mischte — als ich dem Czar vorgestellt war — öffneten sich die Flügel einer Nebenthür — am Arm der Gräfin von Königsmark trat sie herein . . . o Belliste, soll ich sie Ihnen beschreiben? Wenn meine Einbildung das Innerste des Himmels durchdringt, finde ich unter den Seligen eine solche Gestalt nicht.

Sie war es wieder.

Doch nein, keine Silbe mehr. Ich erschrak vor meinen eigenen Worten — sie werfen mir meinen Wahnsinn zurück, wie der Spiegel eine Gestalt. — Schon flammen die Wolken der Newa vom Morgenroth. — Ich muß ruhen, und mein Fieber verglühen lassen, ehe ich die Feder wieder nehme.

---

## Die Großfürstin Christine an die Gräfin Julie von B**.

Petersburg, den 2. September 1714.

Wie rührend ist die Stimme deiner Liebe, meine Julie! Wenn ich deine Briefe lese, nur die Züge deiner Hand erblicke, dann vergesse ich träumend, wo ich bin; dann haucht mich wieder Deutschlands milder Himmel an; dann seh' ich wieder die Schattengänge und die Lauben im Schloßgarten meines Vaters, wo wir als Kinder in seliger Unschuld hüpften unter tausend Blumen, und seh' in diesen nordischen Wüsteneien, wohin mein Schicksal mich bannte, die silberne Blüthenfülle der Fruchtbäume wieder, in deren Schatten wir unsere Kränze flochten.

Kalt und wild ist in der Nähe des Nordpols die Natur und ihr Mensch. Fast seit drei Jahren wohn' ich von meinen Lieben

fern und noch immer leb' ich unter fremden Wesen. Keiner versteht meine Sprache, und die leisern Töne meines Herzens verhallen und finden kein fühlendes Herz. Ohne die Gräfin von Königsmark, so wenig auch unsere Denkarten und Ansichten der Dinge zusammenstimmen, würd' ich glauben, schon gestorben, und auf einen traurigen Planeten vom Schöpfer verwiesen zu sein, wo ich eine Ewigkeit lang Sünden abbüßen soll.

Meine Gesundheit ist wieder vollkommen. Dank sei es den unzerstörbaren Kräften der Jugend. Nun will ich dir öfter schreiben. Die Unterhaltung mit dir soll meine schönsten Morgenstunden ausfüllen. Dein Bild hängt vor mir, vergegenwärtigt den Traum der Vergangenheit und erfüllt mich mit Täuschungen.

Glaub' es doch nicht, ich beschwöre dich, daß in dieser Heimath des ewigen Winters auch mein Herz jemals erkaltet sei. Nein, Julie, du bleibst mir theuer, wie ein Kleinod, welches ich aus bessern Welten hierher gebracht; wie eine Schwester, deren schönes Herz die Hand der milden Natur an das meinige unauflöslich schloß.

Und, Julie, wenn ich dein zärtliches Vertrauen nicht erwiederte — wenn ich auf deine tausend Fragen seit Jahren schwieg — wenn ich dir mein häusliches Leben verschleierte — glaub' es mir, ich wünschte, du solltest mich glücklich wähnen. Ich wollte dich täuschen, um dich wegen meiner ohne Kummer zu sehen. Bin ich nun glücklicher, nun getröstete, nun du mich beweinst?

Du sagst, ganz Europa kenne meine traurige Lage, ganz Europa die Bitterkeit meines Looses, und weihe mir Mitleiden — nur ich allein wollte mein unverdientes Elend dir verheimlichen.

Nun ja denn. Magst du es wissen: der Großfürst, mein Gemahl, ist von Natur eines finstern Charakters. Ich habe nicht — o Julie, wie herbe wird es mir, dies Wort zu schreiben! — ich habe nicht das Glück, ihm zu gefallen. Ich war nicht das Weib freier Wahl — und daher stammt vielleicht sein Widerwillen.

Drei Jahre lang warb ich vergebens um seine Gunst. Man sagt wohl, wir Weiber können Wunder wirken mit einem Lächeln, einer Thräne — nichts wäre uns unmöglich. Mir scheint leider die Natur das glückliche Talent versagt zu haben. An den Launen meines Alexis scheiterte jede Kunst. Er scheint für mich von jenen bezauberten Quellen getrunken zu haben, aus denen Ariosts Rinaldo seinen unbesiegbaren Haß gegen Angelika schöpfte.

Ich habe endlich — und drei Jahre sind eine lange Schulzeit — mich an den Haß meines Gemahls gewöhnt; vielleicht gewöhnt er sich an meine Liebe, die ich ihm schuldig bin. Sehen wir am Ende, wer den Preis gewinnt.

Ja, geliebte Julie, da du nun das Geheimniß meines Schicksals weißt, so wisse denn Alles. — Ich habe seit drei Jahren unaussprechlich gelitten, und der verborgene Kummer hat meine Kräfte fast bis zur Neige aufgezehrt.

Einst war ich der Liebling meiner fürstlichen Aeltern. Die Liebe wiegte mich groß; die Freuden erzogen mich. Wohin ich mich wandte, flog mir das Herz freundlicher Menschen entgegen. Ich kannte in der Welt keine Fremdlinge; kannte keine Sorgen, als die, Vergnügen zu geben und zu empfangen; keine Thränen, als solche, welche beim Anblick der Leidenden, oder beim Lesen eines Gedichts, oder unter den schwermüthigen Tönen der Musik stilles Mitgefühl meinen Augen entlockte. Jeder Morgen weckte mich zu einem kleinen Feste; unter schmeichelnden Erwartungen schlummerte ich Abends ein. Ein Tag glich dem andern; jeder trat wie ein freundlicher Genius lächelnd zu mir, und schied von mir lächelnd.

So ward ich dem Sohn des größten Monarchen vermählt. Ach! mit weissagendem Kummer sah ich hinter mir das kleine Wolfenbüttel verschwinden, wie ein Eden, dessen ich werthlos erklärt zu sein schien.

Schon der erste Anblick dessen, dem meine Hand bestimmt war,

füllte mich mit bangen Ahnungen. Nicht, daß Alexis kein Mann gewesen wäre, der durch sein Aeußeres wohl zu gefallen hoffen dürfte. Der Großfürst ist von hohem schlanken Wuchs und männlicher Haltung. Schwarzes Haar und schwarze Augen, ein angenehmer Ernst in seinen Gesichtszügen, und ein gewisses, unerklärbares Etwas, welches ihn, er stehe und thue, wie er wolle, den Erben des größten Reichs der Welt nennt, geben seiner Gestalt Interesse. Er spricht die deutsche Sprache geläufig. Er kann, wenn er will, sehr liebenswürdig sein — aber — er will es nie.

Seine Erziehung war versäumt. Während der Czar, sein erlauchter Vater, Europa durchreiste, Künste und Wissenschaften milderer Himmelsstriche auf seinen nordischen Schnee zu pflanzen; während er einem nie beschifften Meere Flotten, wilden Völkerstämmen Sitten, und undurchdringlichen Wäldern Städte gab, vergaß er, dieser neuen Schöpfung einen Thronerben, ihrer würdig, zu bilden. Der Prinz, umgeben von mißvergnügten Bojaren und abergläubigen Pfaffen, sog mit der Muttermilch alle Vorurtheile seiner Nation, und den Haß gegen alle Neuerungen seines erhabenen Vaters ein. Das Schicksal seiner Mutter Eudoxia, welche der Czar ins Kloster schickte, und sie den Schleier zu nehmen zwang, goß neue Bitterkeit in seine Seele. Ein finsterer Trotz ward seinem Gemüth eigen. Er haßte, was von seinem Vater stammte. Was diesen kränkte, machte ihm Freude. Er nahm den Aberglauben der dummen Popen, die rohen Sitten der Bojaren an, und gefiel sich, der Abgott des niedrigen Pöbels zu werden. So verwilderte der Prinz. Sein Betragen ist roh, seine Kleidung wahllos und unreinlich, seine Gesellschaft ein Haufen Mönche und verdorbener Wüstlinge.

Julie, und dieser ist mein Gemahl!

Am Tage unserer Vermählung zog mich der Czar zu sich an ein Fenster des Versammlungssaales, wo der Prinz stand. „Sieh,“

sagte er zu seinem Sohn, „du kannst die alten Gebräuche nicht vergessen, und die langen Bärte verdrehen dir noch immer den Kopf. Mir folgst du nicht. So hoff' ich denn Alles von der Herrschaft einer schönen, geistvollen, tugendhaften Frau über dein Herz. Und gehst du auch aus dieser Schule ungebessert hervor, so bist du wahrhaftig für die ganze Welt verdorben."

Ich schlug die Augen nieder und fühlte es, wie meine Wangen brannten. Diese Anrede, welche alles Zartgefühl so tief verwundete, mußte den Prinzen mit Argwohn und Verdruß gegen mich erfüllen. Ich hatte es schon in den ersten Tagen aus tausend kleinen Zügen bemerkt, daß Alexis mich nicht aus freier Wahl, sondern auf Befehl seines Vaters zu seiner Gemahlin erhoben. Und als ich mit furchtsamer Verlegenheit nun die Augen aufschlug, zu dem Neuvermählten — o Julie, da las ich in den düstern Falten seiner Stirn, in den finster vor sich funkelnden Augen den Schwur seines ewigen Widerwillens, und mein entsetzliches Schicksal.

So ward es — so blieb es.

Sei verschwiegen und liebe mich.

---

## Die Großfürstin an dieselbe.

Kaum hatte ich, geliebte Julie, den letzten Brief abgesandt, so empfing ich den deinigen! — Wie bezaubernd ist das Familiengemälde, so du mir gibst, und in welchem du selbst die angebetete Göttin bist!

Ich sehe dich auf deinem ländlichen Schlosse, im Schatten majestätischer Kastanien und Eichen, zu deinen Füßen den lachenden Garten, über welchen selbst der Herbst noch hundert Blumen streut, und das frohe Dorf im Hintergrunde, dessen Bewohner dich wie ihren Schutzgeist ehren. Ich sehe dich, glückliche Mutter, den

schönen Säugling an deiner Brust, wie er tändelnd die Aermchen nach deinen herabfallenden Locken streckt, und den Mann deines Herzens, wie er entzückt vor der reizenden Gruppe dasteht, bald mit väterlicher Zärtlichkeit dann den flügellosen Liebesgott auf deinem Schoose küßt, bald seine glühenden Lippen mit der Innigkeit des Bräutigams an die deinigen schließt.

Ach, was habe ich verschuldet, daß ich auf diese Freuden Verzicht thun muß! Wie wäre mein Herz ganz für dieselben geschaffen, wie geringen Ersatz gewährt mir der Glanz meines traurigen Ranges!

Töchter der Fürsten, unter allen Weibern des Erdbodens die beklagenswürdigsten, beneidet die Tochter eures ärmsten Unterthans; denn sie darf lieben, darf ihre Hand dem geliebtesten der Männer reichen, und an seiner Brust ihr Dasein verträumen, an seiner Brust mit stiller Seligkeit sterben. Wie die Sklavinnen des Morgenlandes geschmückt, werden wir dem Mächtigen dahin gegeben, der uns fordert; die Staatskunst schließt den Vertrag, und unser gebrochenes Herz ist eine Waare.

Man heißt uns Götter der Erde, aber nimmt uns den Himmel. Wir sind Menschen, aber man raubt uns das heilige Recht des Willens; wir haben ein Herz, und wir dürfen es nicht bekennen; die Natur ist unsere Mutter, und wir müssen sie verläugnen. Mit Thränen sehen wir von unserm Thron auf die häuslichen Freuden der Armuth, die uns versagt sind. Mit unsern Juwelen und Schätzen können wir die Glückseligkeit nicht kaufen, die unter dem Strohdach des Landmanns wohnt. Wir schmücken unsern Leib mit kostbaren Metallen und Steinen; wir hüllen uns in prächtige Stoffe, und die Leckerbissen fremder Welttheile und Meere zieren unsere Tafeln — aber den tiefern Ständen lassen wir die höhern Güter des Lebens; unsere Kleinodien erwärmen das Herz nicht; unsere Kronen werben uns keinen Freund? ach! und ob Millionen ihre Knie vor uns beugen, und die Völker des Erdballs uns

bewundern diese todte Herrlichkeit gilt nicht die lebendige Liebe und Treue eines Einzigen.

Barbarische Ordnung, gestiftet vom Wahnsinn des Ehrgeizes, welche dem Geringsten der Sterblichen Alles gab, was das Leben Reizendes tragen mag, und uns zu goldenen Kerkern verdammte! —

Verzeihe mir, Julie, wenn ich einen Augenblick unter dem Elende meines fürstlichen Standes erliege. Meine Klagen ändern die Einrichtung der Welt nicht; das Vorurtheil des Ranges und der Geburt behauptet seine Herrschaft, so lange die Völker ihrer Barbarei nicht entbunden sind. Tausend bittere, heimliche Thränen benetzten schon den Purpur der Fürsten, und werden ihn noch lange benetzen. Ach, Niemand versteht mich, als du — Niemandem klag' ich, als dir.

Ich lebe — empfange denn, als Gegenstück des deinigen, auch ein Familiengemälde von mir — das einsame Leben einer Wittwe, ungeachtet des glänzenden Hofstaats, mit welchem die Güte des Czars mich umringt hat, und ungeachtet der Kette von Festtagen, welche er durch mein Leben in Rußland flocht, um mir den Kummer zu zerstreuen. Ich stehe in diesen feierlichen Versammlungen, bei diesen Lustbarkeiten und Spielen, wie eine fremde Zuschauerin; meine Augen irren suchend durch das schimmernde Gewühl, mein Herz bleibt leer, und meine Sehnsucht nach dem Bessern bewegt es allein.

Zuweilen seh' ich den Czar und seine Gemahlin, die Kaiserin Katharina Alexiewna. Mir ist wohl bei diesem edeln Paar; doch ihre Sorgen um das unermeßliche Reich erlauben ihnen selten einen freiern Augenblick.

Man erzählt in Europa so manches von dem wunderbaren Mann, dem ich, wie einem zweiten Vater, mit kindlicher Liebe zugethan bin; sein Wesen erscheint in den tausend Mährchen oft sehr entstellt. Ich will meinem Briefe eine Anekdote einflechten, die noch

zu neu ist, um dir bekannt zu sein, und einen bedeutenden Charakterzug von ihm und der Czarin gibt.

Es ist ungefähr ein Jahr, daß der Monarch bei einem hier angesessenen fremden Kaufmann zu Mittag speiste. Er sah dessen Tochter, welche in der That den Namen einer Schönheit verdient, verliebte sich in sie, und verschwendete alle Künste der Beredsamkeit, sie zu bewegen, ihrem Gatten die Treue zu brechen. Sie aber widerstand mit edelm Muthe seinen Anträgen. — Sie zitterte vor den Folgen der Leidenschaft eines in seinem Staate allmächtigen Fürsten, nahm einiges Geld zu sich, und verschwand noch denselben Tag, ohne ihre Familie wissen zu lassen, wohin? - Sie flüchtete in ein Dorf, wo ihre Amme lebte, die Frau eines Köhlers; ließ sich in den Wald führen, wo Letzterer arbeitete, und derselbe ihr eine Hütte aufrichten mußte. In dieser wohnte sie nun, aller Welt verborgen. Die getreue Amme brachte ihr täglich die nothwendigen Lebensmittel.

Den Tag nach der Flucht kehrte der Czar in das Haus des Kaufmanns zurück. Er wollte die Tochter sehen. Zitternd erzählte der Vater, wie sie sich entfernt habe. Der Fürst war wüthend vor Zorn, ließ das ganze Haus und die Häuser aller Verwandten durchsuchen, und sah alle seine Bemühungen fruchtlos.

Es verstrich ein Jahr. Man vernahm nichts mehr von dem schönen und tugendhaften Flüchtling. Man hielt sie für todt, wie denn ihr Gatte ebenfalls in der Zeit gestorben war. Durchs Ohngefähr entdeckte sie ein Oberster, der in demselben Walde jagte, worin ihre Hütte stand. Es gelang ihm, sie wegen den Nachstellungen des Czar zu beruhigen, und sie in das Haus ihrer Aeltern zurückzuführen. Er meldete seinen Fund der Kaiserin. Diese führte ihn selbst zum Czar, hier mußte er alles erzählen, was die tugendhafte Frau während ihrer Entweichung gelitten. Der Czar, gerührt bis zu Thränen, überhäufte sich selbst mit Vorwürfen. Er

gelobte, sein Unrecht zu vergüten. Die junge Wittwe ward Gemahlin des Obersten; der Czar machte den Eheleuten die ansehnlichsten Geschenke, und sicherte dem ehemaligen Gegenstand seiner Liebe eine Pension von dreitausend Rubeln zu.

So wechseln in seinen Handlungen unaufhörlich Seelengüte und Härte, Achtung für Tugend und rohe Leidenschaft. Er ist ein Sohn der wilden Natur, die ihn umgibt, stürmisch, wohlthätig und erhaben, wie sie; mit unermeßlichen Wünschen und furchtbarer Kraft.

Die Fürstin von Ostfriesland und die Gräfin von Königsmark sind meine alltäglichen Gesellschafterinnen. Es ist mir unmöglich, mit jener ein enges, trautes Band zu knüpfen. Nur im Hofwesen athmend, nur der Etiquette huldigend, unbekannt mit edlern Gefühlen, sieht sie in mir ewig die künftige Kaiserin Rußlands, nie das leidende Weib. — Interessanter ist die noch immer, ungeachtet ihres Leichtsinns, liebenswürdige Königsmark. Sie schmiegt sich mit unendlicher Gewandtheit an jeden meiner Wünsche, an jede meiner Klagen. Sie ist eines von jenen zarten, gefälligen Wesen, welche, das Gegentheil spröder Selbstständigkeit, tief in die Denkart Anderer eindringen, und unwillkürlich die Laune, die Empfindungsweise des Andern zu ihrer eigenen machen. Unter den Frohen ist sie die Muthwilligste, unter den Ernsten die Philosophin, unter den Unglücklichen die Beklagenswürdigste; sie bildet sich selbst ein, das Alles zu sein, und ist doch nur ein zartes Echo, ein liebenswürdiges Chamäleon.

Du kennst den alten Herbert? Erinnerst du dich seiner noch, wie er uns als Kinder bald in kleinen Wagen durch den Schloßgarten zog, und unser Pferdchen hieß; bald mit uns über Zaun und Graben ging, bald unser Schiffmann, bald unser Baumeister wurde? Dieser treue Diener ist noch immer bei mir, noch immer derselbe, und seine Laune noch immer die rosenfarbene, wie sonst.

Er ist mir unentbehrlich geworden. Wenn ich ihn verlieren sollte, ich wäre untröstlich.

Siehe da, nun kennst du die wichtigsten Personen, welche mich umgeben. Alle übrigen gleiten vorüber, wie Schattenspiel an der Wand; ich sehe sie, und vergesse sie. Jedes treibt sich in seinen Sphären umher, macht mir den Hof, um sich glänzend zu zeigen, und kümmert sich minder um mich, als um Spieltische und Tafeln.

Die einzige Freude, so mir gewährt ist — du bist Mutter, meine Julie, und erräthst es voraus — ist meine kleine Natalie. Wie reizend ist der kleine Engel! Wie beklag' ich ihn schon jetzt, daß er eine Fürstentochter ist, daß er einst das Loos seiner Mutter tragen soll.

Indem ich diesen Brief schließen will, kommt Herbert und meldet die Ankunft des Großfürsten Alexis, meines Gemahls. O Julie, mit zitternder Hand schrieb ich diese Zeilen. Herbert, um mir ein Schrecken zu ersparen, bereitete mich lange auf diese Nachricht vor, und doch vergebens. Mein Elend erneuert sich nun. Ach, daß ich den mit Furcht und Beben begrüßen muß, dem ich mit der Wonne des Wiedersehens an die Brust fliegen sollte! — Lebe wohl, und beweine mich.

---

## Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Noch immer datiren sich meine Briefe aus der Hauptstadt des russischen Reiches. Ich bin an diesen wilden Boden gebannt, wie durch einen Zauber. Während in Frankreich noch alle Lauben grünen, noch hundert Blumen glänzen, und an den Hügeln den Gesang der Winzer schallt, verkürzen sich hier schon die neblichen Tage; das Laub sinkt welkend von den Bäumen, und von den finstern Tannen glänzt schon der Reif kalter Nächte und verkündet den nahen Schnee.

Dennoch — in dem Augenblick, da ich sie verlasse — gefällt mir die rauhe Weltgegend. Auch sie hat ihren Schmuck und ihre Wunder. Die Sonne, wenn sie röthlich durch den grauen Nebel bricht, und melancholisches Licht über die schwarzen Wälder, über die kahlen Ebenen und armseligen Hütten streut, hat einen Reiz, wie sie kaum zeigt, wenn sie über den üppigen Gefilden der Champagne in voller Glorie schwebt. Die hölzernen Häuser haben etwas Einladend-Heimliches. Die behagliche Wärme der Stuben lockt zu vertraulicher Geselligkeit.

Lachen Sie immer, mein Bellisle; aber die Welt ist überall weder häßlich noch schön; sie ist ein farbenloses Bild, das sich unsere Seele erst selbst ausmalen muß. Erst wir tragen Leben und Anmuth hinein, wir erblicken sie nicht, sondern unser Selbst in ihr. Dem sibirischen Nomaden gefällt sein Dorf in der Schneewüste so wohl, als dem Pariser Künstler das prächtige Rom. Gewohnheit macht Alles erträglich; aber die Stimmung unsers Herzens ist die Zauberkraft, welche eine Sandsteppe zum Feengarten verwandelt.

Ich bin Ihnen noch die Erzählung von meiner Vorstellung bei der Großfürstin Christine schuldig, und die Erklärung des geheimnißvollen Gemäldes. Ich will mich selbst vergessen, und die fabelhafte Geschichte so einfach erzählen, als wär's ein Ammenmährchen.

Auf meiner Reise durch Deutschland streifte ich einst am Harzgebirge vorüber. Ich schickte Pferde und Wagen in die nächste Stadt voraus, um diese Gegend zu Fuß durchwandern zu können. Sie wissen, wie sehr ich Gebirgslandschaften liebe.

Eines Tages, die Mittagssonne braunte heftig, verließ ich die große Straße; ich glaube, es war in der Nähe eines Ortes Namens Blankenburg; ich wählte den Fußweg, welcher im Schatten eines Gehölzes neben der Fahrstraße in gleicher Richtung zu laufen schien. Die Landleute, so im Felde arbeiteten, versicherten mich, daß ich in Verfolg desselben nicht fehlen könnte.

Ich gerieth immer tiefer in die Wildniß des Waldes. Der Pfad hatte sich unmerklich unter meinen Füßen verloren. Ich kehrte zurück, fand einen Weg, verfolgte ihn, entdeckte bald, daß er mich ganz von meiner Richtung ableitete, verließ ihn wieder, suchte den ersten, und verirrte mich zuletzt so tief, daß ich nicht wußte, woher ich gekommen sei, oder wohin ich sollte.

Der Abend trat ein, noch immer war ich in dem verwünschten Buchenwald; je weiter ich ging, unendlicher schien er zu werden. Ich machte mich schon gefaßt, mein Nachtlager auf weichem Moose zu nehmen und mit Bären oder Wölfen ein Abenteuer zu bestehen. Indem drang ich aus dem verhaßten Dickicht auf eine vom Walde rings umschlossene kleine Wiese. Das Gras stand hoch. Ich beschloß, sie zu durchkreuzen, in der Hoffnung, eine betretene Spur zu entdecken.

Noch stand ich unentschlossen, wohin ich mich zuerst wenden sollte, als auf der andern Seite der Wiese zwei Frauenzimmer aus der Finsterniß des Waldes, wie ein Paar freundliche Elfen, hervortraten. Sie erblickten mich; sie riefen und winkten. Ich flog, der schönen Erscheinung froh, dahin. Ihre einfache, aber kostbare und geschmackvolle Kleidung ließ mich errathen, daß sie von gutem Hause seien; aus ihrer Verwirrung und Aengstlichkeit schloß ich, daß ihnen etwas Unangenehmes begegnet sei.

O Bellisle, und als ich näher trat — als mir die jüngste zurief: „Führen Sie uns nach dem Jagdhause zurück! wir haben uns verirrt — wir können keine halbe Viertelstunde weit davon sein?" — da glaubte ich, die alten Wunderzeiten der Feenwelt haben sich in diesem Walde verjüngt. Die beglückteste Phantasie eines Dichters in Schäferstunden seiner Muse sah kein solch Ideal edler Schönheit, als hier mit unendlicher Anmuth meiner Hilfe begehrte.

Ich selbst ein Verlorner in dem bezauberten Forst, vergaß, daß ich diese unbekannten Gegenden zum Erstenmal betrat. Das

Unmögliche schien mir möglich zu werden. Ich begleitete die jungen Damen in derjenigen Richtung zurück, in welcher sie hieher gekommen zu sein schienen. Sie waren ermattet. Sie ruhten unterwegs. Sie fragten um meinen Stand, Namen und Vaterland. Ich antwortete. „Wie?“ rief die jüngste der Grazien lächelnd: „So sind Sie selbst fremd hier und verirrt? Und Sie wollen uns führen?“ Ich sprach ihr mit einer Zuversichtlichkeit Muth ein, daß sie mir zuletzt glaubte. Wir setzten unsern Weg fort. Ermüdet lehnten sich Beide an meinen Arm. Ja, Bellisle, ich war der glücklichste aller Sterblichen in diesen köstlichen Augenblicken, wo vertrauensvoll das unbekannte Wesen neben mir schwebte, welches von nun an Abgott meiner Wünsche und Träume werden sollte. Ach, wie süß, wie unvergeßlich sind mir jene Augenblicke, jene Gespräche, jene kleinen Sorgen, die ich für den wundersamen Engel tragen durfte. Bald mußte ich ihr Kleid von einem Dorn befreien, bald ihr Bahn durchs verwachsene Gebüsch brechen; und wie sie dann jedesmal zum Dank mich so gütig anlächelte, mit einem Blick, der die reinste Wollust der Seligen über mich goß!

Plötzlich standen wir auf freiem Felde, an einem Fahrwege, der neben dem Walde hinzog. Nicht weit von uns hielt wartend ein prächtiger Wagen. Er fuhr heran. Die Damen dankten mir, stiegen ein und verschwanden.

Lange, wie ein Berauschter, wie ein Träumender, starrt' ich ohne Bewegung dem Wagen nach, dessen Spur der wolkende Staub bezeichnete. Mir war's, als würde meine Seele mir entrissen. Ich folgte dem Wege, welchen die Unbekannte genommen. Nur einmal noch wollt' ich sie sehen — —

Doch nein, ich wollte Ihnen meine Geschichte mit dürren Worten erzählen. Nun denn, wie in stillem Wahnsinn lief ich den Weg hin, und dachte nur an sie. Es war dunkel. Die Sterne leuchteten am Himmel. Ich ward nicht müde; kam von Weg zu Weg,

Gott weiß, wohin, bis ich gegen Mitternacht ein Dorf erreichte. Mein Forschen nach dem Wagen und den beiden Frauenzimmern war vergebens. Niemand wußte mir Auskunft zu geben. Wahrscheinlich hatt' ich wieder zehnmal des Weges gefehlt, und mich mehr von denen, die ich suchte, entfernt, als mich ihnen genähert.

Genug, ich sah die Zauberin des Waldes nicht wieder; erfuhr weder ihren Namen, noch Wohnort, und kehrte mit einer hoffnungslosen Sehnsucht in mein Vaterland zurück.

In einsamen Stunden versucht' ich's, das liebliche Engelsgesicht, voll süßer Kindlichkeit und hoher Würde, aus dem Gedächtniß zu malen. Sie sahen das Bild.

Das ganze Abenteuer war einfach; aber es entschied über den Gang meines Lebens. Oft hat der Untergang eines Reiches nicht so viel Interesse, als die Geschichte eines Augenblicks. Ich liebte, was ich verloren — einen Traum, ein Ideal — aber genug, meine Seele hing mit unüberwindlichem Eigensinn daran. Kein Romanenheld konnte lächerlicher sein, als ich mir selbst — aber ich liebte. Ich wagte keinem meiner Freunde eine Silbe zu gestehen, um nicht ihr Spott zu werden; aber das Geheimniß erfüllte dafür mein ganzes Wesen mit unsterblicher Glut.

Und nun bin ich in Rußland — in die fernsten Zonen folgte mir das zauberhafte Bild. Es gaukelte vor mir in den Schrecken der Schlacht; es ging mit mir durch die Prunksäle der Großen; es lächelte, wie ein tröstender Seraph, vor meinem Krankenlager; es zog den Himmel in meine Fieberträume.

O Bellisle, und diejenige, welche in der festlichen Versammlung zu Peterhof am Arm der Gräfin Königsmark in den Saal trat, — die holde Fee des Buchenwaldes war es wieder — die längst Verlorne — jetzt — Gemahlin des Großfürsten Alexis, die Erbin des russischen Throns.

Fordern Sie nicht, geliebter Bellisle, daß ich Ihnen sage,

wie mir ward. Ich zweifelte an Allem, was ich sah, an der Wahrheit des Tages selbst. Und während ich mir's tausendmal rief: „Du bist dem Wahnsinn nahe, armer d'Aubant; glaub' es nicht, du siehst es nicht; es ist wildes Blendwerk!" verging ich in Anbetung und Entzücken.

Die Fremden wurden ihr nach der Reihe vorgestellt. Auch ich mußte mich ihr nähern. Mir war's, als trät' ich in die Sphäre eines überirdischen Wesens.

Sie bemerkte meine Verwirrung; mich zu schonen, schien sie es zu übersehen. Der Haushofmeister nannte ihr meinen Namen.

„Wie!" sagte sie, „Chevalier d'Aubant?" und sah mich aufmerksamer an, und zweifelnd setzte sie hinzu: „Ich erinnere mich dieses Namens dunkel; auch Ihrer, daß ich Sie schon einmal gesehen. Vielleicht in Deutschland." Und indem sie dies sprach, flog über ihr schönes Gesicht eine matte Röthe, wie ein Widerschein des Morgenhimmels.

Ich zitterte. Die Antwort starb auf meinen Lippen. Ich stammelte endlich eine Lüge. Ich gab vor, die nie gesehen zu haben, deren Bild mich seit Jahren nicht verließ. Ich wußte nicht, was ich that und sagte.

„Gewiß!" sagte sie nach einer kurzen Pause: „Sie sind's, der eine meiner Freundinnen und mich einst aus dem Walde führte, wo wir uns verloren hatten. Sie sehen, daß Dankbarkeit wenigstens ein treues Gedächtniß hat."

Wie gern gestand ich's nun, daß jener Tag der schönste, der unvergeßlichste von allen meines Lebens sei! — Sie nannte sich mit einem Lächeln, womit wohl auch ein Thron, ein Leben bezahlt worden wäre, meine Schuldnerin, und wandte sich zu den übrigen Fremden.

Jetzt, Bellisle, kennen Sie meine Lage! — Und wenn mir die Advokaten daheim den ganzen Rest meines kleinen Vermögens

verschlängen, und wenn ich daheim ein Bettler würde — ich kann Petersburg noch nicht verlassen. Fragen Sie nicht, was ich wolle, was ich hoffe — schelten Sie meine Leidenschaft nicht — nennen Sie mich nicht einen Rasenden! Nein, Sie irren sich! Ich liebe die Großfürstin nicht — dies wäre Raserei. Aber ich verehre sie, wie man ein höheres Wesen ehrt, dessen Nähe uns über uns selbst erhöht. — In dieser Fürstin Dienst zu sterben, dies, Bellisle, ist mein letzter Wunsch.

---

## Die Großfürstin an Julie.

In der That, der Großfürst, mein Herr und Gemahl, ist aus den Bädern zurück mit seinem ganzen Gefolge. Erst den zweiten Tag nach seiner Ankunft in Petersburg würdigte er mich seines Besuchs. Was soll ich dir, meine Julie, von diesem Besuche erzählen. Er erfüllte keine meiner Hoffnungen, mit denen ich mich so gern schmeichelte, ungeachtet ich die finstere Gemüthsart des Czarewitz kannte.

Alexis kam nach langer Abwesenheit die Gattin wieder zu finden, welche unterdessen an den Pforten des Todes gestanden. Ach, warum hatten sich diese Pforten nicht geöffnet!

Ich war auf seine Ankunft vorbereitet. Ich hoffte ihm diesmal liebenswürdiger denn je zu erscheinen, denn ich war ja Mutter. Ich schmückte mich mit meinem schönsten Kleinode — Natalien in meinem Arme ging ich ihm entgegen. Dies reizende, holdselige Geschöpf sollte, mit dem Lächeln der Unschuld, für die Mutter das Herz des Vaters gewinnen.

Alexis, als hätte er meine Entwürfe vorausgesehen, als hätte er gefürchtet, durch die Gewalt der Naturstimme, die zu ihm sprechen würde, überwunden zu werden, hatte sich mit aller ihm möglichen

Kälte bewaffnet, und, um jedem vertraulichern Worte zu entrinnen, den tückischen Schmeichler, den General Glebof, zur Gesellschaft mit sich genommen.

Was konnten zwei Gatten in der Anwesenheit eines solchen Dritten sich sagen? Und doch vergaß ich den häßlichen Glebof, sobald Alexis hereintrat. Ich eilte ihm lächelnd entgegen. Ich bot ihm sein Kind dar; ich sagte ihm, was Liebe und Treue ihm sagen konnten. Ach! ein Fremdling aus den entferntesten Weltgegenden würde mehr geantwortet haben, als Alexis. Keine Umarmung belohnte die Gattin; kein väterlicher Kuß segnete das Kind. Nicht einmal ein freundliches Lächeln konnte er sich abzwingen. Er fragte in allgemeinen Ausdrücken nach meinen Gesundheitsumständen, nach meinen Beschäftigungen, besah meine neuen Gemälde, und überließ es dem Glebof, mich mit faden Schmeicheleien zu quälen. So verließ er mich nach einer halben Stunde wieder; und als er verschwunden war, weint' ich in meiner Einsamkeit bittere Thränen auf mein verlassenes, vom Vater ungeliebtes Kind.

Alexis verachtet mich. Auf keinem der Bälle, auf keinem der Feste, welche mir die Gnade des Kaisers veranstaltet, erscheint er. Immer hat er Vorwände, sie zu meiden; bald ist er unpäßlich, bald fällt auf den Tag eine Jagd, bald hindern ihn andere Geschäfte. Und während ich heimlich meinen Gram verschmerzen muß, solltest du es glauben, befindet sich Alexis in der rohen Gesellschaft, die er wählte, sehr wohl, und berauscht er sich zum Ueberfluß mit seinen Russen in starken Getränken.

Je mehr ihn sein Vater, der Czar, wegen dieses Betragens mit Vorwürfen überhäuft, je mehr Ursache glaubt er zu haben, mich zu hassen. Ach! wenn er nur wüßte, wie oft ich den Kaiser mit Thränen beschworen habe, sein zu schonen! Wenn er es nur wüßte, wie ich ihn unaufhörlich entschuldige!

Da bin ich nun wieder so einsam, und doch füllt jeder Tag meine Säle mit schimmernder Gesellschaft; ich bin eine leidtragende Wittwe, und doch lebt mein Gemahl mit mir in den Ringmauern einer Stadt; ich bin so arm, und doch die Gattin des Thronerben und die Schwester einer Kaiserin.

Niemand versteht mich; Niemand redet zu meinem Herzen. Es ist kalt, verschlossen; es liegt in meiner Brust, wie in einem Sarge, nur die Geisterstimmen der Musik durchdringen zuweilen die todte Welt und sprechen verständlich zu seinem Innern.

Julie, du hast geliebt, du wurdest geliebt; du kennst ein Glück, dessen Größe mir Geheimniß ist; du kennst die Größe deines Glücks, und also auch die meines Unglücks.

Was ist denn auch alle Herrlichkeit des Lebens, aller Glanz, alle Hoheit, wenn unsere edlern Gefühle darben? Was kümmern und freuen den Todten die Kronen und Fahnen, die Marmorbilder und silbernen Ornamente neben seiner Asche? — Ehe ich Fürstin war, war ich ein Weib. Welch eine traurige Entartung des Menschengeschlechts! Es quält sich von der Wiege zum Grabe im Unnatürlichen, und Millionen hauchen mit Thränen ihr elendes Leben aus, und verdammen eine Welt, die an sich das Vollkommenste ist, worin nur sie selbst durch eigene Schuld das Unvollkommenste sind. Jeder Stein, jede Pflanze, jedes Thier übertrifft uns im Preise der Vollendung; denn jedes ist, was es nach seiner Natur sein soll, und ist nie mehr, nie weniger, als dies. Nur wir Menschen, ausgerüstet mit hohen Gaben, verstümmeln uns selbst, und sind und bleiben jammernde Krüppel, häßliche Karrikaturen.

---

Julie, Julie! Meine Knie zittern, mein Herz ist gebrochen! — O wie elend bin ich!

Es war ein heiterer Sonnentag, eine Seltenheit für dieses

Land. Ich hörte, daß mein Gemahl im neuen Schloßgarten wandle. Ich hüllte mich warm ein, und flog, ohne alle Begleitung, dahin, ihn zu sehen, ihn zu sprechen, ihn durch freundliche Unterhaltung zu binden.

O Julie, bin ich denn so häßlich? Sagt nicht, wenn auch meine Selbstliebe und mein Spiegel mich belögen, der Mund derer, die mich nicht lieben, daß ich wenigstens kein Gegenstand des Abscheu's sei? Wußt' ich sonst nicht Tausenden zu gefallen? Trug mich nicht Alles sonst auf seinen Händen, wie einen Liebling? — Hat mein Geist nicht einige Bildung empfahen unter der zärtlichen Sorgfalt der Aeltern? Bin ich nicht tugendhaft gewesen in Wort und Wandel; oder hätte nur mein Gewissen kein Gedächtniß?

Und doch bin ich so tief gesunken, daß ein Geschöpf von schlechter Erziehung und noch schlechterm Wandel, ein Geschöpf, welches keinen Anspruch auf Schönheit und Geist machen kann — daß ein gemeines Mädchen, kaum gut genug, rohe Lüstlinge zu fesseln, eine Dirne, auferzogen in den Schulen des Lasters, über mich triumphirt, und das Herz meines Gemahls gewonnen hat!

Ich ging mit schüchterner Ungeduld durch den Garten. Ich suchte Alexis, und fürchtete immer, ihn zu finden. Ich hatte ihm unendlich viel zu erzählen und zu sagen, und war doch verlegen, wie ich ihn anreden sollte.

Und wie ich nun um einen Heckengang bog — da sah ich in einiger Entfernung ihn auf einer Bank sitzen neben — seiner Buhlerin. — Ihre Hände lagen vertraulich in einander. Die Dirne schlug ein gellendes Gelächter auf, und hielt ihm die Hand vor den Mund, als weigere sie sich, seine Zärtlichkeiten oder Scherze zu hören.

Ich stand still, wie vom Strahl des Blitzes getroffen, odemlos, vernichtet. Die Dirne bemerkte mich, sprang auf und wollte davon. Er hielt sie, sah nach mir, und lachte bald eben so ausgelassen, wie sie vorhin. Unterdessen rang sie sich von ihm los,

und lief den Gang hinunter. Er lachte nach wie vor, rief einige Mal: „Euphrosine! Euphrosine, sei keine Närrin!“ und folgte ihr mit behenden Schritten.

Um mich, die da stand erniedrigt, verwirrt, vom Schmerz betäubt, um mich, die ihm gern gefolgt wäre, wie ihn jene floh, um mich, seine Gattin — um mich bekümmerte sich Alexis nicht.

Nun denn, so will ich mich mit meinen zerstörten Hoffnungen verschließen, und mit meiner unendlichen Sehnsucht. Ach, warum bin ich noch so jung; warum sind meine Kräfte noch so eisern — warum findet mich der Tod nicht, er, der so manchen Seligen mitten in der Freude entführt?

---

## Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Breslau, 3. Mai 1715.

Das erwarten Sie nicht, geliebter Bellisle, so bald mich auf der Heimreise nach Frankreich zu wissen! — Mich, der noch seinen letzten Brief mit hohen Schwüren füllte, in Petersburg leben und sterben zu wollen; mich, der Sie noch ersuchte, statt meiner alle häuslichen Angelegenheiten im Vaterlande zu berichtigen. — Ersparen Sie sich die Mühe nun; ich komme selbst. Sie sagen, der größte Theil meines Vermögens sei verloren; Sie trösten mich! — Wahrlich, die Nachricht hat mich wenig betrübt. Ich kann arm sein. Ich verliere nur einige Mittel, die ich zum Besten Anderer angewandt hätte; für mich bedürft' ich dessen Alles nicht.

Ich bin ein Flüchtling, habe den größten Theil meiner Sachen in Petersburg gelassen, und rettete, außer einigem Gelde, nichts als mein Leben. Das also, und Kapitänsrang, ist die ganze Ausbeute mühseliger Jahre, die ich in russischen Diensten verbrachte. Andere thaten weniger als ich, und stiegen von Stufen zu Stufen;

Andere hatten minder Kenntnisse, und brüsten sich mit Ansehen und Reichthümern. Man rühmte meine Talente, benutzte sie, und vergaß mich; man überhäufte mich mit Schmeicheleien, wegen gesellschaftlicher Tugenden; Jeder wollte mein Freund sein, und Keiner war es. Die Menschen sind in sich selbst verliebt, und lieben außer sich keinen Andern. Wer sich für sie aufopfert, heißt ihnen ein nützlicher Thor.

Glauben Sie aber nicht, daß es dieser kleinliche Verdruß wegen Vergessung und Zurücksetzung sei, was jetzt meine ganze Seele füllt. Nein, ich würde mich dessen schämen, und ihn wie einen ekelhaften Flecken vor Ihnen verhüllen. — Ich hoffte von jeher mehr durch Launen des Zufalls, durch ein gefälliges Zusammentreffen holder Umstände, als durch Güte und Tugend der Menschen glücklich zu werden. Wer die Bürger dieser seltsamen Welt nicht anschaut, wie sie sein sollten, sondern wie sie sind, dessen Hoffnungen können nie getäuscht werden. Viele sind ihrer berufen, aber Wenige auserwählt. Jeder liebt das allgemeine Wohl, insofern es sein eigenes nicht schmälert, und dies wird Vaterlandsliebe geheißen; Jeder liebt und dient dem Andern, wenn er Gegendienste erwarten kann; dies heißt in der Sprache des Lebens Freundschaft. Nur Einer steht immer unter Millionen, welcher ohne Rücksicht auf die Meinung der klugen Menge, ohne Rücksicht auf eigenen Verlust und Gewinn, will und handelt wie er soll, und wenn auch Schmach und Armuth und Tod folgten.

Heiliger Enthusiasmus der Tugend, mag die rohe Menschheit dich ewig verkennen, dich, den tausend Dichter, tausend Priester, tausend Philosophen rühmen, obgleich keiner von allen oft Muth genug hat, ihn zu nähren in eigener Brust — ich lebe dir treu! — Ich kann versinken; aber in mir selbst gerechtfertigt, mag mich die Welt verdammen.

Doch zur Sache. Sie sehen wohl, lieber Bellisle, ich bin allzu-bewegt, der Strom brauset; aber noch kennen Sie seine Quelle nicht.

Ich lebte still und froh zu Petersburg. Mein Gepäck war angekommen von Moskau, doch dacht' ich an keine Abreise. Ich wünschte — doch meine Wünsche sind Ihnen kein Geheimniß.

Nur die freundliche Gelegenheit erwartete ich, noch einmal der angebeteten Fürstin mich nähern zu können, ihr sagen zu dürfen, daß ich in ihren Diensten zu leben mein höchstes Glück nennen würde. Aber sie hatte mein vergessen. Umsonst hofft' ich mit jedes Morgens Anbruch, daß er den schönen Tag verkünde, an welchem ich eine Einladung zum großfürstlichen Palast erhalten würde.

So verstrichen Wochen und Monden. Meine Unthätigkeit ward mir zur Last. Noch einmal Dienste beim Czar zu fordern, schämt' ich mich, da er mir die Entlassung hatte ausfertigen lassen. Und doch war es das einzige Mittel, durch welches ich mich in dieser Weltgegend erhalten konnte, die durch Christinens Gegenwart die reizendste des weiten Erdenrundes geworden.

Schon war ich, nach langem innerm Kampfe, entschlossen endlich, bei einer der öffentlichen Audienzen, wo jeder Bittende das Recht hat, dem Czar sich unmittelbar zu nähern, den Monarchen um Wiederaufnahme in sein Heer anzugehen, als der unglücklichste Zufall von der Welt mich aus Rußland und für immer bannte.

Ich war eines Abends beim Obersten Larive zum Schmause in Gesellschaft vieler anderer Offiziere. Nachdem die Speisen abgetragen waren, ward auf gut russisch tapfer gezecht. Jeder sprach nach seinem Sinn, und mancher Muthwille ward geübt. Unter andern lenkte sich auch das Gespräch auf den seit einiger Zeit aus den Bädern zurückgekommenen Großfürsten Alexis. Man redete ziemlich frei von den Ursachen der Spannung, die zwischen ihm und seiner Gemahlin herrschte. Man nahm Partei. Viele vertheidigten den Czarewitz, viele die tugendhafte Christine. Ein

junger roher Russe, Offizier und naher Verwandter des Marschalls Scheremetoff, verfocht das Betragen des Großfürsten, und stieß die gröbsten Verleumdungen gegen Christinens Tugend aus. Die Andern belachten seine tollen Einfälle; das gab ihm Muth, und er ward in seinen Reden gegen die Fürstin noch zehnmal frecher. Als Verwandten Scheremetoffs widersprach ihm Keiner, und wer es wollte, fürchtete sich doch vor den trunkenen Lachern.

Wenn ein elender Mensch ohne Geist und Herz da steht, und mit seinem armseligen Verstand das Erhabene, was er nicht begreifen kann, verspottet; wenn ein unwissender Tropf die Thaten und Entwürfe eines Weisen bekrittelt: dann kann ich auch zu den Lachern treten, oder die Achsel zucken über den ärmlichen Gesellen, der sich selbst an den Pranger stellt. Aber wenn ein Wicht es wagt, mit schadenfrohem Witz, was gut und edel ist, zu lästern; wenn er die Tugend verdächtigen und große Handlungen verkleinern will: dann ist's nicht mehr Verstandesschwäche, die uns zum Lachen reizen kann, dann ist es Bosheit, die unser Herz empören muß. Wer gelassen lächeln kann, wenn ein Bösewicht Tugend verhöhnt; wer gelassen lächeln kann, wenn ein Bösewicht Leidende zum Gegenstand des Gelächters macht — der ist mit ihm verwandt, und selbst Bösewicht.

Ich näherte mich dem Russen, und bat ihn ernst und höflich, daß er sich zähmen möge; daß er nicht vergessen solle, Christine sei die Tochter eines edeln deutschen Fürsten, die Schwester einer Kaiserin, die Schwiegertochter unsers erhabenen Monarchen.

Der Russe, wahrscheinlich einer von den Anhängern des Alexis, die sich durch ihren Haß gegen die Fremden bei ihm einschmeicheln, glaubte hier Gelegenheit zu finden, sich seines Herrn würdig zu bezeigen. Er sah mit höhnischem Blick mich seitwärts an und antwortete mit einer Grobheit, die man nur dem Mann des Pöbels nachsehen kann. Die Andern füllten ihre Becher und lachten aus

voller Kehle über meine unsanfte Abfertigung. Die munterte ihn zu neuen Schmähreden auf. Ich bat ihn, zu schweigen — ich drohte. Alles umsonst. Er schimpfte nur immer ärger; die Andern aber lachten nur immer wilder. Was sollt' ich unter diesen Trunkenen? Ich ergriff Hut und Degen, um mich zu entfernen. Der Elende, stolz auf seinen Sieg, ging mir gegen die Thür nach, und rief, indem er mir einen Fußtritt gab: „So soll man alle Fremdlinge, Glücksritter und Abenteurer aus unserm Lande treiben!“

Ich drehte mich, gab dem unverschämten Laffen eine gellende Ohrfeige, und als er mit mir handgemein werden wollte, schleuderte ich den Wüthenden mit starker Faust zu Boden, daß ihm die Lust verging.

Langsam schritt ich meiner Wohnung zu. Aber noch hatt' ich kaum zweihundert Schritte gethan, als mir der Russe mit bloßem Säbel nachsprang, und mich mit hundert Schimpfreden zum Stillstehen mahnte. Ich machte mich zur Gegenwehr bereit. Der Mond schien hell. In der Ferne blieben einige Andere aus unserer Gesellschaft stehen, um den Verlauf der Dinge abzuwarten. Ich versprach dem Russen Genugthuung zu geben auf den andern Tag, und bat ihn, seinen Rausch zu verschlafen. Eitle Mühe! Er griff mich rasend an; kaum konnt' ich mich vor seinen Säbelhieben decken. Es währte nicht zwei Minuten, so lag er entseelt zu meinen Füßen. Ich beugte mich zu ihm nieder. Er seufzte noch einmal und starb. Ich rief die Andern herbei. Sie trugen ihn zurück. Ich eilte in meine Wohnung, packte das Unentbehrlichste zusammen und verschwand mit Tagesanbruch aus Petersburg, um nicht nach Sibirien zu müssen.

Jetzt, mein Bellisle, wissen Sie Alles. Ich hoffe in wenigen Wochen bei Ihnen zu sein. Hart ist mein Loos, und doch werd' ich's vielleicht einst segnen. Ich habe mich gewöhnt, daran zu glauben, daß jedes Uebel die Quelle eines Wohls, und jede Lust

die Mutter eines Schmerzes sei. Entfernt von der Einzigen, die ich von Allem, was unterm Himmel wohnt, am höchsten ehre, wird mein Herz die ganze Stille wieder gewinnen. Sie aber wird von meiner That und meiner Flucht vielleicht vernehmen, und mein Name wenigstens so glücklich sein, wieder von ihr gehört zu werden.

Leben Sie wohl, mein Bellisle, wir sehen uns bald wieder. Ach, ich habe Ihnen noch Vieles zu sagen; aber es ekelt mich an, Buchstaben zu malen. Ich bin mißvergnügt — erbittert gegen Menschen und Geschick — ich möchte mir eine wilde, große Zerstreuung geben, worin ich mich, wie in einem brausenden Strom, tauchen und Alles — Alles — und mein Selbst vergessen könnte! — Mein elendes, schlechtes Selbst, welches, so tief verwöhnt von Vorurtheilen und Erziehung, immer sein Glück noch in äußern Dingen, nie in sich suchen, und immer Andern Vorwürfe machen will, und nie sich, da es dieselben doch allein verdient.

Leben Sie wohl!

---

## Die Großfürstin an Gräfin Julie.

Ja, Julie, ich will mein Schicksal tragen und deinem Rathe folgen, ob ich gleich nicht die reizende Hoffnung im Hintergrunde der Zukunft sehe, die du mir vorspiegeln willst. Es ist vergebens die Erwartung, daß ich den wilden Sinn meines Gemahls bändige. Er haßt, er verachtet mich; er ist nicht fähig, mich zu verstehen; er ist nicht fähig, mich zu lieben. Sein Wesen ist nun einmal so geformt; er kann seine Natur nicht ablegen.

Aber auch ich, Julie, kann ihn nicht mehr lieben. Er selbst hat zwischen mir und sich die unzerstörbare Scheidewand aufgebaut. Ich werde es als des Himmels schönste Gunst empfahen, wenn mich der Tod von diesem qualvollen Zustand freispricht, oder wenn der

Großfürst einst, zu eigener Macht gestiegen, mich in irgend ein einsames Kloster verstoßen wird.

Daß er die Finnländerin Euphrosine mir vorzog — ich konnte es ertragen. Ich fühlte meinen Werth, und beklagte nur den verirrten Mann. Aber — o daß ich's schreiben muß — Julie, ich bin eine Fürstentochter, ich bin einer edeln Behandlung gewohnt — Julie, er mißhandelt mich, wie eine Sklavin kaum mißhandelt wird von ihrem barbarischen Herrn.

Gestern trat er in mein Kabinet, düster wie gewöhnlich. Ich nahete mich ihm schmeichelnd. Ich hatte mir vorgenommen, ihn zu bewegen, ein Fürwort beim Kaiser, seinem Vater, für den Chevalier d'Aubant einzulegen. Dieser d'Aubant, ein Infanterie-Hauptmann, ist eben der junge Mann, welchen wir einmal im Walde bei Blankenburg fanden, wo wir uns verloren hatten, und der uns auf die Straße zurückführte. Vielleicht erinnerst du dich seiner nicht mehr. Er stand seitdem in russischen Diensten, gerieth vor einigen Tagen mit einem jungen Russen in Händel, der zu Petersburg mächtige Verwandte hat, und erstach ihn in einem Duell. Man behauptet, ich sei unschuldigerweise des Streites Ursache gewesen; der Russe habe schlecht von mir bei einem Trinkgelage geurtheilt, und d'Aubant habe sich meiner mit allzugroßer Heftigkeit angenommen. Genug, d'Aubant ist seit dem Tage unsichtbar geworden. Man vermuthet, er habe sich in Petersburg verborgen; überall wird er aufgesucht; und sollte der Bedauernswürdige ertappt werden, so ist seine Verweisung nach Sibirien unvermeidlich.

Kaum sprach ich den Namen des unglücklichen d'Aubant aus, so warf der Großfürst einen fürchterlichen Blick auf mich, und befahl mir, zu schweigen. Ich gehorchte mit Zittern. Nie hatt' ich ihn so gesehen; nie hat ein Mensch jemals so zu mir geredet.

Ich wollte mich entfernen. „Wohin?“ schrie er, ergriff mich beim Arm und schleuderte mich mitten ins Zimmer zurück: „Ge-

wiß wieder zum Kaiser, um mich bei ihm anzuschwärzen, daß ich seine Vorwürfe überall und vor aller Welt hören muß! Aber, Madame, ich bin dieser Kabalen satt, und verbitte mir's ernstlich und ein= für allemal, daß Sie nicht ferner sich bemühen, den Haß des Kaisers gegen mich zu vermehren."

Ich konnte nicht antworten. Ich schluchzte und streckte meine Arme gegen ihn aus. Er achtete nicht darauf, sondern fuhr fort, mich zu bedrohen. „Wehe Ihnen!" rief er, „wenn es Sie gelüsten sollte, mich beim Kaiser zu verklagen. Ich schwör' es Ihnen, dann werd' ich anders mit Ihnen sprechen."

„Wer aber," erwiederte ich, „wer war boshaft genug, mich bei meinem Gemahl so zu verleumden? Und hätt' ich die gerechtesten Ursachen, zu klagen, so würde dennoch kein Wort wider den Gemahl über meine Lippen gehen."

„O!" schrie er: „Ich weiß Alles! Sie brennen sich nicht rein. Ich habe noch der Freunde mehr, als der Kaiser und seine neuerungssüchtigen Ausländer glauben. Das merken Sie sich. Es werden aber noch einmal andere Tage kommen. Nur Geduld!"

„Ich bitte nur um die einzige Gnade," versetzte ich, „nennen Sie mir diejenigen, welche behaupten, daß ich Sie bei Sr. Majestät angeklagt habe! Bin ich schuldig, so bin ich Ihres Hasses werth; bin ich unschuldig, o so verstoßen Sie die Liebe Ihrer Gemahlin nicht. — Erlauben Sie also, daß ich mich wenigstens vor Ihnen rechtfertige gegen jeden Verdacht!"

Er befahl mir nun wieder, zu schweigen, und wiederholte seine Drohungen mit noch herbern Worten, falls ich dem Kaiser wieder plaudern würde. Thränen verhinderten meine Stimme. Ich konnte nichts, als stumm meine Arme gegen ihn ausbreiten. Ich wollte mich an seine Brust werfen, und an seinem Herzen Zuflucht gegen meine Verleumder suchen. — Er stieß mich mit einer Heftigkeit, mit einem Ungestüm von sich, daß ich zu Boden gestürzt sein würde,

hätte ein vorstehender Sessel es nicht verhindert. Ich schlug aber gegen die Wand mit der Stirn, daß sie verwundet aufschwoll. Der Großfürst achtete nicht auf mich, sondern verließ das Zimmer und schmetterte die Thür wüthend hinter sich zu.

Ich lag lange betäubt im Lehnstuhl; alle meine Sinne waren in dumpfer Thätigkeit, wie in einem Fieber. Erst nach und nach entnebelte sich Alles, und ich übersah das Fürchterliche meines Zustandes. Ein Thränenstrom machte meinem gepreßten Herzen Luft. Ich wollte mich zerstreuen, um meinen Schmerz vor fremden Augen verbergen zu können. Ich ging durchs Zimmer; aber meine Knie sanken unter mir ein. So auf dem Teppich des Fußbodens daliegend, streckte ich meine Hände zum Himmel und flehte den barmherzigen Gott um Rettung an, oder um Kraft, mein Verhängniß muthvoll zu ertragen.

O Julie, wie groß und schön ist die Kraft des Gebets! — Welche Seligkeit liegt schon in dem Gedanken an Gott allein! Wenn weit umher uns Alles verläßt, wenn Menschen ihre Brust verschließen gegen unsere Leiden, wenn jede Hoffnung unter dem Gewittersturm des Lebens zusammenbricht, wenn wir einsam stehen mit unserm Schmerz in der weiten Schöpfung — dann, Julie, ein Blick auf den, der unsern Schmerz versteht, und es ist uns schon geholfen. Er war's, der uns in seine Welt gerufen; er ist's, zu dem allein die gequälte Seele Zuflucht nehmen kann.

Gestärkt erhob ich mich, und muthiger und heiliger, als vorher. Erstorben war in mir nun alle Leidenschaft, und aller Groll um die erlittene Schmach. — Gott klagte ich sie; — dir nenn' ich sie. Aber tröste mich nicht, Julie, denn ich bin schon getröstet!

Ich schellte meinen Kammerfrauen. Sie erschienen. Ich bemerkte, daß sie vor meiner Gestalt erschraken. Ich nannte die Verletzung meiner Stirn eine Folge meiner Unvorsichtigkeit, ließ

allen Besuch verbitten, und nahm, da mir nicht wohl war, nur den Besuch des Arztes an.

Sieh, Julie, so steh' ich nun da – fern von dir, von meinen Aeltern, in einem fremden Lande, ungeliebt von den Russen, gehaßt und mißhandelt von meinem Gemahl, ohne Jemanden, dem ich mich vertrauen darf, ohne Aussicht erträglicher Tage.

Schreibe mir bald. Schildere mir dein Glück. In dem Gemälde deiner Freuden erhebt sich meine Seele wieder; ich vergesse meinen Gram und lebe dann nur in deinem Himmel. O, wie gern würd' ich mit der ärmsten Bäuerin deines Dorfes tauschen, wenn ich nur in Deutschland, nur in deiner Nähe, unter deinem Schutze wohnen könnte!

---

## Der Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Villiers, 25. Juli 1715.

Den Muth nicht verlieren? — O mein Bellisle, wie urtheilen Sie von Ihrem d'Aubant! — Schüchtern im Schoos der Fortuna, aber muthvoll, wenn Muth und Tod gegen uns im Felde liegen! Das ist so mein Wahlspruch.

Nun ja! mein Vermögen ist dahin — rein verflogen, oder vielmehr, ich habe nie Vermögen gehabt! Ich habe gerechnet mit den Gläubigern meines Vaters, Alles ganz ausbezahlt. Güter, Heerden und Fahrhabe, Alles ist verkauft. Der mir bleibende Rest von den glänzenden Herrlichkeiten und Herrschaften meiner Ahnen besteht netto in sechsunddreißigtausend Livres, und kein Sou darüber und darunter. Wenn's mir wohl geht, bring' ich das Kapitälchen zu fünf Prozent unter, und habe dreihundert Thaler jährliches Einkommen; — der ärmste Dorfpfaff hat mehr für seine Messen. Ich begreif' es wohl, es läßt sich damit nicht figuriren —

ich würde wahrlich den Ritter von der traurigen Gestalt machen. — Ich soll meinem Stande gemäß leben, darf kein Handwerk treiben, darf nicht drehen, darf nicht krämern — zu betteln schäm' ich mich.

Ich bin inzwischen lange nicht so froh gewesen, als jetzt. Noch vier Wochen darf ich im väterlichen Hause wohnen, dann zieht der neue Eigenthümer förmlich ein. Er läßt schon jetzt überall ausbessern, sägen, putzen und lärmen in allen Ecken. Dieser neue Eigenthümer ist ein großer, dicker, guter Mann, Namens Maillard, der sich als Kaufmann eine runde Summe zusammenspekulirt hat, und keinen andern Fehler zu haben scheint, als den, daß er weiß, er sei reich, und nun gern den Großmüthigen, den Gönner und Patron spielen will. Er bot mir, auch wenn er eingezogen sein würde, mit recht vornehmem Anstande Wohnung bei sich; ich aber, ungeachtet ich noch nicht weiß, wohin ich mein Haupt legen soll, schlug's natürlich aus. — Arm sein, Bellisle, thut nicht weh; aber Protektionsmienen begüterter Wichte, denen der Himmel das liebe Geld im Schlaf zuschüttete, Protektionsmienen reicher Wichte, die unterm Himmel kein Verdienst haben, als den vollen Kasten — o Bellisle, die schmerzen. Ja, Bellisle, ich wollte mir lieber, wenn ein Zufall meine paar tausend Livres und meine gesunden Gliedmaßen verschlänge, das tägliche Brod von Haus zu Haus bei unsern Bauern zusammenbetteln, als Pensionen von Leuten mit Gönnermienen nehmen.

Was ist's denn mehr? Ich bin arm, aber mir ist's wohl dabei. Was ich bin, ward ich ohne mein Verschulden; was ich werden werde, soll der Zeuge meiner Kraft — eigene Schöpfung sein.

Nicht die Armuth ist's eigentlich, die den meisten Menschen beschwerlich fällt zu tragen, sondern der unbefriedigte Wunsch ihres Ehrgeizes. Sie wollen in höhern Sphären schimmern. Brod und Wasser schmecken so übel nicht, aber darüber ertappt zu werden, das ist den Leuten bitter.

Armuth ist das Element der großen Geister, die Mutter der Weisheit, die Erzieherin der Menschheit, die Erfinderin aller Kunst und Wissenschaft, die kühne Wegweiserin über Ozean und Gebirge, die Priesterin des bessern Lebens. Reichthum erschlafft Leib und Seele, lähmt den Flug des Geistes, erstickt und tödtet ihn mit Sinnenlust, entartet Völker, zeugt unerhörte Krankheiten, unerhörte Begierden, unerhörte Laster.

Der Arme ist reich an Hoffnungen, an Entwürfen; sein Leben fliegt vorüber unter Gedanken und Ahnungen, die der Reiche nicht kennt. Ihm mangelt die Muse, sich selbst zu quälen. Jede Blume, jede Frucht, jeder freundliche Blick ist ihm ein neues Gut. Die karge, selbstverdiente Mahlzeit ist ihm eine Schwelgerei; der süße Schlaf mit goldenen Träumen erfüllt. Armuth führt uns an die Brust der Natur zurück; Reichthum leitet uns zur Unnatur, zum Rangstreit, zur Unempfindlichkeit, zu weibischen Gelüsten.

Sehen Sie, Bellisle, ohne daß ich's wollte, machte ich der Armuth eine Lobrede. Aber mit dieser ist's mein ganzer Ernst. Der Reiche fühlt nur, was er hat, der Arme aber, was er ist. Auch ich empfinde zum erstenmal lebhaft, was ich bin, und dies Gefühl macht mich stolz und froh. Der von der vornehmen Welt so geheißene „Bettelstolz“ ist oft der edelste und ehrwürdigste Stolz, den ein Sterblicher nähren kann. Es ist die richtige Würdigung des wahren und falschen Werths, der wesentlichen und zufälligen Güter — Verachtung todter Titel, bordirter und gefranzter Kittel eitler Gecken, gefüllter Kisten, wohlgemästeter Dümmlinge, und Hochschätzung der stillen Tugend, ohne Glanz — des Verdienstes ohne Prunken — der Weisheit ohne Charlatanerie.

Sie fragen, was ich anfangen werde? — Ich gehe in einigen Wochen nach Paris. Ich zeige mich meinen Verwandten; zeige mich den Ministern. Ich habe einige Kenntnisse, bin erfahren, man kann mich gebrauchen — ich werb' um eine Civil- oder Militär-

stelle, sei die Einnahme auch noch so gering. Ich will mit Brod und Wasser mich begnügen, aber thätig, nützlich sein.

Und wenn's dann manchmal einen trüben Tag gibt — nun dann, Bellisle, seh' ich auf den Abgott meiner Träume — und ich bin wieder froh. Eine Welt, die solch einen Engel bewohnt, muß doch die beste Welt sein.

---

## Die Gräfin Königsmark an Gräfin Julie B.

Petersburg, 2. September 1715.

So traurig immerhin der Anlaß sein mag, wünsch' ich mir doch Glück, den Faden der Bekanntschaft mit Ihnen, Frau Gräfin, anspinnen zu können; mit einem Frauenzimmer, dessen Geist, dessen Seelengüte wenige Ihresgleichen haben müssen, da selbst unsere geliebte Großfürstin Christine nie ohne Bewunderung von Ihnen spricht, und bei der Nennung Ihres Namens selbst auf dem Krankenbett ihre Blicke vom schönen Enthusiasmus der Freundschaft glänzen.

Ja, unsere angebetete Fürstin ist krank. Auf Befehl derselben muß ich die Feder nehmen, um Ihnen dieses und damit die Ursache anzuzeigen, warum unsere gnädige Fürstin Ihre verschiedenen, freundschaftsvollen Briefe nie beantwortet seit einigen Monaten.

Sie hatten das Glück, die Jugendgespielin derselben zu sein; Sie blieben ihre einzige und geliebteste Vertraute. Ich ward nur durch die schrecklichsten Unfälle zum Rang Ihrer Nebenbuhlerin erhoben, oder zum Mittel, die vertraulichen Unterhaltungen unserer erhabenen Freundin mit Ihnen fortzusetzen.

Die unangenehmen Verhältnisse derselben mit ihrem Gemahl, dem Großfürsten Alexis, sind Ihnen nicht mehr unbekannt. Aber schwerlich werden Sie wissen, welche unendliche Aufopferungen die Großfürstin machte, um sich die Huld ihres Gemahls zu erwerben,

mit welcher Engelssanftmuth sie seine unverdiente Härte trug; welche unbeschreibliche Geduld sie seiner unversöhnlichen Grausamkeit entgegensetzte; wie sie ohne Unterlaß immer seine erste Fürsprecherin bei Sr. Majestät dem Kaiser war, wenn dieser dem Sohn mit den Ausbrüchen seines furchtbaren Zorns drohete; wie sie voll rührender Ergebenheit ihren Gemahl mit Wohlgefallen überhäufte, während sie von ihm die kränkendsten Mißhandlungen duldete. Wohl glich sie der Balsamstaude, welche die mörderische Hand noch mit ihren Wohlgerüchen bethaut, von der sie geknickt wird.

Aber jede Liebkosung, jede Thräne, jede Wohlthat blieb fruchtlos, des Czarewitz Herz zu rühren. Geschenke, welche er aus den Händen seiner reizenden Gemahlin empfing, Arbeiten, die sie selbst für ihn in einsamen Stunden geschaffen, gab er in gleicher Stunde an seine Finnländerin, die nicht erröthete, mit den schönen Arbeiten der Großfürstin öffentlich geschmückt zu erscheinen. Feste, die sie ihrem Gemahl zu Ehren veranstaltete, wurden entweder von ihm nicht besucht, oder nur Gelegenheiten, diejenige mit schmerzlichen Kränkungen zu beladen, die Alles einzig und allein für ihn that und war.

Wer die hartnäckige, wilde Denkart des Czarewitz kennt; wer seinen Haß kennt, welchen er theils durch seine vom Kaiser ins Kloster verstoßene Mutter, theils durch diejenigen, welche ihn während der öftern Entfernung des Kaisers umgeben, gegen Alle dessen Unternehmungen einsog; wer da weiß, daß er aus eben der Ursache die schöne und geistvolle Prinzessin von Wolfenbüttel haßte, weil sie ihm von der Hand seines Vaters zugeführt ward — der hofft nicht mehr auf Aussöhnung dieses unglücklichen und erlauchten Ehepaars. Der Czarewitz, täglich in der Gesellschaft verdorbener Menschen, ohne Erziehung, ohne Grundsätze, ohne Kenntnisse — täglich seine Geisteskräfte durch unmäßigen Genuß des Branntweins zerstörend, wird täglich ausgelassener, roher, tyrannischer. Nichts, als seine

nur allzugerechte Furcht vor dem Kaiser, seinem Vater, hält ihn von größern Ausschweifungen zurück.

Unter solchen Verhältnissen bleibt der leidenden Großfürstin keine andere Hoffnung, als durch förmliche Scheidung von ihrem Verfolger getrennt zu werden, oder mit Gelassenheit das qualreichste Leben ihrem Grabe entgegen zu tragen. Der Czarewitz hat es ihr selbst mit schrecklicher Freimüthigkeit gestanden, daß er sie eben so lange verabscheuen würde, als sie seine Gemahlin wäre. Er deutete ihr selbst an, daß er die Trennung dieser Ehe von Herzen wünsche, aber von der Unbiegsamkeit des Kaisers nimmermehr die Einwilligung zu erhalten hoffen dürfte.

Die Großfürstin hatte die Gnade, mir ihr Vertrauen zu widmen. Es sollte ein leiser Versuch gemacht werden, die allfälligen Gesinnungen des Kaisers über die Scheidung zu vernehmen. Ich wandte mich an den Fürsten Menzikoff, um durch diesen Liebling des Monarchen denselben zu erforschen. Die Gelegenheit dazu erschien. Menzikoff warf mit seiner ihm eigenthümlichen Gewandtheit einige verlorne Worte hin. Diese aber reizten den Jähzorn des Czaren in einem so fürchterlichen Grade, daß Menzikoff nie wieder für einen ähnlichen Versuch Muth behielt.

„Wehe dem Alexis!“ rief der Kaiser: „Wenn ich diesen Ungerathenen, diesen Widerspenstigen, diesen Unwürdigen, der täglich tausend Mal des Vaters Herz bricht, wenn ich ihn bisher mit wohlverdienter Strafe schonte, so ist's aus Achtung und Liebe für seine Gemahlin. Weh' ihm, wenn dieser Engel einst ihm fehlt!“

Ungeachtet Menzikoff dem Kaiser feierlich schwor, daß der Gedanke von einer Scheidung nie in die Seele des Großfürsten gekommen, daß es nur eigener Einfall gewesen, schien jener doch den Argwohn beibehalten zu haben. Wenigstens sprach dafür die härtere Begegnung seines Sohnes von jenem Tage an, welche den Großfürsten bis zur Raserei gegen seine Gemahlin erbitterte.

Machen Sie sich nun darauf gefaßt, theuerste Gräfin, noch das Entsetzlichste zu erfahren. Man hat einen Versuch gemacht, die Großfürstin durch Gift aus der Welt zu schaffen.. Zum Glück ist die Frevelthat nicht ganz gelungen. Die Großfürstin hat nur sehr wenig von der vergifteten Suppe genossen; die zufällige Ankunft des kaiserlichen Leibarztes in gleichem Augenblick, da die Fürstin die Wirkungen des Giftes empfand, die Schnelligkeit, mit der er das Uebel entdeckte, und die Kraft seiner Gegenmittel, verhüteten das größte Unglück.

Alles ward mit dem tiefsten Geheimniß behandelt, und soll es bleiben. Die Gesundheit der leidenden Großfürstin kehrt zurück. Vielleicht genießt sie schon in einigen Wochen das Vergnügen, Ihnen selbst wieder schreiben zu können.

Nie erschien an allen Höfen Europens eine liebenswürdigere und unglücklichere Fürstin; nie ein Weib, welches durch Schönheit und Tugend und Geistesgröße des schönsten Menschenlooses werther gewesen, und es minder empfangen hätte, als sie. Ich gestehe Ihnen, daß ich in Verzweiflung bin, und rathlos. Der Kaiser läßt sich nicht einreden, der Großfürst sich nicht verwandeln, und die Unschuldigste, die Edelste unseres Geschlechts wird das Opfer dieser Verhältnisse.

Nicht ein einziges Mal hat der Czarewitz seine Gemahlin, während der Krankheit, eines flüchtigen Besuches gewürdigt; nicht ein einziges Mal den Anstand nur so weit beobachtet, nach ihrem Befinden fragen zu lassen. Denken Sie sich noch dazu, daß die Großfürstin in einigen Monaten ihre abermalige Niederkunft erwartet.

Ich beschwöre Sie, wenn Sie uns vielleicht durch einen glücklichen Gedanken in dieser peinlichen Lage rathen können, säumen Sie nicht. Ich sehe keine Hülfe — diese Heilige wird früher oder später durch namenlose Barbarei zu Grunde gerichtet. — Bereiten

Sie sich daher immerhin vor, einst das Schrecklichste erfahren zu müssen.

---

## Chevalier d'Aubant an L. Bellisle.

Paris, 2. Oktober 1715.

Acht Wochen lang, mein geliebter Bellisle, tret' ich nun schon das Straßenpflaster von Paris; laufe von der Morgenfrühe bis zur Mitternacht; gähne halbe Tage lang in den Vorzimmern der Großen; schreibe unterthänige Vorstellungen und Suppliken; lasse mich mit Hoffnungen und Möglichkeiten, mit Achselzucken und theilnehmenden Mienen abspeisen, bin und bleibe nach wie vor der arme, amtlose Chevalier d'Aubant, und komme keinen Schritt weiter.

Man lobt meine Arbeiten, man findet Talent an mir — und das ist Alles. Kommt's bei einer erledigten Stelle zur Wahl, siehe, da springt ein Anderer rüstig vor, und pflanzt sich hin, wo ich sitzen möchte — und immer ein Anderer, dem ich vielleicht an Kenntnissen, an Thätigkeit, an Güte des Willens gleich, auch wohl zehnmal überlegen wäre.

Ach, ich weiß es wohl, was mir gebricht. Schmücke dich mit Salomons Weisheit, mit des Seraphs Tugend, und vereinige in dir die Gelehrsamkeit aller Akademien, du wirst nichts mehr sein und gelten, als eine kostbare Denkmünze, die aber im Handel und Wandel des Lebens nicht gangbar und bräuchlich ist. Gold ist der Firniß, welcher der Tugend erst Glanz, der Weißheit erst Ansehen gibt. Gold ist die moralische Universaltinktur, unter welcher sich Koth in Perlen, Albernheit in Grazie, Feigheit in Heldenmuth, Kleinigkeitskrämerei in Geistesgröße verändern.

Nun denn, die Universaltinktur fehlt — ich muß mich also ergeben.

„Aber Ihre Verwandten, Ihre Freunde in Paris!“ werden Sie sagen. Ach, lieber Bellisle, diese lieben Leute sind unendlich gütig. Sie laden mich zu ihren Festen ein, wo sie mit ihrem Ueberfluß schimmern können; sie würden ein paar Tausend Thaler in einer einzigen Mahlzeit verschwenden, ohne es sich gereuen zu lassen; aber einen wahrhaften Dienst zu leisten, wo es nur um einfache, schlichte, biedere That zu thun ist — daran denkt keine Seele.

So sind die Menschen; aber wer ändert sie?

Und was nun weiter beginnen? — Ich weiß es nicht. Ich bin so verlassen, daß es mir selbst an Rathgebern fehlt; und guter Rath ist doch das Wohlfeilste in der Welt, womit selbst der Geizhals verschwenderisch sein kann.

Doch nein, ich will nicht ungerecht sein. Mein alter, getreuer Knecht Claude, der mich nie verließ, und den ich nie verlasse, gibt mir alle Tage neuen Rath, und wird nicht müde damit. Bald meint er, ich solle bei irgend einem Regiment Oberster, oder wenn auch nur Hauptmann werden; bald in die Lotterie setzen, bald Mitglied des königlichen Staatsrathes werden, bald eine reiche Wittwe mit zehn Landgütern heirathen.

Heut' — ich hatte kaum meine schmale Mahlzeit beendet — kam er vollen Sprunges gelaufen, und rief: „Herr Hauptmann! gute Nachricht! jetzt wollen wir der ganzen Welt ein Schnippchen schlagen.“

„Daraus wird sich die ganze Welt nichts machen!“ versetzte ich.

„Wollen Sie ein Marquisat, eine Baronie, ein kleines oder großes Fürstenthum?“

„Wenigstens ein großes!“

„Nun gottlob, Herr Hauptmann, daß Sie das nur wollen; so ist uns denn Allen geholfen. Machen Sie mich dann zu Ihrem Minister, oder zu was Sie wollen, denn ich bin Ihnen doch immer

der Nächste gewesen: und einen treuern Menschen finden Sie unter Sonne, Mond und Sternen nicht wieder, als Ihren Claude. Ihre Pferde sollen die prächtigsten sein, tausend Meilen in der Runde. Lassen Sie mich nur dafür sorgen."

„Aber wo ist mein Fürstenthum, Claude?"

„In der neuen Welt, Herr Hauptmann; da — warten Sie — ja, — am Mississippi, in dem großen Königreich Louisiana, nicht weit von Amerika. Alles läuft jetzt dahin. Ich habe mit sechszehn Familien gesprochen heut' an der Wirthstafel; sie kommen weit her; es sind sogar Deutsche und Schweizer darunter. Alles geht nach der Louisiana. Man bekömmt dort so viel Land, als man nur will, ohne einen Sou dafür zu bezahlen; macht sich so viel Sklaven, als man Amerikaner findet, und kann leben, wie ein König."

„Du bist ein Narr, Claude."

„Wahrhaftig aber ein Narr, der nicht mit Gold aufzuwiegen ist. Der Schiffskapitän de Blaizot wohnt in der Straße Richelieu, Nummer 595, im zweiten Stock. Er macht Werbungen für die Louisiana. Bei ihm muß man sich melden. Er hat die Landkarte auf dem Tisch, und theilt Jedem, der zu ihm kommt, Besitzungen darauf aus. Wenn Sie erlauben, geh' ich ohne anders zu ihm, und nehme für uns eine ganze Provinz in Beschlag, da es doch ein Fürstenthum geben soll. Ich bitte Sie, Wasser, Kalk, Waldungen umsonst: es fehlt nichts, so viel Städte frisch aufzubauen, als ganz Frankreich hat — nichts, als der Wille fehlt."

„Den Willen hab' ich wohl."

„Nun, Herr Hauptmann, so haben wir gewonnen Spiel. Bedenken Sie, Herr Hauptmann, was das sagen will, eine ganz neue Welt! noch total neu und nicht zum hundertsten Theil so abgenutzt und verbraucht, wie unsere alte Welt hier zu Lande. In der Erde liegt dort gewiß das baare Gold klumpenweis bei-

sammen; die Bäume sind dort so groß, daß unsere dickste Eiche nur ein Ast an solchem Baum sein würde. Das haben mir die Leute selbst gesagt. Hier kann man sich für sein baares Geld kaum satt essen; das Menschengedränge ist zu groß. Dort sind eigentlich noch wenig Menschen; Alles muß daher spottwohlfeil sein. Mit einem Livre stell' ich dort Bankette an; mit zwei Livres baue ich mir einen Palast, der sich neben den Tuilerien sehen lassen darf. Für einen alten eisernen Nagel geben mir die dummen Wilden einen Kochtopf voll ungeprägter Dukaten; für eine Pfeife Tabak, für ein Stückchen Spiegel bekomm' ich mehr Leibeigene, als ich will. Sie müssen nur wissen, Herr Hauptmann, die Wilden kennen das Alles noch nicht! nur eine alte blinde Fensterscheibe gilt bei ihnen schon für ein Juwel. Aber, wie gesagt, wir müssen eilen, eh' Andere kommen und sie klüger machen. In meinem Leben soll man kein Volk aufklären und gescheidt machen, wenn ehrliche Leute dabei einen Schnitt für sich machen möchten!"

So schwärmte mir Claude eine ganze Stunde lang von den Herrlichkeiten in Louisiana vor, und ich lachte mir fast Kopfweh an. Es ist gewiß, daß Kapitän Blaizot Kolonisten für Louisiana wirbt, und daß die Herren Werber es nicht an Aufschneidereien mangeln lassen, Menschen in ihr ödes Kanaan zu locken.

Für heut' beruhigte ich meinen glückstrunkenen Staatsminister Claude mit dem Versprechen, den Kapitän morgen selbst zu besuchen und mir mein Fürstenthum mit eigenen Augen auszuwählen. Morgen hat Claude aber gewiß schon einen andern Plan.

Und ich, wie er! Der Mensch ist nicht so froh durch das, was er b e s i t z t, sondern durch das, was er h o f f t. Und so bin ich froh, wie ein Gott!

Kümmern Sie sich, geliebter Bellisle, meines Schicksals wegen nicht. Ein gesundes Herz in gesunder Brust, ein freier Geist im freien Körper — diesen gehört die Welt an.

Schon seit Langem fehlen mir von Petersburg alle Nachrichten. Umsonst durchblättere ich alle Zeitungen und suche unter den Artikeln Rußland. Keiner nennt die Nennenswürdigste des Nordens; nur meine Träume erzählen mir. Bald muß sich mein Horizont erhellen. Der Winter rückt heran, ich muß wählen.

---

## Die Großfürstin an Gräfin Julie.

Petersburg, 5. Oktober 1715.

Das erste Opfer meiner wiedergekehrten Kräfte wird dir, geliebte Julie, gebracht — vielleicht auch ist's das letzte; und wär' es, so klage nicht, sondern wünsche deiner Freundin Glück, daß sie bald ihr Ziel errungen.

Die gute Königsmark hat dir meine Krankheit und deren Ursache gemeldet. Du weißt's, daß mir nach dem Leben getrachtet wird — ich aber weiß, daß es mir endlich unmöglich wird, den Nachstellungen meiner Meuchelmörder zu entrinnen. Und wer bürgt mir dafür, daß nicht jetzt schon wieder ein geheimes, langsames Gift durch meine Adern schleicht?

Niemand, als die Königsmark und du und meine bekannten Mörder wissen von dem schrecklichen Ereigniß. Einer meiner Köche ist seitdem unsichtbar geworden. Ich will ihn nicht verfolgen; den Bösewicht verfolgt die Erinnerung seiner That.

Ich fühle das nahe Ziel meiner Laufbahn. Ich sehne mich nach ihm. Ein solches Leben zu verlieren, ist Gewinn.

O Julie, wie umgewandelt ist das Alles, seit wir Beide von einander schieden! Ach, hätt' ich's ahnen können damals, ich wäre im Schoose meiner schönen Heimath gestorben. Ausgerüstet mit Sinn für jede Schönheit der Natur, entzückt von jedem kommenden Frühling, begeistert schon durch jene rührende Schilderungen,

welche Reisende uns von der Majestät der Alpen, von dem Zauberland Italien gaben, sehnt' ich mich mit unaussprechlicher Begier, nur einmal jenen Wundergarten des Erdballs sehen zu dürfen — mein Wunsch blieb unerfüllt. Die willenlose Fürstentochter ward auf ewig in die kalten, traurigen Wildnisse an den entlegensten Enden unsers Welttheils verbannt, wie aus dem Paradiese in das Land, worauf des Schöpfers Zorn haftete. Mit einem Herzen, welches voller Schwesterliebe sich an jedes Wesen schloß, und immer Liebe forderte, verwies das Schicksal mich zu Halbbarbaren, die nur rohe Instinkte kennen, mich nicht verstehen. Ich sehe sie zu Mord und Hader eifrig, und nur vergnügt, wenn berauschende Getränke ihren Verstand verwirren. Noch sind sie von den umherschweifenden Tataren durch nichts geschieden, als daß sie zur Kenntniß eines geringen Theils vom Luxus des gebildeten Europa's gelangt sind. — Könnt' ich Beherrscherin dieser Wälder sein, ich zöge den Stand der ärmsten Unterthanen im freundlichen Deutschland vor.

---

Ich mußte abbrechen. Meine Kräfte verließen mich. Aber ich nehme die Feder wieder, theuerste Julie, um dir das Lebewohl zu sagen. Dies Blatt soll dir der stumme Zeuge meiner Treue sein, die mein Herz an dich knüpft, bis der Tod es bricht. Wohl ist's der Zeuge — nur ein letztes unverständliches Stammeln — Zeuge meines Absterbens, daß ich selbst davor erschrecken möchte. Denn in mir glühen noch tausend Gefühle; ich möchte sie dir noch nennen; aber ich bin gelähmt. Ich streue nur todte, kalte Worte auf dies heilige Blatt. Es ist mein Winter da So steht die ewige Sonne in sich glühend, dunkel schimmernd hinter falben Dezemberwolken; statt der erwärmenden Strahlen vom Himmel streut sie Schneeflocken auf die erkaltende Welt.

Glaube mir, Julie, ungeachtet meiner Jugend scheid' ich ohne Kummer von der Lebensbühne, wo ich überall Dornen fand, Mißtöne hörte. Ich klage nicht mit diesen Worten den Schöpfer an, sondern die Thorheit der Menschen, welche die Ordnung der Schöpfung verwirren. Aber diese Thorheit, ist sie nicht wieder eine traurige Nothwendigkeit in der Natur? Führt der Weg zur Wahrheit nicht immer erst durch das Labyrinth des Irrthums? War's nicht Werk und Willen der Natur, daß der Mensch unermüdlich sein mußte, sein Glück zu erweitern; und war's beim Mangel seiner Erfahrungen seine Schuld, wenn er unter den Mitteln falsch wählte?

Der Mensch, im Stande der Natur, ohne Entwickelung seiner schlummernden Kräfte, Begierden und Leidenschaften, nur noch Thier mit wenigen Erinnerungen und wenigen Hoffnungen — und der Mensch in seiner höchsten Vollendung, wo er mit gebildetem Geist, unermeßlichen Kenntnissen und erhabenen Gefühlen die einfachen Gesetze der Natur wieder lieb gewinnt, und den Despotismus zerstört hat, welchen die gesetzgebende Leidenschaft übte — nur die sind glücklich. Alles, was zwischen diesen beiden wandelt, die ungeheure Masse der Halbwilden — und von den Ufern des Tajo bis zum Ladoga, seh' ich nur diese Halbwilden — ist elend durch Verwirrungen, durch Unnatürlichkeiten, durch Widersprüche seiner Begierden und Ordnungen mit den unbeugsamen Geboten der Natur.

Ach, Julie, vielleicht verstehst du mich nur kaum. Ich deute aus der Ferne nur bloß auf meine Todeswunden.

Erhebe dich mit mir über das rege Getümmel der armen Sterblichen, und beobachte ihr Wirken und Treiben! Was erblickst du? — Sieh', überall Seufzer, überall Thränen, überall Sorge und Kummer! Wie sind der Glücklichen so wenig! Sie leben nur einzeln und einsam, und hüten sich wohl, der Berührungspunkte mit der Welt zu viel zu haben.

Darin ist Alles nur Eine Stimme, daß der Glücklichen wenige sind; ja, die Leidenden kennen sogar die Ursache ihres Elends. Aber wer wagt den großen moralischen Aufruhr, welcher die Welt von ihrem Jammer befreit? Wer hat Muth genug, die Fesseln abzuwerfen, die ihn hindern, einzutreten in sein Paradies? Wer kündet dem grauen, allmächtigen Vorurtheil Krieg an, und stiftet Versöhnung des entarteten Menschengeschlechts mit der Natur?

Mustere die selbstgeschaffenen Verfassungen und Ordnungen der Sterblichen — sind es nicht Werke der vernunftwidrigen Begierden? — Mustere ihre Heiligthümer, vor denen sie anbetend knien: sind es nicht wahnwitzige Vorurtheile?

Um ihren Göttern angenehm zu sein, trennen sich Männer und Weiber, entsagen sie mit blutenden Herzen den heiligsten und schönsten Gefühlen; verdammen sie sich in Klöster zu ewigen Kerkern, zu Arbeiten, welche weder dem Himmel frommen, noch der Erde, und die Mächtigen des Erdballs schirmen die Barbarei, vor der der rohe Naturmensch, wie der vollendete Weise schaudert — und nennen es ein heiliges, gottgefälliges Leben.

Andere, um sich Wohnungen in den Gefilden einer bessern Welt zu bereiten, bezeichnen ihre Bahn zum ewigen Leben mit Strömen Brüderbluts. Den Dolch in der Faust und Gott auf den Lippen, verfolgen sie den Mitbürger, der ihren Glauben oder ihre Hirngespinnste nicht theilen will. Selbst da, wo Völker sanftere Sitten angenommen haben, und Religionskriege verabscheuen, erröthen sie nicht, mit christlichem Erbarmen Andersgläubige zu hassen, und sie von den Rechten der bürgerlichen Gesellschaft auszuschließen, so weit ihr Arm reicht.

Ein unersättlicher Ehrgeiz erfand die erblichen Vorrechte und Nachtheile der Geburt. — Menschen, aus gleichem Stoff gebildet, in gleiches Vaterland gestellt, zu gleichem Wohl und Weh erkoren, trennen sich in ihrem Wahnsinn, wie Wesen fremder Art,

und verachten und verehren sich, als könnte es nun nicht anders sein. Der Edelmann blickt mitleidig auf den Bürger, der Graf auf den Edelmann, der kleine Fürst auf den Grafen, der König auf den Fürsten herab, und jeder nennt es Entweihung, sich mit demjenigen zu verbrüdern, an dessen Wiege weniger Titel hingen. Und die Königin und die Bäuerin, und der Taglöhner und der Kaiser nennen sie doch Alle Kinder Gottes, und vor ihm gleich, und modern im Grabe auf gleiche Weise und lassen Alle ihre Titel über dem Aschenhügel zurück.

So durch unzählige Schranken, bald durch Meinungssätze, bald durch Reichthum und Armuth, bald durch selbstgeschaffene Vorstellungen von Ehre und Schande, bald durch weiße und schwarze Farbe der Haut, ist das Menschengeschlecht von einander geschieden, vereinzelt, ohne Liebe, ohne Freuden, stets im Widerspruch, immer wilder entartend.

O, meine Julie, du begreiffst nicht, was und warum ich dir dies sage! — Aber lies es, und lies es wieder, und vielleicht steigt dir aus den Trümmern dieser Gedanken eine schöne Ahnung entgegen, wie ein Geist aus dem Grabe, der dich einst tröstet, und dir die Thränen vom Auge trocknet, die ich dir nicht trocknen darf.

---

Wenn ich nur einmal, ach! Julie! nur noch einmal dich sehen könnte! — Es ist mein letzter Wunsch, den keine Hoffnung krönt. Ich wollte meine bleichen Wangen an dein Herz legen, und mit dem Gedanken an die schönen Tage meiner Kindheit sterben, und übergehen zur neuen Kindheit des zweiten Lebens. —

Weine nicht, meine Einzige! — Früher oder später, wenn die Gewalt des Himmels nicht meinen Willen bricht, werde ich wieder vor dir erscheinen — nicht ich selbst, aber mein Geist! Er soll zu dir reden, ach! und vielleicht werd' ich deine Erwiederungen ver-

nehmen! — Zweifle immerhin an dieser Geistererscheinung; aber einst will ich dich meines Wortes erinnern.

Leb' wohl! — vergiß deiner Freundin nicht. Der Gedanke an deine Liebe soll mir den letzten, schweren Kampf erleichtern, und in einem seligern Leben zu den ersten meiner Freuden gehören.

Leb' wohl! — Immer werf' ich das Blatt hin, immer nehm' ich es wieder, und die Macht meines Schmerzes hindert mich, dir, was ich leide, zu sagen. Liebe mich ewig! — Geister werden nicht getrennt.

Noch eins, geliebte Julie, muß ich dir sagen. Betrachte, was ich dir anvertraue, als ein heiliges Vermächtniß deiner Freundin. — Es sind nun . . . . .

---

## Die Gräfin Königsmark an Gräfin Julie.

Petersburg, 9. November 1715.

Wenn ich, was schon ganz Europa durch Trauerboten und Zeitungen erfahren hat, Ihnen erst jetzt melde, meine theuerste Frau Gräfin — o, so verzeihen Sie es meinem traurigen Gemüthszustande, meiner Verwirrung, meinem unermeßlichen Schmerze. Ich will Ihnen weder diesen schildern, noch Sie trösten. Die hochselige Fürstin, die wie eine Heilige lebte, wie eine Heilige starb, und schon längst von den Vorgefühlen ihres Todes umgeben war — sie ist wohl des Opfers unserer Thränen werth. Nur einige nähere Umstände ihres Todes, dessen Zeuge ich war, darf ich Ihnen nicht verschweigen.

Am zweiundzwanzigsten Oktober ward ich zur verewigten Großfürstin gerufen. Ihre längst erwartete Niederkunft war schon geschehen. Sie hatte einen Prinzen geboren, der in der Taufe den

Namen Peter, und den Titel eines Großfürsten empfing. Die Nachricht von dieser Geburt erfüllte ganz Petersburg mit Freude. Nie sah man seine Majestät den Kaiser so vergnügt. Nur ein einziger Mensch mischte seine Stimme nicht in den allgemeinen Jubel, und dieser einzige Gefühllose war, o Sie errathen ihn wohl.

Aber diese öffentliche Freude ward bald durch die Nachricht vom Uebelbefinden der Großfürstin getrübt. Sie ward das Opfer ihrer langen Leiden. Als sie die Annäherung ihres Todes empfand, verlangte sie nur noch den Czar zu sehen. Sie dankte ihm für seine väterliche Huld, nahm auf ewig Abschied von ihm und ihren Kindern, die sie mit Thränen benetzte. Sie empfahl Beide dem Kaiser und übergab sie dann dem Czarewitz, ihrem Gemahl. Dieser nahm die Kinder mit sich in sein Gemach, und kehrte nicht mehr zu seiner sterbenden Gemahlin zurück, verlangte sogar nicht einmal Nachricht von ihrem Befinden, sondern begab sich auf eins seiner Landhäuser.

Die Aerzte wollten die Fürstin noch überreden, einige Arznei zu nehmen; sie aber rief mit heftiger Bewegung: „Beunruhigt mich nicht länger! Laßt mich in Ruhe sterben; ich habe keine Ursache mehr zu leben!“

Sie gab ihren Geist auf am ersten November. Auf ihr ausdrückliches Verlangen wurde ihr Leichnam nicht geöffnet und einbalsamirt, sondern in aller Stille begraben. *) Eben dies befahl auch ihr Gemahl, der Großfürst, welchem der Todesfall durch Eilboten gemeldet worden war. Am siebenten November wurde die Todtenfeier in der Hauptkirche begangen, mit all' dem Pomp und den Ehrenbezeugungen, welche ihrem erhabenen Range gebührten.

*) Diese Nachrichten vom Tode der Prinzessin von Wolfenbüttel, Gemahlin des Czarewitz, stimmen wörtlich überein mit denjenigen, welche Peter Heinrich Bruce erzählt hat.

Der schreckliche Tag, an welchem ihr Gemahl sie mit Schlägen und Fußtritten so abscheulich mißhandelte, und sie ohnmächtig und im Blute schwimmend verlassen hatte — ich weiß nicht, ob Ihnen die Hochselige jemals von solchen Ereignissen, die leider öfters geschahen, geschrieben hat — und jener Vergiftungsversuch, welcher nur durch ihre Jugendkraft und die schnelle Hilfe der Aerzte vereitelt ward, haben ohne Zweifel den größten Anlaß zu ihrem frühen Tode gegeben. Sie war kaum einundzwanzig Jahre alt!

Ich enthalte mich aller Anmerkungen über diese Begebenheiten, durch welche die Tochter eines der edelsten Fürstenhäuser von Deutschland der Brutalität eines Unmenschen preisgegeben, und eine Prinzessin von den seltensten Vorzügen des Geistes und des Herzens, mit deren Schönheit und deren Tugenden keine an allen europäischen Höfen wetteifern durfte, unverzeihlich grausam hingerichtet ward.

O wie elend ist das häusliche Leben der Großen, während, vom Glanz des Aeußern geblendet, die Menge des unwissenden Volks sie, wie beneidenswürdige Halbgötter, anstaunt! — Welche Verbrechen muß oft der Purpur bedecken, welchen Abscheulichkeiten dient oft die fürstliche Krone zum Schilde gegen das rächende Urtheil der Welt! — Könnte das Auge eines frommen Bettlers in die schwarzen Geheimnisse manches Mächtigen Hauses dringen, er würde schaudernd sich zu seinen verschimmelten Brodrinden wenden, und mit dankbarem Blicke seinen Bettelstab segnen!

Unter den nachgelassenen Papieren der seligen Großfürstin fand ich noch einen langen, unvollendeten Brief, den sie bei ihrem Leben für Sie, meine theuerste Frau Gräfin, bestimmt hatte. Ich lege ihn, als ein köstliches Denkmal der treuen Liebe, diesem Schreiben bei.

Wir wollen mit Wehmuth das Andenken der erhabenen Dulderin ehren, und über ihrem Grabe den Bund der Freundschaft schließen.

---

## Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Paris, 7. November 1715.

Wie sehr, geliebter Bellisle, rührt mich Ihre beispiellose Freundschaft! — Wahrlich, eine That, wie die Ihrige, gehört heutiges Tages zu den schönen Fabeln! — Sie treten mir und meinen möglichen Nachkommen die Hälfte Ihres großen Vermögens ab; schenken mir das prächtige Landgut bei Bordeaux, das Ihnen die letzte Erbschaft zuwarf, und fordern für dies Alles nichts als meine Einwilligung.

Ich konnte, denn ich war allzubewegt, ich konnte mich nicht enthalten, Ihren Brief, die köstliche Urkunde menschlicher Herzensgüte, einigen meiner Verwandten vorzulesen. — Alle waren — nicht gerührt, sondern erstaunt. Sie wünschten mir Glück. „Hat der Mann Kinder?“ fragten Andere. „Allerdings, und zwar einen Sohn und eine Tochter!“ erwiederte ich. Nun war die Verwunderung noch größer. Ein alter, kinderloser, sehr begüterter Herr Vetter schüttelte bei dem Allem den Kopf, als dürfte er dem Mährchen nicht trauen. Er fragte hundert Dinge über Sie, und all' die hundert Dinge, wie ich endlich merkte, zielten zuletzt nur dahin, um zu erfahren, ob Sie nicht dann und wann von Geistesschwäche und Blödigkeit des Verstandes litten.

Sehen Sie, mein Bellisle, so unglaublich ist Ihre That den gewöhnlichen Menschen. Alle diese Leute bilden sich auch ein, zu wissen, was Freundschaft sei. Es gibt unter ihnen einige Herren, welche poetische Sachen gelesen haben mögen, und die sich sogar über den Mangel wahrer Freunde, und die Abwesenheit zarter und großer Empfindungen bei den Menschen beklagen. Aber daß sie irgend einen, der ihnen lieb ist, beobachten sollten, ob und wo er leide; daß sie einen Theil ihres Vermögens, nur einen geringen, daran wenden sollten, den, so sie lieben, in glücklichere Verhält-

nisse zu setzen, das fällt diesen zarten, erhabenen Seelen weder wachend noch schlafend ein. Sie schreiben Ihnen die gefühlvollsten Episteln, sie schwören Ihnen Treue in Noth und Tod; sie heißen jeden ihren eigenen Feind, der Sie zu kränken wagt; sie vermessen sich, in den feierlichsten Ausdrücken, ihr Blut für Sie hinzugeben, wenn die Noth es begehrt; sie wollen ihres eigenen Lebens nicht achten, wenn es darauf ankömmt, Sie glücklich zu machen. — Aber, mein Lieber, nur kein Geld müssen Sie erwarten, und wenn ein paar hundert Louisd'or von der Hölle und vom Tode loskaufen könnten! — Alle bilden sich auch gutmüthig genug ein, wirkliche Freunde zu sein, und wahre Freunde zu haben: es erinnert sich aber wahrlich keiner von ihnen, weder eine große Freundesthat gethan, noch empfangen zu haben.

Doch kein Wort mehr von diesen armen Sündern, die, wenn sie Geschichte edler Freunde in einem Buche lesen, oder auf der Bühne dargestellt sehen, entzückt die Hände zerklatschen, oder sich wehmuthsvoll die Augen roth greinen; in der Wirklichkeit aber nicht den hundertsten Theil ihrer Habe an die Erhaltung eines treuen Herzens wenden möchten.

Ja, mein geliebter Bellisle, ich danke Ihnen. Ihr Geschenk ist mehr werth, wenigstens achte ich es höher, als wenn Sie selbst für mich das Leben geopfert hätten. Deuten Sie meine Worte nicht übel. Man wird weit leichter Menschen finden, die, hingerissen von einer schönen Schwärmerei gegenseitiger Zuneigung, ihr Leben für einander lassen, als eine Zahl solcher, die ihr Hab und Gut, oder auch nur einen namhaften Theil desselben, einem Freunde schenkten. Aller Enthusiasmus, und wenn eine seiner geheimen Quellen selbst nur Eigenliebe gewesen wäre, vergißt bald seines dunkeln Ursprungs und vernichtet die kriechende, gefräßige Selbstsucht. Hingegen beim Geldzählen will kaltes Blut sein; da hat der Egoismus wieder sein Wort, und er wörtelt und kalkulirt

so lange, bis die schon dem Freunde gewidmeten Geldsäcke in den heimathlichen Kasten zurückkehren. Dann besinnt sich der zärtliche Freund auf irgend eine poetische Tirade; weint auch, wenn es nicht zu vermeiden ist, eine bittere Thräne der Wehmuth an Ihrer Brust, und klagt die Grausamkeit des unerbittlichen Verhängnisses an.

Und nun, geliebter Bellisle, am Schluß meines ewigen Geschwätzes noch eine Bitte. Ihre Güte enthob mich aller Nahrungssorgen, und setzte mich in den Stand, meinem Range, meinen Verhältnissen gemäß, sogar mit einigem Aufwand, leben zu können. Aber ich würde im Besitz dieses Geschenks minder glücklich sein, als ich's jetzt bin — erlauben Sie daher, daß ich's Ihnen zurückgebe, ohne Gebrauch davon zu machen. Ich behalte nichts, als die ewige Verbindlichkeit, Ihnen dankbar zu sein — ach! daß ich's sein könnte.

Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihre Gabe zurückweise. Wenn das Bedürfniß mich drückte, ich würde ohne Zaudern mich an Sie wenden, und fordern: ich würde Ihr Eigenthum als einen Theil des meinigen ansehen, so wie ich nichts besitze, was nicht Ihnen gehört.

Aber ich wandle noch unter den Blüthen meines Lebens; ich fühle meine Kraft, und ich bin noch nicht aller Mittel beraubt, mir so viel zu erwerben, als ich für die Kummerlosigkeit späterer Jahre bedarf. — Und ein Bäumchen von unserer eigenen Hand gepflanzt, gewährt uns höheres Vergnügen, als ein ganzer Wald, den uns der Zufall schenkte.

Und — warum soll ich's Ihnen verbergen! — Ich liebe Sie zu sehr, als daß ich's ertragen könnte, von Ihnen in den schönsten Beweisen der Freundschaft überwunden worden zu sein. Ich fürchte, Sie weniger lieben zu können, wenn ich Sie als meinen Wohlthäter ehren muß. Nichts darf unser Gleichgewicht stören, keiner erhaben über den andern stehen, wenn wir nicht die zarten Gefühle verändern wollen, welche bisher unsere Herzen erwärmten.

Und nun noch ein seltsames Abenteuer!

Vorgestern, als ich durch den Hof des Louvre ging — es war schon spät und Dämmerung — zog mich ein Bekannter mit sich zu einem benachbarten Billard.

Ich fand großes Gewühl. In allen Zimmern waren die Spieltische besetzt. Ich ging von einem zum andern.

„Kennen Sie den Rothrock da?“ fragte mein Bekannter, und deutete verstohlen auf die Seite. Es stand nicht weit von mir ein kleiner, breitschultriger Mann, in scharlachenem Ueberrock, dessen Farbe zu den pechschwarzen, ungepuderten Haaren, und dem bleichen, starkknochigen Gesicht grell abstach. Er sah den Spielern gelassen in die Karte.

„Ich kenne ihn nicht!“ gab ich zur Antwort.

„Er verläßt Sie mit seinen Augen nicht!“ sagte mein Bekannter.

Ich achtete dessen nicht weiter, ließ mir Punsch geben, und trat ins Nebenzimmer. Da fand ich den Rothrock wieder, und bemerkte wirklich, daß er mich von Zeit zu Zeit scharf mit seinen vorragenden großen Augen anblickte. Mir behagte weder der Mensch, noch sein Blick. Ich eilte in den Saal zum Billard; der Rothrock war auch da. Ich stellte mich vors Kaminfeuer. Mein widerlicher Beobachter pflanzte sich neben mich. Ich spann ein Gespräch mit ihm an; seine Sprache verrieth ihn als einen Fremdling. Ich würde ihn der Aussprache nach für einen Engländer gehalten haben, wenn er nicht so ein widriges Zigeunergesicht gehabt hätte. Er antwortete mir meistens sehr einsilbig. Nach einer Weile zog er plötzlich die Uhr hervor, drehte sich zu mir, und sagte: „Die Gemahlin des Czarewitz, die Prinzessin von Wolfenbüttel, ist gestorben!“ — Ich erstarrte, indem er diese Worte sprach. Er wandte sich von mir. Ich suchte ihn in dem Gewühl. Er war verstoben. Auch hatte ihn keiner gekannt, von Allen, so gegenwärtig waren; jeder sagte, er habe ihn diesen Abend zum ersten Mal gesehen.

Ich eilte sogleich zum Sekretär der russischen Gesandtschaft, den ich wohl kannte. Ich theilte ihm, noch zitternd vor Schreck, die entsetzliche Neuigkeit mit; ich fragte um Bestätigung oder Grundlosigkeit. Er lächelte und sagte: „Die letzten Kurriere melden das Wohlbefinden der Prinzessin von Wolfenbüttel, und daß ihre Niederkunft täglich erwartet werde.“

O! ich war selig bei diesen Worten, wie ein Gott. Was konnte auch der Rothkittel für eine Absicht haben, mir das abscheuliche Mährchen aufzubürden? Und wenn er mich, wie es doch sein muß, gekannt hätte, wie wußte er um das Geheimniß meiner Brust, und was ich für die göttliche Christine empfinde?

Doch der fade Spaß ist schon vergessen. Ich wünsche Ihnen, solche Zigeuner selbst nicht im Traum zu sehen.

---

## Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Paris, 18. Dezember 1715.

Wenn keiner Ihrer lieben Briefe seit sechs Wochen von mir beantwortet wurde, o so verzeihen Sie mir — ich gehörte mir selbst nicht an; — war Beute eines grenzenlosen Schmerzes, welcher mir endlich mit wohlthätiger Gewalt das Bewußtsein raubte. Ich rang mit fürchterlichen Fiebern. Heute ist's der dritte Tag, daß ich das Bett auf einige Stunden verlassen darf. Mit matter, zitternder Hand kann ich Ihnen meine Genesung melden. Dank sei es dem braven Arzt, der mit mir im gleichen Hause wohnt, und dem Beistand meines treuen Claude.

Sie lebt nicht mehr! O, Bellisle! die Einzige, die Göttlichste unter den Weibern — sie lebt nicht mehr.

Tadeln Sie nicht meinen unmäßigen Schmerz; — nur wenn ich mich ihm ganz überlasse, ist's mir erträglicher.

Ich mag, ich kann Ihnen nicht erzählen, wie ich litt, seit ich die unglückliche Zeitung in die Hand nahm, und die ausführliche Nachricht vom Tode der Großfürstin las; wie ich an Claude's Arm bewußtlos über die Straße nach meiner Wohnung zurücktaumelte, wie ich da entkräftet zusammensank und bald alle Besinnung verlor.

Seit ich Christinen in ihren väterlichen Hainen zum ersten Mal gesehen, lebte ich, athmete ich nur für sie. In meinem Wesen war eine wunderbare Veränderung ergangen; die ganze Welt war mir um dieses ihres schönen Schmuckes willen reizender geworden, und jede Erscheinung der Natur bedeutungsvoller.

Sie mir zu denken in der Glorie unaussprechlichen Liebreizes, sie mir gegenwärtig zu denken bei den wichtigern Augenblicken meines Lebens, im Hintergrunde aller meiner Träume auch den beseligendsten schimmern zu sehen, einst wieder in Deutschland oder Rußland mich ihrem Hofe nahen, in ihren Diensten leben zu dürfen, — das war mir Alles Bedürfniß geworden, und Bedingung meines Handelns und Denkens, wie das Leben selbst.

Liebe — was man nur im Umgang mit Weibern Liebe heißt — war meine Empfindung nicht. Es war ein unendliches Entzücken in der Erinnerung des Heiligsten und Schönsten, was je in den Wunderkreis der Schöpfung trat.

Und nun mußt' ich alle meine Hoffnungen so plötzlich auslöschen, und an das Bild meiner Heiligen den Gedanken an das Vergängliche knüpfen, an Tod, an Verwesung . . .

Ach, Bellisle! die große Verwandlung mit mir ist geschehen. Hinter mir liegt verschwebend der Lenz meines Daseins, und vor mir der ewige Winter. Glanz und Anmuth sind aus der Natur; ich lebe für nichts mehr, als für den verzögernden Tod.

Daß ich diese Stunde und diesen Zustand erfahren mußte! daß meine Täuschungen von mir gerissen wurden, wie ein Schleier, der mir meine und des Lebens Elendigkeit bisher so wohlthätig ver-

barg! — Die Schöpfung mit ihren Herrlichkeiten ist ein entsetzliches Gähren, welches Geburten neben Geburten aufwirft, wie einen flüchtigen Schaum, der in sich selbst zusammenfällt. Wo hast du, Natur, im weiten Reiche deiner Geheimnisse einen einzigen Balsam für die ewige Wunde eines Herzens, das du selbst so fühlend schufst? Warum riefst du meinen Namen in die dunkle Welt todter Stoffe und Keime herein, und mich aus dem stillen, bewußtlosen Nichts lebend hervor? Kannst du einen einzigen Schmerz, den wir dulden müssen, mit deinen tausend Freuden bezahlen? — Furchtbare, eherne Despotie der Natur, die, weil sie es will, uns zu leben befiehlt, statt nicht zu sein; zwischen Dornen und Rosen uns wirft, und uns tödtet, wenn sie es will.

---

Paris, 3. Januar 1716.

Es kann sein, lieber Bellisle, wie Sie sagen, daß mein letzter Brief noch sehr fieberhaften Puls hat. — Ihre gute Laune ist unüberwindlich! Ihre Einfälle beleben die meinigen wieder. Ich will Alles versuchen, mich in meine ehemalige Heiterkeit zurückzukünsteln; ich will mich mit Gewalt in Täuschungen werfen, und den Rest meines Lebens, wie in einem Rausch, verbringen; denn wahrlich, nüchtern ist dies armselige Dasein nicht werth, genossen zu werden. Das fühlen alle Menschen, sobald sie dem verworrenen, nebelhaften Kindesalter entwachsen sind, und deutlicher zu sehen und zu denken beginnen. Woher entspräche auch sonst wohl der Hang der Nationen, durch Wein und Trauben und Palmen, durch Biere, gebrannte Wasser, Opiate und betäubende Tabakspflanzen ihre Sinne auf längere und kürzere Zeit zu verwirren? Es muß doch eine sehr allgemein empfundene Wollust sein, die Welt, diese langweilige Prosa, nicht zu genießen, wie sie uns aufgetischt ward.

Europa gefällt mir nicht; ich suche mir einen neuen Welttheil zur Wohnung; auch wär' es mir gleichgültig, wenn ich der neue Robinson eines unbewohnten Eilandes würde. Was ist am Ende daran gelegen, wohin mein Staub fällt! Ich lebe; und eine Zeit wird kommen, wo ich nicht mehr bin.

Sie werden sagen: „Aendere dich, aber nicht den Welttheil!“ Der alte Gemeinspruch hat an mir sein Recht verloren. Ich bin frei; warum soll ich bei Schlafenden wohnen, wenn ich wachen, bei läppischen Buben, wenn ich ernst sein will? Mich ekelt Europa mit seiner halben Kultur an. Ich will unter Weisen, oder einfältigen Kindern der Natur leben; beide sind gleich liebenswürdig, weil sie einfach, wahrhaft, ungeziert einhergehen. Die Völker unsers Welttheils stehen noch in den Knabenschuhen, und sind linkisch, widerspruchsvoll, und reich an unreifer Schulweisheit, wie Knaben. Jeder *scheint*, Niemand ist.

Mein Handel mit dem Schiffskapitän de Blaizot ist im Reinen. Ich verlasse Europa und gehe in die *Louisiana*. An den schönen Ufern des Mississippi will ich meine Wohnung bauen, und Oberhaupt einer kleinen Kolonie werden, die mich zu ihrem Führer gewählt hat. Es sind sechs Handwerksleute, welche auf eigene Kosten nach Nordamerika gehen wollen; diese treten in meine Dienste. Schon habe ich ansehnliche Bestellungen in Bordeaux zum Ankauf von allerlei Samen, Vieh, Acker- und Hausgeräth gemacht. Künftigen Monat reise ich von Paris ab, und im März schiffen wir uns ein.

Glauben Sie nicht, daß ich, wie tausend Andere, dahin eile, um Schätze von edeln Metallen zu sammeln, die *Ponce de Leon* dort gefunden haben soll. Mögen sie für mich in Frieden ruhen noch manches Jahrtausend; ich werde ihretwillen keines Indianers Ruhe stören. Keine Leidenschaft, außer derjenigen, welche Religionseifer zeugt, ist so fürchterlich, Alles verheerend, ist grausamer

in ihren Mitteln, nichtiger in ihren Zwecken, als der Durst nach Gold. Millionen Menschen wurden ihre Schlachtopfer; Millionen zogen über entlegene Meere und verdarben elend in den Wüsten fremder Welttheile unter ihren Hoffnungen. Die Unglücklichen! Und wenn sie nun Haufen Goldes zusammengescharrt und nach Europa zurückgeschleppt hätten, wären sie froher, glücklicher, reicher gewesen? Konnten sie mehr," als ihren Hunger stillen, sich in Kleider hüllen gegen Frost und Hitze, und sanft schlafen? — Was ist eine Tonne Goldes neben einem siechen Körper? Was ist ein ganzes Potosi neben einem krankenden Herzen?

Nein, darum verlasse ich den vaterländischen Boden nicht. Ich sehne mich nach einem schönern Leben. Ich will der Stifter einer glücklichen Gesellschaft werden, welche durch Arbeitsamkeit blühend, durch Unterricht weise, durch bürgerliche und religiöse Freiheit kraftvoll und beneidenswürdig sein soll. Ich werde mich tief in das Innere des Landes ziehen, von den Pflanzstätten habsüchtiger Europäer und von den beunruhigten Meeresküsten fern. Ich werde Verträge mit meinen indianischen Nachbarn schließen, und unsere einfachen Bündnisse sollen heiliger sein, als die ewigen Frieden arglistiger Politik der Europäer.

---

Sivray, 20. Februar 1716.

An den reizenden Ufern der Charente, schon neunzig Stunden von Paris entfernt, schreib' ich Ihnen. Die ersten Blumen des jungen Frühlings sollen mich vom Boden fremder Inseln anlächeln; nichts wird mich zurückhalten, wäre auch ganz Frankreich voller Zauberei, wie eine Feenwelt.

Vielleicht erstaunen Sie, Geliebter, mich entfernt von der gewöhnlichen Straße in einem armen, unbedeutenden Städtchen rasten

zu sehen. Sie haben Recht. Sie werden noch mehr erstaunen, wenn ich Ihnen sage, daß ich schon seit neun vollen Tagen diese Gegenden nach allen Richtungen durchkreuze, wie ein Jäger, der die Fährte eines kostbaren Wildes verfolgt. Aber — lächeln Sie nur immerhin — Zauberei umgibt mich überall. Ich weiß nicht mehr, ob ich träume, ob ich wache, ob ich rase? Die unnatürlichen Dinge werden zur Wirklichkeit; meine Träume verkörpern sich, und Engel, die ich in den Entzückungen meiner Einbildungskraft sehe, schweben mich hier auf Erden als menschliche Wesen an.

Von meinem Claude begleitet, verließ ich die Hauptstadt. Meine Seele wandelte schon in jenen Gefilden am Mississippi, welche mit Aegypten, dem glücklichen Yemen, Indostan und China unter gleichem Himmelsstrich ruhen. Ich sah mich dort schon umgeben von meinen Hütten, meinen Pflanzungen, meinen Heerden in philosophischer Einsamkeit; sah meinen Garten von allen Blüthen geschmückt, welche der ewige Lenz zwischen den Wendezirkeln streut, und sah im finstersten Heiligthum meiner selbstgepflanzten Gebüsche das Monument, welches ich dem Andenken der angebeteten Fürstin weihen wollte. — Sie ist nicht mehr, aber ich bin noch, und bin und athme nur für sie. Ich werde sie beweinen, so lange meine Augen Thränen haben; ich kann das Unvergeßliche nicht vergessen, und keine Freude der Welt gilt meinem Herzen so viel, als die stille, hoffnungslose, immer rege Sehnsucht nach ihr.

So kamen wir nach Poitiers. Hier macht' ich Rasttag, um einen alten Kriegsgefährten, den Obersten Brouin, zu besuchen im Vorbeigehen. — Es war Morgens. Ich fand ihn nicht zu Hause. Ein Lohnbedienter führte mich durch die Stadt umher, mir die Merkwürdigkeiten und Alterthümer derselben zu zeigen.

Die schönste Gegend von Poitiers ist vor dem Thore St. Lazare. Hier erheben sich von verschiedenen Seiten Trümmer ein=

gesunkener Römerwerke; auch ein altes, zerfallenes Schloß, und nicht weit davon fällt ein kleiner Fluß in den Clainstrom.

Die Landschaft hatte ungemein viel Anmuth und ein romantisches Leben. Ermüdet setzt' ich mich, unweit der Burg, auf ein zerfallenes Mauerstück, und, während mir mein wohlunterrichteter Cicerone von der alten Herrlichkeit Poitiers erzählte, und wie Kaiser August sie selbst gebaut habe, wie vorzeiten hier berühmte Kirchenversammlungen gehalten worden wären, und unter Karl VII. sogar das Parlament von Paris sich hieher geflüchtet habe, gedacht' ich des Verstäubens und Verwesens alles Irdischen. Der glückliche Augustus und der unglückliche Karl, die frommen Männer der Konzilien und die Demosthene des Parlaments sind nicht mehr, und ihre Werke sind vergangen. Alle haderten, sorgten und litten um uns, und starben nach einem freudenarmen, verkümmerten Leben. Und ich gedachte der schönen Kirchenlehre von der Auferstehung und dem Wiederkommen aller Dinge. Da schauderte meine Seele froh. Unter den Millionen würde dann auch die Einzige verklärt stehen, und ich würde sie unter den Millionen finden.

Und indem ich's dachte — o Bellisle — trat sie hinter der halbverschütteten Ringmauer des Schlosses hervor, in der Mitte einiger Herren und Frauen, ging den Steig hinab gegen den Fluß, wo ein Schifflein sie erwartete, und fuhr mit ihren Gesellschaftern den Strom hin, wo sie mir zwischen den Gebüschen und Uferkrümmungen verschwand, ehe ich mich von meinem Schrecken, von meiner unaussprechlichen Verwirrung erholte. — War sie's selbst? war's ihr Geist? war's Augentrug? war's ein Wunderspiel der Natur, die ihr schönstes Werk zweimal erschuf, um durch den Tod der Großfürstin nicht das edelste Glied in der Kette ihrer Schöpfungen fehlen zu lassen?

Christine ist nicht mehr, und doch sah ich sie — sie war's. Ihre Gestalt, ihre Grazie, ihr Angesicht, ihr lichtbraunes, üppiges Haupthaar, ihre Bewegung — Alles war sie selbst!

Ich sprang auf und eilte dem Ufer zu, da es schon zu spät war. Ich fragte den Lohnbedienten um die Namen der Gesellschaft. Der Tropf wußte mir nichts zu antworten. Er schwatzte mir statt dessen, mit behender Zunge, viele Mährchen von einem großen Steine vor, der bei Poitiers auf vier andern Steinen liegen soll, und wollte mich dahin führen. Ich lief das Ufer entlang, um das Schiff noch in der Ferne einmal zu entdecken; allein die Gesträuche hinderten mich, vorzudringen.

Wie ein Berauschter kehrt' ich in die Stadt zurück. Der Oberst Bronin nahm mich mit Liebe auf; vergebens forscht' ich aber nach den Namen der Personen, die mich so lebhaft angezogen hatten.

Urtheilen Sie nicht zu früh über mich ab, Bellisle. Lesen Sie diesen Brief zu Ende! Was ich gesehen zu haben glaube, ist mehr als Wahnsinn!

Am Abend desselben Tages — ich weiß nicht, welches Fest die Leute in Poitiers hatten — ging ich mit Bronin und seiner Familie in die Messe. Wir traten in das Innere einer altgothischen, prächtigen Kirche, deren hohe, kühne Massen, Pfeiler, Wölbungen und hundert Altäre vom Glanz unzähliger Lampen und Kerzen erleuchtet waren. Kaum fanden wir noch Raum für uns, so groß war die Menge des Volks.

Sei es die Feierlichkeit des Orts, die Pracht der Erleuchtung, die Gewalt der Musik und der Chöre, zuweilen vom majestätischen Ton der Orgel unterbrochen — genug, ich erlag bald unter den heftigen Empfindungen der Wehmuth. Christinens Bild umschwebte mich; meine Sehnsucht ward ungestümer, und ich fühlte all den namenlosen Schmerz wieder, der mich bei der Nachricht von ihrem Tode und Begräbniß fast getödtet hatte. Meine Augen schwammen in Thränen, und ich seufzte mit zitternder Stimme gen Himmel: „O warum gabst du mir dies Herz und des Jammers so viel!"

Indem ich die Augen wieder senkte, überflogen sie seitwärts die

Stühle der Frauenzimmer, und Bellisle — da sah ich dieselbe Gestalt wieder, welche mir diesen Morgen bei dem alten Schlosse erschienen war. Ihre seelenvollen Blicke ruhten auf mir! — Bellisle, auf mir! — Sie war es wieder, ganz die Großfürstin, in allen Zügen, in allen Bewegungen, nur möcht' ich sagen, frischer, blühender, schöner, als ich sie in Petersburg zuletzt gesehen hatte, wo schon der Gram sie dem Tode langsam zuführte. Wie am Morgen, war sie auch jetzt in schwarzen Trauerkleidern, und am Busen trug sie wenige Blumen.

Meine starren Blicke hingen an der Wundergestalt. Sie bemerkte es, schien betroffen und zog den schwarzen Schleier schnell über ihr himmlisches Angesicht. Und doch war mir's, als beobachtete mich ihr Auge noch durch die Finsterniß des Schleiers.

Ich aber hatte fast mein Selbst verloren in diesen lyrischen Augenblicken meines Daseins, in diesen seltenen Licht- und Verklärungspunkten meines schattenvollen Lebensgemäldes. Wie soll ich Ihnen meinen Zustand schildern? Ich gedachte nicht des ungeheuern Widerspruchs, daß die russische Großfürstin im kaiserlichen Begräbniß zu Petersburg den tiefen Schlaf des Todes schlafe, und zugleich in einer Kirche zu Poitiers Messe höre. Ich sah nicht mehr die Kirche mit ihren glänzenden Altären und verdämmernden Schwibbogen und Hallen, sondern es war mir, als athm' ich in einer Vorhalle des Himmels, wo die seligen Geister, alles Irdischen entkleidet, sich sammeln unter süßen Ahnungen, ehe sie gerufen werden in das Allerheiligste. Und die Fülle der Strahlen, die aus der Finsterniß auf mich niedersanken, und die Betenden alle, und das Gewühl heiliger Harmonien aus der Höhe, fügten sich in meinen Traum oder in meine überirdische Vision. Ich fand nichts mehr unbegreiflich; und hätte ein Gott mir diesen Zustand verewigt, ich würde unter allen Wesen der Schöpfung das seligste geblieben sein.

Die Zeit verfloß. Viele verließen die Kirche. Auch das wunderbare Ebenbild Christinens schien sich zum Aufbruch zu rüsten. Da erst genas ich von meinem Taumel. „Wer ist die schwarze Dame dort?“ fragt' ich ängstlich den Obersten Brouin neben mir. „Ich kenne sie nicht!“ — Also eine Fremde? — „Sehr wahrscheinlich; denn ich sah sie nie in Poitiers. Die junge Dame neben ihr, mit der sie sich unterhält, ist eine Tochter aus dem Gasthofe zum goldenen Stern.“ — Kennen Sie diese genauer? — „Ich sah sie einigemal auf Bällen. Sie tanzte vortrefflich.“ - Ich beschwöre Sie, lieber Oberst, fragen Sie Ihre Bekannten um Namen und Vaterland der schwarzen Dame. — „Mit Vergnügen!“

Während unsers Gesprächs hatten sich jene Frauenzimmer schon im Gewühl der Menge verloren. Wie gern wär' ich ihnen nachgeeilt! aber ich mußte dem Anstand ein Opfer bringen.

Am folgenden Morgen ließ ich vom Obersten nicht ab, bis wir mit einander zum Gasthof vom goldenen Stern gingen. Der Oberst erkundigte sich bei der artigen Tochter des Wirths nach der fremden Dame.

„Sie ist von Lyon!“ war die Antwort: „Ihr Vater heißt de l'Ecluse; er scheint ein Kaufmann zu sein. Diesen Morgen ließ er in aller Frühe anspannen, und reiste mit seiner liebenswürdigen Tochter ab.“

„Wohin?“ rief ich.

„Wir wissen es nicht. Er erkundigte sich gestern nach der Route von Sivray!“ antwortete die Befragte: „Es scheint,“ setzte sie lächelnd hinzu, indem sie mich schalkhaft ansah, „Sie haben sich einander in Lyon gekannt, und hier bei uns unerwartet zusammengetroffen. Waren Sie nicht gestern Abend mit dem Herrn Obersten in der Kirche St. Eustache?“ —

Ich bejahte es.

„Nun wohl, Mademoiselle de l'Ecluse befragte mich um Sie. Ich konnte ihr nur erwiedern, daß Sie ein Fremder wären."

Dies war nun Alles, was wir von der Unbekannten erfahren konnten, die sich mit ihrem Vater kaum zwei Tage in Poitiers aufgehalten hatte.

Vergebens waren Brouins Bitten. Ich reiste noch denselben Morgen ab nach Sivray. Wohin ich kam, forscht' ich nach dem Kaufmann von Lyon und seiner Reisegesellschaft. Man wies mich bald rechts, bald links. Immer glaubt' ich die Spur entdeckt zu haben; immer fand ich mich wieder getäuscht, bis ich die Hoffnung aufgab, jemals das räthselvolle Abenteuer aufklären zu können.

Morgen reis' ich ab von hier. Mögen Sie auch, mein Bellisle, immerhin sagen, daß die lebhafte Einbildungskraft mir den Streich gespielt, daß ich ein artiges Mädchen von Lyon, einiger Aehnlichkeit wegen, für eine Geistererscheinung genommen; daß es nichts weniger, als wunderbar sei, wenn ein Frauenzimmer, unaufhörlich von den Augen eines jungen Mannes verfolgt, endlich neugierig genug werde, nach dem Namen dieses Mannes zu fragen — den Tag von Poitiers vergeff' ich nicht. Auch ihm bau' ich in meiner Einsiedelei am Mississippi ein Monument.

---

Bordeaux, 13. März 1716.

Nachdem ich kaum meine ersten Besuche in dieser blühenden Handelsstadt abgestattet hatte, erschien bei mir der Banquier Herr Duchat, und fragte, ob ich die in seinem Büreau für mich liegenden Geldsummen in Wechselbriefen oder baar beziehen wolle? Welche Geldsummen? Herr Duchat hatte, ehe ich nach Bordeaux gekommen, weder mich noch einen meiner nähern Freunde zum Korrespondenten. Nicht einmal eine Karte hatte ich an ihn durch Sie, geliebter Bellisle, erhalten. Ich bezeigte ihm meine Verwunde-

rung; ich behauptete, er irre sich schlechterdings in meiner Person. Er wies mir einen Brief, ohne Ort und Namensunterschrift, vor, und fragte mich, ob ich der darin bezeichnete Chevalier d'Aubant sei? ob ich in russischen Diensten gestanden? ob ich entschlossen sei, mit Kapitän de Blaizot in die Louisiana zu gehen? — Ich läugnete es nicht, und er zeigte mir noch einmal an, daß ich bei ihm ein Kapital von 150,000 Livres zu beziehen habe. Nähere Auskunft wollte er mir nicht geben. Denn daß die Ordre dazu, wie er vorgab, von London komme, wo keine Seele weiß, daß der Chevalier d'Aubant im März zu Bordeaux eintreffen werde, um sich nach Amerika einzuschiffen — das ist wohl ein Mährchen.

Wer ist mein unbekannter Wohlthäter? — O Bellisle, darf ich auf einen Andern, als Sie, rathen? Nur ein Freund, wie Sie, ist fähig, seinem Freunde ein so königliches Geschenk zum Abschiede mitzugeben! — Ja, ich nehme die Summe an, aber vermehren Sie mir den Werth derselben durch das Geständniß, daß Sie der Geber seien.,

---

Santa Cruz, 8. Juli 1716.

O Bellisle, das seltsamste Schicksal verfolgt mich, welches jemals einen Sterblichen neckte. Der unermeßliche Ozean trennt mich von Europens Küsten, und was ich dort sah, seh' ich wieder hier; und was mich dort bezauberte, übt auch hier ihre feenhafte Gewalt an mir. Mein Lebenslauf gleicht einem schönen Gespenster-Mährchen; dieselbe Wundergestalt, welche mich in dem deutschen Hain entzückte, die ich am Hof des russischen Kaisers als Großfürstin glänzen sah, die mich an den Ufern des Clain überraschte, im Tempel zu Poitiers begeisterte — nennt meinen Namen unter den Palmen von Teneriffa.

Doch ich will Alles in stiller Ordnung erzählen, damit Sie

nicht wieder auf die Verworrenheit meiner Briefe schmählen. Meinen letzten Brief, welchen ich Ihnen aus Funchal in Madera schrieb, werden Sie schon erhalten haben; denn wir mußten dort, widriger Winde wegen, noch viele Tage liegen bleiben. Der Kapitän de Blaizot ließ endlich die Anker am dritten Juli lichten in der Frühe; schon am vierten gegen Abend konnte man in dämmernder Ferne die Insel Teneriffa am Horizont erblicken, die wir jedoch erst am folgenden Tag erreichten.

Der Kapitän wollte sich auf dieser Insel mit Wein versorgen. Wir mußten also auch hier einige Tage verweilen. Ich ging mit de Blaizot ans Land, und hatte beim Anblick des majestätischen Pics, der sich kegelförmig in die Wolken emporstreckt, nichts Geringeres im Sinn, als diesen berühmten Berg zu besuchen. Doch der Schiffskapitän hinderte mich daran; ich habe nichts verloren darum, denn ich erblickte dafür die geliebte Ueberirdische.

Es war gestern ein herrlicher Tag. Ich begab mich am Abend auf den Spaziergang am Ufer, die Almeide geheißen, wo ich im Schatten hoher Palmen und Kastanienbäume eine schöne Stunde mit Träumereien über meine Zukunft genoß. Der Anblick des ewig regen, unendlichen Meeres, und dann wieder des sanft jenseits der Stadt anschwellenden Gebirgs, dessen höchste Gipfel ein Kranz von gekräuselten Silberwolken umfloß — die leichtere, reinere Luft, in der ich tiefer und gesunder zu athmen wähnte — der aromatische Geruch, der mir von unzähligen, wildwachsenden Stauden und Pflanzen und Gesträuchen fremder Gestalt entgegenströmte — das geschäftige Getümmel der Arbeiter, Lastträger und Matrosen am Gestade — Alles war mir ein so neues, schönes Bild, wie ich's nie gesehen, und welches meine Brust mit den lieblichsten Gefühlen schwellte.

Siehe da! — ich war zum Ausgang der Almeide gegen die weit in die See hinausgebaute Lastadie gelangt — kömmt athem-

los, mit einem Päckchen unterm Arm, derselbe Mensch gesprungen, den ich Ihnen in meinen Briefen aus Paris nur den Rothrock nannte. Es war dasselbe Zigeunergesicht, nur statt des Scharlachrockes trug er ein leichtes grünes Reisekleid. Er lief an mir vorüber, sah mich, blieb verwundert stehen und rief: „Herr Chevalier, Sie hier? Willkommen auf Teneriffa! Wohin geht die Reise?" — Ich antwortete eben so schnell, als er fragte: „In die Louisiana, nach Neu-Orleans."

„Viel Glück!" rief er, und lief davon, die Lastadie entlang. Es verdroß mich die Eilfertigkeit dieses Sonderlings. Ich rief ihm nach. Er hörte mich nicht. Gern hätt' ich ihn gesprochen. Langsam folgt' ich ihm. Die Seiten der Lastadie wimmelten von Booten, die landen, oder abstoßen wollten. In eins solcher Boote sah ich meinen Grünkittel springen; es waren darin zwei Frauenzimmer und ein ältlicher Herr. Ich trat näher. Das Boot war schon abgelöst vom Ringe, und ruderte seewärts. Ich hörte eine weibliche Stimme aus dem Fahrzeuge: „d'Aubant!" rufen. — O mein Freund, und es ward dunkel vor meinen Augen — es war die göttliche Lyonerin, die Großfürstin, das Mädchen vom deutschen Walde — nennen Sie es, wie Sie wollen.

Mit Vogelschnelle flog das Boot dahin, und verlor sich unter den Schiffen, welche auf der Rhede vor Anker lagen. Ich Elender, alle Besonnenheit hatte mich verlassen, und alle Geistesgegenwart! Ich beschloß zu spät, der Wunderbaren nachzueilen, und endlich das unbegreifliche Räthsel zu lösen. Ich lief die Lastadie auf und ab, und suchte ein Boot zu miethen um jeden Preis. Ich fand alle schon versagt; bei andern fehlten die Schiffer, und wieder bei andern hatt' ich Mühe, mich den Leuten deutlich zu machen, die nur Spanisch redeten.

Als ich endlich ein Fahrzeug gewonnen, sah ich drei große Schiffe mit gespannten Segeln ins Meer gehen. Ein Landwind,

der bei Teneriffa zu den Seltenheiten für Schifffahrende gehört, begünstigte sie. Ich zitterte vor dem Gedanken, daß eins derselben die wunderbare Unbekannte entführe. Ich kam zum Ankerplatz und fragte von Schiff zu Schiff, und meine Furcht fand ihre Bestätigung. Die Frauenzimmer waren auf das französische Schiff, der Delphin genannt, an Bord gegangen, welches unter den Absegelnden gewesen. Man wußte mir uur noch zu sagen, daß der Kommandeur des Delphins nur dieser Damen willen die Abfahrt verzögert, und bei ihrer Ankunft schon die Anker aufgewunden gehabt habe.

Es war dunkel, als ich wieder ans Ufer trat — ich lief in die Almeide zurück, wie ein Verzweifelter, und machte — ich ererröthe nicht, es zu bekennen — in tausend Thränen meinen Schmerzen Luft. — Meine Augen fanden keinen Schlummer in dieser Nacht.

Sobald der Morgen graute, ging ich aus, zu erforschen, wo sich die Frauenzimmer während ihrer Anwesenheit auf der Insel befunden haben konnten. Es war in Santa Cruz selbst, wo sie in einem Privathause gewohnt hatten. Der Eigenthümer des Hauses, ein Weinhändler, wußte mir nichts zu sagen, als daß die Dame, so mich interessirte, die Tochter eines Deutschen sei, der nach Westindien zu seinen Verwandten reise. Das zweite Frauenzimmer habe er für die Bediente der Tochter gehalten; und eine andere Mannsperson, die nach der davon gegebenen Beschreibung keiner, als mein Rothrock zu Paris, oder der Grünrock von Teneriffa sein kann, schien der Bediente des Herrn Walter zu sein, der ihm schlechtweg nur Paul gerufen habe.

So weit meine Aufklärungen, wenn ich Aufklärung nennen darf, was meine Verwirrung noch vergrößert. — Ich erhielt ohne Mühe, daß mir auch das Zimmer gezeigt wurde, welches die schöne Walter bewohnt hatte. Ich betrat es mit sanftem Schauer, wie das Allerheiligste eines Tempels. Ihr Geist schien aus diesen ein-

fachen Geräthen und Verzierungen mich noch anzusprechen, und jedes schöner und bedeutender zu sein, weil es von ihrer Berührung geweiht worden. Dieser Boden hatte sie getragen, dieser Sessel sie umfangen, dieser Spiegel ihre himmlische Gestalt zurückgestrahlt. Ich durchspähte Alles mit Blicken der Neugier und heiligen Scheu, und suchte Spuren und Reliquien, wie ein Pilger, welcher die heilige Erde Jerusalems betritt, und das Grab sieht, welches der Erlöser bewohnt hatte.

Auf einem Winkeltischchen lagen einige zerschnittene Papiere, von denen noch eins die abgerissenen deutschen Worte enthielt:

Vergessenheit aus Lethe's dunkeln Wellen,
Der Hoffnung grüner Feenkranz . . .

Man sah es den Zügen der Schrift an, daß eine weibliche Hand sie gebildet hatte. Auch der Weinhändler bestätigte, daß er die schöne Fremde in diesem Zimmer einmal schreibend gefunden. Dies war genug für mich. Das Blättchen mit den sinnvollen Zeilen ward mein Kleinod.

Bellisle, Bellisle! wer ist diese Wunderbare, die mir unter wechselnden Gestalten und Namen in den verschiedensten Gegenden des Erdballs begegnet? Ist es nicht eine — sind es mehrere? Daran glaube ich nicht mehr, seit ich meinen Namen von ihr ausgesprochen hörte auf der Lastadie. Die Tochter Walters und die Lyonerin de l'Ecluse sind dieselben. Die Tochter Walters und die Gemahlin des Großfürsten Alexis sind in meinen Vorstellungen wundersam verwandt durch den sogenannten Paul, der ihr Diener ist, und in Paris mir doch — und warum gerade mir, — den Tod der Prinzessin von Wolfenbüttel verkündete, ehe die Gesandtschaft davon unterrichtet war. — Bellisle, hier walten seltsame Geheimnisse? Wer kennt die vor der Welt verhüllte Geschichte manches Fürstenhauses? Die Gemählin des Czarewitz ist gestorben, ihr Leichnam ist in das kaiserliche Begräbniß beigesetzt wor-

den — aber eben diese Prinzessin wandelt noch lebend unter dem Himmel! Die Prinzessin von Wolfenbüttel schwebt in diesen Augenblicken auf den Wellen des Meeres zwischen den Wendezirkeln, während Europa sie beweint.

Ich ruhe nun auf Erden nicht, bis ich die Unerklärliche gefunden. Als das schwankende Boot sie über's Meer trug, sprach sie mit süßer Stimme meinen Namen — und dieser Ruf zieht mich ihr nach durch alle Wüsten, alle Paradiese — und immer tönt es noch vor meinen Ohren, und mein erloschenes Leben flammt wieder mit verjüngter Gewalt auf.

Dér Delphin trug sie zu den Küsten Amerika's. Er wird doch zu erforschen sein. Ich will rastlos und unstät von Hafen zu Hafen, von Land zu Land ziehen, bis ich ihre Spur entdecke — und dann — mir blüht noch ein Arkadien, und dieser Stern wird mich nicht belügen!

Vielleicht erhalten Sie nun in langer Zeit keine Briefe von mir — senden Sie die Ihrigen für mich immerhin nach Bilori, oder, wenn Sie lieber wollen, nach der neuen Kolonie Neu-Orleans am Mississippi. Dahin werd' ich, von meinen Abenteuern müde, einst gewiß zurückkehren.

---

## Zweites Buch.

### Aus den Tageblättern von Augustine Holden.

#### 1.

Die Palme streut ihren leichten Schatten auf das Fenster meiner Hütte; ein unbekanntes Gebirg strahlt mit beschneiten Gipfeln vom fernen Horizont; ein namenloser Bach rauscht in der Tiefe zwischen Felsen und entwurzelten Stämmen; eine fremde Natur

umschwebt mich mit reizender Farbenmischung; selbst jene Bäume, die ihre ungeheuern, finstern Aeste durch diese Lüfte schwingen, jene Gesträuche am Fuße des Hügels kenn' ich nicht, und aus den Wiesen steigen unbekannte Blumen.

Hier ist mir wohl, und hier beginnt neues Leben, hier meine Ruhe und meine Sicherheit.

Sei mir gegrüßt, du wundervolle, freundliche Wildniß, ich will deine Bewohnerin sein. Ich will eure Schwester heißen, ihr gutmüthigen Wilden, die ihr eure Kinder und eure Todten zwischen den Zweigen der Bäume wieget. So soll mich einst eure Hand in den ewigen Schlaf wiegen unter kühlen Zweigen. Fürchtet das schwache Weib von Europa nicht. Reichet mir die Hand, ihr Kinder der Natur, lasset mich in eure Hütten treten, einfach zwischen Pfählen und Reisern geflochten und mit Laub bedeckt; ich will die Gesänge eurer Weiber lernen, und sie die Künste meines Vaterlandes lehren. Ich will die Zeugin eurer Feste, eurer Tänze sein, und eure Sieger mit den schönsten Glasperlen schmücken, und eure stillen Wohnungen mit nützlichem Geräth bereichern.

---

## 2.

Julie, o meine Julie! denn du bist's, mit der ich immer in meinen Gedanken rede; dir weih' ich diese Blätter meines Tagebuchs, diese Früchte der Einsamkeit und Schwermuth — — Julie, die du von mir in unendlicher Ferne wohnest, und mich beweinst, wie man die Todten beweint — deine Freundin wandelt unter einem fremden Himmel und liebt dich noch, und gräbt mit zärtlichem Sinnen deinen Namen in die Zedern eines fremden Welttheils.

Ich sehe dich erblassen und mit zitternder Hand die Papiere aufschließen, die einst - wenn unser beider Leben schon zur Neige eilt, und Europa mich längst vergaß und das Gedächtniß meiner

nur in deiner treuen Liebe einsam dauert — die dann vielleicht dein Eigenthum sein werden.

Warum bebest du ohnmächtig zusammen. Hast du der Verheißung vergessen, daß mein Geist dir einmal wieder erscheinen werde nach langer Zeit? — Du wankst und zweifelst? O meine Julie, erkennst du nicht die Züge meiner Hand mehr? Es ist dieselbe Hand, die in den Gärten unserer Kindheit dir so manchen Blumenstrauß gewunden; es ist dieselbe, die dir mit leisem Druck ewige Freundschaft schwor; es ist dieselbe, die krampfhaft einst die deinige umschloß, und von dir nicht lassen wollte, als wir scheiden mußten.

Ja, Julie, ich lebe. Dahinten blieb meine erhabene Verwandtschaft, meine Aussicht. Selbst meinen Namen überließ ich dem Moder des Grabes; Augustine Holden ist ein neugebornes Wesen.

Vor meiner Thür, wo sonst Kammerherren und Gräfinnen Befehlen entgegenhorchten, sitzen jetzt Indianerinnen, welche ihre Kinder säugen. Statt der Konzerte und Redouten hör' ich den Gesang eines Wilden, der einsam durch den Wald irrt, oder das Lied unbekannter Vögel, oder sehe den Tanz der Eingebornen im Mondenschein. Mooskissen liegen an der Stelle meiner Sammetpolster, und Kräuter, Mais und kühlende Früchte der heißen Zone füllen meinen Tisch. — Und doch, Julie, beklage mich nicht, denn ich bin glücklich! Noch ist keine Thräne des Heimwehs um Europa aus meinen Augen gefallen, seit ich den Boden Amerika's berührte!

In meiner Brust, o Julie, ist ein Himmelreich, und ein neuer Sinn ist in mir aufgeschlossen für den Werth des Lebens. Ich gehe mit Entzücken durch die grüne Nacht dieser ungeheuern Wälder; sitze mit frohem Schauer am Abhang dieser einsamen Wasserfälle; athme tiefer in diesen lauen Lüften unter balsamischen Gesträuchen, und weine nur Thränen schwermüthiger Wollust, wenn Abends des grauen Herberts Flöte durch die horchende Einöde tönt, und

sie das liebliche Bild meiner verwaiseten Kinder, ihr Lächeln, ihr anmuthiges Liebkosen, ihre unschuldsvollen Tändeleien in meiner Phantasie erneuert. — Ach, Julie, nur diese holden Kleinen noch einmal zu sehen — nur ungekannt im Gewühl anderer Zuschauer stehen und aus der Ferne ihre Spiele sehen zu dürfen — dies ist mein letzter brennender Wunsch. Aber sie hatten ihre Mutter kaum gekannt; sie werden den Verlust derselben nie beweinen. Nur ich betraure euer Loos, o meine Natalie, mein Peter!

---

3.

Nur dir, Geliebte, will ich das Geheimniß meines Lebens entschleiern. Aber ich beschwöre dich, streue diese Blätter in die Flammen, daß keine ungeweihten Augen sie durchstreifen, und die Verrätherei nie den Gram meiner Aeltern verjüngen. Ach, was sollte sie trösten, wenn sie nun wüßten, daß ihr geliebtes Kind unter den Wilden wohne, im Innern von Amerika? — Wer würde die Wenigen retten, die meine Flucht mitleidsvoll veranstalteten? Würde man nicht, und wär' es noch so spät, mich wieder in die Heimath zurückfordern? Würde man nicht diese Einöden durchforschen lassen, um mich zu finden? — Mir graut vor der entsetzlichen Möglichkeit — ich würde entschlossen sein, lieber den Tod, als die Küsten von Europa zu sehen.

Glaube es, Julie, nur die schrecklichsten Schicksale konnten mir gebieten, das Außerordentlichste zu wählen. Ich habe einen großen Kampf gekämpft, und habe Blut geweint über der Wiege meiner verlassenen Kinder. Verzeih' es Gott meinem Gemahl.

Unter Thränen entschlief ich jeden Abend, mit Bangigkeit erwacht' ich jeden Morgen vom leichten, unruhigen Schlummer. Es verlor sich fast kein Tag, an welchem ich nicht Beschimpfungen von meinem Gemahl erlitt, und die peinlichsten Drohungen. Es war

mir eine Gnade, wenn er mich mied. Doch wenn er kam, dann ward mein Jammer neu. Meistens zeigte er sich nur, wenn er vom Branntwein berauscht, ohne Verstand und Sinn, an mir den Zorn kühlen wollte, welchen die erbitterten Bojaren, Strelitzen und Popen gegen seinen Vater in ihm angefacht hatten; oder wenn er aus dem Kloster kam, worin seine Mutter, mit ihrem abscheulichen Galan Glebof, Ränke und Pläne gegen den Kaiser geschmiedet hatten; oder von seiner Tante, der Prinzessin Marie, die gegen ihren kaiserlichen Bruder den Haß der verstoßenen Czarin theilte.

„Geduld, Geduld!“ schrie er dann oft, „der Czar ist nicht von Eisen. Besteig' ich einst den Thron, Madame, dann hat unsere Ehe ein Ende, und ich jage Sie in dasselbe Kloster, worin jetzt meine unschuldige Mutter schmachtet. Den schelmischen Großkanzler, den Graf Goloffkin, will ich zur Belohnung seiner Kuppelei lebendig auf einen Pfahl spießen lassen; denn er ist Schuld allein, daß ich eine Wolfenbüttlerin heirathen mußte. Und den Fürsten Menzikoff und seinen Schwager will ich ebenfalls lebendig spießen lassen, dem Galoffkin zur Gesellschaft. Die Favoriten des Czar sollen in Sibirien Zobel fangen lernen, und all' die vermaledeiten Fremden mit ihren neuen Sitten und Künsten, diese Glücksritter, Lungerer und Abenteurer — ich will sie mit eisernen Ruthen aus Rußland wegfegen, wie ein lästiges Ungeziefer, und mit Knuten soll man ihnen den Zehrpfennig auf dem Heimweg reichen.“

Dies wiederholte er mir oft — dies schwor er mir mit den gräßlichsten Flüchen vor. Einst hing ich mich liebkosend, weinend an seinen Hals, um seinen Unmuth zu beschwichtigen: da warf er mich, wie eine freche Bettlerin, zurück und gab mir einen Backenstreich, der mich betäubte. — Ach! Julie, dies ist die erste Mißhandlung, die ich in meinem Leben dulden mußte — ich, die von

Tausenden immer nur, seit meinen Kinderjahren, geschmeichelt worden war, ich, der Liebling meiner Aeltern — ich, die Fürstin! — Nein, und wenn ich könnte, ich würde dir nicht die Empfindungen schildern, unter welchen ich damals verging.

Aber keiner Seele offenbarte ich meine Kränkung, die nachher nur allzuoft wiederholt ward. Vielleicht hätte ich mein herbes Loos versüßen können, wenn ich in die Verwünschungen meines Gemahls gegen des Kaisers Günstlinge, gegen die Weisesten und Tugendhaftesten des Landes eingestimmt — wenn ich mit all den Mönchen und ausschweifenden Wollüstlingen, die meinen Gemahl umgaben, zügelloses Leben begonnen, und mit seiner schändlichen Buhlerin, die ihn bezaubert hielt, Schwesterschaft geschlossen hätte.— Ich konnt' es nicht.

Beklagenswürdiger ist kein Geschöpf, als das schirmlose Weib, welches vor dem Manne unaufhörlich zittert, von dem es Schutz empfahen sollte. Es ist kein qualenreicherer Zustand zu ersinnen. Die Unglückselige steht vereinzelt in der Welt, mit und neben ihrem Mörder; sein Name ist der ihrige, seine Ehre die ihrige. Sie muß die Grausamkeit ihres Folterers verheimlichen, um ihren Leumund in der Welt nicht zu entweihen. Sie muß den Mund rühmen, der sie schilt, und die Hand schmeicheln, von der sie geschlagen wird. Durch tausend kleine häusliche Verhältnisse mit ihm zusammengeflochten, wird jedes ihr zum neuen Dorn im Märtyrerkranz.

Lange konnt' ich, lange all mein Elend tragen. Jahre hindurch versuchte ich jedes Mittel, den Unempfindlichen zu rühren. Ich stellte seinem Hasse meine Liebe, seinen Flüchen meine Thränen, seiner Brutalität meine Liebkosungen, seiner Wuth meine Gelassenheit, seinen Niederträchtigkeiten oft den edeln Stolz entgegen, mit welchem Unschuld und Bewußtsein uns bewaffnen — ich siegte nicht. Meine Sanftmuth stärkte nur die Rohheit seines Sinnes, mein Ernst brachte ihn zur Raserei.

Einst fand mich so, du weißt es, von ihm mißhandelt, die Gräfin von Königsmark. Ihr Mitleid regte meine Kraft auf. Er hatte mir oft die Scheidung angeboten, doch furchtsam vor des Kaisers Zorn nie gewagt, das Wort öffentlich auszusprechen. Ich wagte es, den Vorschlag zur Trennung dem Monarchen wissen zu lassen. Fürst Menzikoff sollte ihm den Gedanken annehmlich machen. Menzikoffs Kunst scheiterte an des Kaisers unbeweglichem Sinn. Der Czar, welcher in seinen Staaten keinen furchtbarern Feind kennt, als den ungerathenen Sohn, der, überall in der Mitte der Mißvergnügten, des dummen Pöbels und der beleidigten Mönche Liebling, das große Werk seines Vaters zu zerstören droht — der Czar hätte eher seine Waffen vor Karl XII. strecken, als sich in einen Wunsch und eine Neigung dieses Sohnes fügen können.

Ich wandte mich flehend in eigenhändigen Briefen an meinen theuern Vater in Deutschland um Einwilligung, und um sein hohes Fürstenwort zu meiner Erlösung. Mit väterlichem Ernst wies er die unglückliche Tochter zurück. So ward ich für die Ehre meines Hauses hingeopfert — nicht einmal gestattet wurde mir die Gunst, nach Wolfenbüttel auf einige Zeit zurückkehren zu dürfen.

So mir selbst und meiner Verzweiflung überlassen, gab ich jede Hoffnung eines frohen Lebens auf. Mein Gemahl verdoppelte seine Unmenschlichkeit. Meine jugendlichen Kräfte vereitelten seine Mühe, mich durch Gram und Kummer früher zum Tode reif zu machen. Da ward ich vergiftet, und — gerettet.

---

## 4.

Düsterer, denn jemals — es war ein melancholischer Abend, Wind und Regen rauschten gegen die Fenster meines einsamen Gemachs — erwog ich einst mein Schicksal, musterte die freudenarme Gegenwart und die furchtbaren Möglichkeiten der Zukunft. Ich

verlor mich in verzweiflungsvollen Planen, und beklagte, daß die Kunst der Aerzte mein elendes Leben aus den Gefahren des Gifttodes gerettet hatten.

„Was hab' ich," so sprach ich in mir selbst, „was hab' ich zu hoffen? Ist denn irgend für mich Friede, als im Grabe? Wird der grausame Czarewitz, den ich Gemahl heißen muß, wird er nicht jedes Mittel wählen, sich meiner zu entledigen? Bin ich nicht in seiner Gewalt? Früher oder später falle ich durch ihn. Wer einmal das Entsetzen vor einer Gräuelthat verlernt hat, dem ist kein Verbrechen weiter unmöglich. Er kann mir den Tod in meinen Lieblingsspeisen reichen; er kann ihn in meinen Wein füllen; er kann mich im Schlaf an seiner Seite erwürgen.

„Was hätt' ich zu erwarten, wenn dieser Wilde einst den Thron seiner Väter bestiege? — Den Tod oder den ewigen Kerker? — Wer ist mein Schutz? Verlassen bin ich von Allen.

„Der Schlaf des Todes ist süß. Gott erbarme sich meines unmündigen Kindes — mein Leben ist ihm unnütz. Mein Tod wird vielleicht den grausamen Mann erschüttern, und ihn zu einem zärtlichen Vater machen, da er kein zärtlicher Gemahl war."

Schnell reifte der Entschluß zum Selbstmord. Ich ging zu meinem Arzneischrank, und zog die Flasche mit Opium hervor. Ich füllte einen Becher. Ich ließ mir meine Tochter Natalie bringen, um sie noch einmal zu segnen. Ich nahm das holde Geschöpf an meine Brust; ich weinte bitterlich; es schlief unter meinen Thränen ein.

Als ich das Kind zurückgegeben hatte, befahl ich den Kammerfrauen, mich allein zu lassen, und erst am folgenden Morgen zu kommen, denn ich wollte schlafen gehen. — Sie gehorchten. — Ich verschloß das Kabinet. Ich sank auf meine Knie, um zu beten.

Aber ich konnte die Hände nicht emporheben, meine Seele war wie vernichtet. „Selbstmörderin und Mörderin des Kindes unter

deinem Herzen, kannst du zu deinem Schöpfer reden, während du über Verbrechen brütest?" So rief's in mir. Ich konnte nicht beten. Ich sank weinend zur Erde, meine Stirn berührte den Boden. „Nein, o mein Gott, mein Schöpfer," stammelte ich, „ich bleibe dir getreu, ich will mein Leiden tragen, und den bittern Kelch leeren — vergib dem schwachen, verzweifelnden Weibe!"

So lag ich da. Es war still und dunkel umher. Ich war ermattet und ohnmächtig. Es fehlte mir an Kraft, mich emporzurichten; zwischen Schlaf und Ohnmacht, in wohlthätiger Betäubung, verlor sich allmälig mein Bewußtsein.

Grüne, schimmernde Inseln schwammen, wie in einem Morgentraume, vor mir vorüber. Sie faßten mich auf; ich irrte in unbekannten Hainen, und über pfadlose, blühende Auen, und von allen Zweigen tönten mir Gesänge der Vögel entgegen, und links und rechts gaukelten fallende Blüthen purpurn und silbern in der Luft um mein Haupt. Ach, mir war's, als leb' und web' ich wieder in einem der wunderschönen Frühlinge des reizenden Deutschlands; und meine Brust erweiterte sich tiefathmend, als möcht' ich den ganzen Himmel mit einem Zuge trinken.

„Aber wo bin ich denn?" fragte ich einen Greis, der ehrwürdig mit schneehellem Haupt und Bart, und weißen Kleidern, gleich einem Braminen am Ganges, neben mir wandelte. „Dies ist Amerika!" sprach er, „und hier sollst du, wie eine Selige, wohnen!"

Da stiegen mir heiße Freudenthränen in's Auge. „Also entflohen dem unermeßlichen, winterlichen Kerker Rußlands? Ich bin frei — für mich ist kein Rußland, kein Czarewitz mehr! — Und hier werd' ich fortan wie eine Selige wohnen." So dacht' ich und bog mich nieder, und küßte segnend den blühenden Boden Amerika's.

Mein Traum erlosch und mein Schlaf verflog. Ich erhob mich

vom Fußteppich. Schon war es um Mitternacht. Ich warf mich in meinen Kleidern aufs Bett, den schönen Traum zu erneuern.

Julie, wenn es noch göttliche Eingebungen gibt — und warum soll ich sie bezweifeln? warum soll der Vater der Welt nicht mit seinen leidenden Kindern reden, wie einst, er, der noch jetzt, wie sonst, ihre Gedanken regiert? — so war dies eine göttliche Stimme, die mir's sprach: Hier ist Amerika, und hier sollst du, wie eine Selige, wohnen! — Heiter erwachte ich spät am Morgen; mein Herz aber war voll unnennbarer, tiefer, schmerzlicher Sehnsucht nach dem blühenden Boden des fernen Welttheils.

Die Gräfin von Königsmark besuchte mich. Sie erschrak über die Bläße meines Angesichts. Ihre Augen wurden feucht. Sie küßte meine Hand mit der Heftigkeit des lebhaften Mitgefühls, und ich fühlte ihre warmen Thränen fallen auf meine Hand.

„Nein," rief sie, „meine Fürstin, ich kann es nicht ertragen. Ich kann Sie nicht so hinsterben sehen unter der Grausamkeit Ihres Gemahls. Gebieten Sie über mich, und wenn es mein Leben gelten sollte, ich will Sie erretten. Fliehen Sie nach Wolfenbüttel, in den Schutz Ihrer erlauchten Aeltern; ich nehm' es auf mich, Ihr Entrinnen zu veranstalten. Keine Seele soll es früher vernehmen, bis Sie den deutschen Boden betreten haben werden."

Ich umarmte schweigend das gute Weib, und reichte ihr den harten Brief meines Vaters, worin er mir die Heimkehr untersagte.

„Mag er es doch!" rief sie: „Sind Sie nur einmal in Wolfenbüttel, so wird er Sie nicht zurückstoßen."

— Aber er wird mich wieder nach Petersburg ausliefern, und mein ganzes Leben ist mit heilloser Schmach bedeckt. Wie könnt' er dem gebietenden Fordern des Kaisers widerstehen? Ja, liebe Königsmark, Sie verdienen mein Vertrauen. Ich fühle es, daß ich mein qualreiches Dasein nicht lange mehr führen könne. Wär' ich nur getröstet um das Loos meines Kindes, und desjenigen, so

ich unter meinem Herzen trage — mein Entschluß wäre schon genommen.

„Was können Sie für Ihre Kinder fürchten? Der Czar wird sie nicht verlassen. Die ganze Liebe des Monarchen, so er jetzt Ihnen weiht, wird sich über seine Enkel ausdehnen. Er wird ihr Loos zu sichern wissen, selbst wenn der Großfürst ein so unnatürlicher Vater wäre, wie er ein unnatürlicher Sohn ist. Und gesetzt, theure Fürstin, Sie blieben in Petersburg, sind darum Ihre Kinder beschützter? Oder wenn Sie die Beute Ihres Kummers werden, und früh aus dem Leben gehen — ist Ihren Nachkommen damit mehr geholfen? Ich beschwöre Sie, retten Sie sich! In Petersburg ist Ihr Leben in täglicher Gefahr."

— Ich weiß es, Gräfin. Ich will mich retten.

„Und wie?"

— Durch eine neue, freiwillige Todesart. Erschrecken Sie nicht! Ich will keinen Selbstmord begehen. Aber sterben will ich, für Petersburg, für Europa — ich flüchte mich übers Meer und verberge mich unter fremdem Namen im Innern eines entlegenen Welttheils in unbekannten Gegenden, welche nie der Fuß eines Europäers betrat. Da werd' ich gleichsam in ein zweites Leben treten; wie ein Kind anfangen, eine neue Sprache zu stammeln, neue Verbindungen zu schließen, neue Dinge kennen zu lernen. Ich werde in einer neuen Welt, wie auf einem neuen Sterne wandeln, und, gleich einer Abgestorbenen, mich der Vergangenheit dunkel nur, wie eines frühern Lebens auf dem Erdplaneten, erinnern. Ich werde nichts mehr erfahren von meinen Freunden, von meinen Kindern, meinen Aeltern, von Allem, was in der bekannten Welt geschieht. Man wird nichts mehr von mir erblicken; man wird mich, wie eine Begrabene, betrauern und vergessen. Ich werde einem abgeschiedenen seligen Geiste gleichen, ohne den Tod empfunden zu haben. Sie schaudern vor diesem

Gedanken, liebe Königsmark? Mir gewährt er namenlose Lust. Es ist ein Selbstmord ohne Sünde. Ich erfülle eine heilige Pflicht, und rette mein Leben, ohne die Vorurtheile der Welt, ohne die Begriffe meiner Verwandten von fürstlicher Ehre zu verwunden. Alles hängt nur von der Verheimlichung meiner Flucht ab. Sollte das Geheimniß jemals verrathen werden, wahrlich, untröstlich würden meine Verwandten sein, vielleicht minder wegen meines Looses, als wegen der vermeintlichen Schande, die ich auf unser Haus werfe. Menschen, unvertraut mit meinem Elende und all den tausend Ursachen des verzweifelten Entschlusses, würden mich in den Rang der Abenteurer setzen, und statt den Muth zu ehren, mit welchem ich dieses Vorurtheil zertrat, um die verlorne Ruhe und Freiheit wieder zu gewinnen, mich verdammen mit hartem Herzen.

So ungefähr sprach ich zur Gräfin. Wenig Mühe galt es, sie zum Beistand zu überreden, und manche Besorgnisse um den gewagten Plan zu zerstreuen. Sie schwor mir treue Verschwiegenheit und veranstaltete das Nöthige zu meiner Flucht, die nach meiner Niederkunft geschehen sollte, sobald mir die nöthigen Kräfte zur großen Reise wieder gekommen sein würden.

---

5.

Mein alter, treuer Diener Herbert, ein Mann von Tugend und großem Muthe, war der erste, welchen ich in unser Geheimniß zog. Seine Hilfe war uns unentbehrlich; ich wollte mich nicht ohne Begleitung in die weite Welt hineinstürzen. Seit meinen Kinderjahren war er mein Freund, mein Vertrauter; ihm hatt' ich viele meiner bessern Kenntnisse zu danken. Ich ehre ihn mehr, wie einen zärtlichen Vater, als daß ich ihn wie einen Diener am Hofe behandelt hätte.

Ehemals war er der Zeuge meines Frohsinns, nun seit dem Tage der Vermählung der meines Grams gewesen. Oft stand er von ferne, mit einem Antlitz voller Schmerz, und beobachtete mich; oft, wenn ich ihm klagte, wußt' er mir Muth einzuflößen; oft, wenn ich verzweifeln wollte, wußt' er durch seine Vorstellungen mir neue Hoffnungen anzuzünden. Mir war's, als sei es die hehre Gestalt des himmlischen Traumes, durch welchen mein Schutzgeist zu mir geredet hatte.

Herbert, als ich ihm das große Vorhaben enthüllt hatte, stand betroffen und sprachlos vor mir.

„Warum schweigst du, lieber Herbert?" fragt' ich ihn.

„Gnädige Fürstin, der Gedanke ist entsetzlich. Sie, gewöhnt an den Glanz des Hofes, an tausend kleine, unentbehrliche Bedürfnisse, an den Genuß, welchen Wissenschaft und Kunst in der gebildeten Welt gewähren, Sie wollen Ihre Wohnung wählen unter den Horden wilder Indianer, in den unbekannten Wüsten eines fremden Welttheils?"

„Leben, Freiheit, Ruhe und Armuth sind süßer, als der Jammer unter Gold und Seiden. Herbert, ich will, ich muß mein Leben retten. Ich frage dich, folgst du deiner Fürstin lieber zum Grabe, oder in eine andere Weltgegend? Wir fliehen, Herbert. Ich höre auf, Fürstin zu sein. Ich will dich Vater nennen; ich will deine Tochter sein. Es wird einen schönen Winkel des Erdbodens geben, wo wir verborgen vor den Menschen in Einsamkeit und kummerloser Muße wohnen dürfen. Ich büße meine Kinder ein — du nichts. Was fesselt dich an die Wildniß von Rußland, daß du sie nicht gegen die blühende Einöde eines mildern Himmelsstriches verwechseln möchtest?"

„Nichts!" rief Herbert, und fiel auf seine Knie vor mir hin, drückte meine Hand an seinen Mund und schwor mir Treue bis in den Tod.

Schon am folgenden Tag mußt' er, so war es unsere Verabredung, öffentlich seine Entlassung fordern, damit er von Petersburg entfernt die Fortsetzung meiner Flucht beschleunigen könne, ohne durch sein späteres Verschwinden bei meinem Scheintode Verdacht zu erregen.

O wie unendlich lang wurden mir seit diesem Tage alle Stunden! Und doch nicht ohne Furcht und Schmerz sah ich, als flöhen sie zu schnell, die Wochen vorübergehen. — Ich wünschte und scheute zugleich die große Entwickelung; die Stunde meiner Erlösung war der ewige Verlust meiner kleinen Natalia.

Holder, stiller Engel, noch seh' ich dich auf meinen Knien, in meinen Armen gaukeln — ach! deinem kindlich-frohen Jauchzen antworteten der Mutter tiefe Seufzer; deinem süßen Lächeln, deinem freundlichen Winken begegneten nur der Mutter thränenschwere Blicke! — Du verstandest, selige Unschuld, noch nicht die Sprache des Grams — schon gedenkst du nicht mehr der verwaiseten Mutter — aber ich, oft irr' ich weinend am Ufer des Meeres hin, und strecke die mütterlichen Arme umsonst gegen Osten, und nenne tausendmal mit leiser, schmerzlicher Stimme deinen Namen: Natalie!

---

## 6.

Je näher die Zeit meiner Entbindung rückte, je seltener wurden die Besuche meines Gemahls. Mir ward wohl dabei. Ich träumte mir vom Glück der Freiheit — ich rüstete mich geschäftig zur ungeheuern Wanderschaft. Die Gräfin Königsmark versorgte mich mit neuen Kleidern, mit Wechselbriefen und Adressen; ich versah mich mit Gold und Juwelen; auch mein treuer Herbert hatte schon Kapitalien in Sicherheit gebracht.

Am 22. Oktober ward ich von einem jungen Prinzen entbunden, welcher in der Taufe den Namen seines erlauchten Groß-

vaters erhielt. Wie unverstellt, wie rührend war die Freude des edeln Kaisers! Nur Alexis, mein Gemahl, blieb sich gleich, empfindungslos und kalt.

Ich fühlte mich wundersam stark und genesen. Ich hätte schon wenige Tage nachher das Bett verlassen können, wenn nicht die gute Königsmark meiner Ungeduld Schranken gebaut hätte. So spielt' ich nun, um die Welt über mein Vorhaben in Täuschung zu erhalten, die Sterbenskranke, und, unerfahren in den Künsten des Betrugs, half die Begierde, frei zu werden, meiner Ungeschicklichkeit nach.

Von allen denen, welche mein Krankenlager umgaben, war der Schmerz keines einzigen so tief, so trostlos, als der eines meiner Fräulein, Namens Agathe von Dienholm. Sie war ein liebenswürdiges Mädchen, meines Alters, aus einem verarmten, adelichen Geschlecht, ohne Aeltern, ohne nahe Verwandte. Auf Empfehlung der Königsmark hatte ich das gute Kind angenommen. Sie lohnte meine Freundschaft mit einer unbegrenzten Dankbarkeit, mit einer Anhänglichkeit, die selten ihres Gleichen findet. Es war mir nicht unbekannt, daß sie einen jungen, angesehenen Offizier aus einem der besten Häuser von Petersburg, der um ihre Hand geworben, der ihr sogar nichts weniger als gleichgültig gewesen, mit Unerbittlichkeit von sich entfernt hatte, weil er in einer Gesellschaft anderer Offiziere zum Vortheil des Czarewitz wider mich das Wort geführt haben sollte.

Als man nun an meinem Leben zu zweifeln begann, überließ sie sich dem wüthendsten Schmerz. Sie erschien nicht mehr vor meinem Bette. Ich erkundigte mich nach ihr, und erfuhr, daß sie selbst erkrankt sei, aus Kummer um mich.

Wie sollt' ich so viel Liebe unbelohnt lassen! Ich beschloß, sie zur Vertrauten meines Geheimnisses, und zur Gefährtin meiner Pilgerschaft zu machen. Die Gräfin von Königsmark eilte zu ihr,

bereitete sie auf die große Entdeckung vor, und machte ihr meine Gesinnung kund.

Agathe, am Arm der Gräfin gelehnt, trat in mein Zimmer. Sie war bleich und entstellt; aber Lieb' und Entzücken leuchteten mich an aus ihren schönen, seelenvollen Augen. Sie fiel auf ihre Knie vor mein Bett — ohne Sprache, ohne Thränen; aber ihr Busen flog ungestüm und verrieth, welch' ein Sturm in ihrem Herzen wühlte. Sie schloß ihre brennenden Lippen an meine Hand; mir selbst war bange um das gute Kind und um die Verborgenheit meines Plans.

„Willst du, liebe Agathe, künftig meine Schwester sein?“ sagt' ich ihr leise.

Sie seufzte tief und laut, und sah gen Himmel und dann mit Zärtlichkeit auf mich, und stammelte halb odemlos: „Treu — ewig! ewig!“ Dann nahm sie vom Tisch ein Messer, und rief: „Ich will mir selbst die Brust durchbohren, wenn ich Sie je verlasse, meine Fürstin, je verrathe!“

Ich ließ sie von mir; und gleichen Tages ging sie schon genesen unter den Andern umher. Sie schien veredelter, feierlicher; sie trug den Himmel im Herzen und auf dem Antlitz erkünstelten Schmerz.

Warum genoß ich Liebe von so vielen fremden Wesen; warum mußte der Einzige mich hassen, an den mein Schicksal mich gebunden hielt!

---

7.

Schon war der Tag meiner Flucht bestimmt. Die Gräfin von Königsmark, die treueste Freundin, bürgte für mein glückliches Entkommen, und für die Vollendung der allgemeinen Täuschung. Herbert hatte für Schlitten überall gesorgt, und harrte mein in

einem Walde, nahe bei der Hauptstadt, während Kurriere bereit standen, meinen Tod durch ganz Europa zu verkünden.

Ich sagte als Sterbende Allen meines Hofes Lebewohl. Ich verweigerte von den Händen der verzweifelnden Aerzte neue Hilfe zu nehmen, und wünschte nur mit sehnlichem Verlangen noch einmal den Kaiser zu sehen.

Er kam, und mit ihm mein Gemahl. In meinen Armen ruhten zum letztenmale meine Kinder. — O welch' ein herber Abschied! Der Kaiser gab sich den Gefühlen seines Schmerzes hin; er wollte keinen Dank von meinen Lippen für seine Liebe hören; er segnete mich und meine Kinder, und schwor mir, fort ihnen Alles zu sein.

Mir brach das Herz; ich schluchzte laut. O meine Kinder! meine Kinder! — Ich umarmte sie wechselsweise hundertmal und badete sie mit meinen Thränen, und hundertmal nahm ich sie wieder. Fast verlor ich in diesem schrecklichen Augenblick Besonnenheit und Entschluß. Ich fand das qualenreichste Leben erträglicher, als die ewige Trennung von diesen Engeln. Der Kaiser sah meine heftige Bewegung; er fürchtete von ihr die Beschleunigung meines Todes. Er hieß der Gräfin Königsmark die holden Geschöpfe hinwegtragen. Mein Gemahl begleitete sie. Noch einmal, ehe er ging, reichte er stumm und düster mir die Hand. Ach, hätt' ich noch in seinen Mienen eine zarte Spur einigen Schmerzes und leiser Zuneigung gefunden, ich würde meine Rolle verworfen, und mein altes Leben in Rußland erneuert haben. Aber finster war sein Blick. Zeuge meines Todes zu sein, war ihm mehr unbehaglich, peinlich, als schmerzlich. Sein Händedruck war kalt, und wie von Wohlanständigkeit erzwungen. Er schien auf sich selbst zu zürnen, daß seine Augen keine Thränen finden konnten, die er seinem Vater, dem betrübten Kaiser, hätte aufweisen können.

Er ging, und war von mir vergessen, wie er den Rücken wandte. Ach, mein Herz schrie nur meinen Kindern nach.

Erschöpft sank ich zusammen. Man ließ mich einsam; nur die Gräfin Königsmark bewachte mich. Ihr Zuspruch gab mir den verlornen Muth zurück. Ich schlummerte einen kurzen Schlummer und fühlte mich gestärkt. Nach Mitternacht wurde die Anzeige meines Todes verbreitet. Mein Gemahl hatte schon Petersburg verlassen, und sich mit einigen seiner Gesellen auf ein Landgut begeben. Er empfing die Botschaft meiner Auflösung, und gab Befehl, wie ich es selbst befohlen hatte, meinen Leichnam in der Stille zu beerdigen. — Der Sarg erschien. Agathe und die Königsmark legten mich ein und verhüllten mein Gesicht. Viele meines Hofes forderten mich noch zu sehen. Sie umgaben weinend die Bahre. Von Zeit zu Zeit lüpfte die Königsmark den Schleier von meinem Antlitz, und der Schmerz der Zuschauer ward nur reger, und für jeglichen Verdacht der Zukunft mein Absterben zweifelloser.

Verkleidet ward ich in der Nacht, als mein verschlossener Sarg zur Ruhe geführt worden war, aus meiner Wohnung von der Königsmark entführt. Ich blieb verborgen in ihrem Palast. In der dritten Nacht erschien der treue Vater Herbert am Thore der Stadt. Agathe von Dienholm und ich verließen in männlichen, altrussischen Kleidern Petersburg. Es war ein großer Schnee gefallen; doch schwieg der Sturm. Die Sterne funkelten hell.

Herbert regierte selbst den Schlitten; er flog mit Vogelschnelle über den Schnee hin, sanft wie in Wolken. Keiner sprach. Immer zittert' ich, verrathen und eingeholt zu werden. Oft wünscht' ich's heimlich, um wieder, wäre es auch im Kerker, meinen Kindern nahe zu sein. — Unaussprechliche Angst und tiefnagender Mutterschmerz quälten mein Herz. Agathe, die Liebevolle, schmiegte sich schüchtern an mich; unermeßlich schien ihr das Glück, die Unentbehrliche ihrer Fürstin zu sein. Ich drückte ihre Hand in der meinen. „O meine Fürstin! meine Fürstin!“ lispelte sie: „Wie lieb' ich Sie, wie möcht' ich für Sie sterben, wie gern!“ —

„Ich bin nicht deine Fürstin mehr! Vergiß deiner Rolle nicht. Nenne mich deine Freundin, deine Schwester: denn nun bin ich's, und dir gleich!"

Ich legte meinen Arm um sie; nur auf meinen wiederholten Willen that die Schüchterne desgleichen. Ich fühlte ihr Erglühen und die Unruhe ihres schönen Herzens, worin noch immer die zärtlichste Liebe mit der gewohnten Ehrfurcht kämpfte.

So dämmerte, nach einer langen schrecklichen Nacht, der Morgen. Wir befanden uns in einer waldigen Wildniß. Die ermüdeten Rosse trabten langsamer. Wir erreichten endlich ein einsames, elendes Haus im Gehölz, vor welchem Herbert Halt machte. Er führte uns hinein. Ein Paar alter Leute empfing uns mit Gastfreundschaft. Herbert nannte Agathe und mich seine Söhne.

---

## 8.

Seligkeit des unbemerkten Einsamlebens, nur gekannt von wenigen Guten, die uns lieben, welches Glück der Welt darf dir gleichgeachtet werden! — Der alte Russe, mit seiner Frau und einem rüstigen jungen Burschen, ihrem Sohne, lebten in dieser Hütte schon viele Jahre, ohne sie zu verlassen, als an hohen Festtagen, wenn sie die Kirche eines sieben Wersten von hier entlegenen Dorfs besuchten. Der Alte mit seinem Sohne verfertigte allerlei Geräthe von Holz, die dieser dann zum Verkauf austrug, und gegen Lebensmittel, Kleider und weniges Geld austauschte. Wie bezauberte mich die stille Zufriedenheit und die Genügsamkeit dieser Armen! Alles, was ihr Herz wünschte, lag im Umkreis ihrer Hütte. Sie kannten die Herrlichkeit und das Elend der Großen nicht; sie wußten nichts von den Ereignissen, welche rings umher die Welt erschütterten, und von dem fürchterlichen Gährungsstoff, der, in die

Brust der Menschen geworfen, frohe Geschlechter verheert und Throne in Ströme Blutes senkt.

Während Herbert unsere Rosse besorgte, ward die liebenswürdige Agathe mein Mundkoch. Sie bereitete uns ein einfaches, reinliches Mahl. Ich bewunderte ihre Geschicklichkeit, ihren Fleiß. Als wir allein waren in dem engen Stübchen, nahte ich mich ihr, schloß sie in meine Arme, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Ein reizendes Roth überfloß ihr Antlitz — sie erwiederte schüchtern und glühend den schwesterlichen Kuß, und sah mit schwimmenden Blicken zu mir auf, und stammelte leise: „O mein Gott!"

„So wie diese Alten," sprach ich, „werden auch wir eine Einöde finden, schöner, als diese; wir werden glücklich sein. Das einfache stille Dasein in der Welt wird von uns wie eine Wollust genossen werden; wir vergessen bei der Liebe einzelner, treuer Nachbarn die Schmeicheleien fader Höflinge, die knechtische Verehrung von unterthänigen Haufen; wir hören nichts mehr von Kriegen, Verräthereien, Kabalen und Allem, was die arme Menschheit quält, womit sie voll kindlicher Begier tändelt, womit sie ihr flüchtiges Leben vergiftet; nichts von den Geckereien der Eitelkeit, von dem Streben der Ehrsucht, von den privilegirten Sünden und Albernheiten der Großen, von der Blindheit des rohen Pöbels, und was sonst die Zeitungen füllt. Die Morgen- und Abendröthen sind unsere Zeitungen, die uns einen heitern oder trüben Tag verkünden; der Wald unser Opernsaal; Gebirg und Meer unser Schauspiel; die Gesundheit unsere Köchin; der unendliche Himmel unser Kirchengewölb. Ach, liebe Dienholm, kannst du dich auch herzlich mit mir freuen auf dieses stille Glück?"

Sie lächelte mich an, küßte mich erröthend und sprach: Ich freue mich nicht mehr in der Hoffnung; denn was ich nie hoffen durfte, ist mir schon geworden. O wie gern' meid ich die Welt, dies große Krankenhaus, worin fast Alles, groß und klein, an

irgend einer Begierde fiebert, nach Gold, nach Bewunderung, nach Rache, nach Unsterblichkeit, nach hohen Stellen, nach Leckerbissen, schönen Kleidern und marternden Lächerlichkeiten. Wer all dem Tand entsagen kann, der nicht unmittelbar zum Leben ist, der hat, was er bedarf — im Herzen Ruhe. Und so ist mir's geworden.

Fast den ganzen Tag blieben wir in der Hütte mit voller Sicherheit. Wir schliefen hier so sanft, so fest, als hätte Rußland für uns keine Gefahr mehr. Erst am Abend trennten wir uns von unsern alten Wirthen, und setzten unsere Reise über den Schnee fort.

Herbert war seines Weges vollkommen kundig, er mied überall die großen Straßen; wir reiseten meistens nur bei Nacht, ruhten meistens nur in abgelegenen Hütten und elenden Dörfern aus; sahen wenig Menschen, und wechselten bald Kleidertracht, bald Namen, um immer unentdeckt zu bleiben. Aber alles dies gab unserer Flucht eine ermüdende Langsamkeit; bald waren die Nächte zu dunkel, bald die Tage zu stürmisch, und alle Wege bis zur Unkenntlichkeit verschneit. Vierzehn Tage lang waren wir schon in den ewigen Wildnissen durch unbewohnte Steppen und finstere Waldungen geirrt, aus deren Labyrinth wir uns, ohne von Dorf zu Dorf mitgenommene Führer, nie gefunden haben würden, und noch immer hatten wir die Grenzen des russischen Gebietes nicht erreicht. — Herbert tröstete uns von einem Tage zum andern; aber einen Tag wie den andern ward unsere Hoffnung getäuscht.

Eines Abends endlich sprach Herbert: „Beruhigen Sie sich, wir schlafen heut' im letzten russischen Dorf. Es heißt Kwadoszlaw, und kann nicht mehr als zehn Werste von uns sein. Morgen reisen wir auf polnischem Boden." Ich jauchzte freudig auf. „Nein," rief ich, „noch diese Nacht müssen wir in Polen sein. Ich athme nicht eher freier."

Wir kamen spät in Kwadoszlaw an. Es war finster und schneite

stark. — Herbert wollte rasten; aber ich ließ nicht nach, bis er zum ersten Dorfe die Reise fortsetzte. Er erkundigte sich nach dem Namen desselben. Man nannte es Rieszosperda.

Wir begehrten einen Wegweiser; aber die Menschen waren hier so ungefällig, daß keiner sich dazu hergeben wollte, und wir, so große Belohnung wir auch versprachen, keinen erhalten konnten.

Demungeachtet betrieb ich die Fortsetzung der Reise, da wir diesen Tag nicht weit gekommen waren. Bald sahen wir uns in einem weitläufigen Walde; wir hatten bisher das kaum sichtbare Gleis vor uns gefahrner Schlitten verfolgt, aber es wurde immer dunkler; der Wind warf uns den Schnee entgegen, daß es zuletzt keine Möglichkeit war, eine Spur der Bahn zu finden. Wir waren schon zu tief in der Irre, um hoffen zu dürfen, nach dem verlassenen Orte zurückkommen zu können. Wind und Schnee hatten unsere Gleise verwischt. Wir waren vom Frost halb erstarrt, und mußten uns dadurch erwärmen, daß wir von Zeit zu Zeit neben dem Schlitten hintrabten. Ich litt viel, aber noch mehr die gute Agathe, welche nicht, wie ich, durch Hoffnung, Angst und Furcht Kraft der Verzweiflung empfing, und ohnedem diesen Tag die schwerfällige Tracht einer russischen Bäuerin angenommen hatte.

Einige Stunden lang hatten wir uns im Wald umhergetrieben, ohne sein Ende zu erreichen. Herbert, da er nirgends einen Ausweg vor sich sah, war abgestiegen, um die Gegend vor uns zu untersuchen. Agathe und ich erwarteten im Schlitten seine Rückkunft.

Zu unserm nicht geringen Schrecken erschien unverhofft neben uns ein fremder Kerl zu Fuß. Ich redete ihn an; er gab keine Antwort, sondern ging gegen das Pferd, schwang sich hinauf und jagte, seitwärts in das Gehölz hinein, mit uns davon.

Bestürzung und Angst raubten uns fast alle Besinnung. Wir schrien Herberts Namen; wir hörten sein antwortendes Geschrei aus der Ferne, und bald vernahmen wir auch dies nicht mehr. Ich

sank ohnmächtig in Agathens Arme zurück, und kam nicht eher zu mir, als in dem Augenblick, da der Schlitten still stand.

Ich öffnete die Augen. Wir waren in einer weiten Ebene außer dem Walde; Schnee und Wind währten fort. Der Kerl, so uns entführt hatte, war vom Pferde gesprungen und verschwunden. Vermuthlich hatte er nur, um seine Fußreise zu verkürzen, und schneller aus dem Gehölz zu kommen, sich unsers Rosses bedienen wollen.

Es blieb nichts übrig, als in den Wald zurückzukehren, um unsern verlornen Freund zu suchen. Die tiefen Spuren im Schnee zeigten den weiten Weg, welchen wir gemacht hatten. Wir kamen nach einer halben Stunde ins Gehölz. Wir riefen Herberts Namen unzähligemal; aber unserm ängstlichen Geschrei antwortete nur das Brausen des Sturmwindes in den schwarzen Fichten. Noch fuhren wir eine halbe Stunde tiefer in den Forst; keine Spur, kein Laut von dem armen Herbert. Wo sollten wir ihn suchen? Wir mußten selbst fürchten, irgend eine falsche Fährte befahren zu haben. Vielleicht war der Unglückliche schon, von Kälte erstarrt, auf dem Schnee erfroren; vielleicht von Wölfen angefallen und zerrissen — wir ohne Rathgeber, ohne Beistand, in der Wüste allein, an Kraft und Muth erschöpft.

Nie hatte ich mich in einer schrecklichern Lage befunden. Kaum besaßen unsere starren Hände noch Macht genug, die Zügel unserer müden Rosse zu leiten. Agathe rieth an, in das Freie zurückzufahren, in der Hoffnung, irgend eine menschliche Wohnung zu entdecken, wenn wir die Fußstapfen unsers Entführers verfolgen würden. Von da könnten wir am Tage des Waldes kundige Leute aussenden nach Herbert. — Ich folgte dem Rathe; und in der That erreichten wir, indem wir der hinterlassenen Spur des entwichenen Kerls folgten, mit Tagesanbruch ein kleines, armseliges, halb in Schnee vergrabenes Dorf.

9.

Wir hielten in einem alten, aus Backsteinen aufgeführten Hause an, welches das ansehnlichste im ganzen Dorfe war. Eine ganze Koppel Hunde umringte bellend unser Fuhrwerk, bis sie ein verlumpter, schmutziger Kerl zum Schweigen brachte, der aus dem Hause trat, und unsere klägliche Erzählung anhörte, die ich ihm, so gut als möglich, in russischer Sprache machte. Er verließ uns, ohne zu antworten, erschien nach einigen Minuten wieder, und führte uns in eine geheizte Stube, welche einem Stalle glich, wo mehrere Knechte und Mägde auf mürbem Stroh umherlagen.

Wohl eine Stunde mußten wir hier geduldig unser Schicksal abwarten. Die Schlafenden ermunterten sich; man führte unsere Rosse unter Dach, und uns endlich in ein größeres Zimmer, wo ein starker, breitschulteriger Mensch, der einen gewaltigen Knebelbart trug, sich als den gestrengen Herrn von Horodok ankündigte.

Er redete zuerst Agathen auf russisch, dann auf polnisch an. Das gute Kind, keiner dieser Sprachen mächtig, antwortete französisch, dann deutsch, und ward nicht verstanden. Ich wollte das Wort für sie führen; er aber gebot mir Stillschweigen. „Du bist keine Russin, trotz deiner Kleider!“ sagte er, flüsterte einem seiner Knechte wenige Worte ins Ohr, und ließ Agathen zum Zimmer hinaus führen. Vergebens widersetzt' ich mich diesem seltsamen Betragen. „Ich kenne euch wohl!“ sagte der schreckliche Mensch zu mir: „Ihr seid von Petersburg entwischt. Ihr waret mir gleich Anfangs verdächtig.“

Die Rede vollendete meine Angst. Schon glaubt' ich mich entdeckt, verrathen, aufgesucht und nach Petersburg ausgeliefert. Ich gab Agathen für meine Schwester aus; erzählte unser nächtliches Abenteuer, und wie sich unser Vater von uns im Walde verloren habe. Ich bat nur, diesen aufsuchen zu lassen. Der Edelmann schüttelte den Kopf; er ließ mich in ein Nebenzimmer führen, wo-

hin nach einiger Zeit auch Agathe gebracht ward, die bitterlich schluchzte. Mit Hilfe eines Knechts, der gebrochen deutsch redete, hatte der Herr von Horodok auch sie wieder ins Verhör genommen; und da sie sich für eine Magd ausgegeben, die in Diensten meines Vaters stehe, so wurde der Verdacht des alten Dorftyrannen durch den Widerspruch unserer Aussagen vermehrt.

Man behandelte uns wie Gefangene, brachte unsere wenigen Habseligkeiten aus dem Schlitten ins Zimmer, versorgte uns mit Speise und Trank, und ließ uns bis gegen Abend allein. Wir erfuhren nur, der gestrenge Herr, dem man den Titel eines Starosten beilegte, sei mit andern Freunden auf die Jagd.

Bald nahmen wir uns vor, mit einbrechender Nacht zu entspringen, bald mit heldenmüthiger Fassung den Ausgang der Dinge zu erwarten. Ein Plan verdrängte den andern; am meisten waren wir um unsern Herbert in Sorgen.

Als es dunkel ward, hörten wir die Jagd zurückkommen. Bald war wildes Getümmel im Zimmer neben dem unsrigen. Wir hörten Becher klingen, und rohes Gelächter. Der Starost, dessen Stimme wir von allen andern unterschieden, sprach auch von uns. Was mich am meisten beunruhigte, war seine Vermuthung, daß wir schwedische Spione, oder Vagabunden seien, die in Petersburg ein Beutelschneidereistückchen verübt hätten. Er wolle uns, sagte er, und den Alten, den wir für unsern Herrn ausgaben, am folgenden Tage an die Obrigkeit der nächsten russischen Stadt schicken. Also auch Herbert schien sich gefunden zu haben.

Indem ich der armen, zitternden Agathe die Reden des Starosten erklärte, ward die Thür geöffnet. Die Gesellschaft, von Wein und Branntwein begeistert, drängte sich zu uns herein und musterte uns. Agathe weinte; ich aber überhäufte den Starosten wegen seines despotischen Verfahrens gegen unschuldige Reisende mit Vorwürfen, und verlangte zu meinem Vater gebracht zu werden.

Ein wohlgewachsener junger Mann nahete sich Agathen; und sagte, indem er seine Hand unter ihr Kinn legte und ihren Kopf in die Höhe richtete, auf französisch: „Sie sind wohl weder eine Bäuerin noch eine Verbrecherin, schönes Kind!“

„Und Sie, mein Herr,“ redete ich ihn an, „scheinen weder ein Räuber, noch fähig zu sein, Barbareien gut zu heißen, welche man im Gebiete des Königs von Polen gegen Reisende verübt. Wir kamen, und machten Anspruch auf Gastfreundschaft und auf die gerühmte Großmuth der Polen, und werden, statt dessen, allen Mißhandlungen preisgegeben.“

Der junge Mann sah mich lächelnd seitwärts an, dann wieder Agathen, die ihre Augen verschämt zu Boden schlug.

„Folgen Sie mir. Ich will Sie frei machen, wenn Sie wollen!“ sagte er endlich, und, indem er seine Hand auf Agathens Schulter legte, setzte er hinzu: „Weine nicht, schönes Mädchen!“

Dann wandte er sich lachend zum Starost und rief: „Wladislaw, du hast mir einen schönen Streich gespielt!“

„Wie meinst du das, Janinsky?“ rief der Starost.

„Den Maler hast du verhaftet, von dem mir der Hauptmann Osterow geschrieben, und welchen ich so sehnlich erwartet habe. Diese beiden jungen Leute gehören ihm an. Wo ist er? Ich muß ihn sprechen.“

Damit verließ er uns. Die ganze Gesellschaft folgte ihm. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, als Janinsky mit schlauem Lächeln zu uns hereintrat, an seiner Hand unsern Herbert.

„Die Schlitten,“ sagte Janinsky, sind angespannt. Sie folgen mir auf mein Schloß, und genießen dort alle Bequemlichkeit, so lange Sie bei mir ausruhen wollen.“

Ich glaubte mich, nun ich Herbert wieder sah, aller Gefahr auf immer entronnen. Wir erzählten ihm, sobald wir allein waren, unser Abenteuer, unsere Angst, unsere Sorgen um ihn. Er theilte

uns seine Geschichte mit, die der unsrigen ziemlich ähnlich ward, sobald er die Spuren unsers Schlittens im Schnee wieder gefunden, und durch sie geführt, nach Horodok gekommen.

So ermüdet wir auch alle Drei sein mochten, standen wir doch keinen Augenblick an, diesen verhaßten Ort zu verlassen, und mit dem unbekannten Janinsky zu reisen, dessen freundliches Aeußere uns wenigstens ein besseres Loos versprach.

---

## 10.

Unter empfindlichem Schneegestöber machten wir uns auf den Weg. Janinsky's Schlitten fuhr voran. Kurz vor Mitternacht erreichten wir endlich ein weitläufiges Dorf, Sloboda geheißen, an dessen Seite sich ein hohes, altväterisches Gebäu erhob, mit einigen kleinen Thürmen versehen. Der Mond schien trübe durch die grauen Schneewolken, und warf ein melancholisches Licht auf das Schloß, welches mit seinen Erkern, Thürmchen und engen Fenstern einem großen Gefängniß glich. Rings um dasselbe zog sich ein Graben, über welchen eine Brücke führte.

„Ach!“ flüsterte mir Agathe zu, „ich hoffe auch von dieser Zuflucht des Guten nicht viel.“

Unser Wirth war sehr geschäftig, uns aus dem Fuhrwerk zu heben; dann nahm er Agathen und führte sie ins Schloß. Herbert und ich folgten.

In einem großen, mit alten Tapeten bedeckten Zimmer ward ein Nachtessen bereitet. Ueberall herrschte Ordnung und Reinlichkeit, welches uns wieder einiges Vertrauen einflößte.

„Wie freu' ich mich,“ sagte Janinsky, „Sie aus der seltsamen Gefangenschaft des Starosten erlöset zu haben. Er ist sonst ein guter Kauz, aber etwas roh, und dabei ein Todfeind des Königs von Schweden. Er ist reich an Land und Leuten; aber seit

er seine Gemahlin verloren, gleicht sein Haus einer Bettlerherberge, und er wühlt und wälzt sich nach Herzenslust in seinem Schlamm und Schmutz. Man muß ihm seine sonderbaren Launen zu gut halten, und, weil er von Einfluß ist, freundliche Nachbarschaft mit ihm pflegen. — Vergessen Sie den Schrecken, den Ihnen der wunderliche Kopf verursachte; an meinem Willen soll es nicht fehlen, Ihnen den Aufenthalt bei mir angenehmer zu machen. Ich habe auch Reisen in Europa gemacht, und weiß, wie wohl es thut, ein gastfreundliches Obdach zu finden, zumal in wildem, unwirthbarem Lande, wie bei uns."

Wir dankten ihm für so viel Verbindliches, und Herbert zog seine Brieftasche hervor. „Hier," sagte er und zeigte ihm einen russischen Paß, „damit Sie auch uns kennen lernen. Sie sehen daraus, daß ich ein französischer Edelmann bin, de Laborde heiße, und daß diese Beiden meine Töchter sind. Die Verkleidung der einen in Mannskleidern, der andern in russischer Bauertracht, war eine Grille von den beiden Mädchen, die ich ihnen gern ließ. Ich bin von Ihrem Edelmuth überzeugt, mein Herr, und wir schätzen uns glücklich, durch das rauhe Ungefähr mit einer so angenehmen Bekanntschaft überrascht worden zu sein."

Janinsky durchsah den Paß, und entschuldigte sich bei mir und Agathen, daß er, verführt durch unsere Mummerei, uns vielleicht nicht mit der gebührenden Achtung behandelt habe. Auch für Agathen wurde jetzt ein Gedeck auf den Tisch gelegt. Ich bemerkte inzwischen, daß Janinsky, seitdem ihm Herbert die Entdeckung gemacht hatte, um Vieles ernster geworden zu sein schien.

Wir bedurften diesen Tag der Ruhe mehr, als der Speisen. Eine Magd führte Agathen und mich in ein kleines Zimmer im obern Stock des Hauses, wo wir im Schutz der Ahnen unsers Edelmannes, deren halbverloschene Gemälde rings an den Wänden hingen, sanft entschlummerten.

Herbert trug uns am folgenden Morgen die Einladung des gefälligen Wirths vor, einige Tage bei ihm zu verweilen, bis unsere, von so vielen Anstrengungen ermatteten Rosse sich erholt haben würden. Auch war das Wetter noch stürmischer, denn sonst; wir selbst hatten der Rast vonnöthen, neue Kraft zu schöpfen. Niemand kannte uns in dieser Gegend, welche von Reisenden höchst selten besucht ward; und dies fügte zu den Annehmlichkeiten der Ruhe noch das reizende Gefühl der Sicherheit.

Wir willigten ein. Janinsky schien entzückt zu sein, als wären wir nicht seine Schuldner, sondern er der unsrige. „Ach, wie selten wird mir's hier zu Theil," rief er, „Menschen aus der gebildeten Welt zu sehen! Hätte ich nie andere Länder und höhere Bedürfnisse kennen gelernt, mir würde wohl sein unter meinen Nachbarn, deren höchstes Gut Jagd, Spiel und Zechgelage sind. Nun aber bin ich in meiner eigenen Heimath nicht mehr heimathlich. Der Tod meines Vaters machte mich zum Erben seiner Güter; aber früher oder später werde ich mich ihrer doch entledigen und wieder nach Warschau oder Dresden gehen, wenn der Himmel mir nicht zu guter Stunde eine liebenswürdige Gesellschafterin zuführt, die meine Einsamkeit belebt."

Janinsky war ein schöner Mann; die polnische Nationaltracht seiner Gestalt ungemein vortheilhaft. Er sprach polnisch, französisch und russisch, und hatte eine kleine ausgewählte Bibliothek von lateinischen und französischen Schriftstellern. Er liebte die Musik; er spielte mit Fertigkeit die Flöte und das Klavier. Die Langeweile konnte uns also in Janinsky's Schlosse nicht wohl überraschen. Ich las; Agathe saß am Klavier; Janinsky begleitete ihr empfindungsvolles Spiel mit der Flöte; Herbert schrieb und blätterte in Landkarten.

Am meisten beschäftigte sich unser Wirth von uns Allen mit Agathen. An ihr hingen seine Augen unverwandt; ihr wußte er

immer tausend Dinge zu sagen, die eben so viel Gefühl verriethen; auf ihre Worte horchte er am liebsten, und ihren Wünschen kam er überall am behendesten zuvor.

Agathe nahm diese Aufmerksamkeit als eine gewöhnliche Artigkeit; aber sie waren die verrätherischen Zeugen einer lebhaften Leidenschaft, welche Janinsky eben dann am meisten offenbarte, wenn er sie am geflissentlichsten verheimlichen wollte. Bald war er auch dieses Willens nicht mehr mächtig.

Als er am Abend des zweiten Tages neben Agathen am Klavier stand — beide waren eben im Zimmer allein — hörte er plötzlich auf, ihr Spiel zu begleiten. Sie sah zu ihm auf. Seine Augen waren voller Thränen. Er wandte sich ab und ging gegen das Fenster.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte Agathe und stand auf.

„Wie kann mir wohl sein?“ rief er mit Heftigkeit: „Sie wollen morgen abreisen und mich wieder allein lassen? Warum erschienen Sie doch in meiner Einöde, wie Wesen einer bessern Welt, um mir einen Augenblick lang den Himmel zu geben, damit ich nachher das Armselige dieses Lebens desto tiefer empfinde? O Fräulein, Fräulein, ich bin sehr unglücklich!“

Agathe, bestürzt und verlegen, wußte ihm nichts zu erwiedern. Er nahm ihre Hand, drückte sie an seinen Mund und blickte mit nassen Augen gen Himmel.

„Zürnen Sie mir nicht, Fräulein, und nicht meinem Schmerz!“ fuhr er fort: „Hätte ich Sie in einer weitläufigen Stadt, in den glänzenden Kreisen eines Hofes gesehen, mein Herz würde Sie herausgefunden haben aus den Tausenden Ihres Geschlechts, und gesprochen haben: Nur du allein bist mir über Alles theuer. — Und nun wohne ich hier in der Wüste, fern von jeder freundlichen, meinem Geiste verwandten Gesellschaft. Ich sehnte mich vergebens nach dem Bessern. Meine Tage flossen in ermüdender Einförmig-

keit hin. Ich fing an, ein Alltagsmensch zu werden, und mein warmes, nur zu zart fühlendes Herz in den Gang des faden, gewohnten Herkommens hineinzutragen. Ach, was ich nicht als Möglichkeit träumte, ward nun so plötzlich wunderbare Wirklichkeit. Ich sah Sie; eine himmlische Erscheinung hätte mich nicht tiefer erschüttern können. Ich bin ein Verwandelter geworden; ich sehe Sie nur, ich kenne Sie nur, und Alles rings umher ist mir so fremd geworden, als wäre es heute erst entstanden. Zürnen Sie mir nicht, Fräulein, denn ich kann Ihnen nichts gelten, das fühle ich wohl; ich bin Ihnen zu bedeutungslos. Unter den Millionen, die Sie sahen, haben Sie Millionen gesehen wie mich."

Er führte sie bei diesen Worten zum Klavier zurück und nahm die Flöte. Agathe, zitternd, tändelte mit einzelnen Tönen. Sie zürnte ihm nicht, und wußte selbst nicht, daß er ihr wohlgefallen hatte.

Indem trat Vater Herbert ins Zimmer. Janinsky ging ihm entgegen.

„Sie wollen mich morgen wieder verlassen?" sagte er: „Aber erinnern Sie sich, daß Sie mein Schuldner sind. Ich zähle auf Ihre Erkenntlichkeit; ich will den kleinen Dienst für bezahlt halten, den ich Ihnen leistete, wenn Sie mir die Bitte gewähren, noch zwei Tage in Slobada zu verweilen. Ich kann mich unmöglich an den Gedanken gewöhnen, Sie schon zu verlieren."

Herbert lächelte. „Wie gerne würden wir," sagte er, „unsere Schuld bei Ihnen vermehren, wenn nicht allzugebietende Familienverhältnisse uns die Beschleunigung unserer Reise zur Pflicht machten." — Der liebeathmende Janinsky aber ließ sich nicht zurückweisen; er drang mit so freundlichem Ungestüm auf unser Bleiben; er wußte die Gefahren der Reise bei gegenwärtiger Kälte, die Unsicherheit der Wege durch Wölfe, die der Frost aus-

den Wäldern treibe, um Nahrung in bewohnten Gegenden zu suchen, so lebhaft zu schildern, daß Herbert endlich wankte, und wenigstens Bedenkzeit forderte.

Als Herbert mir und Agathen, da wir allein waren, den Vortrag machte, sah ich wohl, daß er bei der herrschenden rauhen Witterung geneigter sei, ein paar Tage in Sloboda zuzulegen, denn aufzubrechen. Agathe aber gab statt aller Meinung auf meine Frage ein stummes Erröthen zur Antwort.

So blieben wir wieder in Sloboda.

---

## 11.

Und aus den versprochenen zwei Tagen wurden ihrer allmälig sechs. Janinsky war der glücklichste Mensch und die Güte selbst. Agathe unterhielt sich gern mit ihm, wenn er ihr von seiner Leidenschaft schwieg; ich bemerkte, daß sie schöner und gefühlvoller am Klavier sang, als sonst an meinem Flügel; daß ihr ganzes Wesen von einem höhern Geiste beseelt zu sein schien. Mir selbst kam sie weit liebenswürdiger vor, denn ehemals; ihre Stimme hatte etwas unnennbar Weiches und Rührendes; ihre Blicke hafteten länger und träumender an allen Gegenständen; hätte sie einen Todfeind gehabt, er würde mit Liebe haben an ihr Herz sinken müssen.

Nur ich allein war die ewig Rastlose, und schwebte in unendlicher Furcht. Jede fremde Gestalt, jeder Reisende, welcher über die Schneewüsten daher irrte, jagte mir Angst des Todes ein. — Ach, und meine verlassenen Kinder, die fürstlichen Waisen! Immer war ich nur im Geiste bei ihnen; immer träumt' ich nur ihre holdseligen Gestalten — wie gern hätt' ich für einen einzigen Kuß auf ihre Lippen mein freudenarmes Leben dahingezahlt!

Am Abend des sechsten Tages trat die gute Agathe ins Zim-

mer zu mir. Ihre Augen waren verweint; doch lächelte sie. „Ich habe mit Vater Herbert geredet,“ sprach sie, „er wäre entschlossen, morgen in der Frühe aufzubrechen, wenn Sie in unsere Abreise willigen.“

„Jeden Augenblick — jetzt — bin ich bereit!“

„Aber Janinsky darf es nicht wissen — nicht eher, als bis wir morgen ihm den plötzlichen Abschied sagen. Er würde uns tausend Schwierigkeiten in den Weg wälzen, um die Abreise zu hindern!“ sagte sie und wandte sich erröthend von mir.

Ihr Betragen fiel mir auf. Ich schloß sie in meine Arme; ich forschte nach der Ursache ihrer Verwirrung und dem Geheimniß ihrer Thränen. Halb errieth ich's. „Du hast eine Eroberung gemacht in der Wilde!“ sagte ich lächelnd zu ihr.

„Er hat bei Herbert um meine Hand angehalten,“ erwiederte Agathe, „in der Meinung, daß Herbert wirklich mein Vater sei. Herbert stellte ihm vergebens vor, daß er sich von seiner Tochter nicht trennen würde; daß ich in dieser Wüstenei nicht leben könne. Er will Hab und Gut in Geld verwandeln, will Polen verlassen, will uns folgen und sich in Frankreich niederlassen bei uns.“

„Und du, Agathe?“

„Mir thut es leid!“ Er ist ein so guter Mensch, aber wilder Schwärmerei fähig. Darum müssen wir eilen, Sloboda zu verlassen.“

Herbert bestätigte Agathens Rede. Um Janinsky für immer abzuweisen, hatte er demselben erklärt, daß er nirgends anders, als auf französischem Boden, über Agathens Schicksal entscheiden werde.

Sobald am folgenden Morgen Herbert in der Stille Alles zur Abreise gerüstet und die Pferde angeschirrt hatte, zeigten wir dem unglücklichen Liebhaber unsern Entschluß an, ihn zu verlassen. — Schon war der Schlitten vorgefahren.

Janinsky stand erbleichend, sprachlos vor uns. Seine Augen

irrten abwechselnd auf uns Dreien hin, und schienen zu fragen: „Scheiden? Könnt ihr dies? Wollet ihr Janinsky's Tod?“ — Wir sagten ihm alles, was Erkenntlichkeit zu sagen gebot. Herbert zog einen kostbaren Ring vom Finger und bat ihn, denselben zum Andenken anzunehmen. Er stieß Herberts Hand zurück. Er trat ans Fenster, sah unsern Schlitten bereit stehen — kehrte wieder zu uns, drückte Herbert, dann mir die Hand; dann fiel er vor Agathen aufs Knie, drückte ihre Hand mit Inbrunst an sein Herz, seufzte tief und sprach mit beklemmter Stimme das Wort Ewig aus. Wir sahen den guten armen Janinsky nicht wieder.

Alle waren wir tief bewegt. Alle hofften wir, er werde zurückkehren. Bald aber erfuhren wir von einem seiner Knechte, er habe sich auf sein Roß geworfen und Sloboda verlassen.

Herbert und ich standen beim Schlitten. Agathe war noch im Hause geblieben. Ich ging zurück, um sie aufzusuchen. Als ich ins Zimmer kam, wo Janinsky von uns gegangen war, fand ich sie schluchzend auf einem Sessel sitzend, mit verhülltem Gesicht. Auf einem Tischchen neben sich hatte sie mit Kreide die Worte geschrieben: „Ewig, Janinsky.“

Ich näherte mich ihr und ergriff ihre Hand. Sie erschrak und suchte mir ihren Schmerz zu verheimlichen. Aber ich hatte jene Worte gelesen, worin sie die Geschichte ihres Herzens beschrieb.

„Willst du hier bleiben?“ fragte ich.

Sie sprang auf, und zog mich zum Schlitten, ohne ein Wort zu reden. Wir setzten uns ein und fuhren ab.

---

## 12.

Es war ein düsterer Wintertag; der Himmel eine einzige graue Wolke, von welcher Schnee und Regen auf uns troffen. Aus den beschneiten Ebenen erhoben sich die dunkeln Waldungen, wie

schwarze Inseln. Dann und wann tönte das melancholische Geläute einer Dorfglocke aus der Ferne. Und Wälder und Wolken und Hütten flogen um uns hin vorüber, wie Gestalten eines einförmigen Traums.

Agathe lag fest an mich geschmiegt. Ich wagte nicht, ihr Träumen und Sinnen zu stören. Das arme Kind war aus dem seltsamen Abenteuer mit einem verwundeten Herzen gegangen. Aus Liebe zu mir hatte sie hingegeben, was sie liebte.

O Julie, wie ist unser ganzes Leben ein so träumerisches Gemisch; mehr Schatten, als Wesen; mehr Ahnung, als Genuß! — Da erscheinen wir, ohne zu wissen, woher? und abenteuern eine Zeit lang zwischen Dornen und Rosen hin, und begegnen und begrüßen manche fremde Gestalt, hätten mit mancher gern den Bund des Herzens geschlossen, aber sehen sie verschwinden, nie wiederkehren, und die Fluth der Stunden und das räthselhafte Schicksal führen uns weiter, bis wir müde und satt zusammensinken, und der Rinde unsers Planeten den erborgten Staub wieder zurückgeben.

Man spottet gern jener Empfindungen von ewiger Liebe, von treuer Freundschaft, in welchen die Jugend sich wohlgefällt; man heißt sie Romanen-Schwärmerei, Ueberspannung, Verkünstelung und Empfindelei. — Ich aber will Agathens Thränen nicht zürnen.

Die Jugend ist edler, in Thaten und Empfindungen, als das spätere Alter. Sie wandelt noch in Unverdorbenheit, rein, wie sie den Händen der Natur und den frommen Lehren der Schule entstieg, unvertraut mit Verderbtheit und Gräueln der Menschen; sie will das Große, das Gute; ihr Enthusiasmus ist der ehrwürdigste. — Vom Rauch der Leidenschaft geschwärzt, geht das spätere Alter einher, ist selbst nicht mehr heilig, und sieht daher kein Heiligthum; wälzt sich in Lüsten, oder schwärmt mit rasendem Sinn einem Phantom nach, oder verkauft um Gold die schönsten Gefühle, und heißt Alles, was ihm nicht mehr reizend scheint,

Thorheit und Kindertand. Die Tugend, dem Kinde und noch dem Jüngling und Mädchen heilig, ist ihm Lebensklugheit. Er achtet nicht mehr des Schönen, sondern nur des Nützlichen.

O saget mir doch, da wir nun einmal Menschen sind und menschlich denken und empfinden müssen, welche Schwärmerei ist die edlere? — Ist's das unbändige Streben nach Sinnenkitzel? Ist's das Streben nach Selbstverläugnung, Großmuth, Freundschaft, Treue und Seelengüte?

Lasset unsern Kindern den erhabenen Sinn; tödtet ihn nicht muthwilligerweise früher, als ihn vielleicht traurige Schicksale tödten.

Ich will aber nun, sei denn auch meine Bestimmung auf Erden und jenseits des Grabes, welche sie wolle — ich will dem Tand der entarteten Menschheit auf ewig entsagen; will nicht nach den Schätzen geizen, wenn ich nur mein Leben erhalten kann mit dem Nothwendigen; will nicht nach Weltruhm ringen, wenn mich nur eine Seele herzlich liebt; will nicht den Purpur und den Bettelkittel, sondern nur die Herzen unterscheiden, und hienieden meine Welt mir schaffen, wie sie sein soll, nicht wie sie durch die verwirrende Leidenschaft im unglücklichen Europa ward.

Wir leben nun einmal, o Julie! warum soll ich den Grillen und Meinungen der Menschen dies Leben hinwerfen, und mir es nicht selbst weihen? Warum soll ich die Sklavin ihrer Vorurtheile und ihrer Leidenschaften sein, da mir der Mächtigste von ihnen keinen Schmerz zu vergüten, und keine Stunde neuen Lebens zu gewähren fähig ist, wenn meine Zeit einst ausgelaufen sein wird?

---

13.

Sobald wir nach zwei Tagen das erste Städtchen — sein Name ist mir entfallen — erreicht hatten, fanden wir daselbst einen

Reisewagen mit allen möglichen Bequemlichkeiten, der uns, wie der Postmeister sagte, schon längst erwartete.

Auch dies war ein Werk der Vorsicht unsers Herberts, damit wir nirgends allzulange aufgehalten würden. Er hatte ohne mein Wissen einen Menschen, Namens Paulowitz, vorausgesandt, unsern Weg zu bereisen; einen Menschen, dessen Treue und Klugheit erprobt waren, der schon viele Reisen gemacht hatte, durch Unglücksfälle aller Art verarmt, ohne Anstellung geblieben war, und jetzt sein Schicksal an Herberts Schicksal unauflöslich knüpfen wollte. Herbert sagte mir, daß uns Paulowitz in Paris erwarte und daselbst unsere Reise nach Amerika vorbereite.

So eilten wir unaufhaltsam durch das übrige Polen, und reiseten durch Deutschland, ohne an einem Orte länger zu verweilen, als es nöthig war, durch einen nächtlichen Schlummer unsere erschöpften Kräfte zu verjüngen.

Ich las in den Zeitungen die Geschichte meines Todes und Begräbnisses. Meine Flucht aus Petersburg war Geheimniß geblieben. — O ihr meine zärtlich geliebten Aeltern! — Meine einzige Julie! — In den Augenblicken, da ihr noch meinen Tod beweintet, war ich euch so nahe! Ich breitete schluchzend meine Arme nach jenen Gegenden aus, die euch besitzen, und stammelte euch leise unter tausend Thränen mein Lebewohl und meinen Segen zu, was ihr nicht vernehmen durftet. Während ihr euch in Trauerkleider hülltet, betete für euch eure unglückliche Tochter und Freundin um Frieden und Trost zu dem, der allein Trost und Frieden verleihen kann. Ich aber bin für euch eine Todte und werde es bleiben — so will es mein Verhängniß.

Wir erreichten endlich nach einer unaussprechlich langen Reise die Hauptstadt Frankreichs. Hier hatte uns der gute Paulowitz eine angenehme Wohnung zugerichtet; auch erzählte er uns, daß er mit dem Schiffskapitän de la Bretonne, der im Hafen zu

l'Orient sei, um den Preis einig geworden, uns nebst mehrern hundert Deutschen nach Amerika überzufahren. Diese Deutschen waren mehrentheils verarmte Leute, welche ihr Vaterland zu verlassen gedachten, um ihr Glück unter fremden Himmelsstrichen bei der Gründung neuer Kolonien in Louisiana zu finden.

Aber erst im Monat Mai konnte die Abfahrt geschehen. Ich fürchtete während dieser Zeit in Paris entdeckt zu werden. Eben das ungeheure Menschengewühl dieser kleinen Welt, in welchem ich anfangs glaubte, am unbemerktesten leben zu können, ward mir um so gefährlicher, da von allen Nationen Europens Reisende hier zusammenströmen. Wie leicht konnte ich in der Nähe des Hofes von irgend einem Neugierigen erkannt und verrathen werden, der mich einmal in Petersburg oder Wolfenbüttel gesehen.

Vater Herbert, welcher jetzt den Namen de l'Ecluse angenommen, fand meine Besorgnisse sehr gegründet. Wir verließen Paris, um, nach unserer Gewohnheit immer unstät und flüchtig, vor der Abreise noch einige Gegenden des Königreichs zu besuchen.

Aber auch auf dieser Irrfahrt war ich noch vor aller Verrätherei nicht sicher – wo ich am geborgensten zu sein wähnte, war meine Gefahr am größten.

Als wir nämlich in Poitiers uns befanden, fiel es mir ein, in Gesellschaft unserer artigen Wirthin auch einer Abendmesse in dortiger Kirche beizuwohnen. —

Ich betete mit Inbrunst, o meine Julie! für dich und für meine Kinder, und für meine fürstlichen Aeltern. — Ein unerwarteter Anblick riß mich von der Höhe meiner Andacht nieder, und fesselte unwiderstehlich meine Aufmerksamkeit.

Nicht fern von mir stand in den Reihen der Männer — o wie gern schreib' ich seinen Namen, der mich an die fröhlichsten Stunden meiner Kindheit wieder mahnt! — der Chevalier d'Aubant. —

Ich erschrak, und doch konnt' ich meinen Augen nicht gebieten, ihn zu verlassen.

D'Aubant war's, der einst – ach Julie, mit Wehmuth gedenk' ich des Tages, ich feierte dein Geburtsfest, und wir unbesonnene Mädchen durchschwärmten mit kindischem Uebermuth die grüne Wildniß — wie ein Schutzgeist uns erschien in der Verwirrung — — d'Aubant, der nachmals im traurigen Petersburg edel genug dachte, für die Ehre einer zum Spott des Pöbels gesunkenen Fürstin sein Leben zu wagen — dessen Bild ich mir nie denken kann, ohne es vom rosenfarbenen Himmel meiner Kindheit umstrahlt zu sehen — dessen Namen ich nie ohne Dankbarkeit nenne, da er für den meinigen sein Blut vergoß, ohne Hoffnung einer Belohnung.

Er war's! — Julie, ich zitterte. In angenehmer, wunderbarer Wärme glühte mein halberloschenes Leben auf. D'Aubant glich in diesen Augenblicken einem holden Genius, der mir noch einmal an den Grenzen des vaterländischen Welttheils erscheinen wollte, wie zum Abschiede, bevor mein Schicksal mich auf immerdar entführt haben würde.

Ich vergaß bei seinem Anblick mich selbst und meine Gefahr. Er bemerkte mich nicht. Sein Gesicht sprach männliche Schwermuth. Du erinnerst dich noch seiner hohen Gestalt, und der zarten, geistigen Sprache seiner Mienen! Oft hatte uns die Erscheinung „des schönen Waldgottes," wie du ihn gern hießest, Stoff zu tändelnden Neckereien gegeben.

O wie ward mir zu Muthe! Ein halbes Jahrzehend meines Lebens schien nicht gewesen zu sein. Ich irrte wieder im Hain von Blankenburg mit dir, und du kränztest mich wieder zum abendlichen Tanz auf dem Lustschlosse mit wilden Feldblumen.

Plötzlich wandte er sich. Er erblickte mich, und ich glaubte in seinen Augen das tiefste Entsetzen zu lesen, welches seine ganze

Seele beim Anblick einer Todtgewähnten füllen mußte. Ich genas von meinen Träumen, und hüllte mein Gesicht in die Falten des Schleiers. Ich war einer Ohnmacht nahe. Wie eine ertappte Verbrecherin sehnt' ich mich nach Flucht und Freiheit. Der Boden glühte unter meinen Sohlen, und die tausend im Tempel Versammelten schienen ihre Augen auf mich allein zu richten, und einander zuzuflüstern: Siehe, dort ist die entwichene Fürstin!

Es war wegen des Gedränges unmöglich, die Kirche sogleich zu verlassen, so sehr ich darum auch meine Gefährtin bat. Und immer blieben d'Aubants Blicke auf mich geheftet; immer begegneten meine Augen den seinigen wieder — und ein Gemisch von Grausen und Wollust durchschauerte mich, wie Gluth und Frost den Fieberkranken.

Sobald ich unsere Wohnung wieder erreicht hatte, ließ ich Herbert rufen. Agathe bemerkte meine Verwirrung, meine Angst; Herbert desgleichen. Ich verheimlichte ihnen nichts. Ich erzählte ihnen von d'Aubant. Er war ihnen dem Namen nach, seit seiner Flucht aus Petersburg, nicht mehr unbekannt. Wir beschlossen einmüthig, die Stadt Poitiers sogleich zu verlassen. Ich hatte in der Nacht keinen Schlummer. Immer wähnt' ich mich verrathen, und das Haus umringt, und mich den Kerkern von Petersburg zugeführt — und mitten in meiner Todesangst stand wieder die Gestalt d'Aubants vor mir, und neben ihm blühte das Elysium meines ersten Lebens, ich konnte dann den Mann nicht hassen, der mich verrathen und ausliefern wollte.

Diese einzige Nacht in Poitiers dünkte mich länger und ereignißvoller, als mein ganzes Leben.

Am folgenden Morgen, eh' es ihn Osten graute, hatten wir schon Poitiers verlassen.

---

14.

Sobald der Maienmond begann, wurden wir unter dem Namen einer deutschen Familie, welche nach Westindien zu ihren Verwandten reisete, eingeschifft. Paulowitz hieß nun Paul; Herbert, unser sorgsamer Vater, trug den Namen Walter. Jener hatte, während wir Andern in Frankreichs Provinzen umhergezogen waren, mit bewundernswürdigem Fleiß Alles zusammengekauft in l'Orient, was theils eine langwierige Seefahrt zu verannehmlichen diente, theils uns im fernen Welttheil wohlthun konnte.

Die Kanonen donnerten im Hafen das Lebewohl. Die Winde schwellten unsere Segel auf. Das Schiffsvolk jauchzte. Die Batterien von Portlouis donnerten den Scheidegruß zurück. Das Schiff schwebte, wie geflügelt, über die dunkeln, spielenden Wellen des Ozeans. Die Ufer Europa's wichen zurück.

Agathe stand auf dem Verdeck voll tiefer Wehmuth. Ihre Lippen bebten, wie wenn sie zu dem verschwindenden Welttheil reden wollten; Thränen füllten ihre Augen. Die arme Agathe! Ihre Seele irrte in den Wüsteneien von Polen, und umschwebten den trauernden Janinsky im winterlichen Sloboda.

Herbert hatte sich an einen Mastbaum gelehnt, mit verschränkten Armen und gesunkenem Haupte, in schwermüthiger Stellung. Meinethalben schied er von der mütterlichen Erde, und suchte er in fernen Wildnissen nun das Ziel seines tugendhaften Lebens. Er hörte nicht das Rauschen des Geschützes, nicht das fröhliche Jauchzen der Matrosen. Nur dann und wann schien ein Seufzer seine Brust zu heben.

Und aus dem Gewühl und Lärmen des Schiffsvolks stieg mit einemmale ein feierlicher Kirchengesang, von Männern, Weibern und Kindern. Es waren Deutsche und Schweizer, welche sich eingeschifft hatten, um in Louisiana das Glück zu finden, welches ihnen in der alten Welt nicht lächeln wollte. Sie saßen gedrängt

beisammen, und sangen mit lauter Stimme ihren Psalm zum Gott der Väter, und empfahlen ihm das theure Mutterland, so sie nicht nähren konnte. Und Aller Augen starrten nach dem festen Lande hin, und weinten im Angesicht desselben ihre Abschiedsthränen.

Die Wehmuth übermannte auch mich. Mein leises, glühendes Gebet stieg unter den Liedern dieser Unglücklichen zum Himmel für meine Kinder; und meine Thränen begleiteten die ihrigen.

„Natalie, o Natalie, geliebte Tochter, und du, mein unglückseliger Säugling, dem nicht die zarte Hand der Mutterliebe die Thränen trocknen darf — noch einmal lebet wohl!" So rief ich, und sah die Küsten Europa's vor mir dunkler werden, und am Horizont verdämmern. Wie ein ungeheurer Sarg ging der heimathliche Welttheil in die Tiefen des Meeres mit all' seinen Schätzen und Foltern, mit seinen Thränen- und Freudenstunden. Nur nach meinen Kindern schlug mein Herz in diesem feierlichen Augenblick — auch sie gingen für mich auf ewig unter. Ich schwebte einsam auf dem Ozean, wie ein abgeschiedener Geist, der zu entfernten Bestimmungen hingerissen, schaudernd die Welt vor sich verschweben sieht, wie einen Dunst — die Welt, welche zwar für ihn der Qualen manche trug, aber auch manches Kleinod.

Ich saß, in meinen Empfindungen verloren, auf dem Verdecke. Der Mond war aufgegangen, denn spät am Tage geschah unsere Abfahrt; weit umher herrschte Todesstille; überall nur Well' und Himmel, Dunkelheit und Glanz. Dies furchtbarliebliche Schauspiel fesselte mich durch seine Neuheit, und zerstreute meinen Gram.

Da trat Agathe zu mir, und fragte schüchtern: „Meine Augustine; stör' ich dich? Du bist betrübt. Verfolgt dich schon zu früh die Reue? Verläßest du dein Europa ungern?"

Ich zog das gute Mädchen an mich, und antwortete: „Nein, gern. Denn Niemand liebt mich dort, und Niemand schirmte mich dort. Und was mich liebt und schirmt, begleitet mich zur neuen

Welt. Nur um meine Kinder klag' ich, und meine Julie. Die sind mir verloren. Und hätt' ich sie nicht verlassen, so wären sie mir dennoch verloren. Nun denn, gute Nacht, Vergangenheit! Sei mir willkommen, fremde Zukunft! Ich gehe dir entgegen mit einer reinen Seele. Wer nichts zu fürchten hat, hat nur zu hoffen."

Agathe drückte ihr Gesicht an meine Brust und schluchzte heftiger. „Du weinst?" fragte ich sie: „Sehnst du dich heim?"

Nach einer langen Stille lispelte sie nur den Namen Janinsky.

Meine Augen wurden von Thränen verdunkelt. Ich küßte des Mädchens heiße Stirn und antwortete nicht. Was hätt' ich erwiedern können auf solch ein vielsagendes Wort. — Agathe liebte. Janinsky war der Gott ihrer ersten Leidenschaft. Treu und ergeben hatte sie mir ihre schönsten Empfindungen zum Opfer gebracht, und es erst damals gestanden, als hoffnungslos sie an der Möglichkeit ihres Glücks verzweifelte.

Ja, es ist das höchste Opfer, sein eigenes Herz freudig brechen zu lassen, indem man seine Liebe tödtet. Unterm Himmel beseligt nichts so, als dies Gefühl, welches mit dem Gefühl der Unsterblichkeit so ganz eins ist. Wer seine Liebe opfert, der opfert seine Unsterblichkeit mit dahin. Ohne Liebe ist die Ewigkeit leer und werthlos.

---

15.

Und wir schwammen nun auf dem hellen, immer bewegten Ozean von Inseln zu Inseln. Wir gewöhnten uns an das unbequeme Leben der Seefahrer; an das betäubende Hin- und Herwiegen des Schiffes; an das rege, wunderbare Einerlei des Weltmeers.

Das Bild des stillen rastlosen Lebens und der Ewigkeit gibt uns keine Landschaft mit ihren Blumenfeldern, kein Gebirg mit seinen unermeßlichen Aussichten in so vollem Maße, als das Meer.

Hier ist Alles Bewegung, und unermüdlich. Unter uns gaukeln die Wellen; um uns flattern die bunten Wimpel des Schiffes; über unserm Haupte schwärmen die Gewölke. Die ungeheure Natur ist bald in leiser, bald in furchtbarer Gährung, und der Mensch, welcher die unbändigen Elemente beherrscht, erscheint nirgends in so gewaltiger Hoheit, wie hier.

Wir sahen die kanarischen Inseln — wir wohnten einige Tage auf Teneriffa, am Fuße des Pik. Schon umgab uns hier eine neue Welt, eine neue Pflanzenschaft, und Menschen von andern Farben. Wir wähnten uns schon weit geschieden von Europa. Agathe klagte leiser um Janinsky, und lächelte wieder wie sonst. Ich hatte Rußland fast vergessen, und Deutschland; die Erinnerung ward schwächer an Alles, was mich einst freute und folterte — ich sah auf die Vergangenheit zurück, wie auf einen langen düstern Traum, oder wie der Geist eines Verstorbenen auf die Geschichte seiner irdischen Wallfahrt.

Ich hätt' es nicht geglaubt, daß ich hier noch durch einen Dritten so unerwartet, so überraschend an meine schönsten Lebensstunden, an dich, o meine Julie, an meine ferne, reizende Heimath gemahnt werden würde!

Der Schiffskapitän beschloß plötzlich, mit guten Winden wieder Teneriffa zu verlassen. Eilfertig verließen wir das Land. Wir waren ins Boot gestiegen, und warteten noch auf die Rückkehr des wackern Paul. Er kam odemlos, stieg zu uns ein, und die Matrosen stießen vom Lande.

Julie, und in eben diesem Augenblicke — ich saß mit gegen das Land gewandtem Antlitz — erschien am Ufer ein junger Mann — ganz d'Aubants Gestalt. Ich erschrak – nein, ich kann es nicht Schreck nennen — eine unbegreifliche Mischung von Bestürzung und Freude und Wehmuth war es, die mein Gemüth verwirrte. Ich haschte Agathens Hand — „d'Aubant ist's! gewiß d'Aubant!“

rief ich. Es schien, als hab' er mich gesehen, mich erkannt — aber sein Betragen war mir doch unerklärlich. Er lief am Ufer ängstlich umher; er streckte die Arme über das Meer aus nach uns; — ich hätte wünschen mögen, daß ein Unfall unser Boot getroffen und es zur Rückkehr gezwungen hätte. Wir erreichten das Schiff. Die Anker wurden bei unserer Ankunft gelichtet. Rasch flogen wir in die weite Wüste des Ozeans hinaus; ich stand auf dem Verdeck; ich starrte nach den blühenden Ufern Teneriffa's zurück. Und als die Gestade bläulich verdämmerten, starrt' ich noch immer dahin; und mir war es, als seh' ich noch immer d'Aubants Gestalt, wie sie die Arme ausstreckte, und eine Stimme sagte mir immer, gegen mich! — Und als wir gegen Abend nichts mehr sahen, als den hohen, einsamen Pik, gleich einer Pyramide aus den Tiefen der Gewässer ragend, war mir's, als stehe diese Gebirgssäule am Horizont nur da, um noch die Gegend zu bezeichnen, wo d'Aubant traure.

Paul kannte d'Aubant noch aus Petersburg. Paul erzählte mir, daß d'Aubant es in der That gewesen, der am Ufer erschienen sei; daß er mit ihm einige Worte gesprochen; daß d'Aubant nach Amerika reise, um sich in Louisiana niederzulassen.

In Louisiana! — Also auch er ein Unglücklicher?

Fast sollt' ich erröthen über die Theilnahme, welche dieser Mann in meinem Herzen erregt. Denn jeder der Augenblicke, in dem ich ihn gesehen, hat nun in meinem Gedächtnisse einen hohen Werth. Es ist aber nicht er, von dem ich mit wehmüthiger Ruhe, mit einem Gefühl wie Sehnsucht, so gern träumte; es ist die Zahl meiner Blüthenstunden, in denen er mir zum ersten Mal erschien, die ich betraure. Jetzt, von meiner ehemaligen Welt geschieden, ist mir jede Kleinigkeit von ihr so neu, so wichtig! — So gibt uns eine am Fenster blühende Pflanze in rauhen Wintertagen des Nordens höheres Vergnügen, als eine Flur voller

Blumen im Sommer. Ach, Julie, ich will d'Aubants gern gedenken. Es ist das einzige, wie mein Herz sich eines Dankes entbürdet, welchen es dem edeln Manne schuldig ist, der für meine Ehre sein Blut vergoß. Die Erinnerung an ihn ist Erinnerung an dich und an mein verlornes Himmelreich.

---

## 16.

Geschrieben in Port au Prince.

Dem guten Herbert wollte die Seeluft übel. Er war uns erkrankt. Wir trauerten um ihn, wie um einen Vater. Mit Freudenthränen dankt' ich Gott, als wir nach der langen, ewigen Fahrt endlich wieder festes Land erblickten. Es war St. Domingo, die reichste von allen Inseln Westindiens, rings von Felsen und gefahrvollen Klippen umgürtet. Unser Schiff landete. Ich verließ mit den Wenigen, welche mir in die fremde Welt folgten, das Schiff, und wir kehrten nicht wieder zurück. Denn Vater Herbert liegt hier schon seit zwölf Wochen krank.

Weh' mir, wenn ich ihn verliere! Er ist mein zweiter Vater, mein Lehrer, mein Schutzgeist, mein Führer. Ich würde allein stehen in der Einöde der weiten Welt. Agathe ist ein holdes Kind, und bedarf selbst des Rathes und Schirmes.

O Alexis! Alexis! Dahin treibst du mich, mein Gemahl! Fern von meinen Kindern, fern von meiner Heimath irr' ich, die Tochter Wolfenbüttels, unter fernen Zonen. Meinem Tode konntest du keine Thränen weinen — was würde dein Herz fühlen, wenn du die Verlassene hier erblicktest?

Wir bewohnen ein artiges Landhaus am Meere, nicht weit von der Stadt; es gehört einem begüterten Kolonisten. — Er ist ein alter, biederer Mann, immer an fröhlichen Einfällen reich. Seine an einen jungen Pflanzer vermählte Tochter besorgt die häus-

lichen Angelegenheiten. Sie ist die Mutter zweier liebenswürdigen Knaben, die dem alten Großvater viele Lust machen. Wir sind in dieser Familie bald einheimisch geworden. Wir lieben uns, wie wenn wir uns schon seit vielen Jahren kennten. Besonders hängen die beiden schönen Buben an mir. Auch ich bin Mutter; ach, und die Küsse, welche ich an ihnen verschwende, gelten den fernen geliebten Engeln, von denen ich nie den süßen Mutternamen hören darf. — O Julie, was ist bitterer, als die Wehmuth einer unglücklichen Mutter?

Man wendet alle Kunst an, uns Pilger in St. Domingo zu fesseln. Täglich ermahnt man uns, daß wir uns hier niederlassen sollen. Der alte Deroy, so heißt unser freundlicher Wirth, will uns in seiner Nachbarschaft eine schöne Pflanzung verkaufen.

Nein, wir sind noch zu nahe an Europa; allwöchentlich erscheinen hier Schiffe von jenem mir so furchtbar gewordenen Welttheil. Die Neugier der Reisenden durchspürt die ganze Insel. Wie leicht könnt' ich entdeckt und verrathen werden!

Ich will nach Louisiana. Dahin zieht mich meine Sehnsucht. Dort werd' ich im Schatten tausendjähriger Haine verborgen und vergessen leben; dort werd' ich mir ganz gehören. Und vielleicht — o Julie! süß ist mein Wahn — ich bin in jenen Wildnissen dann so einsam nicht, mir ist's, wie eine Weissagung, so mir geschehen.

Was hab' ich Arme, womit ich meinem dürftigen Leben Reiz gebe, als Träumereien? Ich will an den bunten Hoffnungen hängen mit kindischer Begier, und würden sie auch nie erfüllt.

Sobald Vater Herbert genesen ist, suchen wir Louisiana's Haine auf.

---

## 17.

O wunderbare Allmacht der Liebe! — Was kein Mensch glauben, keiner träumen kann, ist geschehen. Julie, ich taumle vor

Freuden. Der Geliebte Agathens, der gastfreundliche Pole Janinsky, ist in St. Domingo. Er hat mit unbegreiflichem Glück unsere Spur durch ganz Europa und über das Weltmeer hin verfolgt, nachdem er sein Hab und Gut in Geld verwandelt hatte. Es ist etwas romanhaft. Aber sei es doch, wenn sich der Mann nur glücklich fühlt in seiner Schwärmerei. Fast vermuth' ich, daß Agathe mit ihm mehr im Einverständniß gewesen, als sie mich wissen ließ, daß sie vielleicht ihm selbst, ihrem Theseus, den leitenden Faden durchs Labyrinth gab, wie eine andere Ariadne.

Genug, er ist da. Aus der Stadt kam ein Bote an den Herrn Walter. Herbert trägt diesen Namen in St. Domingo. Der Mensch brachte ihm einen Brief. Herbert war noch zu schwach, ihn selbst zu lesen. Agathe und ich standen vor seinem Bette. Ich öffnete den Brief und las ihn vor. Ehe ich vollendet hatte, sank Agathe fast bewußtlos nieder. Janinsky kündigte sich selbst in diesem Schreiben an.

Sobald das gute Mädchen genesen war, hielten wir Raths zusammen. Agathe aber sprach nichts. Sie setzte sich, den Brief in der Hand, ans Fenster; stumm und in tiefer Gemüthsbewegung saß sie da. Sie starrte nur den Brief an, las ihn aber nicht. Ich fürchtete für ihre Gesundheit. Ich wollte sie beruhigen; sie hörte mich aber nicht; sie sah nur das todte Blatt an, und stieß von Zeit zu Zeit einen Seufzer aus.

Ich schrieb in Herberts Namen die Antwort an den kühnen Abenteurer, und bat ihn, seinen Besuch noch um einige Tage zu verschieben, weil Agathe allzubewegt sei. Noch hatt' ich nicht vollendet, als sich die Thür öffnete. Janinsky trat selbst herein. Ich erschrak. Agathe sprang mit einem Schrei vom Sessel auf, ward todtenbleich, wankte ihm, mit halbgeschlossenen Augen, wie eine Sterbende entgegen, die die letzte Ruhe sucht, und fiel ohne Bewußtsein in seinen Armen nieder.

Mit Mühe brachten wir sie ins Leben zurück. Erst am folgenden Tage konnte sie ihren Freund mit Ruhe sehen und sprechen.

Der kranke Herbert wollte dem Janinsky Vorwürfe machen. „Nein," rief Janinsky, „es ist an mir, Ihnen Vorwürfe zu geben. Warum erschienen Sie mit Ihrer liebenswürdigen Tochter in meiner Einöde, und raubten mir auf immerdar Freude und Ruhe? — Ich hatte sie gesehen, ich liebte sie, und die Ueberzeugung, daß ich Agathen nicht unglücklich liebe, machte mich noch elender. Es ist mir, aller Ihrer Vorstellungen und Verheimlichungen ungeachtet, gelungen, Sie auszuforschen. Ich bin nun da. Wollen Sie noch ferner hartherzig sein? Wollen Sie nicht mein Vater werden, wohlan, so verstoßen Sie mich. Aber ich werde Sie durch alle Welttheile verfolgen, wie Ihr Schatten, bis Sie von meiner Ergebenheit, von meiner Standhaftigkeit gerührt werden. Verschmähen Sie mich als Ihren Sohn — nun, so will ich Ihr Sklave werden. Sie winden sich nicht wieder von mir los."

So ungefähr sprach der Mann, und wie er's sprach! Seine ganze Miene war Seele. Triumph, Entzücken, Wehmuth und Besorgniß sprachen in gleichen Augenblicken in seiner Stimme, in seinem Lächeln, und in der Thräne, die von seinem flammenden Auge fiel, wie ein Lichtfunken.

Herbert sah mich an, mit einem stillforschenden Blick, und reichte dem Janinsky freundlicher die Hand. „So viel Treue ist wohl des höchsten Lohnes werth!" sagte ich. — Janinsky fiel mir zu Füßen, bedeckte meine Hand mit brennenden Küssen, und rief: „Verlassen Sie mich nicht! verstoßen Sie den unglücklichen Janinsky nicht!"

Und als Herbert sprach: „Wohlan, Janinsky, ich gebe Ihnen meine Tochter, wenn meine Tochter Ihnen Liebe geben kann!" sprang Janinsky auf, und redete wie ein Begeisterter, oder wie

einer, dessen Sinne verwirrt waren. Er weinte, er lachte, er erzählte von den Gefahren seiner Reise, er rief Agathens Namen, er bat um ihre Liebe, ungeachtet Agathe nicht mehr zugegen war, er überhäufte Herbert und mich mit Dank und Segen, schilderte einen Sturm, den er auf dem Meer ausgestanden, und faltete dann wieder die Hände gen Himmel, als wollt' er Gott Dank sagen für das erreichte Ziel.

Es war nicht mehr daran zu denken, den hochbeglückten Schwärmer nach der Stadt zurückzusenden. Wir behielten ihn im Hause.

Am folgenden Tage gab ihm Agathe die Worte der ewigen Liebe, und mit erröthenden Wangen den belohnenden Kuß für so viel unglaubliche Treue.

Wie sie Beide nun hochbeseligt sind! — Ich finde in dem Glücke dieser Liebenden mein eigenes Glück blühen. — Janinsky will mit uns sich anbauen in der schönen Louisiana. Unaufhörlich träumen wir von dem Elysium, so unser harret.

---

## 18.

Langsam kehrte Vater Herberts Gesundheit endlich wieder zurück. Schon konnte er, nach sieben peinlichen Monaten, das Krankenlager wieder verlassen — wir beschlossen, sobald er vollkommen hergestellt sein würde, die Vermählung der beiden Liebenden zu feiern.

O meine Julie, nun nehm' ich die Feder, dir eine der fürchterlichsten meiner Lebensstunden zu beschreiben.

Auf Erden soll keine Freude reifen; unser Herz sich an keine Lust hängen. Die Hoffnung, welche wie ein neugebornes Kind zartlächelnd an unserm Herzen ruht, wird von dem tückischen Dolch der nächsten Stunde getödtet. Wir gehören nicht dieser Welt an. Sie selbst stoßt uns mit grausamem Ernst zurück, wenn wir sie

liebgewinnen möchten. Ueber den Sternen ist unsere Heimath, nicht unter denselben! sagt der gute Herbert, wenn er mich trösten will. Ach! und was können wir für unsere Schwäche? Warum tragen wir das fühlende Herz in der Brust?

Janinsky, Agathe, Frau Almas, die Tochter des alten Deroy, mit ihren beiden schönen Buben August und Karl, und ich, gingen am Nachmittag durch die fruchtbaren Felder. Nächtlicher Regen hatte die Luft erfrischt und ein kühler Ostwind blies über das Meer her. Wir streiften durch die Zucker- und Indigopflanzungen, sahen den Arbeiten der Sklaven zu, und kehrten nachbarlich in manche Hütte ein.

Von langem Wandern ermüdet, ruhten wir auf weichen Rasen aus unter Cacaobäumen und den ulmenblättrigen Guazumen. Die Sonue war schon hinter den Hügeln niedergesunken, ihre letzten Strahlen flimmerten röthlich an den Gebüschen und Felsen. Ein gewürzhafter Duft von tausend unbekannten Kräutern strömte uns im Zuge des Ostwinds an.

Da sagte Janinsky: „Warum ist diese Herrlichkeit so vergänglich? Warum gewährt uns der Himmel nicht schon ewiges Leben? Wir sind berufen, das wundervolle Schauspiel zu sehen, und ehe wir's noch ganz genießen können, ist der Vorhang schon wieder gefallen.“

„Das Leben hienieden ist nur der Prolog des ewigen Schauspiels!“ erwiederte ich ihm: „Er kündigt nur an, und reizt unsere Erwartung auf das Folgende. Ist der Prolog so reizend, wie sollen wir nicht mit Begier wünschen, daß der Vorhang falle, damit das Schauspiel selbst beginne?“

Janinsky drückte Agathens Hand an seine hochschlagende Brust; und sie lächelte zärtlich auf den theuern Liebling hin. „Sollen wir wünschen, daß der Vorhang falle?“ fragte sie ihn.

„Ich habe genug empfangen, Agathe!“ rief er: „Denn Agathe

liebt mich. Und mein höchstes Ziel ist errungen; glücklicher kann die Welt mich nicht mehr machen. Früher oder später, immer aber einmal müssen wir hienieden enden; gepriesen sei der Mensch, welcher mitten unter seinen Freuden entschlummert! Und ist dies Leben nur der Prolog, o meine Agathe, was werden wir uns im Ewigen sein!"

Unter solchen Gesprächen verflogen die Minuten und Stunden. Der aufgegangene Mond und die wachsende Dunkelheit mahnte uns an den Heimweg.

Wir wählten den kürzesten Pfad, der längs dem Meergestade führte, die Knaben sprangen munter davon.

Ein plötzlicher Sturmwind erhob sich, noch ehe wir die Wohnung erreichen konnten. Gesträuche und Bäume brauseten wild; der Staub wirbelte in großen Wolken von der Erde himmelan; die Wellen schlugen mit dumpfem Geräusch an die Klippen. — Der Aufruhr der Natur ward von einer Sekunde zur andern entsetzlicher. Wir verdoppelten unsere Schritte; wir waren von der Wohnung sehr entfernt.

„Meine Kinder! meine Kinder!" seufzte Frau Almas ängstlich.

„Sie sind gewiß schon daheim!" sagte Janinsky: „Denn sie haben uns schon längst verlassen."

„Und sie kennen den Weg!" setzte die junge Mutter hinzu, um sich selbst zu beruhigen.

Die Gewalt des Sturmes warf uns schier nieder. Mondenschein, Finsterniß und Staubwolken blendeten uns, daß wir kaum sahen, wohin wir traten. Das Meer brüllte ungestümer, und von den wankenden Bäumen stürzten zerrissene Zweige.

Es war mir, als zittere das Erdreich, als wolle der gewaltige Orkan die Felsenwurzeln St. Domingo's vom Grund des Ozeans losreißen und das Eiland zermalmen.

„Noch eine Viertelstunde!" sagte die junge Almas, welche

uns den Weg zeigte. Mutterzärtlichkeit machte sie behend und muthig. Sie flog immer weit vor uns hin durch Nacht und Sturm; kaum konnten wir sie ereilen. Wenn wir ihr nahe waren, hörten wir sie nur die Worte lispeln: Meine Kinder! meine Kinder!

Plötzlich stand sie still, rang die Hände und rief: „O mein Gott, diesen Weg so hart am Meere dürfen wir nicht gehen. Bei der Fluth und bei solchem Sturm stürzen oft große Wellen über den schmalen Fußpfad. Zurück." — Noch ehe wir einen Entschluß fassen konnten, rief sie wieder: „Doch ich will erst dahin zur gefahrvollen Stelle, um zu wissen, ob meine Kinder hinüber sind.

Sie ging; wir folgten ihr. Als wir zwischen den Felsen hervortraten, deren Wände uns kurze Zeit gegen die Windstöße geschirmt hatten, öffnete sich vor uns das kochende Meer, welches hoch empor ging, und von Zeit zu Zeit eine große Woge gegen die Klippenmauer jagte, an welcher sich der Fußpfad hinzog. Die Wellen eilten mit erschütternder Furchtbarkeit vom Meere gegen das Gestade, hundert neben hundert, wie ergrimmte Streiter, welche eine feste Burg erstürmen und wüthend über die Leichname ihrer gesunkenen Vorreihen hinrennen. Der bleiche Mond sah durch die fliehenden Wolken des Himmels, und zündete mit Grausen zum Kampf der empörten Elemente. — Ich zitterte an Janinsky's Armen; Agathe bebte von Aengstigungen beklemmt. Janinsky aber tröstete uns liebreich.

Als wir der Stelle nahe gekommen, gebot er uns, stille zu stehen. Kaum konnten wir in dem betäubenden Lärmen der Fluthen unsere Worte hören.

„Still!" rief die bebende Almas: „Ist das nicht Wimmern eines Kindes?"

Uns Allen ging ein kalter Schauer durchs Gebein. Wir horchten; wir vernahmen deutlich ein ängstliches Stöhnen; aber wir

sprachen zur bangen Mutter: „Nein, wir hören es nicht. Der Wind pfeift in den Klippen und Gebüschen."

„Ich aber muß hinüber!" rief die verzweifelnde Mutter. Janinsky ergriff sie, und indem die letzte Woge abfloß, trug er sie eilends über den Pfad in Sicherheit. Dann kam er wieder, haschte den glücklichen Moment, und trug seine Agathe dahin. Er kam wieder und nahm auch mich.

Drüben im Hause saß der kleine Karl schon am Fenster und weinte; und seine Mutter lag vor ihm auf den Knien in Todesangst und rief: „Aber wo ist dein Bruder August?" Der Knabe schluchzte und deutete mit der Hand auf die schäumenden Wellen hinaus.

„Allmächtiger Gott!" schrie sie, und sprang auf und streckte die Arme gegen das Meer, als fordere sie dem tauben Ozean den kostbaren Raub wieder ab. Indem trat der Mond abermals aus den Wolken. Da sahen wir deutlich, nicht weit vom Ufer, den armen August im Wasser. Er hielt sich mit seinen kleinen Armen festgeklammert an einem zerbrochenen Baumstamm, der in den Wellen hing. Von Zeit zu Zeit rauschte eine Woge über ihn hinweg.

Als seine Mutter ihn erblickte, flog sie mit ausgebreiteten Armen der daherströmenden Woge entgegen, und stürzte sich ins Meer, den holden Liebling ihrer Seele zu retten, uneingedenk ihrer schwachen Kraft. Heulend schlugen die Wellen über sie zusammen. Wir Alle standen erstarrt. Ich taumelte ohnmächtig gegen die Felswand.

Nur der edle Janinsky behielt seine Geistesgegenwart. Er beobachtete die Fluth, bat uns, ruhig zu sein, und sprang, als er die Kleider der armen Almas über den Wellen erblickte, behend ins Wasser.

Agathe schlug schaudernd ihre Arme um meinen Nacken. Alle Kraft verließ sie. Sie sank, einer Entseelten gleich, an mir nieder auf die feuchte Erde. Ich schrie bald den Namen der Almas,

bald den Namen Janinsky. Und als ich sah, wie Janinsky, mit den Wellen hadernd, deren Gewalt besiegend, die Kleider der Almas faßte, und seine Beute gegen das Ufer führte, schlug mein Herz wieder hoch und freudig.

Indem die bebende Almas von Janinsky ans Land gebracht und zu meinen Füßen niedergelegt ward, erschienen auch ihr Gatte und ihr Vater, welche sorgenvoll ausgegangen waren, uns zu suchen. Sie hatten mein Geschrei vernommen, ihre Schritte beflügelt, und eilten nun, die halbtodte Frau und Agathen ins Leben zu bringen.

Janinsky aber säumte nicht in seiner erhabenen, schrecklichen Arbeit. Zum andernmal warf er sich wieder ins Meer. Noch schwebte winselnd der Knabe mit den letzten Kräften am hangenden Zweige. Jede über ihn hinrollende Fluth drohte ihn wegzuspülen. — Sein Retter erschien, riß ihn herab vom Baum, kämpfte sich mit ihm gegen das Gestade zurück, und als er nahe genug war, schleuderte er ihn mit unglaublicher Macht aufs feste Land hinauf, wo ihn sein Vater empfing.

Aber die Wogen wälzten Janinsky vom Ufer zurück — noch einmal streckte er den Arm empor aus einer Welle — und wir sahen ihn nicht mehr.

O Julie, wir sahen ihn nicht wieder. Wir erhoben ein fürchterliches Geschrei. Sturm und Wellen heulten mit uns. Aber der Edle blieb verschwunden — unser Geschrei, unser Suchen blieb vergebens.

Man holte Sklaven herbei und Fackeln, Seile und Leitern. Einige Neger wagten ihr Leben im Meer, den Verlornen zu finden. Der Greis Deroy versprach dem Sklaven die Freiheit zum Geschenk, der uns Janinsky bringen würde. Er bot den Preis umsonst.

Wir Weiber wurden in die Wohnung geführt, nebst den Kindern. Die Männer setzten ihre Nachforschungen fort. Ach! erst

am fünften Tage nachher fand man Janinsky's Leichnam an einer, von dieser Stelle, wo wir ihn zuletzt sahen, weit entfernten Klippe.

So ward der Tod in den Wellen der Lohn seiner heroischen Tugend. So hatte der edle Mann nun Heimath und Alles verlassen, hatte voll treuer Liebe Länder und Meere durchirrt, hatte die Geliebte wiedergefunden, vom günstigen Gestirn geleitet, um vor ihren Augen sein Leben zu schließen.

---

19.

Fünf traurige Monden sind verflossen seit Janinsky's Tode. In wenigen Tagen sollen wir zu Schiffe gehen, nach Neu-Orleans. Herbert, wiewohl nicht ganz hergestellt, ist, doch stark genug, die Mühseligkeiten einer neuen Seereise zu wagen. Das ungesunde Klima St. Domingo's würde ihn tödten, wenn wir länger zögerten.

Und meine Agathe, die unglückliche Braut, hat ihren Kampf gekämpfet und obgesiegt. Sie mehr als ich, sehnt sich in die Einsamkeit von Louisiana hin, um dort ihren Janinsky mit eben der unüberwindlichen Liebe zu betrauern, mit welcher er sie einst liebte. Sie ist ein schönes Bild der Wehmuth, und mir liebenswürdiger, denn jemals.

Gute Nacht denn, Weltgetümmel, aus welchem wir Alle scheiden mit verwundetem Herzen! — Empfanget mich, ihr stillen Wildnisse der Fremde, und gebet mir die längst entbehrte Ruhe. Dort hört der furchtbare Wechsel der Schicksale auf. Unsere Tage verfließen dort in milder Einförmigkeit, wie sanftes Träumen, in klösterlicher Stille, bis sie unsern Staub in den friedlichen Schoos der Erde senken.

Wenn die dunkelrothen Gluthen des Morgens durch den Wald brechen und der Gesang der Vögel erwacht, will ich betend meine

ersten Stunden dem Vater des Weltalls weihen, dann in häuslichen Geschäften Mittel suchen, das Leben Derer zu verschönern, welche mir in die Einöde folgten mit Selbstverläugnung. Ich werde sie Alle froh sehen; und was kann meinem Frieden mangeln, wenn sie lächeln? Ich will die Wunder der Natur studiren; Bildung, Eigenschaften und Kräfte der reizenden Pflanzenwelt untersuchen, von der hohen Zeder bis zum Moose, von der Palme bis zum Grashalm. So werd' ich Gott sehen, so werd' ich ihm vertrauter werden. Bald will ich ein ödes Feld urbar machen, bald einsame Spaziergänge schmücken, um meine Geliebten zu überraschen; bald die Arbeiten und Tagwerke der Insekten belauschen; bald mich an der erhabenen Melodie des donnernden Stromfalles ergötzen.

Und wenn die Nacht mit ihrer begeisternden Herrlichkeit die Fluren Louisiana's beschleicht, wenn das Firmament seine tausend Sonnen enthüllt, und ein ernster Geist durch die verstummte Welt zieht: dann will ich der Ewigkeit meine Betrachtungen, meine Hoffnungen weihen. Sie wird mir nicht mehr fremd sein. Mein Auge wird im Tode einst unter einer Freudenthräne brechen.

Seid mir gegrüßt, ihr heiligen Wildnisse, die noch der Ehrgeiz, die Wollust und der Golddurst keines Europäers entweihte! Nehmt mich auf in eure kühlen Schatten; ich gehöre nicht mehr dem Getümmel der Welt und ihrer Leidenschaft; ich werde fortan leben in meinem harmlosen Selbst.

---

# Drittes Buch.

## 1.

## Der Chevalier d'Aubant an seinen Freund Bellisle.

Christinenthal, 24. April 1718.

Sie werden glauben, geliebter Bellisle, ich sei vom Ozean längst verschlungen, oder von den Indianern seit Jahr und Tag schon erschlagen und verzehrt, daß ich Ihnen so lange nicht schrieb. Denn ich sehe aus meinem Tagebuch, es sind fünfzehn volle Monate verstrichen, seit ich Ihnen meinen letzten Brief von Bilori aus zusandte. Aber wenn man eine neue Welt erobert und neue Staaten gründet — wenn in diesen neuen Staaten noch dazu alle Diligencen, Posten und Kurriere fehlen, so werden Sie mich wohl entschuldigen können. Rechnen Sie noch die kleine Eitelkeit, daß ich Ihnen nicht früher, als aus meinen eigenen Besitzungen, schreiben wollte. Doch was sag' ich meinen? — Nein, so großmüthig Sie sich auch verheimlichen und verstellen, Ihnen allein bin ich dies Alles schuldig; Sie machten mich durch Ihr Darlehen zum glücklichsten Mann der Welt — und so schreib' ich Ihnen nicht aus meinen, sondern aus Ihren Staaten. Sterb' ich, so falle Ihnen Alles anheim, und wenn Sie wollen, noch früher.

Ungeachtet, daß ich Selbstbeherrscher und König von Christinenthal, Bundesgenoß eines mächtigen Nomadenstammes von eingebornen Indianern bin, hab' ich noch dazu die Ehre, Schutzherr einer europäischen, und Schutzherr einer indianischen Kolonie in meiner Nachbarschaft zu sein, deren Haupt sich König nennt. So könnt' ich denn auch wohl mit allem Rechte den kaiserlichen Titel annehmen, wenn man hier zu Lande nicht über die Albernheiten der europäischen Spießbürger längst hinweg wäre.

Ich habe Ihnen viel zu erzählen, unter Anderm auch, wo denn eigentlich unterm Monde mein, oder vielmehr Ihr berühmtes Kaiserthum gelegen sei? Denn auf der Landkarte werden Sie es leider noch nicht finden, ungeachtet es, was die Größe anbetrifft, nie verschwiegen werden kann; aber dazu muß ich Ihnen meine ganze Robinsonade erzählen.

Als wir von Pensacola absegelten, längs den Küsten von Westflorida, erwarteten wir Ausgewanderten alle mit ungestümem Verlangen den prachtvollen Anblick des hochgelobten Louisiana. Wir träumten uns schon die malerischen Ufergegenden, mit ihren grünen Hügeln, reichen Fluren und ungeheuern Waldungen aufs Schönste vor, und beschlossen so im Vorbeifahren die behaglichsten Landungsplätze, und was sonst sich zur Errichtung einer Pflanzstadt eignen würde, sorgfältig zu bemerken. Aber, ach! wir fanden uns abscheulich getäuscht. Von Pensacola hinweg dehnt sich eine lange, kahle, niedrige Küste von fünfzig bis sechszig Stunden hin; überall nur todter Sand, auf welchem hin und wieder eine verkrüppelte Meerkiefer und magere Gesträuche grünten.

Der Kapitän landete endlich in der allertraurigsten und unfruchtbarsten Gegend dieser Küste. Da lagen einige erbärmliche Hütten umher, worin etliche halbnackte, halbverhungerte Menschen wohnten, Ueberbleibsel einer frühern, hier angelegten Kolonie. Bei diesem Anblick entfiel uns Allen der Muth; wir sahen einer traurigen Zukunft entgegen; unsere stolzen Erwartungen schlichen demüthig neben der Wirklichkeit hin. Es fehlte wenig, daß nicht viele Ausgewanderte wieder mit einem Schiffe nach Europa zurückgekehrt wären, welches eben von Bilori absegeln wollte zum vaterländischen Welttheil.

Der Kapitän unsers Schiffes sprach uns indessen Allen Trost zu. „Wartet doch," rief er, „bis ihr Neu-Orleans gesehen habt! In dem gräßlichen Bilori ist doch unsers Bleibens nicht." — Was

war zu thun? Wir folgten. Ich gab dem zurückkehrenden Schiff meinen letzten Brief an Sie nach Europa mit.

Endlich erreichten wir die Mündung des ungeheuern Missisippistroms, von welchem jetzt alle Zungen Europens sprechen. Er bietet viele Einfahrten dar; aber die meisten haben nur wenig Wasser, vielen fehlt es zu gewissen Jahreszeiten ganz daran. Das Ufer ist überall flach und niedrig, und scheint weit umher, so wie der größte Theil der Küste, erst durch das Meer und den Strom gebildet worden zu sein. Man findet dort beinahe keinen Stein, sondern Alles ist Schlamm, Sand, Schilf und verfaultes Holz, wie es der Missisippi von seinen entfernten, noch nie gesehenen Quellen, bis hieher, in einer unermeßlichen Strecke aufnahm und gegen den Ozean ausspülte. Dieser sumpfige Boden rings umher trägt nichts, als eine außerordentliche Menge Schilfrohr, welches sich von Jahr zu Jahr zu vermehren scheint, und undurchdringlich wird. Hierin verwickeln sich die vom Missisippi weggefluthеten Baumstämme, welche er, oder die Faust des Sturmes in unbekannten Gegenden abbrach; Schlammerde und Sand setzten sich in die Zwischenräume, und so erweitern sich die seichten Ufer unaufhörlich, oder es formen sich in dem Ausfluß des Missisippi große Inseln voll Schilf und Binsen, welche der Aufenthalt von allerlei Ungeziefer werden, und in heißen Jahreszeiten die Luft weit umher mit ihren abscheulichen Ausdünstungen verpesten.

Dies gab uns auch von dem Paradiese, Neu-Orleans genannt, keine reizende Vorstellung. Wir aber waren noch nicht da! — Wir segelten in den Missisippi ein; zehn bis zwölf Stunden weit sahen wir aber immer nicht mehr, als das flache, unwirthbare, schlammige Ufer, mit Binsen, Rohr und einigen Stauden besetzt. Oft hatten wir Mühe, uns Bahn durch die ungeheure Masse von in einander verwickelten Baumstämmen zu brechen, welche den breiten

Fluß ganz überdecken. Um schneller fortzukommen, wurden die Boote ausgesetzt.

Aber auch mit den Booten, die zum Segeln und Rudern eingerichtet waren, ging's unerträglich langsam. Immer hatten wir mit dem schwimmenden Treib- und Flößholz zu ringen, und die eingetretene Windstille bei einer sehr heißen Witterung leistete uns ebenfalls schlechte Dienste. Indessen verbesserten sich an beiden Seiten die Ufer, denn sonst hätte ich ganz Louisiana bald für ein Schilf- und Schlammmeer gehalten. Rechts und links erhoben sich dicke, finstere Waldungen, die uns ein heiliges Grausen einflößten. Kein Sonnenstrahl durchdringt sie. In meinem Leben hab' ich keine so hohen und starken Bäume in so ungeheurer Masse beisammen gesehen. Auch fehlte es nicht an allerlei wilden Früchten, an einer Menge unbekannter Vögel, an mancherlei Rothwildpret, welches wir von Zeit zu Zeit über die von Gebüschen umfangenen Wiesen irren sahen.

Nach zwei Tagen endlich, denn unsere Fahrt ging immer im Zickzack, gelangten wir durch eine Flußenge, die man die englische heißt, nach Neu-Orleans.

Als man uns sagte, wir seien nun an Ort und Stelle, rieben wir uns sehr verwundert die Augen; denn aller Mühe ungeachtet, konnte keiner von uns Neu-Orleans entdecken, oder was sonst einem so berühmten Orte ähnlich sah. Am östlichen Ufer des Flusses, wo er eine weite Krümmung bildet, in welcher alle Schiffe landen können, standen überall zerstreute Hütten, von Holz und Rohr aufgeführt. Hin und wieder zeigte sich auch wohl ein Gebäude, von Holz und gebranntem Thon errichtet, was etwas europäischere Physiognomie hatte. Man erklärte mir den Mangel aller großen und massiven Häuser damit, daß der Boden nicht Festigkeit genug habe, schwere Gebäude zu tragen. Das war nun die Hauptstadt von Louisiana.

Mein treuer Claude wollte das noch immer nicht glauben. Von einer Hauptstadt erwartete er wenigstens ein paar Dutzend Kirchenthürme schon in der Ferne entdecken zu müssen; antike Thore, Marktplätze und Paläste, und groẞes Leben und Getümmel in den Hauptstraẞen. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Herr, für diese Hauptstadt gebe ich keinen Sou. Das Dorf, worin ich die Ehre hatte, geboren zu werden, wäre, wenn's hier stände, ein wahres Paris."

Ich dachte es auch; allein was war zu machen? — wir wurden alle dem Gouverneur vorgestellt. Ich überreichte ihm meine Empfehlungsbriefe. Er war sehr höflich, und drang darauf, vorläufig in seiner Wohnung mich beherbergen zu lassen, bis ich mir nach Gefallen eine Gegend zu meiner Ansiedlung gewählt haben würde. Ausschlagen lieẞ sich das nicht wohl; denn an Wirthshäusern fehlte es in Neu-Orleans überall. Die übrigen Emigranten muẞten sich, um Dach und Fach zu haben, Baracken bauen. Die armen Leute machten saure Gesichter. Es schien ihnen nicht besser als meinem Premierminister, Claude, ergangen zu sein.

Der Gouverneur war sehr gefällig gegen mich. Er ist von einer angesehenen, aber in Vermögensumständen zurückgekommenen Familie in Frankreich. Er betrachtet seinen Aufenthalt hier wie ein Exil. Wahrscheinlich hatte er sich auch gröẞere Hoffnungen gemacht, und von den ungeheuern Goldminen von St. Barbara, welche in Europa so berühmt sind, von denen aber hier zu Lande kein Mensch weiẞ, ansehnliche Schätze zu ziehen gemeint. Seine Gemahlin spricht mit Entzücken und Thränen unaufhörlich von Paris, und findet das Leben hier zwischen den wilden Einwohnern des Landes und glücksritternden Emigranten aller Nationen sehr langweilig. Ihre Tochter Adelaide, eine junge naive Schönheit von sechszehn Frühlingen, scheint sich im fremden Welttheil am meisten zu gefallen. Sie baut ihren Garten, tanzt mit sich selbst,

wenn Niemand mit ihr tanzt, will einen alten Neger französische Opernarien singen lehren, und spielt die Guitarre allerliebst. Ich habe das holde Kind nun aber, da ich Ihnen dies melde, seit einem Jahr nicht gesehen; sie schreibt mir indessen dann und wann einen artigen Brief, zankt und versöhnt sich mit mir, übt alle ihre kleinen guten und bösen Launen an mir aus, wie wenn ich ihre Puppe wäre. Und ich verdenk' es dem lieben Mädchen nicht, und bleibe ihm nichts schuldig.

Gleich die ersten Tage nach meiner Ankunft wendete ich daran, die Gegend zu untersuchen, um mich irgendwo anzunisten. Meine Reisegefährten, die mich als ihren Chef ansehen wollten, quälten mich vom Morgen bis zum Abend, daß ich für sie sorgen solle. Sie waren Alle muthlos, standen betrübt umher, und stocherten die Zähne.

Mir gefiel es überall nicht; ich begreife es auch nicht, wie man sich's einfallen lassen konnte, den Hauptort Louisiana's, diesen Mittelpunkt aller Verbindungen, welchen Frankreich mit seinen hiesigen Kolonien haben soll, in einer solchen Gegend zu gründen, dreißig Stunden vom Meere entfernt.

Neu-Orleans liegt auf einer großen Insel, die ungefähr fünfzig bis sechszig Stunden lang sein mag. Sie wird vom Mississippi, vom Meer, vom Landsee Pont Chartam und vom Manchac, einem Abfluß des Mississippi, gebildet. Der größte Theil dieser Insel aber ist durchaus unanpflanzbar, ist den Ueberschwemmungen des Mississippi ausgesetzt, und eines schlammigten feuchten Grundes. Man hatte den Bau des Zuckerrohrs versucht; allein die zuweilen eintretenden, wenn gleich geringen Fröste zur Regenzeit, besonders beim Nord- und Nordwestwind, verderben die Aernten. Auch mit Baumwollenstauden werden ziemlich glückliche Versuche gemacht; am besten gelingen die Pflanzungen des Indigo, und dieser kann allerdings einst ein ansehnlicher Artikel der Ausfuhr werden, so

wie der Tabak. Für Alles, was einen feuchten Boden fordert, ist das Land sehr ergiebig. Korn kommt wohl fort, besser gerathen Obstbäume, sie blühen in diesem Klima des Jahres zweimal; aber der geringste Theil der Früchte gewinnt Reife, weil sie meistens, von Insekten angestochen, vor der Zeit abfallen. Nur Pomeranzen, Feigen und Pfirsiche wuchern in außerordentlicher Menge zerstreut, und sind gewöhnlich durch Sümpfe, stehende Gewässer und Gräben von einander geschieden.

Ich erhielt vom Gouverneur ohne Mühe die Erlaubniß, auf neue Entdeckungen auszugehen, und für mich und alle diejenigen, welche mit mir gekommen waren, eine neue Pflanzstadt anzulegen, wo es mir belieben würde.

An der Spitze von fünfundzwanzig bewaffneten Leuten, die alle auf mehrere Tage mit Lebensmitteln versehen waren, setzte ich nach dem rechten Ufer des Mississippi über, und ging den großen Fluß hinauf. Das Land wurde immer schöner und trockener, je weiter wir zogen; die Ufer hörten auf niedrig zu sein; sie bestanden meistens aus Kalkfelsen. Von Zeit zu Zeit zwangen uns undurchdringliche Gebüsche, große Umwege zu machen; bald standen wir in weitläufigen Waldungen, wo ungeheure Zedern mit Fruchtbäumen in schöner Wilde wechselten; bald wanderten wir über schöne üppige Auen und Wiesen, welche von der Hand der Natur gebildet worden waren. Während das gewerbreiche, übervölkerte Europa die unfruchtbarsten Landstriche um große Summen feilbietet, liegen hier die reizendsten, ergiebigsten Fluren unbenutzt; blühende Fürstenthümer ohne Menschen und Eigenthümer, nur von einer wandernden Horde wilder Indianer durchstreift, welche sich von Jagd oder Fischerei ernähren. Es würde mir unerklärlich sein, warum Amerika in seinem Innern noch keine Völkerwanderung vom Norden zum prachtvollen Süden hatte, wenn mir nicht die Rohheit und Dummheit derjenigen Völkerschaften bekannt wäre, welche den rauhen

mitternächtlichen Theil dieses unermeßlichen Welttheils bewohnen. Wir begegneten hin und wieder einzelnen Indianern. Sie hatten noch ihre natürliche Gutmüthigkeit. Wir beschenkten sie mit mancherlei Kleinigkeiten, und sie jagten uns Wild und Geflügel. Der Wegweiser, welchen ich von Neu-Orleans mitgenommen hatte, konnte sich ihnen in ihrer sehr wortarmen Sprache ziemlich verständlich machen. Sie gehörten zu dem weitläufigen Stamme der Natchitoches.

Wir hatten uns vom Mississippi entfernt, und die Richtung gegen Nordost genommen, um die Ufer des rothen Stromes zu finden, der in den neumexikanischen Gebirgen entspringt, und seine Gewässer in den Mississippi stürzt. Wir erreichten unser Ziel ohne Hinderniß, und unsere Mühe wurde durch die Entdeckung einer der reizendsten Landschaften angenehm belohnt.

In einem großen Kranze von Hügeln und Bergen, die mit hohen Waldungen bedeckt waren, öffnete sich eine wunderschöne, fruchtbare Ebene, geräumig genug, zehn Dorfschaften tragen und ernähren zu können. Durch den rothen Strom war das Ganze in zwei fast gleiche Theile geschieden. Die Einförmigkeit der Ebene unterbrachen viele umhergestreute Lustwäldchen, die der Fluren Fruchtbarkeit vermehrten, und in der Mitte der Landschaft eine schroff emporsteigende Felsenhöhe, welche zwischen dem rothen Strom und zwei Bächen, so sich in denselben ergießen, das Ansehen einer Insel empfängt.

Als wir uns durch die Gebüsche Bahn gebrochen hatten, bis zum Gipfel der Anhöhe, und wir nun das prachtvolle Land mit Entzücken übersahen, rief ich: „Hier laßt uns Hütten bauen! — Diese schöne Erde soll einst meinen Staub empfangen; ich heiße das Land Christinenthal. Diese Waldungen rings umher halten uns vor der Welt verborgen; diese fruchtbaren Gefilde werden dankbar unsern Fleiß belohnen; die Anhöhe, durch Kunst befestigt,

wird unsere Kolonie gegen die Streifzüge der Barbaren schirmen, und der rothe Strom gibt uns die beste Verbindung mit Neu-Orleans, wohin wir den Ueberfluß unserer Früchte senden."

Alle jauchzten Beifall. Wir wählten mitten durch die Waldungen den kürzesten Rückweg zum Hauptort, um dort die nöthigen Anstalten zur neuen Niederlassung zu treffen. Da wir aber genöthigt waren, bald Brücken zu schlagen über Bäche und Waldströme, bald Wege zu hauen durch die Holzungen, welche seit der Schöpfung noch keines Sterblichen Fuß durchwandelt hatte, vergingen über zehn Tage, ehe wir Neu-Orleans wiedersahen.

Sobald wir angekommen waren, verbreitete sich die Nachricht von unsern Entdeckungen und Entschlüssen bald. Binnen fünf Tagen hatten sich bei mir siebenundneunzig Mann gemeldet, von denen vierunddreißig verheirathet waren, und, ihrer achtzehn, Kinder hatten.

Der Gouverneur, obwohl er uns gern näher gehabt hätte, konnte doch gegen unsern Vorsatz nichts einwenden. Ich erfuhr, daß eine andere Kolonie nicht weit von unserm Christinenthal, ebenfalls am Ufer des rothen Stromes, ungefähr dreißig Stunden von dessen Mündung und zehn Stunden von dem spanischen Grenzfort Adayes entfernt, im Entstehen sei. Wir hatten also europäische Nachbarn, und die Hoffnung, uns im Nothfalle gegenseitige Hilfe leisten zu können.

Zwar hatten wir uns schon in Europa mit denjenigen Unentbehrlichkeiten reichlich versehen, die zur Anlegung einer Pflanzstätte in so unbewohnten Gegenden erforderlich sind; aber doch fehlten uns noch tausend Dinge, besonders Pferde, Schafe, Rindvieh. Nur gegen große Geldsummen gelang es mir, davon eine ansehnliche Zahl zusammenzukaufen. Andere von meinen reichen Kolonisten reis'ten nach Adayes, um wohlfeilern Preises Vieh zu erhalten. Alles dies versäumte uns lange, so ungestüm auch unsere Begierde war, die neue Heimath bald zu gründen.

Endlich verließen wir Alle Neu-Orleans. Ich machte den Weg wieder zu Land; an der Spitze meiner Kolonie; zwanzig Mann aber von den Unsrigen schifften den Mississippi und den rothen Strom in drei neugebauten, mit Segeln versehenen Booten hinauf, um diese Flüsse und die Fahrt zu untersuchen.

Sie kamen in Christinenthal vier Tage später an, als wir, weil sie etlichemal genöthigt gewesen waren, ihre Boote, die ohnedem von plumper Bauart waren, den Strom aufwärts zu ziehen.

Unsere Geschäfte wurden getheilt. Die Ankömmlinge hatten mich von jeher zu ihrem Haupt erkoren; der Gouverneur hatte mich als solches bestätigt, mir obrigkeitliche Rechte ertheilt, und für den König von Frankreich, unsern Souverän, der anderthalbtausend Meilen von uns entfernt lebt, in Eid und Pflicht genommen. Zu allererst sorgten wir für unsere Sicherheit. Die Anhöhe ward unsere Festung; wir umgaben die darauf befindliche kleine Fläche mit Wällen und Pallisaden, und ebneten einen Weg hinauf für Roß und Mann. Dort nahm ich meine Wohnung, die anfangs eine bloße Hütte war. Es fehlte weder an Holz, noch Kalk und Sand. Während die Baumaterialien herbeigeschafft wurden, entwarf ich den Riß zur Anlegung der ganzen Kolonie, maß das Land, theilte die Felder ein, welche zu allererst mit Korn, Reis und Mais für unsere dringendsten Bedürfnisse angebaut werden mußten; Andere jagten und fischten indessen; die Weiber bestellten die Küche.

Alle Arbeiten gingen nach Wunsch von statten; Zufriedenheit und Eintracht herrschte in unserm kleinen Staate. Am Ende eines thatenvollen Jahres hatten wir nicht nur unsere Wohnungen, Ställe und Magazine aufgerichtet, sondern auch einträgliche Aernten von unsern Feldern gehabt. Freilich mußten wir uns bei der schwersten Arbeit immer sehr sparsam behelfen; aber das Vergnügen, welches

wir beim Aufblühen unsers Reichs empfanden, versüßte jedes Ungemach wieder.

Wir knüpften Verbindungen an mit den Spaniern in Adayes, mit der Kolonie Roland am rothen Strom. Auch die Eingebornen des Landes besuchten uns von Zeit zu Zeit und begafften mit Erstaunen und Neugier, was wir auf ihrem vaterländischen Boden trieben. Ein Oberhaupt der Natchitoches am sogenannten schwarzen Fluß besuchte mich selbst, von einigen Hundert seiner streitbaren Unterthanen begleitet. Ich beschenkte sie Alle, und schloß mit ihnen einen freundschaftlichen Bund.

Aber eben dieser Bund verwickelte uns vor drei Monaten in einen vierzehntägigen Krieg, der, außer einigen Verwundeten, unsere Kolonie auch zwei brave Männer kostete, die dabei das Leben verloren.

Ein wilder Völkerschwarm, von der Nation der Akansas, warf sich verheerend gegen die Natchitoches am schwarzen Flusse. Die Letztern hatten sich ihrer Haut gewehrt, waren aber geschlagen worden, und verlangten Beistand. Gern oder ungern mußten wir uns ihrer annehmen, theils um uns selbst Ruhe gegen die allfälligen Anfechtungen der Sieger zu verschaffen, theils uns unter den Eingebornen Achtung und Furcht zu erwerben.

Die Kolonie, welche ich versammeln ließ, war mit mir übereinstimmend, daß man den Natchitoches helfen müsse. Wir zogen achtzig Mann stark über den rothen Strom in das Land derselben, die uns selbst zu Wegweisern dienten, und uns mit Lebensmitteln versorgten. Wir fanden ihr Heer auf einer Anhöhe. Ihr König schien sehr muthlos. Die Akansas hatten den schwarzen Fluß überschritten, und alle Wohnungen unserer Bundesgenossen verbrannt; sie waren auch, wie man uns sagte, an Mannschaft viel stärker, als diese. — Den Anlaß zur Fehde hatte ein Todtschlag gegeben,

welchen ein Natchitocher an einem angesehenen Mann von der Nation der Akansas verübt hatte.

Ich wollte der Vermittler und Friedensstifter beider Nationen werden. Ich sandte einen von unserer Kolonie, begleitet von zwei vornehmen Natchitoches, an den König der Akansas, mit der Einladung, über den schwarzen Fluß zurückzukehren und mich als Schiedsrichter des Streites anzuerkennen. Ich gelobte, gerecht zu richten. Aber beschimpft und verwundet kamen unsere Friedensboten aus dem Lager der Akansas zurück. Ein Sieg mußte erst mein Ansehen unter diesen Söhnen der Wildniß gründen. Ich vertheilte unsere Kolonisten in vier Haufen, sprach ihnen Muth ein, und belehrte sie von der Nothwendigkeit, unserer eigenen Sicherheit willen uns für jede Zukunft unter diesen Nationen achtbar zu machen.

Die Akansas stürmten schon gegen die Anhöhe daher, ehe ich noch alle Anordnungen zum Angriff oder zur Vertheidigung getroffen hatte. Die Natchitoches schlugen sich, wie Verzweifelte, und eilten ihren Feinden mit gräßlichem Geschrei entgegen. Wir folgten ihnen langsam in verschiedenen Richtungen. Plötzlich donnerten unsere Flinten gegen die Akansas aus allen Gebüschen. Der Wilden beide Heere endeten erschrocken ihren Kampf; der König der Natchitoches zeigte mir den mit hohen Federn geschmückten König der Akansas, umgeben von seinen Tapfersten. Ich gab den bei mir befindlichen Schützen Befehl, vorzurücken, und den König nebst seinen Begleitern wegzuschießen. Es geschah. Ein fürchterlicher Schrecken bemächtigte sich der betäubten Akansas. Sie entflohen heulend. Den Natchitoches blieb nichts übrig, als den Feind zu verfolgen, und Todte und Gefangene zu machen. Fliehende und Verfolgende schwammen im mörderischen Getümmel durch die Wellen des schwarzen Flusses. Wir Europäer, minder gewandt und geübt, als diese Natursöhne, brachten einen ganzen

Tag zu, aus aneinandergeflochtenen Flößen eine Brücke über den Fluß zu schlagen.

Vereint mit den siegtrunkenen Natchitoches, gelangten wir nach drei langen Tagreisen zu den Kabanen der Akansas. Ihr Eigenthum zu vertheidigen, hatten sich diese hier zum letzten Male gestellt. Sie fochten mit Raserei; aber unser Flintenfeuer war ihnen allzuschrecklich. Die Natchitoches siegten, verbrannten die Hütten ihrer Feinde, metzelten Weiber, Kinder und Gefangene nieder mit unmenschlicher Grausamkeit. Die Akansas baten um Frieden. Ich gewährte ihnen gern. Die Nation der Natchitoches huldigte mir als ihrem Beschirmer und Oberherrn. Sie machte einen förmlichen Vertrag mit der Kolonie, daß sie uns jährlich für den ihr zu leistenden Schutz eine beträchtliche Anzahl von Thierfellen geben wolle.

Wir kehrten zu den Unsrigen heim in das lachende Christinenthal. Wir hatten, außer jenem Vertrage, den Vortheil, von den Natchitoches über zweihundert Sklaven zu erhalten, die uns wesentliche Dienste bei den Pflanzungen leisten konnten.

Seitdem ist Friedensstille in die Louisianischen Wälder zurückgekehrt. Der gedemüthigte Stamm der Akansas hat sich über dreihundert Stunden weiter hinauf in die Wilde gezogen, den Quellen des Akansa-Stromes entgegen. Unsere Ländereien sind ringsum von freundschaftlichen Kolonien und friedlichen Nomaden begrenzt. — Nie lebt' ich sorgenloser, nie angenehmer, als in dieser Einsamkeit, wo Alles mein Werk ist, wo Jeder mich ehrt nnd liebt.

Auf der Höhe ist meine Wohnung gebaut, und von Neu-Orleans aus mit allen Bequemlichkeiten versehen. Fünf majestätische Zipressen umschatten mein Haus, welches rings von einem Blumengarten umgeben ist, worin die Flora der ganzen Gegend blüht und Balsamdüfte gegen meine Fenster haucht. — Bald be-

such' ich die Wälder, um dort zu jagen; bald meine Pflanzungen am rothen Strom, wo ich ein artiges Haus in der Mitte meines Eigenthums besitze, und in welchem mein Lehenmann mit seiner Familie und einigen Sklaven wohnt, die mich wie einen Vater lieben. Mein Claude, der die Tochter eines armen Kolonisten geheirathet hat, besorgt mit seiner jungen Frau meine kleine Wirthschaft.

Ich sehne mich nicht heim nach euerer Welt; mit eigener Kunst hab' ich mein Glück bereitet. Des Lebens stille Freuden wohnen unter meinem Dach; aber die folternde Sorge, das hagere Gespenst der Leidenschaft, hab' ich jenseits des Meeres gelassen. Das köstlichste von allen Gütern, welches ich mit mir aus Europa nahm, ist meine kleine Bibliothek. Es sind die sämmtlichen Klassiker der Griechen, Römer, Italiener, Engländer und Franzosen, und die Hauptwerke aus allen Wissenschaften.

Der Gouverneur mit seiner Gemahlin und Tochter haben mir schon längst ihren Besuch verheißen. Auch dieser kleine Wechsel freut mich. Ich werde dann viel Neues aus Europa vernehmen.

---

2.

## D'Aubant an Bellisle.

Christinenthal, im Juli 1718.

O Bellisle, Bellisle, beklagen oder bewundern Sie mein Schicksal. Ich bin der Glücklichste und der Elendeste von allen Sterblichen. Ja, Bellisle, meine stolze Ruhe ist dahin; meine philosophische Fassung hab' ich verloren auf immer. — Ich liebe ein weibliches Wesen, vor welchem alle Welttheile die Knie beugen — welches Königin ist überall, wo es erscheint, und durch seine Gegenwart nun diese romantische Einsamkeit zum Zaubergarten macht.

Schon oft hatten meine Nachbarn, wenn sie sich Abends zu mir versammelten unter meiner Laube, mit gutmüthigem Scherz mich wegen meines ehelosen Lebens geneckt; schon oft hatte Claude mir nach seiner Art sein Glück geschildert, welches er als Gatte genoß, und hatte dabei geflissentlich mir immer von der schönen Tochter des Gouverneurs, von meiner kleinen Freundin Adelaide geplaudert. Wohl gedacht' ich dann und wann Adelaidens. Aber, ach, lieben konnt' ich sie nicht, so lange noch mein treues Gedächtniß das Bildniß jener Unnennbaren bewahrt, deren Gestalt mir so fabelhaft wieder begegnete, deren Namen meine Pflanzung schmückt.

Die Kolonie Roland ist zwei Tagreisen von hier. Lange hatt' ich schon beschlossen, sie zu besuchen, und das Band der Freundschaft mit den Nachbarn enger zu schließen.

Vor ungefähr fünf Wochen macht' ich mich, begleitet von meinem treuen Claude, zwei Kolonisten und einigen Negern, auf den Weg dahin. Wir wählten, der Kürze des Weges und der Bequemlichkeit willen, die Fahrt zu Wasser.

Erst am Morgen des dritten Tages erreichten wir die Kolonie, welche ungleich größer, reicher und älter, als die unsere ist, wiewohl der Boden und die Lage dieser Ländereien den unsern an Güte nicht gleichkommen.

Als wir die Boote wohl in Schirm gebracht hatten, und ans Land stiegen, strömten neugierig Männer, Weiber und Kinder vom Feld und aus den Häusern herbei, uns zu begaffen. Wir machten uns bald mit Allen vertraut, sagten, wer wir seien, und von wannen und warum wir erschienen. Mit gutherziger Freude drängten sich die Hausväter um uns her; jeder wollte uns gastfreundlich in seiner Hütte beherbergen. Wir waren die gerührten Zeugen des schönsten, freundschaftlichsten Haders der lieben Leute, welche endlich nach langem Für und Wider einig wurden, uns Fremdlinge unter sich zu theilen.

Wohin wir kamen, streckte uns Alles die Hand entgegen, und rief: „Seid uns willkommen! Wir bitten euch, tretet ein in unser Haus und lasset euch von uns beherbergen!“ Und die Weiber eilten hinein und brachten uns Erfrischungen aller Art.

Wir wurden Alle getrennt. Ein ehrwürdiger Greis, begleitet von seinen Kindern und Enkeln, hatte mich erhalten. Sein Haus stand im Schatten hoher Palmen. Dort wurden Sitze bereitet, Wein und Früchte aufgetragen. Die ganze Familie lagerte sich um mich her. Mir war es, als lebt' ich wieder in den Unschuldszeiten der morgenländischen Urwelt.

Wir sprachen von unsern Pflanzungen, von unsern Heerden. Eben die ansehnliche Bevölkerung dieser Gegend hatte den Preis der Grundstücke und der Sklaven sehr gesteigert. Freilich fehlte es nicht an großen, unfruchtbaren Haiden und Waldstrichen; aber theils ihre Entlegenheit, theils der ungeheure Kostenaufwand zur Urbarmachung derselben verhinderte diese.

„So werd' ich mich bei euch nicht ankaufen und ansiedeln können!“ sprach ich.

Da trat eine Enkelin des Greises, Lucia hieß sie, lächelnd zu mir, und antwortete: „Für dich, lieber Fremdling, wird unser Land noch Raum haben. Ich bitte dich, bleibe bei uns!“ Und der Blick, welchen ihre schönen glanzvollen Augen auf mich senkten, bat mich inniger, als ihre süße Stimme. Ihre Gestalt, so schlank und grazienhaft, die angeborne, kunstlose Anmuth ihrer Bewegungen, die Zartheit und Schönheit ihrer Gesichtszüge bezauberten mich fast.

„Du könntest mich an diesen Boden fesseln, schönes Kind,“ sagt' ich, „wenn meine Heimath nicht schon gewählt wäre.“ — Und ich erzählte von der Fruchtbarkeit und Einrichtung der Kolonie Christinenthal und von den geringen Preisen dasiger Güter.

So könntest du den deutschen Fremdling mit seinen Töchtern

in deine Heimath führen!" antwortete Lucie: „Denn sie dauern mich, weil sie keine Ländereien bei uns finden nach ihrem Sinn."

„Du hast einen glücklichen Einfall, Lucie!" sagte der Greis: „Wir wollen den deutschen Fremdling einladen lassen oder ihn selbst aufsuchen. Ihm würde geholfen sein, und die Botschaft würd' ihn freuen. Denn es ist doch hart, daß der alte Mann mit seinen Kindern einen so weiten Weg vergebens zu uns gemacht hat."

Wir durchwanderten am Mittag die Pflanzungen von Luciens Großvater; zwar lernt' ich viel aus den Gesprächen dieses Greises, dessen Erfahrungen eine Richtschnur für meine wirthschaftlichen Unternehmungen wurden; aber die schöne, naive Lucie zerstreute meine Aufmerksamkeit allzusehr. Meine Augen und mein Herz waren immer nur bei ihr, und ich fühlte, daß sie es sein müsse, wenn ich mir eine Gattin wählen sollte.

Am folgenden Morgen ging ich mit Luciens Großvater, den deutschen Fremdling aufzusuchen. Mir war es willkommen, unsere Kolonie vergrößern zu können. Der Deutsche wohnte fast eine Stunde weiter am entgegengesetzten Ende der Niederlassung, bei einem Pflanzer.

Als wir ankamen, war er abwesend. Der Pflanzer führte uns in die sehr geräumige Behausung. Wir sagten ihm die Ursache unseres Kommens. „Wohlan! das wird ihm lieb sein!" rief der Pflanzer: „Nehmt denn bei uns das Mittagsmahl. Er wird bis dahin zurückkehren; ihr möget inzwischen mit seinen Töchtern reden. Herr Holden ist ein kreuzbraver Herr; auch seine Töchter sind höchst liebenswürdig, besonders Augustine — wahrhaftig, sie ist ein Engel, wie ich in meinem langen Leben noch nie gesehen." Er verließ uns, bald darauf erschien er wieder und sprach: „Folget mir, sie sind bei meinem Weibe draußen unter den Kokusbäumen!"

Wir gingen hinaus; der Weg führte durch eine kleine Wild-

niß blühender Gebüsche; dann über die Brücke eines Bachs zu einem umzäunten Garten.

Als wir hineintraten, standen zwei junge, einfach gekleidete Frauenzimmer unter den Kokusbäumen, neben einem geschäftigen Mütterchen, welches die Beete jätete. Alle wandten die Gesichter gegen uns. Das eine dieser Frauenzimmer drehte sich jählings von uns ab, wie erschrocken, ergriff den Arm des andern und rief: „Agathe!“ Beide kamen uns sodann einige Schritte entgegen — o Bellisle, o Bellisle! — Ein Blendwerk gaukelte mir vor — es war die verstorbene Großfürstin von Rußland! Es war dieselbe, die mir im deutschen Hain, die mir im Tempel — die mir auf dem Ozean erschienen war — o Bellisle, sie war es!

Ich hatte Besinnung und Sprache eingebüßt — ich verbeugte mich schweigend — sie verneigte sich und legte sich an den Stamm des Kokusbaumes. Luciens Großvater eröffnete die Rede. Ich gewann allmälich meine Geister wieder, und mischte meine Worte, anfangs freilich sehr einsilbig, ins Gespräch. Sie aber schwieg lange. Nur ihre Schwester Agathe führte das Wort.

Die Stunden verflogen wie Minuten. Ich zitterte — ich schwor in mir, diese Wunderbare nie wieder zu verlassen — ich war wie ein Träumender — meine Seele war in Entzücken und Zweifeln aufgelöset. Doch wagte ich's nicht, ihr zu sagen, wie ich sie schon mehr als einmal, wie eine Erscheinung in den verschiedensten Zeiten und Zonen, gesehen zu haben glaubte. Aber in jedem Augenblick überzeugte ich mich mehr, daß sie es selbst wieder, und keine andere sei. Denn auch sie war betroffen — ich bemerkte ihr Erröthen, ihr Erblassen — ihre Unruhe, ihre Verlegenheit, und wie sie nach und nach sich faßte und heiterer ward, sobald ich meines Selbstes Herr ward, und je fremder ich gegen sie that.

Herr Holden, der deutsche Flüchtling, kam. Die Töchter flogen ihm mit Ungeduld entgegen. Sie hatten ihn längst schon in der

Ferne entdeckt. Sie gingen ins Haus mit einander. Erst nach einer halben Stunde kam Herr Holden zu uns.

Ich fand an ihm einen gewandten und geistvollen Mann. Unser Gespräch lenkte sich bald zur Hauptsache. Ich schilderte ihm die Schönheiten unserer Kolonie: ich erzählte ihm die Geschichte derselben, und als ich ihren Namen: Christinenthal, aussprach, verwandelte sich seine Gesichtsfarbe. Vergebens suchte er, mir seine Bestürzung zu verheimlichen.

Ja, Bellisle, mein Bellisle! sie ist's, sie lebt! Die Prinzessin von Wolfenbüttel lebt, sie ist's. Die Geschichte ihres Todes und Begräbnisses ist mir und der Welt ein unerklärliches Räthsel. Aber Ehrfurcht und Liebe gebieten mir, das Geheimniß ihres Lebens in meiner Brust zu verschließen. — Sie soll es nicht ahnen, daß ich sie kenne. Ich will es ihr selbst läugnen, daß ich Petersburg jemals gesehen; ich will irgend ein Mährchen dichten, und sagen, es sei mein Lebenslauf. So werd' ich sie sicherer machen; so wird sie sich mit meiner Gestalt aussöhnen; so wird sie in mir keinen Verräther fürchten, und Christinenthal zu meinem Himmel machen. — Ich liebe sie, o Bellisle — die Gattin des abscheulichen Alexis von Rußland — o wie unglücklich ist d'Aubant.

Hören Sie endlich, wie weit meine Unterhandlungen mit Herrn Holden, dem vorgeblichen Vater der Unglückseligen, gediehen sind.

„Aufrichtig zu gestehen," sagte er eines Tages zu mir, „Ihre Schilderung von Christinenthal ist lockend; allein meine beiden Töchter haben fast eine unüberwindliche Vorliebe für eine Niederlassung in der Kolonie Roland. Nur scheint mir diese fast übervölkert; wenigstens sind Sklaven und bequeme Ländereien in allzu hohem Preise, als daß ich meine Familie so von dem Kapital, welches mir nach manchen Unglücksfällen in Europa übrig blieb, ernähren könnte, wie ich's wohl wünschte. Ich erwarte nur die Rückkunft meines Hausbedienten von dem spanischen Adayes. Dann

will ich mit Ihnen nach Christinenthal, und die Sache an Ort und Stelle untersuchen."

Der Hausbediente kam wirklich nach einigen Tagen von Abayes zurück. — Und wer war's, o Bellisle, wieder das Ziegeunergesicht, welches mir den Tod der Großfürstin zuerst gemeldet, und dann mich auf Teneriffa geäfft hatte. Man nennt ihn Paul hier im Lande. Der Kerl, als er mich sah, war nicht einmal bestürzt, mich zu sehen; nannte mich gleichgültig bei meinem Namen und meinte, es gefiele ihm in dem ungeheuern englischen Park von Louisiana so wohl, als in dem steinernen Straßenlabyrinth von Paris.

Auch Augustine und Agathe wurden, da wir uns alle Tage sahen, gelassener, minder ängstlich, sogar freundschaftlich. Aber ich — o, ich!

Am Abend vor der Abreise nach der Kolonie Christinenthal — ich war gegangen, um von den Frauenzimmern Abschied zu nehmen — saßen wir noch beim Schein des Vollmonds, im Dämmerlicht unter den Palmen. Meine Blicke ruheten auf der Gestalt der wunderbaren Augustine, welche im hellen Strahl des Mondes einer Verklärten glich. — Es war mir wie Feerei, wenn ich die, welche in den Wettern der Schlacht und in den stürmischen Stunden meines Schicksals mir, gleich einem Schutzgeist, zur Seite geschwebt hatte, wenn ich dies Ideal meiner Einbildungskraft und meiner Sehnsucht nun in so schöner Verkörperung vor mir erblickte, die Tochter eines deutschen Fürstenhauses, erzogen unter den Künsten der Freude und des Luxus, unter den Palmen einer amerikanischen Pflanzerwohnung! — Ich hätte mich oft selbst aufwecken mögen von meinem Wahnsinn — ich konnte an die Wahrhaftigkeit des Wirklichen gar nicht glauben. — Wenn sie mich anredete voller Holdseligkeit, erglühte jeder Nerv in mir, und mein ganzes Wesen ward Flamme. Wenn ich aber antworten wollte, sank ich machtlos in mir selbst zusammen — dann sah ich nur die

Unglückseligste aller Fürstinnen vor mir — meine Liebe ward Ehrfurcht und Demuth.

Als wir nun schieden, und die Töchter noch ihren Vater und mich eine Strecke Wegs begleiteten, lehnte sich die fürstliche Augustine an meinen Arm. Ich unterdrückte meine Wehmuth.

„Wer gab der Kolonie den Namen Christinenthal?“ fragte sie mich leise.

„Ich gab ihn!“ stammelte ich.

Sie schwieg, und doch war's, als wollte sie noch eine neue Frage der vorigen anknüpfen.

Nach einer langen Stille lenkte ich die Unterredung wieder auf die Annehmlichkeiten meiner Louisianischen Heimath; ich sprach von dem Glücke, welches meine höchsten Wünsche erfüllen würde, wenn ihr Vater sich entschließen könnte, dort seine Niederlassung zu wählen. „Und wahrlich,“ setzte ich mit lebhafter Gemüthsbewegung hinzu, „fiele sein Entschluß gegen meine Wünsche, ich würde am meisten zu beklagen sein. Ich würde meine Besitzungen dort verlieren, und Ihnen lieber als ein Bettler in alle Wüsten folgen.“

Sie lächelte mich mit unbeschreiblichem Leibreiz an, drückte dann mit ihrer Hand leise auf meinen Arm, und lispelte: „Erwarten wir!“

Wir und Herr Holden, von seinem Paul begleitet, reiseten am folgenden Morgen nach Christinenthal, und zwar zu Schiffe. Ohne Abenteuer erreichten wir das schöne Land. Holden wohnte in meinem Hause. Er schien von der Schönheit dieser Gegend entzückt. Hoffnung und Liebe machten mich beredt, um ihn zum Ankauf zu bewegen. Ich bemerkte endlich, daß er von der Landwirthschaft nur unvollkommene Kenntnisse besitze. Ich erbot mich, mein Kapital mit dem seinigen zu vereinen, die Wirthschaft für ihn und mich zu führen, den Kauf der Ländereien und Sklaven

zu besorgen, und mich, statt seiner, mit dem Gouverneur in Neu-Orleans abzufinden.

Er nahm meine Vorschläge an. Wir entwarfen mit einander den Plan zu seinem Wohngebäude, welches neben dem meinigen am rothen Strom auf meinen ersten Gütern stehen soll. Er reisete zu seiner Familie nach Rolands-Kolonie zurück.

Jetzt bin ich alle Tage mit der Einrichtung des Gebäudes beschäftigt, und mit einer großen Gartenanlage neben demselben. Die Natur selbst hat Alles schon zur Verzierung jener Gegend gethan. Bis zum Frühjahr wird es vollendet sein. Aber früher kommen sie nicht nach Christinenthal — eine Ewigkeit für mich. Und doch bin ich so selig; denn ich arbeite ja für die Einzige! Ihr Fußtritt wird jenen Boden heiligen, den ich für sie mit den schönsten Blumen und Gesträuchen der Landschaft schmücke, und in jenen Zimmern, die ich ihr einrichte, in jenen Lauben, die ich für sie flechte, werd' ich die Wunderbare sehen!

---

## 3.

## Auszug eines Schreibens von Herrn Bellisle an den Chevalier d'Aubant.

Orleans, 5. September 1718.

— — Soviel von mir! — Und nun endlich noch eine Neuigkeit, die ganz Europa erschütterte, fürchterlich und selten in der Geschichte, und gewiß selbst für Sie, in Ihrer zaubervollen Wildniß, von höchstem Interesse.

Der russische Kaiser, Peter der Große, der erhabenste Mann unserer Zeit, hat seinem eigenen Sohn, dem Großfürsten Alexis, das Todesurtheil gesprochen und ihn hinrichten lassen. Zwar reden

Schon oft hatten meine Nachbarn, wenn sie sich Abends zu mir versammelten unter meiner Laube, mit gutmüthigem Scherz mich wegen meines ehelosen Lebens geneckt; schon oft hatte Claude mir nach seiner Art sein Glück geschildert, welches er als Gatte genoß, und hatte dabei geflissentlich mir immer von der schönen Tochter des Gouverneurs, von meiner kleinen Freundin Adelaide geplaudert. Wohl gedacht' ich dann und wann Adelaidens. Aber, ach, lieben konnt' ich sie nicht, so lange noch mein treues Gedächtniß das Bildniß jener Unnennbaren bewahrt, deren Gestalt mir so fabelhaft wieder begegnete, deren Namen meine Pflanzung schmückt.

Die Kolonie Roland ist zwei Tagreisen von hier. Lange hatt' ich schon beschlossen, sie zu besuchen, und das Band der Freundschaft mit den Nachbarn enger zu schließen.

Vor ungefähr fünf Wochen macht' ich mich, begleitet von meinem treuen Claude, zwei Kolonisten und einigen Negern, auf den Weg dahin. Wir wählten, der Kürze des Weges und der Bequemlichkeit willen, die Fahrt zu Wasser.

Erst am Morgen des dritten Tages erreichten wir die Kolonie, welche ungleich größer, reicher und älter, als die unsere ist, wiewohl der Boden und die Lage dieser Ländereien den unsern an Güte nicht gleichkommen.

Als wir die Boote wohl in Schirm gebracht hatten, und ans Land stiegen, strömten neugierig Männer, Weiber und Kinder vom Feld und aus den Häusern herbei, uns zu begaffen. Wir machten uns bald mit Allen vertraut, sagten, wer wir seien, und von wannen und warum wir erschienen. Mit gutherziger Freude drängten sich die Hausväter um uns her; jeder wollte uns gastfreundlich in seiner Hütte beherbergen. Wir waren die gerührten Zeugen des schönsten, freundschaftlichsten Haders der lieben Leute, welche endlich nach langem Für und Wider einig wurden, uns Fremdlinge unter sich zu theilen.

Wohin wir kamen, streckte uns Alles die Hand entgegen, und rief: „Seid uns willkommen! Wir bitten euch, tretet ein in unser Haus und lasset euch von uns beherbergen!“ Und die Weiber eilten hinein und brachten uns Erfrischungen aller Art.

Wir wurden Alle getrennt. Ein ehrwürdiger Greis, begleitet von seinen Kindern und Enkeln, hatte mich erhalten. Sein Haus stand im Schatten hoher Palmen. Dort wurden Sitze bereitet, Wein und Früchte aufgetragen. Die ganze Familie lagerte sich um mich her. Mir war es, als lebt' ich wieder in den Unschuldszeiten der morgenländischen Urwelt.

Wir sprachen von unsern Pflanzungen, von unsern Heerden. Eben die ansehnliche Bevölkerung dieser Gegend hatte den Preis der Grundstücke und der Sklaven sehr gesteigert. Freilich fehlte es nicht an großen, unfruchtbaren Haiden und Waldstrichen; aber theils ihre Entlegenheit, theils der ungeheure Kostenaufwand zur Urbarmachung derselben verhinderte diese.

„So werd' ich mich bei euch nicht ankaufen und ansiedeln können!“ sprach ich.

Da trat eine Enkelin des Greises, Lucia hieß sie, lächelnd zu mir, und antwortete: „Für dich, lieber Fremdling, wird unser Land noch Raum haben. Ich bitte dich, bleibe bei uns!“ Und der Blick, welchen ihre schönen glanzvollen Augen auf mich senkten, bat mich inniger, als ihre süße Stimme. Ihre Gestalt, so schlank und grazienhaft, die angeborne, kunstlose Anmuth ihrer Bewegungen, die Zartheit und Schönheit ihrer Gesichtszüge bezauberten mich fast.

„Du könntest mich an diesen Boden fesseln, schönes Kind,“ sagt' ich, „wenn meine Heimath nicht schon gewählt wäre.“ — Und ich erzählte von der Fruchtbarkeit und Einrichtung der Kolonie Christinenthal und von den geringen Preisen dasiger Güter.

So könntest du den deutschen Fremdling mit seinen Töchtern

in deine Heimath führen!“ antwortete Lucie: „Denn sie dauern mich, weil sie keine Ländereien bei uns finden nach ihrem Sinn.“

„Du hast einen glücklichen Einfall, Lucie!“ sagte der Greis: „Wir wollen den deutschen Fremdling einladen lassen oder ihn selbst aufsuchen. Ihm würde geholfen sein, und die Botschaft würd' ihn freuen. Denn es ist doch hart, daß der alte Mann mit seinen Kindern einen so weiten Weg vergebens zu uns gemacht hat.“

Wir durchwanderten am Mittag die Pflanzungen von Luciens Großvater; zwar lernt' ich viel aus den Gesprächen dieses Greises, dessen Erfahrungen eine Richtschnur für meine wirthschaftlichen Unternehmungen wurden; aber die schöne, naive Lucie zerstreute meine Aufmerksamkeit allzusehr. Meine Augen und mein Herz waren immer nur bei ihr, und ich fühlte, daß sie es sein müsse, wenn ich mir eine Gattin wählen sollte.

Am folgenden Morgen ging ich mit Luciens Großvater, den deutschen Fremdling aufzusuchen. Mir war es willkommen, unsere Kolonie vergrößern zu können. Der Deutsche wohnte fast eine Stunde weiter am entgegengesetzten Ende der Niederlassung, bei einem Pflanzer.

Als wir ankamen, war er abwesend. Der Pflanzer führte uns in die sehr geräumige Behausung. Wir sagten ihm die Ursache unseres Kommens. „Wohlan! das wird ihm lieb sein!“ rief der Pflanzer: „Nehmt denn bei uns das Mittagsmahl. Er wird bis dahin zurückkehren; ihr möget inzwischen mit seinen Töchtern reden. Herr Holden ist ein kreuzbraver Herr; auch seine Töchter sind höchst liebenswürdig, besonders Augustine — wahrhaftig, sie ist ein Engel, wie ich in meinem langen Leben noch nie gesehen.“ Er verließ uns, bald darauf erschien er wieder und sprach: „Folget mir, sie sind bei meinem Weibe draußen unter den Kokusbäumen!“

Wir gingen hinaus; der Weg führte durch eine kleine Wild-

niß blühender Gebüsche; dann über die Brücke eines Bachs zu einem umzäunten Garten.

Als wir hineintraten, standen zwei junge, einfach gekleidete Frauenzimmer unter den Kokusbäumen, neben einem geschäftigen Mütterchen, welches die Beete jätete. Alle wandten die Gesichter gegen uns. Das eine dieser Frauenzimmer drehte sich jählings von uns ab, wie erschrocken, ergriff den Arm des andern und rief: „Agathe!“ Beide kamen uns sodann einige Schritte entgegen — o Bellisle, o Bellisle! — Ein Blendwerk gaukelte mir vor — es war die verstorbene Großfürstin von Rußland! Es war dieselbe, die mir im deutschen Hain, die mir im Tempel — die mir auf dem Ozean erschienen war — o Bellisle, sie war es!

Ich hatte Besinnung und Sprache eingebüßt — ich verbeugte mich schweigend — sie verneigte sich und legte sich an den Stamm des Kokusbaumes. Luciens Großvater eröffnete die Rede. Ich gewann allmälich meine Geister wieder, und mischte meine Worte, anfangs freilich sehr einsilbig, ins Gespräch. Sie aber schwieg lange. Nur ihre Schwester Agathe führte das Wort.

Die Stunden verflogen wie Minuten. Ich zitterte — ich schwor in mir, diese Wunderbare nie wieder zu verlassen — ich war wie ein Träumender — meine Seele war in Entzücken und Zweifeln aufgelöset. Doch wagte ich's nicht, ihr zu sagen, wie ich sie schon mehr als einmal, wie eine Erscheinung in den verschiedensten Zeiten und Zonen, gesehen zu haben glaubte. Aber in jedem Augenblick überzeugte ich mich mehr, daß sie es selbst wieder, und keine andere sei. Denn auch sie war betroffen — ich bemerkte ihr Erröthen, ihr Erblassen — ihre Unruhe, ihre Verlegenheit, und wie sie nach und nach sich faßte und heiterer ward, sobald ich meines Selbstes Herr ward, und je fremder ich gegen sie that.

Herr Holden, der deutsche Flüchtling, kam. Die Töchter flogen ihm mit Ungeduld entgegen. Sie hatten ihn längst schon in der

Ferne entdeckt. Sie gingen ins Haus mit einander. Erst nach einer halben Stunde kam Herr Holden zu uns.

Ich fand an ihm einen gewandten und geistvollen Mann. Unser Gespräch lenkte sich bald zur Hauptsache. Ich schilderte ihm die Schönheiten unserer Kolonie: ich erzählte ihm die Geschichte derselben, und als ich ihren Namen: Christinenthal, aussprach, verwandelte sich seine Gesichtsfarbe. Vergebens suchte er, mir seine Bestürzung zu verheimlichen.

Ja, Bellisle, mein Bellisle! sie ist's, sie lebt! Die Prinzessin von Wolfenbüttel lebt, sie ist's. Die Geschichte ihres Todes und Begräbnisses ist mir und der Welt ein unerklärliches Räthsel. Aber Ehrfurcht und Liebe gebieten mir, das Geheimniß ihres Lebens in meiner Brust zu verschließen. — Sie soll es nicht ahnen, daß ich sie kenne. Ich will es ihr selbst läugnen, daß ich Petersburg jemals gesehen; ich will irgend ein Mährchen dichten, und sagen, es sei mein Lebenslauf. So werd' ich sie sicherer machen; so wird sie sich mit meiner Gestalt aussöhnen; so wird sie in mir keinen Verräther fürchten, und Christinenthal zu meinem Himmel machen. — Ich liebe sie, o Bellisle — die Gattin des abscheulichen Alexis von Rußland — o wie unglücklich ist d'Aubant.

Hören Sie endlich, wie weit meine Unterhandlungen mit Herrn Holden, dem vorgeblichen Vater der Unglückseligen, gediehen sind.

„Aufrichtig zu gestehen," sagte er eines Tages zu mir, „Ihre Schilderung von Christinenthal ist lockend; allein meine beiden Töchter haben fast eine unüberwindliche Vorliebe für eine Niederlassung in der Kolonie Roland. Nur scheint mir diese fast übervölkert; wenigstens sind Sklaven und bequeme Ländereien in allzu hohem Preise, als daß ich meine Familie so von dem Kapital, welches mir nach manchen Unglücksfällen in Europa übrig blieb, ernähren könnte, wie ich's wohl wünschte. Ich erwarte nur die Rückkunft meines Hausbedienten von dem spanischen Abayes. Dann

will ich mit Ihnen nach Christinenthal, und die Sache an Ort und Stelle untersuchen."

Der Hausbediente kam wirklich nach einigen Tagen von Abayes zurück. — Und wer war's, o Bellisle, wieder das Ziegeunergesicht, welches mir den Tod der Großfürstin zuerst gemeldet, und dann mich auf Teneriffa geäfft hatte. Man nennt ihn Paul hier im Lande. Der Kerl, als er mich sah, war nicht einmal bestürzt, mich zu sehen; nannte mich gleichgültig bei meinem Namen und meinte, es gefiele ihm in dem ungeheuern englischen Park von Louisiana so wohl, als in dem steinernen Straßenlabyrinth von Paris.

Auch Augustine und Agathe wurden, da wir uns alle Tage sahen, gelassener, minder ängstlich, sogar freundschaftlich. Aber ich — o, ich!

Am Abend vor der Abreise nach der Kolonie Christinenthal — ich war gegangen, um von den Frauenzimmern Abschied zu nehmen — saßen wir noch beim Schein des Vollmonds, im Dämmerlicht unter den Palmen. Meine Blicke ruheten auf der Gestalt der wunderbaren Augustine, welche im hellen Strahl des Mondes einer Verklärten glich. — Es war mir wie Feerei, wenn ich die, welche in den Wettern der Schlacht und in den stürmischen Stunden meines Schicksals mir, gleich einem Schutzgeist, zur Seite geschwebt hatte, wenn ich dies Ideal meiner Einbildungskraft und meiner Sehnsucht nun in so schöner Verkörperung vor mir erblickte, die Tochter eines deutschen Fürstenhauses, erzogen unter den Künsten der Freude und des Luxus, unter den Palmen einer amerikanischen Pflanzerwohnung! — Ich hätte mich oft selbst aufwecken mögen von meinem Wahnsinn — ich konnte an die Wahrhaftigkeit des Wirklichen gar nicht glauben. — Wenn sie mich anredete voller Holdseligkeit, erglühte jeder Nerv in mir, und mein ganzes Wesen ward Flamme. Wenn ich aber antworten wollte, sank ich machtlos in mir selbst zusammen — dann sah ich nur die

Unglückseligste aller Fürstinnen vor mir — meine Liebe ward Ehrfurcht und Demuth.

Als wir nun schieden, und die Töchter noch ihren Vater und mich eine Strecke Wegs begleiteten, lehnte sich die fürstliche Augustine an meinen Arm. Ich unterdrückte meine Wehmuth.

„Wer gab der Kolonie den Namen Christinenthal?“ fragte sie mich leise.

„Ich gab ihn!“ stammelte ich.

Sie schwieg, und doch war's, als wollte sie noch eine neue Frage der vorigen anknüpfen.

Nach einer langen Stille lenkte ich die Unterredung wieder auf die Annehmlichkeiten meiner Louisianischen Heimath; ich sprach von dem Glücke, welches meine höchsten Wünsche erfüllen würde, wenn ihr Vater sich entschließen könnte, dort seine Niederlassung zu wählen. „Und wahrlich,“ setzte ich mit lebhafter Gemüthsbewegung hinzu, „fiele sein Entschluß gegen meine Wünsche, ich würde am meisten zu beklagen sein. Ich würde meine Besitzungen dort verlieren, und Ihnen lieber als ein Bettler in alle Wüsten folgen.“

Sie lächelte mich mit unbeschreiblichem Leibreiz an, drückte dann mit ihrer Hand leise auf meinen Arm, und lispelte: „Erwarten wir!“

Wir und Herr Holden, von seinem Paul begleitet, reiseten am folgenden Morgen nach Christinenthal, und zwar zu Schiffe. Ohne Abenteuer erreichten wir das schöne Land. Holden wohnte in meinem Hause. Er schien von der Schönheit dieser Gegend entzückt. Hoffnung und Liebe machten mich beredt, um ihn zum Ankauf zu bewegen. Ich bemerkte endlich, daß er von der Landwirthschaft nur unvollkommene Kenntnisse besitze. Ich erbot mich, mein Kapital mit dem seinigen zu vereinen, die Wirthschaft für ihn und mich zu führen, den Kauf der Ländereien und Sklaven

zu besorgen, und mich, statt seiner, mit dem Gouverneur in Neu-Orleans abzufinden.

Er nahm meine Vorschläge an. Wir entwarfen mit einander den Plan zu seinem Wohngebäude, welches neben dem meinigen am rothen Strom auf meinen ersten Gütern stehen soll. Er reisete zu seiner Familie nach Rolands-Kolonie zurück.

Jetzt bin ich alle Tage mit der Einrichtung des Gebäudes beschäftigt, und mit einer großen Gartenanlage neben demselben. Die Natur selbst hat Alles schon zur Verzierung jener Gegend gethan. Bis zum Frühjahr wird es vollendet sein. Aber früher kommen sie nicht nach Christinenthal — eine Ewigkeit für mich. Und doch bin ich so selig; denn ich arbeite ja für die Einzige! Ihr Fußtritt wird jenen Boden heiligen, den ich für sie mit den schönsten Blumen und Gesträuchen der Landschaft schmücke, und in jenen Zimmern, die ich ihr einrichte, in jenen Lauben, die ich für sie flechte, werd' ich die Wunderbare sehen!

---

3.

## Auszug eines Schreibens von Herrn Bellisle an den Chevalier d'Aubant.

Orleans, 5. September 1718.

— — Soviel von mir! — Und nun endlich noch eine Neuigkeit, die ganz Europa erschütterte, fürchterlich und selten in der Geschichte, und gewiß selbst für Sie, in Ihrer zaubervollen Wildniß, von höchstem Interesse.

Der russische Kaiser, Peter der Große, der erhabenste Mann unserer Zeit, hat seinem eigenen Sohn, dem Großfürsten Alexis, das Todesurtheil gesprochen und ihn hinrichten lassen. Zwar reden

alle Zeitungen von dieser eben so außerordentlichen, als schrecklichen Geschichte; aber durch einen Offizier hab' ich einige nähere Umstände, die ich Ihnen nicht vorenthalten will. Die Sache verhält sich folgendermaßen:

Die Spannung, welche zwischen dem Kaiser und seinem Sohn herrschte, vermehrte sich mit jedem Jahre. Alexis hatte, ungeachtet, oder vielmehr eben wegen seiner düstern, rohen Gemüthsart, sowohl beim Volke, als unter den Großen und bei der mißvergnügten Geistlichkeit, zahlreichen Anhang. Alle Feinde der vom Kaiser zur Gründung und Kultur seines unermeßlichen Reichs begonnenen Reformen erwarteten um so zuversichtlicher nach seinem Tode eine allgemeine Gegenrevolution, da der Czarewitz Alexis weder seinen Haß gegen den Kaiser, noch den Groll gegen dessen kühne Neuerungen verhehlte.

Der Kaiser, um endlich vollkommen wegen der Fortdauer seiner Staatsveränderungen beruhigt zu sein, schrieb an den Czarewitz einen sehr harten Brief. Am Schlusse vieler Ermahnungen zur Besserung fügte er endlich die bedeutenden Worte hinzu: „Du hast nun zu wählen, entweder den Thron oder — das Kloster."

Der Czarewitz, von seinen Anhängern umgeben, faßte den Entschluß, den gefährlichen Folgen einer Entscheidung auszuweichen. Der Kaiser war damals in Kopenhagen. Alexis gab vor, sich zu ihm zu begeben, reisete mit seiner finnländischen Mätresse Euphrosine ab, nahm aber den Weg nach Wien, um sich in den Schutz seines Schwagers, des deutschen Kaisers Karl VI., zu flüchten. Hier wollte er bleiben, bis zum Tode seines Vaters. Allein Alexis fühlte bald, daß auch Wien ihm die nöthige Sicherheit verweigern würde, wenn es zur Entscheidung käme. Der Unglückliche! was hatte er für ein Recht auf Schirm und Trost am Hof einer Kaiserin, die ihn von der Welt als einen gefühllosen Mörder ihrer Schwester, der beklagenswerthen Prinzessin von

Wolfenbüttel, verdammen hörte? — Er floh nach Neapel, um wenigstens den Wüsteneien fremder Welttheile näher zu wohnen.

Kaum hatte der russische Monarch den Aufenthalt des Prinzen in Wien erfahren, so sandte er seinen geheimen Rath, den Grafen Tolstoy, dahin, einen Mann, verwegen und schlau, dessen sich der Kaiser immer bedient, wenn es ein gefährliches Abenteuer zu bestehen gibt. Romanzow, der Befehlshaber der Leibgarde, begleitete ihn. — In Wien hörten sie, daß Alexis schon verschwunden sei, und den Weg nach Turin genommen habe. Sie setzten ihm nach, entdeckten aber vom Czarewitz keine Spur mehr. In der Hoffnung, ihn, wenn er in Turin auch verborgen lebte, dennoch aufzufinden, verweilten sie einige Monate daselbst. Tolstoy, als Privatmann gekleidet, lebte wie ein gemeiner Bürger, durchstrich nach und nach alle Gasthöfe, alle Kirchen, alle Weinhäuser und öffentlichen Plätze; und immer fruchtlos.

Eines Abends saß er bei seinem Glase Wein in einem öffentlichen Hause, wo mehrere Freunde versammelt waren, unter andern auch ein Neapolitaner. Man trank tapfer. Tolstoy stellte sich früh berauscht, warf sich auf ein Ruhebett, welches im gleichen Zimmer war, und that, als wäre er in tiefen Schlaf versunken. Die Andern achteten seiner nicht. Der Neapolitaner erzählte, daß seit einiger Zeit in Neapel ein junger Mann mit einem Frauenzimmer angekommen sei, die eine Sprache redeten, welche Niemand verstünde; der Fremdling mache großen Aufwand, daß man muthmaße, es sei irgend ein nordischer Prinz, der geheim reise.

Tolstoy wußte nun genug; er ermunterte sich wieder, forderte zu trinken; erwies allen Gästen viele Freundschaft, und schloß sich besonders an den Neapolitaner, den er auf den folgenden Mittag bei sich einlud. Er ward mit diesem immer vertraulicher, und ließ ihn nicht eher aus den Augen, bis er vollkommen von allem dem

unterrichtet war, was er eigentlich zu wissen begehrte. Sogleich reisete er mit dem Grafen Romanzow von Turin nach Neapel.

Den Tag nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt war ihr Erstes, dem Gouverneur einen Besuch abzustatten. Nach den ersten Höflichkeiten zog Tolstoy den Gouverneur auf die Seite. „Seine Majestät der Kaiser von Rußland weiß mit völliger Gewißheit," sagte er zu ihm, „daß der Czarewitz, sein Sohn, in Neapel ist. Der Monarch wünscht, da seine Gesundheit so hinfällig ist, die baldige Rückkehr des Prinzen, den er so sehr liebt, und der sein Thronerbe ist. Er wird Ihnen, Herr Gouverneur, vorzüglich verpflichtet sein, wenn Sie mir mit dem jungen Prinzen eine besondere Unterredung verschaffen wollten. Ich bitte Sie, genehmigen Sie hier die Beweise von dem, was ich Ihnen sagte." Tolstoy überreichte bei diesen Worten, außer einem prächtigen Diamant, dem Gouverneur die ostensible Instruktion, so er vom Kaiser erhalten hatte.

Der Gouverneur versprach eine Zusammenkunft auf den folgenden Tag, und hielt Wort. Tolstoy und Romanzow, indem sie sich dem Czarewitz näherten, warfen sich vor ihm nieder, nach russischer Sitte, und küßten ihm ehrfurchtsvoll die Hand. Der Prinz erkundigte sich ziemlich betroffen nach der Veranlassung ihrer Reise, und fragte, wie es in Rußland gehe, seitdem er abwesend sei? — Sie überreichten ihm einen Brief vom Kaiser.

Der Inhalt dieses Schreibens war, daß der russische Monarch seinem Sohne vorwarf, Eid und Pflicht verletzt und sich unter einen fremden Schutz begeben zu haben, daß er ihn aufforderte, seinem Willen, wie ihn Tolstoy und Romanzow bekannt machen würden, zu folgen, und daß er ihm versprach: „im Namen Gottes und bei dem jüngsten Gericht," ihn nicht zu bestrafen, sondern ihn noch mehr, als sonst zu lieben, wenn er nach Rußland zurückkommen würde; wenn dies aber nicht geschehen sollte, daß er ihn als einen Verräther erkläre, und ihm seinen ewigen Fluch gebe.

Der Prinz war sehr bestürzt. Tolstoy suchte ihm aber jede Furcht zu benehmen, und wußte sich ihm so ergeben zu stellen, daß der Czarewitz und dessen Beischläferin Euphrosine Vertrauen faßten.

„Wahrhaftig!" sagte Tolstoy einsmals zu der Geliebten des Prinzen: „Wir sind hier in einem herrlichen Lande; man lebt hier, wie im Himmel. Ich möchte ewig hier wohnen. Aber unangenehm ist's doch, daß es unter dem Papst steht, und unsere heilige Religion uns verbietet, mit Leuten von der römischen Kirche zu leben. Dazu kömmt noch, daß der Kaiser sehr schwächlich ist. Stirbt er, so besteigt Alexis den Thron von Rußland, und Sie Madame, spielen dann in Rußland die glänzendste Rolle. Es kann nicht anders sein. Aus Liebe zu Ihnen, Madame, und zum Czarewitz, muß ich rathen, daß wir dies italienische Paradies verlassen. Ist Ihnen nun daran gelegen, daß seine und Ihre Regierung von glücklicher und langer Dauer sei, so geben Sie um Alles in der Welt willen den Russen nicht den Argwohn, daß der Czarewitz vielleicht zwischen der rechtgläubigen griechischen Kirche und der römisch-katholischen Religion einen Augenblick gewankt habe.

Dergleichen Reden verfehlten ihr Ziel nicht. Die Abreise wurde beschlossen, und Tolstoy führte den dreizehnten Februar dieses Jahres den Prinzen in die Thore von Moskau ein. Noch denselben Abend warf sich der reuige Alexis zu den Füßen seines Vaters. Sie hatten eine lange Unterredung mit einander. Durch die Stadt verbreitete sich sogleich das frohe Gerücht, Vater und Sohn seien mit einander versöhnt, und alles Geschehene vergessen.

Am andern Tage aber tritt bei Morgenanbruch schon das Garderegiment unters Gewehr; man hört die große Glocke von Moskau läuten; die Bojaren und Staatsräthe werden in den Palast gefordert; die Bischöfe, die Archimandriten und zwei Geistliche vom St. Blasinsorden versammeln sich in der Kathedralkirche. Alexis wird ohne Degen vor seinen Vater geführt, wie ein Gefangener.

Er wirft sich demüthig vor demselben zur Erde, und überreicht ihm weinend eine Schrift, worin er sich selbst der Thronfolge unwürdig erklärt, und sich nur sein Leben, als eine Gnade, ausbittet.

Vor dem versammelten Staatsrath ward nun eine Art öffentlicher Anklage gegen den Prinzen vorgelesen, worin ihm seine genauen Verbindungen mit den Anhängern der alten Ordnungen und Sitten, die grausame Behandlung seiner verstorbenen Gemahlin, der unglücklichen Prinzessin von Wolfenbüttel, der Ehebruch mit Euphrosine, einer ganz gemeinen Weibsperson, die Flucht zum römischen Kaiser Karl VI., den er aufgefordert habe, ihn mit gewaffneter Hand zu schirmen, und mehrere andere Umstände, als Staatsverbrechen vorgerechnet wurden. Der Kaiser enterbte ihn darauf feierlich durch eine besondere Urkunde, erklärte ihn der Thronfolge auf ewig unwürdig, und Alexis unterzeichnete schaudernd mit eigener Hand die Urkunde. — Dann ging der Zug in die Kathedralkirche. Die Enterbungsakte ward dort zum andernmale verlesen, und die Geistlichen unterschrieben sie ebenfalls.

Aber das Schicksal des Prinzen war noch nicht vollendet. Er wurde von diesem Augenblicke an verhaftet, so wie alle seine ehemaligen Anhänger, Aufwiegler und Mitschuldige, worunter sich selbst die verstoßene Czarin, seine Mutter, und viele Andere befanden, deren Spuren in der Verschwörung zur großen, russischen Gegenrevolution entdeckt oder beargwohnt waren. Der Prozeß ward ihnen gemacht, und das Urtheil gesprochen.

Die Vollziehung dieses Urtheils ging ohne Gnaden von statten. Glebof, der begünstigte Liebhaber von der Mutter des Czarewitz, wurde lebendig gespießt; der Bojar Abraham Lapukin, der Oheim des Czarewitz, Bruder der verstorbenen Czarin, Alexander Kikin, erster Kommissär der Admiralität, der Bischof von Rostow, und Pustinoi, Beichtvater der Czarin, wurden gerädert und ihre Köpfe öffentlich ausgesteckt; viele von den Theil-

nehmern an den Ausschweifungen des Czarewitz, unter denen sich fünfzig Mönche und Priester befanden, wurden enthauptet.

Dies schreckliche Blutbad ließ glauben, daß nun Alles geendigt sei. Aber neue Entdeckungen bewiesen, daß der Prinz noch nicht die Wahrheit überall eingestanden hatte. Der Kaiser versammelte einen hohen Gerichtshof, zusammengesetzt aus dem Adel und der Geistlichkeit, den vornehmsten Offizieren von der Land- und Seemacht, den Gouverneurs der Provinzen und andern Ständen. — Der Prozeß gegen den Großfürsten Alexis wurde den fünfundzwanzigsten Juni angehoben. Der Czarewitz, vor seine Richter hingeführt, hörte die Sentenz, und ward in sein Gefängniß zurückgebracht.

Den folgenden Tag ging seine Majestät der Kaiser, begleitet von allen Senatoren und Bischöfen, nebst andern hohen Personen ins Schloß, und in das Verhaftzimmer des Czarewitz. — Ein ewiges Geheimniß ist's, was hier geschah. Aber nach einer halben Stunde verließ der Kaiser mit seinem Gefolge des Prinzen Gemach wieder. In allen Gesichtern sah man düstere Bestürzung. Man erfuhr nur, daß der Prinz gefährlich krank sei, daß er von Verzuckungen in Verzuckungen falle. Nachmittags um fünf Uhr hieß es, er sei unter heftigen Krämpfen gestorben.

Auf Befehl des Kaisers wurde der Leichnam seines Sohnes einbalsamirt, und mit Feierlichkeiten in den Todtengewölben beigesetzt, neben dem Sarge der Prinzessin von Wolfenbüttel, seiner Gemahlin.

Was sagen Sie, lieber Chevalier, zu dieser entsetzlichen Geschichte? — Peter der Große, um seine neue Schöpfung zu retten, verläugnete die Gefühle des väterlichen Herzens. — Alexis, der grausame, zu allem Großen und Guten unfähige Alexis, ärntete schon auf Erden den Sold seiner mannigfachen Verbrechen und Laster, der andern Fürstensöhnen sonst diesseits des Grabes selten zu Theil zu werden pflegt.

Ja, mein Geliebter, es ist ein Gott! Es herrscht ein dunkler, allmächtiger Arm der Vergeltung durch die unendliche Welt, und richtet Thaten und Gedanken!

Ueber die Todesart, welche der russische Prinz erleiden mußte, kann ich Ihnen weiter keine befriedigende Auskunft geben. Man hat ausgestreut, Alexis sei, während ihm das Todesurtheil verkündet worden sei, vom Schlage gerührt, niedergestürzt. Aber andere Muthmaßungen durchkreuzen sich; viele wollen, er habe den Giftbecher trinken müssen; viele wieder, er sei erwürgt worden.

Wenn es plötzlich Tag werden sollte in den finstern Heimlichkeiten manches Fürstenhauses, wenn ein Geist der Wahrheit plötzlich den Purpur hinwegriffe, welcher die Verbrechen und das Elend mancher Großen verhüllen muß vor den Blicken der unterthänigen Menge; wenn wir sie sehen sollten, die Götter der Erde, in ihren Gemächern und Schlafkammern, wo sie mit abgelegter Krone über ihrem verstohlenen Jammer brüten; wo sie, ungeheuern Leidenschaften preisgegeben, Beute derselben sind, und zwischen der Rache und Reue, zwischen der Wollust und dem Ekel, zwischen der Vergötterung und des Meuchelmörders Dolchen taumeln, wahrlich, mein d'Aubant, unsere Bettler würden ihre Lumpen nicht tauschen gegen hochfürstlichen Hermelin, und ihre Brodrinden dem schwelgerischen Bankett der Paläste vorziehen.

Aber so ist's mit der Menschheit. Raserei ist ihre Weisheit, Leidenschaft ihre Frömmigkeit. Die, welchen Geburt und Zufall mit ungemessener Gunst die Güter der Welt gab, und jedes Mittel, ihr Dasein zu verherrlichen, und einen Himmel um sich zu bauen auf der Erde, verstehen oft kaum die Seligkeit eines reinen Herzens; wähnen, Religion und Tugend sei Schulmährchen, und Staatsmittel, den Gehorsam des Volkes zu fesseln; kämpfen mit thörichtem Stolz gegen die ewigen Gesetze der Natur an, und ver-

zweifeln endlich unter ihren Unnatürlichkeiten, wo ihnen Alles, und sie sich selbst, zum Widerspruch wird.

An diesem Allem ist nur die Erziehung der Fürstenkinder schuld. Schon von der Wiege aus sehen sie die Welt mit geblendeten Augen, und statt der einfachen Wahrheit — Zerrbilder der Kunst. — — —

---

## 4.

## D'Aubant an Bellisle.

Christinenthal, 3. April 1719.

Nichts mehr, o mein Bellisle, nichts mehr hab' ich zu wünschen, nichts mehr zu hoffen! Ich stehe am Ziel und habe auf der irdischen Laufbahn meine Palme errungen. Und wenn der Genius der Ewigkeit heute mir erschiene, winkend, ihm zu folgen, ich würde diese Erde segnen und lächelnd ihr meinen Staub zurückgeben, und still und freudig dem Genius — vielleicht zu einem schönern Sterne — folgen.

Ja, Bellisle, die Einzige, die jemals mich entzückte, die Wundervolle, welche meinen ganzen Lebenslauf in einen ewigen Lenz verwandelte, die schöne Heilige, deren bloßes Anschauen mich näher führt zur Gottheit und zur Andacht, und zum tugendvollen Sinn, als aller Pomp der Kirchen, als aller Priester Rednergabe, als aller Philosophen Denken und Enträthseln — ja, Bellisle, sie ist da. Seit einigen Wochen schon verherrlicht sie mein Tempel. Ich darf sie von Zeit zu Zeit besuchen.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft starb ihr seit langem kränkelnder Vater, der gute Herr Holden. Wie gern that ich dem edeln Mann in seine sterbende Hand den Schwur, nie seine Kinder zu verlassen, an seiner Stelle ihr Freund, ihr Beschirmer, ihr Rathgeber zu werden! — Er ward unter den hohen Cypressen in ihrem Garten begraben. Die reizende Augustine und ihre Schwester Agathe waren untröstlich. Sie leben sehr einsam. Fünf junge

Sklavinnen sind ihre Gesellschafterinnen und ihre Bediente. Der mir einst so verhaßte, räthselhafte Paul besorgt die Geschäfte des Hauses und des Feldes. Er besucht mich täglich, und täglich hab' ich Nachrichten durch ihn vom Befinden seiner Gebieterinnen.

Was mangelt mir zu meinem höchsten Glück? Fern vom Geräusch der Welt, fern von ihren Thorheiten und Leidenschaften, lebe ich in meinem selbstgeschaffenen Paradiese. Gleich fern vom vergiftenden Luxus und von der entnervenden Sorge der Armuth, bewohne ich meine eigene, schöne Hütte, umrankt von jungen Reben, und übersehe meine kleinen Heerden mit Zufriedenheit. Der Zauber der Natur, welcher mit ewiger Jugend und immer wechselnder Pracht dies einsame Eden verklärt, der Umgang mit meinen freundlichen Nachbarn, die mich als ihren Rathgeber und Anführer ehren, meine Bibliothek, aus welcher die Weisen aller Nationen und aller Zeitalter zu mir reden und meinen Geist erheben, tragen Mannigfaltigkeit und Anmuth in mein einfaches Leben. — Und nun ist *sie* erschienen, die Sonne meiner innern Welt! — Nicht höher schwindelten meine kühnsten Wünsche; ich stehe auf dem glänzenden Gipfel meiner Lebensbahn.

Die Nachrichten, welche Sie mir, mein Bellisle, von den blutigen Auftritten in Petersburg gaben, und die ich im Auszuge auch dem Herrn Holden nach der Kolonie Roland gesandt hatte, waren diesem nicht mehr neu gewesen. Man hatte dort die Zeitungen früher, als ich, von Neu-Orleans empfangen.

Als die Fürstin drei Wochen nach dem Tode ihres vorgeblichen Vaters mein Haus zum erstenmal mit ihrem Besuch beehrte, begleitet von Agathen und ihren Sklavinnen, hatte ich ihnen ein kleines ländliches Fest bereitet. Ich hatte mehrere von unsern Pflanzern zum Gastmahl eingeladen; und diese, um sich nach ihrer Weise den Tag froher zu machen, hatten wieder mehrere junge Leute und Töchter der Kolonie bestellt, und Musik dazu zum Tanz.

Ich führte Augustinen durch mein Haus, und zeigte ihr meine Einrichtungen.

Als wir in das Kabinet traten, wo meine Büchersammlung, meine Zeitungen und Karten sind — Agathe hatte uns eben verlassen — warf sie einen flüchtigen Blick auf Alles, wandte sich dann zu mir und reichte mir ihre Hand. — Ich wagte es, diese Hand mit Inbrunst und Ehrfurcht zu küssen. Augustine schwieg; ihre schönen Augen schwammen unter Thränen und ein zartes Roth flog über ihre Wangen.

„Ich bin eine Waise," sagte sie endlich, „der Tod meines theuern Vaters ließ mich einsam und schirmlos in einem fremden Welttheil. Aber Gott hat mich nicht ganz verlassen. Er führte mich zu Ihnen, lieber d'Aubant. Sie sind ein edler Mann. Was Sie schon für uns gethan haben, können wir Ihnen nicht mehr vergelten. Aber d'Aubant, der ewige Vergelter lebt! — Bleiben Sie uns, was Sie waren: unser Schutzengel, unser Vater."

Lange war ich keiner Antwort fähig. Ich gedachte ihres erhabenen Standes, ihrer fürstlichen Wiege, und des Glanzes, der sie einst umgab — und dann, wie die schöne Schwester einer europäischen Kaiserin, die Verwandtin der mächtigsten Monarchen, sie, die vom Himmel bestimmt gewesen zu sein schien, vom Thron herab, großer Nationen Wohl und Weh zu entscheiden, neben mir stand in den Einöden einer neuen Welt, voller Demuth und Verzichtung, und mit einer Thräne um den Schutz eines Mannes flehte, der einst kaum wagen durfte, in die goldenen Vorsäle ihres Palastes den Fuß zu setzen.

„Nein," rief ich, „ich beschwöre Sie, nicht mehr diese Sprache! Sie sind meine Gebieterin. Ich habe keinen Willen; ich bin Ihr Unterthan. Diese Güter, diese Heerden, diese Hütte — Alles, was ich einst mein nannte, ist nicht mehr mein, es ist Ihr Eigen=

thum. Mein Leben hat nur dadurch einen Werth, daß ich es für Sie leben darf."

In diesen Augenblicken bemerkte sie ein kleines Gemälde unter dem Spiegel. Sie trat näher, um es zu betrachten. Ich war ihr gefolgt, und meine Unruhe vermehrte sich, da ich wahrnahm, wie sie sich in dem Bilde selbst wieder erkannte, und zwar in derselben Kleidung, welche sie im Hain bei Blankenburg getragen, wo ich sie zum erstenmal gesehen. Sie stand lange schweigend und staunend da. Sie trocknete ihre Augen, nahm mit zitternder Hand das Gemälde ab, betrachtete es wieder, warf sich entkräftet in einen Sessel, und schluchzte laut.

Noch immer wollte ich, um ihrer zu schonen, mein Geheimniß verhehlen, als kenne ich sie nicht. Aber als sie nun ihre verweinten Augen schüchtern zu mir aufschlug, und fragte: d'Aubant, woher haben Sie dies, und seit wann?" da konnt' ich's länger nicht ertragen. Ich sank zu ihren Füßen nieder. „Gnädige Fürstin!" stammelte ich, ich sah Sie einst im Hain von Blankenburg — der Maler war ich selbst. Es blieb seit jenen Tagen mein höchstes Kleinod. Ich trug's auf meiner Brust in mancher Schlacht; ich trug es mit mir über's Meer hieher. Einst soll es mit mir ruhen im Sarge."

Sie reichte es schweigend mir zurück, verhüllte ihr Gesicht und weinte heftiger. Nachdem sie wieder Gewalt genug über sich selbst gewonnen hatte, befahl sie mir, aufzustehen. Sie drückte mir schweigend die Hand. Ein Schauer bebte durch alle meine Nerven. „Ich habe es längst gefürchtet!" sagte sie: D'Aubant, ist Ihnen meine Zufriedenheit theuer, so vergessen Sie, daß Sie mich einst unter andern Verhältnissen kannten. Wecken Sie in mir keine von jenen unseligen Erinnerungen auf. Nehmen Sie, wie Ihr Gemälde, auch das Geheimniß mit in das stumme Grab. Ich bin nicht Fürstin mehr. Ich bin eine arme, aber zufriedene Pflanzerin. Ich

selbst habe mir dieses Loos erkoren, und wähle Sie nun zu meinem Vertrauten. D'Aubent, vergessen Sie nicht, daß Sie nun der einzige Sterbliche sind, der mich's bereuen machen könnte, was ich gethan."

So sprach die Edle. Ich schwor ihr freudig das Gelübde der Verschwiegenheit; aber verhehlte ihr auch nicht, daß ich Ihnen, mein Bellisle, schon manche Muthmaßung über die holde Unbekannte mitgetheilt, die mir unter so seltsam verschiedenen Verhältnissen im Leben erschienen war. Ich schilderte ihr Sie und unsere Verbindung, und die Folge der Entdeckung war, daß Sie auch diesen Brief, und Alles, was ich Ihnen künftig noch über diese Herrliche schreiben werde (denn mich mit Ihnen von ihr im Geiste unterhalten, ist ein unentbehrliches Bedürfniß), erst dann erhalten werden, wenn sie es selbst erlaubt.

Und von diesem Tage an war das Verhältniß zwischen ihr und mir bestimmt. Keiner unserer Gedanken streifte zurück in das Vergangene. Ich sah sie wieder. Ich sah sie oft. Wie eine Rose nach nächtlichem Gewitterregen blühte ihre Schönheit allmälig unter den Thränen der Schwermuth wieder auf, die sie dem Angedenken ihres verstorbenen, treuen Dieners Herbert weinte, den sie, unter dem Namen Holden, als einen zweiten Vater verehrt hatte.

O, Bellisle, wenn Sie sie sehen könnten in ihrem häuslichen Weben! Ein wunderbarer, schöner Geist der Einfalt und der Ordnung waltet dort. Was sie berührt, scheint sich unter ihren Händen zu veredeln. Alles wird anmuthsvoller und bedeutsamer, was mit ihr in naher oder ferner Verbindung steht; selbst das Leblose wird beredt, und die kleinste Blume ihres Gartens blüht schöner und faßt in das wundervolle Ganze ein, welches die Gegend umringt, so von ihr bewohnt wird.

Mit erhabener Selbstverläugnung belebt sie geschäftig ihren

neuen Wirkungskreis, als wäre sie für ihn geboren, und seit der frühesten Kindheit in ihm erwachsen. Nie kannte die ganze Weltgeschichte ein weibliches Geschöpf, welches mit solchem Heldenmuth und solcher Kraft die entgegengesetzten Lebensloose zusammenknüpfte, wie sie; welches gelassenern Muthes Thron und Purpur um eine Hütte vertauschte, und mit einer Religion, wie Heilige sie nicht in ihrem Busen trugen, erhaben über ihr Schicksal, hinwandelt, und den trüben Strom der Verderbtheit ihres Zeitalters, der verworrenen Begriffe von Hoheit und menschlicher Bestimmung tief unter sich erblickt. Nie sah die Welt eine Fürstin von so rührender Demuth, nie eine Hüttenbewohnerin umstrahlt von so vieler Majestät. Die ganze Kolonie Christinenthal sieht mit Ehrfurcht und Liebe auf sie hin, wie auf ein Wesen, das von bessern Welten kam, uns zu beglücken; ihre Sklavinnen vergöttern sie — und ich, o Bellisle! — ob ich sie liebe? — — liebe? — Nein, nur anbeten darf ich sie.

Ach! die peinlichen, die seligen Gefühle, die mich oft entzücken und vernichten — sie kennt sie nicht — sie darf sie niemals vermuthen. Liebend werd' ich einst ins Grab sinken, aber ungeliebt! Die ich anbete, ist eine geborne Fürstin. Es bedarf eines Königreichs, um die Kluft auszufüllen, welche der Zufall zwischen ihr und mir gegraben.

---

5.

## Aus dem Tagebuch Augustinens.

— — Sähest du nun, geliebte Julie, meine Einsiedelei im Schatten hoher blumentragender Eichen, und das hehre Prachtwerk der in sich selbst vollendeten Natur, welches mich, so oft meine Blicke es durchirren, mit Begeisterung füllt; sähest du mein Tage-

werk, und den Frieden und die Freude, so außer mir herrscht und in mir, du würdest mich die glücklichste Tochter der Erde nennen.

D'Aubant, der Edle, wetteifert mit der holden, üppigen Natur dieses Landes, meinen Aufenthalt zum reizendsten der Welt zu erheben. Wo jene das Anmuthige gab, fügte er das Nützliche hinzu; wo jene den Nutzen bot, knüpfte er daran das Schöne der Kunst.

Mein Dasein löset sich in dem stillen Strom heiliger Empfindungen auf. Die Wehmuth der Erinnerung, das fröhlichbange Ahnen des Künftigen, und der milde Zauber der Gegenwart verschmelzen in zarter Uebereinstimmung mit einander, wie die verschiedenen Töne eines harmonischen Klanges.

Ich muntere unsere Arbeiter in den Feldern auf, ich besuche die Hütten meiner Kolonie, werde die Freundin und der Arzt der Kranken, die Friedensstifterin der Entzweiten; oder ich pflanze unsern Garten an, oder ich theile mit der liebenswürdigen Agathe die kleinen häuslichen Arbeiten, oder wir empfangen Besuche, und bewirthen unsere willkommenen Gäste mit dem Besten, was wir vermögen.

Oft gehe ich mit Agathen und einigen meiner Sklavinnen am brausenden Strom entlang, und untersuche die Pflanzungen dieses lieblichen Himmelsstriches; oft schwärme ich einsam und furchtlos durch die finstern, feierlichen Waldungen und ins Gebirg. Die Natur ist das wahre Buch himmlischer Offenbarung, welches gleichsam die Hand des Allmächtigen selbst geschrieben; und jede Zeile dieses unendlichen Werkes ist ein neues Wunder.

Der Theil des Erdballs, welchen ich jetzt bewandle, trägt überall die Spuren einer spätern Bildung und Entstehung. Noch ist nicht der tausendste Theil desselben von Menschen bewohnt oder gesehen. Einst herrschte auch hier, wie in andern Weltgegenden, der unermeßliche Ozean allein, wie die Menge der Versteinerungen von Meererzeugnissen dafür bürgen, welche heutzutage nur im

Schooße des Weltmeers gesehen werden. Langsam nur, und im Verlauf vieler Jahrhunderte, bildete sich die Oberfläche des Erdballs, wie wir sie jetzt kennen. Aber, was war sie vor unserer Geschichte? — Einst, wo jetzt in der Nähe des Nordpols vom ewigen Eis die ungeheure Wüste starrt, wandelten dort Thiere, welche heut zu Tage unter den heißesten Zonen wandeln, und Thiergeschlechter sind verloren gegangen, von denen wir nur in verschütteten Höhlen die großen Gerippe entdecken! Julie, es war eine Vorwelt, von der unsere Geschichte nichts weiß; und wir wandeln auf dem Staub und über den Trümmern von Geschlechtern, welche diese Erde sahen, früher als selbst Moses Urkunden hinaufdeuten. Was da gewesen ist, verweset; die Thaten jener fernen Geschlechter sind vernichtet und verloren. Sie schmeichelten sich vielleicht mit stolzer Hoffnung der Unsterblichkeit ihres Namens! und siehe, eine Aenderung des Erdballs, in seiner Bahn um die Sonne — und Alles lag im Schutt der Vergessenheit versunken. Denn das feste Land, das wir bewohnen, ist neues Land, und die Meere, die wir beschiffen, sind vielleicht nur Gräber vormals bewohnter Welttheile.

Und so, wie jene Verlornen der unbekannten Urwelt, können auch unsere Völker, unsere Thaten einst durch furchtbare Zerstörungen verschwinden bis zur letzten Spur. Dann war kein Alexander, kein Cäsar, kein Sokrates, kein Homer. Nach Jahrtausenden findet vielleicht ein neues Geschlecht unsere verkalkten Gebeine und Abdrücke unserer Pflanzen in jungen Schiefergebirgen, und spricht: „Dieser Weltkörper trug schon einmal Bewohner, ehe unsere Geschichte sie kannte!“ — Aber der Name Griechenlands und Roms ist verschwunden; man weiß nicht, war ein Rußland, ein Frankreich; blühete einst ein schönes Reich, geheißen Deutschland, welches edle Fürsten und Weise erzeugte?

So, Julie, sink' ich beim Betrachten der unendlichen Natur

schaudernd in meinen Gedanken unter, die Vergänglichkeit breitet ihren dunkeln Flügel durchs Weltall zwischen den Gestirnen hin, und ich falle nieder, berühre den Staub der Erde mit meiner Stirn, und bete Gott an.

Und elend, und thöricht, und des menschlichen Geistes unwerth erscheint mir das Treiben und Thun der armen Sterblichen. Ihre Eitelkeit brüstet sich neben dem welkenden Grashalm; ihrer Kühnheit Riesengebäude will prahlen neben dem Gewebe der Spinne und des wunderbaren Seidenwurms.

Julie, es ist nichts ewig, als Gott; es ist nichts unsterblich als sein Werk, das wir auch sind; es ist nichts schön, als die Natur; es ist dem Menschen nichts verwandt, als die Tugend!

Ich habe die Bande des Vorurtheils zerrissen, und mir ist's, als steh' ich nun, wie eine Vollendete, besser und größer da, zwischen Welt und Ewigkeit, zwischen Gott und Menschheit. Ich erkenne an dem Fürstenthron keinen Glanz mehr, an der Armuth keine Schmach. Die Menschen sind nur darum elend, weil sie den Muth nicht haben, glücklich zu sein.

O, Julie! wärst du bei mir in der schönen, klösterlichen Welt Louisiana's; könnt' ich meine Ansichten, meine Hoffnungen, meine Seligkeiten mit dir theilen!

Ich beklage das Vergangene nicht, und nicht das Verlorne. Was mich quälte, ist vergessen; was ich liebte, ruht unverloren in Gottes Arm. Auf meines treuen Herberts Grabe weint das menschliche Auge nur Thränen der Dankbarkeit; aber seinen Tod beklag' ich nicht.

D'Aubant will mir Herbert sein — ich fühl' es, er wird mir mehr. Ich lieb' in ihm meine Jugendwelt; ich lieb' in ihm dich, o Julie! Er gibt dem Irdischen, was mich umfängt, den von mir unter tausend Leiden verkannten Werth wieder. Ja, es ist Seligkeit, ein Mensch zu sein!

---

## 6.

## Mündliche Ueberlieferungen.

Die glücklichen Kolonisten lebten lange in beneidenswürdiger Abgeschiedenheit von der übrigen Welt und vergessen von Europa. Ihre Pflanzungen, meist Indigo und Tabak, erreichten bald den höchsten Flor. Nichts fehlte ihnen zur hohen Zufriedenheit; und selbst, was ihnen zu mangeln schien, vermehrte nur den Werth ihrer Verhältnisse. — Täglich sah d'Aubant Augustinen, täglich lernte sie neue Tugenden an ihm achten. Gegenseitiger Umgang in der Einsamkeit ward ihnen zum Bedürfniß. Augustine liebte den edeln Mann, ohne es zu wissen, ohne es sich zu bekennen; und d'Aubants Leidenschaft für die Liebenswürdigste ihres Geschlechts brannte im stillen Lichte unauslöschlich. — Selbst die gute Agathe, dem allmäligen Welken nahe, lebte wieder in schöner Jugendfülle auf, und ein französischer Offizier, welcher von Neu-Orleans kam, um die Kolonien zu untersuchen, machte bald in ihr die Erinnerungen an den romantischen Janinsky dunkler. Nach einem halben Jahre der neuen Bekanntschaft war aus Agathen eine Madame Desfontaines geworden, und Herr Desfontaines, von so schönen Banden gehalten, legte seine Stelle nieder und ward Pflanzer in der glücklichen Kolonie.

Der Gouverneur von Neu-Orleans, welcher schon längst versprochen hatte, das so hochgerühmte Christinenthal zu besuchen, erfüllte endlich sein Wort. Er kam, nebst seiner Gemahlin und der reizenden Adelaide, seiner Tochter, und begleitet von einem großen Gefolge, in der Mitte Sommers an, um wenigstens einen Monat in der neuen Pflanzung zuzubringen. Ihm zu Ehren wurden eine Menge kleiner Feste veranstaltet, und die harmlose Freude schien sich aus der übrigen Welt nur in diesen unbekannten Winkel der Erde geflüchtet zu haben. — Aber eben dieser Aufenthalt des

Gouverneurs in Christinenthal hatte auf die bisherigen einförmigen Verhältnisse d'Aubants und der fürstlichen Pflanzerin einen Einfluß, den sie selbst nicht erwartet hatten.

Augustinens Heiterkeit verlor sich unbemerkt. Agathe sowohl als d'Aubant, fanden sie öfter, als gewöhnlich, auf dem Grabhügel Herberts gelehnt und in traurige Betrachtungen verloren. Zwar lächelte sie, sobald ein Freund vor ihr erschien; zwar belebte sie noch, wie immer, die Gesellschaften mit ihrem Frohsinn; aber dennoch empfand Jeder, der sie kannte, daß ihr Lächeln und ihr Scherz nur gezwungen sei. Niemand konnte in das Geheimniß ihres stummen Grames dringen.

Inzwischen dauerten die Zerstreuungen fort. D'Aubant hatte weniger Anlässe und Gelegenheiten, Augustinen zu beobachten. Er war von der Sorge um die Unterhaltung seiner Gäste hingerissen. Die muntere Adelaide umgaukelte ihn unaufhörlich, und der Gouverneur hatte tausend Dinge mit ihm ins Reine zu bringen. Die Gemahlin des Gouverneurs bemerkte mit innerm Wohlgefallen, wie sich Adelaide mit jedem Tage vertrauter an Herrn d'Aubant schloß. Sie theilte ihre kleinen Entdeckungen dem Gouverneur mit, und dieser hatte, so wie seine Gattin, manchen Grund, mit den Entdeckungen zufrieden zu sein. Denn die kleine flatterhafte Adelaide hatte ihr Herz schon einem Ingenieur, einem jungen, artigen Mann, schenken wollen; das wußten die Aeltern, und waren der Schenkung nicht gewogen gewesen. Sie hatten Adelaiden ernstlich die Liebe zum Ingenieur, als einem Mann bürgerlicher Abkunft, untersagt; das wußte Adelaide, und sie war ihrerseits dem Verbot nicht gewogen gewesen. — Jetzt schien sich das Mißverständniß sehr angenehm in einer Verbindung d'Aubants mit Adelaiden aufzulösen, und in der ganzen Kolonie zweifelte kein Mensch weiter daran.

D'Aubant läugnete freilich herzhaft, so oft die liebenswürdige

Desfontaines ihn darum befragte; demungeachtet wollte er nie die Wahrheit und das Geheimniß all' der kleinen Vertraulichkeiten verrathen, so zwischen ihm und Adelaiden herrschten.

An einem schönen Nachmittag war die ganze Gesellschaft der Fremden von Neu=Orleans, nothwendig auch d'Aubant, eingeladen bei Augustinen. Augustine schien trüber, denn gewöhnlich, so viele Mühe sie sich auch gab, ihre Schwermuth zu verheimlichen. Auch der Gouverneur und seine Gemahlin waren ernster, denn sonst. Der flatterhaften Adelaide sah man sogar rothgeweinte Augen an; d'Aubant war stiller. Mit einem Wort, der Genius der Freude war treulos entwichen; Jedes lebte mehr in sich, als mit den Andern. Agathe allein hüpfte harmlos von Einem zum Andern, und konnte das räthselhafte Betragen einer Gesellschaft nicht begreifen, in welcher sonst Muthwille und Scherz daheim waren; und mochte sie auch forschen und fragen, wie sie wollte, Einer war geheimnißvoller, als der Andere.

Augustine ermannte sich. Sie stand im Glauben, daß ihre Niedergeschlagenheit, der sie so wenig Meister gewesen, Ursache von der unangenehmen Verstimmung der Uebrigen geworden sei. Ihre Gäste hatten sich im Garten und im daran stoßenden kleinen Parke paarweis zerstreut. Sie eilte dahin, um die Verlornen zu sammeln.

Indem sie an einer kleinen, von Gebüschen umfangenen Wiese vorüberging, sah sie Adelaiden mit ausgebreiteten Armen gegen d'Aubant fliegen, welcher mit dem Ingenieur im Gespräch vertieft zu sein schien; sah, wie Adelaide den Letztern umarmte.

Augustine wandte sich schnell ab, um die Glücklichen nicht durch ihr Erscheinen zu stören. D'Aubant aber hatte die Fürstin bemerkt. Er überließ die freudeberauschte Tochter des Gouverneurs dem Geliebten, und eilte jener nach.

Sie stand an einer Zypresse gelehnt, und starrte finster vor sich

hin. Als sie seine Schritte vernahm und ihn erblickte, schien sie ihm entgegeneilen zu wollen; doch die Kraft gebrach ihr. Sie war sehr blaß; sie lächelte ihn an, und ihre Augen waren von zitternden Thränen schwer.

„Ihnen ist nicht wohl?" fragte d'Aubant ängstlich.

„Nicht ganz," antwortete sie: „aber es wird vorübergehen." Sie deutete mit der Hand auf einige bemooste Felsenstücke, welche im Schatten überhängender Gesträuche einen Ruheort bildeten.

D'Aubant führte sie dahin. Er setzte sich an ihrer Seite nieder. Beide schwiegen lange. Er ergriff ihre Hand plötzlich mit einer Heftigkeit, die sie erschreckte, und küßte sie mit ungewöhnlicher Inbrunst. „Machen Sie mich nicht unglücklich, Madame!" rief er mit bebender Stimme: „Irgend eine Krankheit, irgend ein Uebel nagt an Ihrem Leben."

Sie schlug die Augen zu ihm auf, und bemerkte Thränen in den seinigen. „Fürchten Sie nichts!" erwiederte sie: „Mir ist wieder wohl. Es war eine Anwandlung — es ist schon vorüber."

Eine neue Stille trat wieder ein.

„Ich habe," sagte er nach einiger Zeit, „Ihnen frohe Botschaft bringen wollen. Es ist mir gelungen, den Gouverneur und seine Gemahlin zu bewegen, die Einwilligung in die Verbindung Adelaidens mit dem Ingenieur zu geben. Es hielt schwer. Aber der Gouverneur war wohl gezwungen, sein Jawort zu geben, da sich die beiden jungen Leute aus Lieb' und Leidenschaft schon zu sehr vergessen hatten, und dergleichen Schritte nicht wohl zurückgethan werden können. — Kommen Sie, nehmen Sie Theil an der Freude der Glücklichen, die jetzt wahrscheinlich zu den Füßen ihrer Aeltern liegen."

Augustine schien von dieser Neuigkeit sehr überrascht. Sie that noch manche Frage, und, am Arm des Chevaliers gelehnt, ging sie, den Gouverneur zu suchen.

Die düstere Stille, welche noch vor einer Stunde in dem freundschaftlichen Kreise geherrscht hatte, war nun plötzlich verschwunden; das drückende Geheimniß von jeder Brust gewälzt. Man gab und empfing Glückwünsche, und überließ sich unbefangener, denn jemals, der Freude. Augustine, von dem Vergnügen ihrer Gäste beseelt, wollte das Fest krönen. Sie lud die benachbarten Pflanzer ein mit ihren Familien; auch ländliche Musik erschien, und beim Schimmer des Mondes und der Sterne wurde ein fröhliches Abendmahl gerüstet im Freien unter den Palmen.

Versöhnung, Dankbarkeit, Liebe, Hoffnung und Freundschaft bewegten jedes Herz. Man tändelte, man sang, man tanzte. Der Klang der Instrumente drang weit und melodisch durch die Stille des Abends hin, lockte die Bewohner und Bewohnerinnen der entfernten Hütten herbei, und vermehrte mit jeder Stunde das liebliche Getümmel beim Schein der wehenden Fackeln und Lampen.

D'Aubant vermißte von ungefähr Augustinen. Sie hatte sich aus dem Gewühl zurückgezogen. Er fand sie nicht weit vom Tanzplatze, auf einer Bank im Garten, von wilden blühenden Gebüschen verdeckt.

„Darf ich mit Ihnen diese Einsamkeit theilen?" sagte er.

„D'Aubant!" sagte sie leise. Er saß schon neben ihr. Er wollte reden, ergriff ihre Hand, und vergaß, indem er diese Hand an seine Lippen zu pressen wagte, seine Worte.

Beide schwiegen. Die Zauberei des schönen Abends, die letzten Ereignisse, die Musik in der Ferne, schienen mächtiger auf beider Herzen zu wirken, nun in beider Brust die schöne Ahnung reger geworden: du lebst nicht ganz ungeliebt.

Augustine, aller Vergangenheit vergessend, sah mit träumenden Blicken in die verworrene Abendwelt hinaus. Wohlgerüche athmeten alle Stauden. Gesträuche, Hütten und Tänzer schwebten im fabelhaften Halblicht des Mondes; und wie Gestirne funkelte der rothe

Glanz der Kerzen durch das vom leisen Odem der Abendluft erschütterte Laub.

Was sie in diesem Augenblick an d'Aubants Seite empfand, glaubte sie noch nie empfunden zu haben, und wie sehr sie ihn liebte, schien sie nie so deutlich erkannt zu haben, als in diesen Augenblicken. Aber diese Augenblicke waren auch die ersten, in welchen er, der sonst nie seiner tiefen Ehrfurcht vor der schönen Fürstentochter vergessen hatte, die Schranken der Ehrfurcht brach. Er schwieg, und zitterte, und seine Lippen glühten auf ihrer Hand. Seine Seele taumelte zwischen Entzücken und Furcht. Seine Verwegenheit führte ihn an die Schwellen des Himmels oder der Vernichtung, und diese Minuten wurden für ihn entscheidend.

Sie wollte ihre Hand ihm entziehen, und vermochte es nicht.

„D'Aubant!“ sagte sie schüchtern. Er drückte ihre Hand an seine von einem Seufzer tiefbewegte Brust. Sie schwieg; sie wollte den Seufzer unterdrücken, welcher dem seinigen antwortete. Aber er hörte ihn, und die Hoffnung der Gegenliebe in ihm.

Ein Geräusch in der Nähe weckte jählings Beide aus ihren Träumen auf. Erschrocken zog Augustine die Hand zurück, zu lange schon die Beute des jungen Mannes. D'Aubant wich voller Ehrfurcht an die Seite. Der alte Gouverneur, von Lust und Wein beseelt, stand vor ihnen.

Beide schienen diese Ueberraschung so wenig erwartet, als gewünscht zu haben; sie konnten ihn nicht anreden, und sich nicht von den Gefühlen entstricken, in denen, wie in einem Garne, ihre Seelen seit einer Stunde und vielleicht länger kämpfend und verloren lagen.

Der Gouverneur sah sie eine Weile an. „Also hier?“ sagte er lachend: „Und so stumm? O, machen Sie beide mich nicht blind; ich habe es längst bemerkt. Hab' ich nun schon gern oder ungern heute eine Verlobung machen müssen, Herr Chevalier, so muß es

auf der Stelle noch die zweite, und, wenn morgen oder übermorgen der Missionär kommt, eine Doppelhochzeit geben." Ohne weiter Antwort abzuwarten, bog sich der Mann über Beide nieder, schlug die Arme rechts um d'Aubant, links um Augustinen, preßte Beide herzlich und so nahe zusammen, daß Beider Lippen sich begegnen mußten.

D'Aubants Kuß brannte auf Augustinens schönen Lippen — Bewußtsein und Besonnenheit waren erloschen. Sie fühlte, in der Betäubung, des geliebten Mannes Mund glühen an dem ihrigen, und unwillkürlich antwortete ihm der süße Gegenkuß. Und in dem Wirbel unbekannter Wonne versanken Beide, zitternd, wie wenn sie sich aus der todten Erdenwelt in das Leben von Elysium verzaubert sähen, und schüchtern noch beim ersten Eintritt zweifelten.

Der Gouverneur lachte laut auf, ob seines glücklichen Raths, und ging mit Recht triumphirend davon. Das Lachen rief d'Aubants Besinnung zurück. Er fürchtete, die der Fürstentochter schuldige Hochachtung verletzt, Augustinens Zorn verdient zu haben — und doch hielt Liebe ihn immer wieder an des wundervollen Weibes Brust. — „D'Aubant!" lispelte sie bebend, und erwiederte leise den Kuß, der ihre Lippen versiegelte. Er schlug seine Arme um sie. Er fühlte sich von dem schönsten, dem edelsten Wesen, so er jemals in der Welt gefunden, umfangen. Er war ein Gott.

Ein fröhliches Geräusch drang durch die Gebüsche heran, und die Kerzen leuchteten näher. Hand in Hand gingen der Chevalier und Augustine der herbeiströmenden Gesellschaft entgegen. Sie empfingen, als Neuverlobte, die Glückwünsche Aller, und konnten keine Antwort stammeln, und hatten sich selbst noch nicht mit Worten gestanden, was sie fühlten und dachten.

Den Chevalier floh diese Nacht der Schlaf; er schwebte, wie im wilden Fieber. Erst am Morgen ziemlich spät erquickte ihn ein leichter Schlummer. Und da er erwachte, war's ihm ein Mährchen von dem, was gestern geschehen.

Furchtsam machte er sich auf, um Augustinen zu sehen — um, wenn sie vielleicht den schönen Rausch bereuen würde . . . Doch was dann thun, war ihm ja selbst noch dunkel.

Sie war einsam, noch im häuslichen Gewande; aber schöner war sie nie erschienen. Bei d'Aubants Eintritt ins Zimmer schwamm eine sanfte Röthe über ihr Gesicht. Sie erhob sich vom Stuhl, und wagte nicht zu ihm aufzusehen. Und doch, so sagte ihr ganzes Wesen, und der stille Ernst, der sie beherrschte, daß sie sich bereitet hatte, ihm ein ernstes Wort zu sprechen über das Geschehene.

Er fiel zu ihren Füßen nieder — er konnte keine Silbe des Grußes stammeln. Sie winkte ihm aufzustehen. Er erhob sich, und mit seinen Augen wollte er in den ihrigen Gnade oder Fluch lesen. Sie starrte ihn traurig, zärtlich an, und was gesprochen werden sollte, ward vergessen. Sprachlos, Herz an Herz, vergaßen sie des ganzen Weltalls; nur in zitternden Seufzern, nur in Thränen tiefgefühlten Glücks redeten ihre Seelen zu einander.

Und wie gestern machte auch diesmal der Gouverneur ihrer Begeisterung ein Ende. Er trat herein, an seiner Hand den Geistlichen von Abayes, und hinter ihm ein fröhliches Gefolge: Agathe mit ihrem Desfontaines, und Andere von der Begleitung des Gouverneurs aus der Kolonie.

Agathe schlang sich schluchzend um Augustinen und küßte sie mit hoher Inbrunst und rief: „Wohl hat mir's immer eine geheime Stimme flüstern wollen, und ich wagte es nicht, ihr zu glauben. Du liebe, göttliche Pflanzerin, bist glücklich! ich kröne dich hier mit dieser Myrthenkrone: Christinenthal ist deine Monarchie; Liebe, Tugend und Seligkeit sind deines Hofstaats Glanz — vergiß nun deine Agathe nicht in d'Aubants Armen."

Wirklich heftete Madame Desfontaines die frische Myrthenkrone auf Augustinens Haupt, von welchem in reizender Unordnung die Locken wallten über Achseln und Nacken. — Der ganze Zug ging

zur nächsten Kapelle, und die verwittwete Fürstin ward — vermählt mit dem Geliebten — Madame d'Aubant.

---

## Nachschrift.

Und eine Reihe seliger Monde und Jahre blühete dem hochbeglückten Paar in Louisiana's Einsamkeit auf. Die Geburt einer reizenden Tochter erhöhte das Glück der fürstlichen Mutter. Sie säugte ihr Kind selbst, und unterrichtete es, sobald es stammeln lernte, in ihrer Muttersprache, der deutschen.

So hatte das erhabene Weib, indem es siegend über die Vorurtheile der Welt, und nur in seine Tugend gehüllt, dahin ging, das harte Schicksal unter eigenen Willen gebeugt. Selbstschöpferin ihres Wirkungskreises in unbekannten Regionen, bereitete sich die muthmaßliche Erbin des größten Reichs der Welt ihr Elysium in den Hütten harmloser Pflanzer, und fand sie hier unter wilden Völkerschaften ein himmlischeres Loos, als im kaiserlichen Palast von Petersburg ihr nie zu Theil werden konnte.

So verfloß der schönste und wichtigste Zeitraum ihres Lebens. D'Aubants Pflanzungen vergrößerten sich mit jedem Jahre. Er herrschte im Ueberfluß.

Zwei Umstände aber trafen späterhin zusammen, durch welche die Glücklichen veranlaßt wurden, ihren Aufenthalt zu verändern — eine Krankheit d'Aubants, welche ohne Berathung mit geschickten Aerzten in ihren Folgen gefährlich zu werden drohte, und die falsche, golddürstige Politik des neuen Gouverneurs zu Neu-Orleans.

Sie verkauften ihre Pflanzungen mit großem Gewinn, und reiseten Beide nach Frankreich zurück. Die Prinzessin glaubte in Europa längst schon vergessen zu sein. Sie kamen nach Paris, d'Aubant übergab sich den Aerzten, und nahete bald seiner Genesung.

Eines Tages ging Augustine mit ihrer Tochter lustwandelnd

durch den Garten der Tuilerien. Beide unterhielten sich in deutscher Sprache. Graf Moriz, der Marschall von Sachsen, stand in der Nähe und bemerkte die Damen. Da sie in seiner Muttersprache redeten, wollte er die Gelegenheit nicht verlieren, mit so liebenswürdigen Landsmänninnen Bekanntschaft anzuknüpfen. Er trat zu ihnen und erkannte die Prinzessin von Wolfenbüttel, welcher seine Mutter, die Gräfin von Königsmark, vor mehrern Jahren zur Flucht aus St. Petersburg geholfen. Vergebens wollte sich die Ueberraschte ihm verbergen. Sie war einmal erkannt, und der Marschall bat um die einzige Gnade, ihre Anwesenheit in Paris dem König zu melden. — Alle Vorstellungen der Prinzessin waren dagegen fruchtlos. Sie ergab sich endlich in seine dringenden Bitten; doch unter der Bedingung, daß er das Geheimniß nur drei Monate lang bewahren solle. Er versprach's, und erhielt dafür die Erlaubniß, daß er der Prinzessin von Zeit zu Zeit seine Aufwartung machen dürfte.

Der Chevalier war inzwischen wieder vollkommen gesund geworden. Und als der Marschall am Ende des bestimmten Vierteljahrs die Prinzessin noch einmal besuchen wollte, bevor er dem König die wichtige Entdeckung machte, war sie mit ihrem Gemahl und ihrer Tochter verschwunden. Doch erfuhr er, daß sie sich nach Ostindien eingeschifft, und die Insel Bourbon zum Wohnort gewählt hätten.

Graf Moriz eilte zum König. Dieser, nicht minder durch die Entdeckung überrascht, ließ auf der Stelle, durch seinen Minister, dem Gouverneur der Insel befehlen, den Chevalier d'Aubant und dessen Gemahlin mit der ausgezeichnetsten Achtung zu behandeln, und ihnen in allen Wünschen vorzueilen. Aber damit noch nicht zufrieden, schrieb der König eigenhändig einen Brief an die Königin von Ungarn, wiewohl er mit ihr im Kriege war, und unterrichtete sie von den außerordentlichen Schicksalen ihrer, längst als todt beweinten, Tante.

Die Antwort der Monarchin enthielt, außer den Empfindungen ihres Dankes, ein beigefügtes Schreiben an Madame d'Aubant. Die Königin bat sie, zu ihr an den Hof zu kommen; der König von Frankreich werde für ihren Gemahl und für die Tochter, so sie mit demselben erzeugt hatte, auf das Glänzendste sorgen. — Aber die Prinzessin antwortete ihres hohen Geistes würdig und im stolzen Gefühl ihres Glückes. Sie verwarf alle Anträge und blieb in ihrem Dunkel. Auf der Insel Bourbon war sie noch ihm Jahr 1754.

Nach dem Tode ihres Mannes und ihrer Tochter begab sie sich wieder nach Europa. Viele behaupten, daß sie sich nach Montmartre zurückgezogen habe, wo man sie noch im Jahr 1760 gesehen haben will.

Andere versichern, daß sie den Abend ihres tugendhaften Lebens in Brüssel gelebt habe, wo ihr eine ansehnliche Pension aus dem Hause Braunschweig ward. Hier war sie aller Armen Trösterin; jeder Unglückliche fand Hilfe bei ihr, wenn ihn die Welt verlassen hatte. Eine unzerstörbare, sanfte Heiterkeit schwebte in ihren Gesichtszügen, wie Wiederglanz ihres innern Seelenfriedens. Nahe an siebenzig Jahren bewahrte sie noch Spuren ihrer ehemaligen Schönheit; und die Fülle reiner und beseligender Empfindungen, mit denen sie einst die Tage ihrer Jugend durchwandelte, blieben ihr noch im stillen Lebenswinter getreu.

Und als sie nun, so wird von ihr erzählt, die holde Stunde schlagen hörte, welche ihre Seele wieder vereinen sollte, mit dem vorangegangenen Freund ihres Herzens, mit d'Aubant und ihren Kindern — und als Aller Augen an ihrem Sterbebette weinten, wandte sie sich noch mit sanftem Lächeln zu den Klagenden, und sprach:

„Ich habe einen schönen Traum geträumt; nun laßt mich doch zum Leben erwachen!“

---

# Agathokles,

## Tyrann von Syrakus.

---

Seit einem halben Jahre wohnte in einer der angenehmsten sizilianischen Gegenden, einige Stunden von der reichen Stadt Syrakus, die Familie des griechischen Bildhauers Mikon. Ein Landhaus, von weitläufigen Nebengebäuden umgeben, zwischen Kornfeldern, Wiesen und Weingärten, Alles von einem Bach bewässert, der durch das Thal floß; auf der Höhe hinter dem Landhause die endlose Aussicht über das Meer — ein kleiner Tempel droben — wer hätte da nicht gern wohnen mögen? Der Sitz in dem einsamen Thale war von allen Landstraßen abgelegen. Eben diese Entfernung vom Menschengewühl hatte der Bildhauer seinen Söhnen empfohlen, da er sie mit Weibern und Kindern von Korinth wegschickte, um in Sizilien einen Ruheort anzukaufen, wo er in glücklicher Stille den Abend seines Lebens genießen könnte. Er selbst war erst, nachdem der Ankauf geschehen, von Korinth abgereiset, begleitet von seiner Gemahlin und dem jüngsten seiner Söhne.

Es war ein rechter Freuden- und Siegeszug, als Mikon in seine neue Besitzung einzog. Denn seine Söhne mit ihren Gattinnen und Kindern waren ihm, festlich geschmückt und bekränzt, weit ent-

gegen gegangen. Der hohe Greis weinte Freudenthränen unter dem Jubel, mit welchem sie ihn umringten. Er hatte sein zweiundsiebenzigstes Jahr an dem gleichen Tage angetreten, da er, nach langer Trennung, alle seine Lieben wieder beisammen fand. Er zählte sie, rief sie alle, groß und klein, bei Namen, und umarmte und segnete sie alle. Das Alter hatte seine Haare gebleicht, aber seine Kräfte nicht geschwächt. Ein mildes Feuer glänzte in seinen Augen. Die Farbe der Gesundheit röthete seine Wangen. Er nahm eine Urenkelin auf den starken Arm, und so, umschwärmt von seinen Angehörigen, trat er in sein neues Eigenthum. Er untersuchte Alles; fand Alles gut. Seine Töchter, Schwiegertöchter und Enkelinnen hatten mit einander gewetteifert, die ihm bestimmten Zimmer mit jeder Anmuth, jeder Bequemlichkeit zu bereichern, die dem Alter behagte, oder von der ihnen ahnete, daß er sie gern sehen würde.

Von nun an genoß er den seligen Frieden am eigenen Herde; das stille Glück, welches er als sein höchstes gewünscht hatte. Er war von Syrakus gebürtig. Obgleich er aber seine meisten Jugendfreunde alle überlebt hatte, und in der großen Stadt, die er seit fünfzig Jahren nicht gesehen, Keinen mehr kannte, war doch Sizilien immerdar seine Sehnsucht geblieben, und daß seine Asche einst in väterlicher Erde ruhen möge.

Alle Tage in der Morgenkühle pflegte er einen Gang durch seine weitläufigen Besitzungen zu machen, um sie und jede Stelle des anmuthigen Thales kennen zu lernen. Solcher einsamen Wanderungen war er von jeher gewohnt. In Griechenland hatte er sie selbst beim übelsten Wetter nicht versäumt. Sie gehörten zur Nahrung seiner Kraft. Gewöhnlich begleitet ihn nur ein Sklave in gewisser Ferne, daß er im Fall eines Bedürfnisses Beistand zur Hand habe. Er überließ sich da gern ruhigen Betrachtungen und Ueberlegungen. Solch einen Gang in die Einsamkeit nannte er

gewöhnlich ein reinigendes Bad der Seele. Da wasche sie sich von allen kleinen Kümmernissen rein, und werde kräftig, wohlthuend, erhaben und still, wie die Natur, in deren Hauch sie sich gleichsam auflöse.

---

Am zwölften Tage seiner Ankunft in Sizilien bestieg er auch die Anhöhe, an deren Fuß die Gebäude lagen. Noch war er nie hinaufgekommen.

Droben auf der Schwelle des Tempels im kühlen Schatten hoher Steineichen und Kastanienbäume ließ er sich zum Ausruhen nieder. Zu seinen Füßen grünte das Thal mit seinen Gütern. Zwischen den fetten Fluren krümmte sich der Bach in großen Windungen hin, als thäte es ihm weh, die reizende Gegend zu verlassen, um im Schoos des nahen Meeres zu sterben. Weiterhin glänzte der dunkle Spiegel des Ozeans, bis, in unerspähbarer Ferne, Welle und Himmel duftig zusammenrannen.

Mikons Blicke durchirrten neugierig und überrascht die große anmuthsvolle Landschaft. Er war im Anschauen derselben verloren, als ihn ein Geräusch aus dem Thal störte. Er sah drunten jenseits des Tempels zwei Männer zu Pferde. Einer derselben stieg ab, und übergab sein Roß dem Begleiter, welcher im Schatten eines alten Baumes blieb. Der Abgestiegene schien den Fußweg hinauf nach dem Tempel zu wählen. Mikon beschloß, sich nicht stören zu lassen, und nahm seine vorige Stellung wieder. Als er aber hinter sich ein starkes, männliches Schreiten über den Marmorboden zwischen den Tempelsäulen hörte, stand er auf.

Ein Greis, der noch älter als er selbst zu sein schien, in einfacher Kriegerkleidung, ging neben dem Altar vorbei, ohne Mikons Anwesenheit zu beachten, seitwärts die Stufen nieder gegen das Thal hin. Da blieb er stehen, und betrachtete die Landschaft mit verschränkten Armen. In seiner Stellung war etwas Gebieterisches;

in den Zügen seines faltenreichen, hagern, von der Sonne gebräunten Gesichts majestätischer Ernst. Finster hingen graue Augenbraunen über die tiefliegenden, lebhaft funkelnden Augen.

Der alte Krieger wandte sich bald darauf wieder rasch um zum Tempel, als wollte er auch diesen betrachten. Da ward er Mikons gewahr. Er stutzte. Mikon erhob sich von seinem Sitze, ging dem Fremdling näher und grüßte. „Es scheint," sagte Mikon, „uns führte gleiche Absicht zu gleicher Stelle."

Der Krieger musterte den Bildhauer von Kopf zu Fuß; dann sprach er: „Das wundert mich nicht halb so sehr, als daß ein Paar Grauköpfe, wie wir, noch auf dieser Höhe zusammentreffen. Wie alt bist du?"

„Einundsiebenzig voll und einige Tage dazu."

„Wahrhaftig, genau so alt, wie ich selbst!" versetzte der Kriegsmann: „Wo wohnst du?"

„Drunten im Thal. Mir gehört der Landsitz."

„Dir?" sagte der Kriegsmann, und heftete schärfere Blicke auf Mikon. „Ich sollte dich kennen, sehr gut kennen, und weiß doch nicht, wo ich dich sah."

„Vielleicht in Korinth oder Athen. Da habe ich manches Jahrzehend zugebracht. Ich bin Mikon, der Bildhauer."

„Mikon?" sagte der Kriegsmann, und zog nachdenkend die Stirn zusammen. „Aber du bist nicht aus Griechenland?"

„Nein, ich bin von Syrakus gebürtig. Hier lernte ich das Töpferhandwerk, bis mich das Glück nach Korinth führte in die Werkstätte des Bildhauers Kallias. Bei diesem Meister lernte ich die Kunst."

Die finstern Züge des grauen Kriegers heiterten sich bei diesen Worten plötzlich auf. Er lächelte dem guten Mikon freundlich zu und reichte ihm die Hand. „Müssen uns denn die Götter noch so spät zusammenführen?" rief er: „Alter, sieh' mich an. Kennst du mich?"

Mikon schüttelte schweigend den Kopf.

„Hat mich das Alter so sehr verwandelt? Sieh' mich an, Mikon! Habe ich nicht mit dir bei Lamos, dem Töpfer zu Syrakus, vor mehr denn einem halben Jahrhundert, treufleißig Urnen gedreht und Lampen aus Thon geknetet? Kennst du mich noch nicht, Alter? Erinnerst du dich nicht des Karkinos von Thermä?"

„Wie?" rief Mikon erstaunt: „Du des Karkinos Sohn? Wohl, nun dämmern mir wieder in deinen Mienen die Züge des schönen Jünglings, den ich so herzlich geliebt, dessen ich nie vergaß, und dessen Gestalt ich oft, wenn ich aus dem Marmorblocke einen Bacchus hervorschlagen sollte, oder einen Apollo, im Spiegel meiner Einbildungskraft sah."

Die Greise umarmten sich. Dann ließen sich Beide auf den Stufen des Tempels nieder, ihr Gespräch fortzusetzen.

„Weißt du noch," rief Karkinos, „wie wir Beide, den Tag vor deiner Abreise nach Korinth, im Tempel der Glücksgöttin das Opfer brachten; dann mit einander lange Zeit den ortygischen Damm auf und ab wandelten und von unserer Zukunft sprachen? Es scheint, die Göttin hat unser beider Wünsche gutmüthig erhört."

„Sie hat mehr gegeben, als ich damals bat. Und hätten mir die Götter weniger verliehen, ich würde darum nicht minder glücklich sein."

„Du warst immerdar der genügsame Mikon, und bist es geblieben!" sagte Karkinos lachend.

„Und du," versetzte Mikon, „warst immer der Ungestüme, Ungenügsame, Hochstrebende. Ich erinnere mich wohl noch des Opfers und unsers kindischen Geschwätzes auf dem ortygischen Damm. Du schworst damals Kriegsdienste zu nehmen und nicht zu ruhen, bis du Feldherr wärest. Deine Kleidung sagt mir's, du hast Wort gehalten. Bist du glücklich, alter Freund?"

„Wer ist glücklich?“ sagte Karkinos. „Nur die Unsterblichen sind's.“

„Bin ich schon kein Unsterblicher, bin ich doch ein Glücklicher unter den Sterblichen!“ entgegnete Mikon. „Ich habe Gesundheit und ein zufriedenes Herz bewahrt, die Menschen geliebt und die Götter gefürchtet; mein Fleiß hat mir ansehnliches Vermögen gewonnen. Kinder, Kindeskinder und Urenkel vervielfältigen mein Leben.“

„Vortrefflich!“ rief Karkinos. „Erzähle mir von deinen Schicksalen, alter Freund. Wie ist dir's ergangen, seit wir uns trennten?“

---

Der Bildhauer lächelte und sprach: „Du wirst keine Langeweile bei meiner Erzählung finden, denn sie ist bald abgethan. Ich kam, mein Glück suchend, nach Korinth. Da ging ich zu einem Töpfer in Arbeit. Zwei Jahre lang blieb ich in seiner Werkstatt. Mit unüberwindlichem Hang zur bildenden Kunst füllte ich meine Mußestunden mit Nachzeichnungen göttlicher Werke des Meißels oder mit Nachbildungen derselben aus Thon. Neben uns an wohnte der Bildhauer Kallias. Ich war, so oft ich konnte, Zuschauer seiner Arbeit. Seine Kunst entzückte mich; mehr noch die Schönheit seiner Tochter Phais. Sie ward mein Urbild alles Reizes. Sie wußte es bald, daß sie es war. Ihre Zärtlichkeit belohnte meine stumme Liebe; die Götter blieben uns hold.

„Ich hatte eine Aphrodite aus Thon gebildet, und im Feuer gehärtet. Diese Aphrodite — es war die jugendliche Phais, die aufblühende siebenzehnjährige Schönheit — sie war's unwillkürlich geworden. Als mein Meister, der korinthische Töpfer, das Gebilde sah, lächelte er und sprach: Ist das nicht Phais, des Bildhauers Kallias Tochter? — Heimlich wies er dem Bildhauer einst, da ich nicht im Hause war, die Aphrodite. Diesem schien meine Anlage

zur Kunst zu gefallen. Er schwur, Phais müsse mir zum Urbild gesessen haben. Phais betheuerte, daß sie nie einen Augenblick mit mir allein gewesen sei. Um so mehr war dem Kallias meine Arbeit werth. Da ich ihn folgenden Tages nach meiner Gewohnheit bei der Arbeit besuchte, lud er mich ein, sein Lehrling zu werden, und lobte meine Aphrodite. Wer war seliger als ich! Er nahm mich in sein Haus. Liebe zur Kunst und Leidenschaft für Phais gaben mir bald eine Vollkommenheit, die seine Erwartungen übertraf. Er gab mir die Tochter. Ich ward die Stütze seines Alters, nach seinem Tode Erbe seines Gutes.

„Ich zog darauf nach Athen, der Stadt der Weisen, der Schule der Künstler. Dort wurden meine Kinder in der Kunst gebildet, die mir Ansehen und Reichthum gewährte. Einige meiner Söhne ließen sich nachher in Korinth nieder. Ein harmloses, ehrenvolles Alter krönte meine Tage. Der tägliche Umgang mit einigen der weisesten Griechen hob und veredelte mein Gemüth.

„Zuletzt vereinte ich meine ganze Familie wieder in Korinth. Der Reichthum, welchen mir Fleiß erworben, Sparsamkeit erhalten hatte, ward durch Erbschaft so vergrößert, daß ich mit den Meinigen einen alten Lieblingswunsch zu erfüllen beschloß, nämlich in Sizilien, dem Lande meiner Geburt, ein unabhängiges Leben auf eigenem Grund und Boden zu führen. Ich bin alt; meine Stunden sind gezählt, darum befahl ich den Kindern im vergangenen Herbst nach Syrakus vorauszureisen, eine Länderei anzukaufen, wie ich sie wünschte, wo mit dem Nützlichen das Anmuthige vereint wäre, und dann mich nachkommen zu lassen. — Sieh' hinab! fast das ganze kleine Thal ist mein Eigenthum. — Die Geschichte ist am Ende.“

Karkinos drückte seinem alten Freund die Hand und sprach: „Ich beneide dich fast. Aber deine Erzählung war zu kurz.“

„Was soll ich dir aus dem einförmigen Leben eines Künstlers,

aus dem stillen Hause eines Familienvaters Merkwürdiges berichten? Man lebt da mehr in sich, als außer sich. Weißt du mir mit Worten die stille Fluth der Klänge aus dem Gesange zu beschreiben, oder die Geschichte vom Wechsel deiner Gefühle zu geben. Sieh', so ist Haus- und Künstlerleben. Große Schicksale mangeln, aber sie werden durch große Gefühle ersetzt; diese sind das eigenthümliche Leben. Das Aeußere ist alltägliches Einerlei — von gewöhnlichen Dingen ewiges Wiederkommen. Der ruhige Spiegel eines See's, was läßt sich von ihm viel sagen? Wenn der Wind leichte Furchen über seine Oberfläche hinweht, du siehst ihn an, und ihr Anblick schläfert dich ein. Aber in der Tiefe drunten, wohin du nicht siehest und denkest, da lebet und webet, liebet und leidet, geht auf und unter eine ganze Welt von Geschöpfen. — Lieber Alter, soll ich dir meine Lebensgeschichte vollenden, so komm und betrachte den schönen Theil derselben mit eigenen Augen in meinen Kindern und Nachkommen. Ich bitte dich, steige mit mir hinab in das Thal. Erfreue mein Haus mit deiner Gegenwart, und genieße einige Erfrischungen unter meinem Dache. Dafür will ich auch dich wieder besuchen, in deinem Hause, unter deinen Kindern, wenn du sie hast."

„Willst du das?" fragte Karkinos und lächelte sonderbar dazu.

„Allerdings will ich das! und morgen schon," antwortete Mikon, „denn wir sind Beide grau und reif, und müssen, was uns noch zu thun gelüstet, schnell thun, eh' es mit nächstem Sonnenuntergang zu spät ist."

„Ich halte dich beim Wort, Mikon!" rief Karkinos.

Dieser stand schnell auf, ging durch den Tempel, winkte seinem Begleiter, der mit den beiden Rossen unter dem Baume weilte, redete einige Worte zu ihm und kam wieder an den Ort zurück, wo Mikon saß. Der mit den Pferden sprengte davon. „Er ist

einer meiner freigelassenen Diener," sagte Karkinos, „ich hab' ihm befohlen, mein Pferd zu deinem Landgut zu führen."

Die beiden Greise stiegen den Berg abwärts. Der Weg schlängelte sich gemach zwischen Felsen, von Weinreben und blühenden Gesträuchen umweht, in das Thal nieder. Dort erweiterte er sich zu einem Lustgang zwischen hohen Pappeln, die zu einem geräumigen Hofplatz führten, von Wirthschaftsgebäuden umgeben. Ohnweit derselben, auf einer milden Anschwellung des Erdbodens, erhabener, als die übrigen Gebäude, stand Mikons Wohnung, rings von einem Säulengang umzogen. Vor dem Eingang sprang ein Brunnen, von sieben Palmen majestätisch überragt. Dort, auf dem Teppich des Rasens, spielten Kinder von allerlei Alter, während unter der kühlen Vorhalle ein Frühmahl für die ganze Familie von sehr einfachen ländlichen Speisen bereitet stand. Man schien nur Vater Mikons Ankunft erwartet zu haben. Denn wie sich die beiden Alten näherten, traten viele Personen beiderlei Geschlechts aus dem Hause hervor, über den Rasen, fröhlich gegen die Palmen, den allgemeinen Vater zu begrüßen.

Mikon sprach zu Karkinos: „Das sind meine Kinder!" — Er begrüßte sie Alle, und stellte sie seinem Freunde vor: vier Söhne mit ihren Frauen, siebenzehn Enkel und Enkelinnen, dazu drei Urenkel. Mutter Phais, in ehrwürdiger, edler Gestalt, war von den Ihrigen umgeben, wie an einem blüthenreichen Rosenstock eine abbleichende Rose von grünen, von schwellenden, von halbaufgebrochenen Knospen, und andern, schon in vollblätteriger Pracht.

Nachdem Alle erfahren hatten, wer der Fremdling sei, thaten sich die Großen und Kleinen freundlich zu diesem, als wollten sie in ihm Mikons Jugendtage liebkosen und ehren. Dann lagerte man sich um den Tisch; jedem war sein Plätzchen bekannt.

Sei es die Anmuth oder Seltenheit dieses Schauspiels, es wirkte sichtbar auf das Gemüth des Kriegsmannes. Sein Antlitz

leuchtete vom Vergnügen, und zuweilen sah man seine Augen mitten im Lächeln von einer Thräne feucht werden.

„Ja Mikon, mein alter Freund!“ sprach Karkinos: „ich glaube, einen Glücklichern, als dich, trägt Sizilien nicht. Aber dein Leben in der Nähe des unruhigen Syrakus scheint mir gewagt, wie eine Hütte, die man zum Schlund des dampfenden Aetna baut. Hast du nie von Agathokles gehört, dem Fürsten von Syrakus? fürchtest du nicht seine gefährliche Nachbarschaft?“

Mikon antwortete: „Schon die Korinther haben mich warnen wollen; aber ich höre von Agathokles, er sei eben so weise, als strenge. Ich zittere vor ihm nicht. Er, wie ich, sind in eines Verhältnisses Gewalt. Wir fürchten die Götter, darum tragen wir vor den Sterblichen keine Scheu.“

„Aber schmerzt dich nicht, daß Agathokles die Freiheit des Volkes unterdrückt nnd sich zum Gewaltherrn der Syrakuser, die Syrakuser zu Sklaven gemacht hat?“

„Ich glaube kaum, daß er's gethan, Karkinos, wohl aber, daß ihn die Syrakuser zum Herrn über sich gesetzt haben. Denn wie listig oder gewaltig auch ein Mensch sei, er kann kein ganzes Volk in Fesseln schlagen, sobald dieses die Fesseln verabscheut. Die Völker in niederträchtiger Feigheit sind es, welche den Tyrannen schaffen; der Tyrann macht kein freisinniges Volk knechtisch.“

Einer von Mikons Söhnen sagte: „Unsere Abgeschiedenheit, wie unser mäßiges Vermögen kann den Neid eines Agathokles so wenig, als seinen Argwohn reizen.“

Ein anderer der Söhne fügte hinzu: „Und nicht das Land, wo man wohnt, bringt Glück in das Herz: sondern der Mensch bringt Glück in das Land. Wohin wir auch gehen, überall wölbt sich ein Himmel über uns, reich an Segen, wie an Blüthen.“

„Wahrlich!“ rief Karkinos: „könnte Agathokles neidisch sein,

so wäre euer Glück das würdigste, nach welchem er geizen müßte. Aber sein Neid könnt' es weder zerstören, noch gewinnen."

Noch sprachen die alten Jugendgespielen viel von ihren Knabenzeiten. Die Greise verjüngten sich in ihren Erinnerungen. Mikon brachte manchen kleinen Zug aus seinem Lebenslauf an; aber nie konnt' er den Karkinos bewegen, auch von sich und seinen Schicksalen zu reden. Das Alles sparte dieser auf für den folgenden Tag, wenn Mikon ihm den Gegenbesuch machen würde. Schon wartete sein Diener mit den Rossen manche Stunde im Vorhof. Er trennte sich, wie es schien, ungern von der glückseligen Familie des Bildhauers.

---

Folgenden Morgens erschien, wie verabredet worden, ein Bote des Karkinos, welcher dem greisen Mikon den Weg durch die Straßen von Syrakus zur Wohnung des Jugendfreundes zeigen sollte. Mikon bestieg ein Maulthier, und nach Gewohnheit von einem Sklaven begleitet, machte er sich auf den Weg.

Als nach einer Stunde die Thürme und Paläste der Stadt ihm schon aus der Ferne im Frühlingsstrahl der Sonne entgegen schimmerten, kamen einige Reiter in großer Eile daher gesprengt. Ihre Tracht verrieth, daß sie nicht nur Krieger, sondern Befehlshaber im syrakusischen Heere waren. Ihre Helme, Schwerter und Dolche strahlten von Gold. Sie nannten Mikons Namen, und als sie erfuhren, der Greis auf dem Maulthier sei Mikon, der Bildhauer von Korinth, näherten sie sich ehrerbietig und sprachen: „Wir haben Befehl, dich zu Agathokles zu führen, dem Herrn von Syrakus."

Der Greis erschrak und sagte: „Was kann den Fürsten, meinen Herrn, bewegen, mich vor sich rufen zu lassen? Doch seinem Befehl muß ich gehorchen. Führet mich zu Agathokles."

Langsam und schweigend ritten sie zur Stadt, durch die volkreichen Straßen; Mikon nachdenkend und bekümmert, daß Karkinos auf ihn vergebens warten müsse.

Als sie zu der Burg des Agathokles gelangten, traten die Leibwachen des Fürsten, die in den Vorhöfen standen, in langen, glänzenden Reihen aus einander. Ein schmetternder Trompetenruf begrüßte die Ankommenden. Prächtig gekleidete Diener hoben den Greis vom Maulthiere und unterstützten ihn sorgsam, als er die breiten Marmorstiegen hinauf ging, welche links und rechts von Jünglingen in kostbarem Waffenschmuck besetzt waren.

Mikon ward durch einen reich geschmückten Saal geführt, dessen Teppiche, dessen Wände, dessen Geräthe und Verzierungen in verschwenderischer Pracht die Herrlichkeit eines großen Fürsten verkündeten, welcher über die Schätze Syrakusens gebot, die in Griechenland wie in Afrika zum allgemeinen Sprichwort geworden waren. — Ein goldgestickter, purpurner Umhang schwebte von einer Thür zurück, da man sich ihr näherte. Mikon trat in ein anderes Zimmer, welches an Schönheit und Kostbarkeit alles Vorige übertraf. Die ersten Räthe, die Feldherren und Großen des Fürsten standen schweigend und ehrfurchtsvoll in Doppelreihen zu beiden Seiten eines erhabenen goldenen Thrones; auf dem Throne saß der Fürst von Syrakus, Agathokles, in aller Majestät seiner königlichen Würde.

Mit ehrfurchtsvollen gesenkten Blicken, doch ohne Furcht, trat der Bildhauer zum Throne. Wie er aber die Augen aufschlug, erkannte er mit Erstaunen Karkinos auf dem Throne.

Dieser winkte den Umstehenden. Sie verließen schweigend den Saal. Agathokles stieg vom Thron herab, umarmte den bestürzten Bildhauer und sprach: „Ich konnte dich glänzender empfangen, als du mich: aber, Mikon, nicht so schön, als du mich im Kreise der Deinigen empfingst. Du zeigtest mir deinen ganzen Reichthum, ich wollte auch dir einen Theil meiner Pracht zeigen. Unsere Wege

aus der Werkstatt des Töpfers waren verschieden, sieh', hieher hat mich der meinige geführt."

Der Bildhauer, wie er allmälig vom ersten Erstaunen genesen war, rief: „Agathokles, die Straße des Ruhms ist selten die Straße des Glücklichen! Du hast in der Welt einen großen Namen gewonnen, aber ein langes Leben verloren. Beide wandern wir noch die letzten Schritte unserer Laufbahn; unsere Augen sind vom zweiundsiebenzigjährigen Wachen müde. Sie schließen sich bald. Agathokles, mögen die Götter dich segnen, daß du schön endest."

Der Fürst führte seinen Freund nach diesem in seine übrigen Zimmer; von da hinaus auf einen offenen Erker, von welchem herab man über den Hafen von Syrakus und das weite Meer sah. Während hier die fürstlichen Diener die köstlichsten Erfrischungen in goldenen und silbernen Geschirren auftrugen — doch Mikon, alter Gewohnheit treu, genoß nur Brod mit Honig, und frische Milch dazu — segelten aus dem Hafen zweihundert vier- und sechsrudrige Schiffe, alle wohlausgerüstet, ins Meer. So hatte es der König befohlen, seinem Freunde zu Ehren. Die mächtige Kriegsflotte erregte sowohl durch ihre Größe, als durch die Gewandtheit und Kühnheit ihrer Bewegungen, Mikons Bewunderung. „Mit ihr," sprach Agathokles, „will ich noch diesen Sommer Afrika erschüttern, und das übermüthige Karthago demüthigen. Ein Theil davon reicht hin, den Phöniziern drüben alle Getreidezufuhr aus Sizilien und Sardinien abzuschneiden. Syrakus soll hinfort durch mich den Ozean beherrschen."

Nachdem Mikon seine Augen an dem großen, beweglichen Schauspiel der Flotte gesättigt hatte, führte ihn sein fürstlicher Freund abermals durch eine Reihe von Prachtzimmern an das andere Ende der hohen Königsburg. Und wie sie auf einen mit den theuersten morgenländischen Teppichen belegten und behangenen Erker hinaustraten, sahen sie ganz Syrakus unter ihren Füßen, wie es sich aus

fünf an Pracht wetteifernden Städten gebildet. Es stieg Ortygia seitwärts mit ihren Palästen aus dem Meere; an der Küste steil aufwärts das Herz von Syrakus, der prächtige Akradine, daneben die Neustadt in aufblühender Schönheit, und die Straßen von Tüchä, rings um den alten Tempel Fortunens; dahinter verloren sich die Häuserreihen und Gärten Epitüchä's, der Vorstadt.

Ein ungeheures Volksgetümmel wogte um die Burg her, aus allen Straßen zu dem geräumigen Platze vor dem Palast des Agathokles. Plötzlich scholl ein kriegerischer Klang von Hörnern, Trompeten und Pfeifen. Es zog in schimmernden Ordnungen die ganze syrakusische Heermacht über den Platz an der Burg vorüber.

Der König deutete seinem Freunde auf den Anführer der ersten Schaaren. „Der Jüngling dort,“ sprach er, „ist Archagathos, mein Enkel. Sein Vater kam in Afrika ums Leben. Er hat mehr Tapferkeit und Einsicht, als man von seinem Alter erwarten sollte. Ich habe ihm den Befehl über das Heer am Aetna gegeben. Der dort, welcher sich auf dem ungestümen Rosse nähert, ist mein Sohn Agathokles. Den werd' ich zum Nachfolger und Erben meiner Macht ernennen. Jetzt zieht das Heer hinauf in das Lager am Aetna.“

Mikon betrachtete mit stummer Bewunderung die vorüberwandelnden Kriegshaufen. So oft eine neu anrückende Schaar den Platz berührte, und den König auf dem Erker erblickte, erscholl donnerndes Jauchzen: Es lebe Agathokles! Es lebe der König!“ und die ungeheure Menge der Zuschauer wiederholte den Zuruf.

Nachdem der Zug vorüber war, fragte Agathokles den Bildhauer: „Hast du gehört, wie mich Syrakus liebt?“

Mikon antwortete: „O König, Zeus kann lächeln, wenn sein Adler mit den zermalmenden Donnern spielt; dir tönt das gewaltige Frohlocken der Tausende süß, wie ein kindliches Lallen. Ich aber schwindle an deiner Seite auf dieser Höhe, und bebe in allen

Gliedern bei den Liebkosungen des Volks, des hunderttausendköpfigen, wankelmüthigen Ungeheuers."

„Dich schreckt nicht die Höhe, wo wir, nicht die Tiefe, wo die Syrakuser stehen, sondern das Ungewohnte, lieber Mikon!" sagte Agathokles.

„Gedenkst du nicht Dionysens," entgegnete Mikon, „der Syrakus vor dir beherrschte, und wie er durch Timoleon unterging?"

„Aber Agathokles ist kein Dionys!" erwiederte der König: „Beinahe achtundzwanzig Jahre beherrschte ich Sizilien. Wer aber sah mich je vor meinen Unterthanen zittern? Nur auf dem Thron ihr Fürst, in ihrer Mitte ihr Mitbürger, haben sie dort mich fürchten, hier mich lieben gelernt. Wenn ich zu den öffentlichen Versammlungen gehe, begleiten mich keine Trabanten. Auf meinen Lustritten zeige ich mich einsam. Aber das ist die Kunst der Herrschaft, daß Volk und Fürsten eins sein müssen, wie die vielzweigige Staude, auf deren letztem Gipfel die Blume prangt. Ich mit meiner Macht bin nur die Blüthe, welche Syrakus aus seiner Gesammtheit hervorgetrieben hat. Mein Odem ist Siziliens Leben."

„War dies vielleicht nicht einst auch Dionysens Traum?" fragte Mikon.

„Nein!" erwiederte unwillig der König. „Der Elende, welcher sich Bart und Haare wachsen ließ, weil er nicht ohne Grausen die Schärfe eines fremden Messers um seine Kehle spielen lassen konnte, war mit der Welt und seiner eigenen Ehre entzweit. Ich weiß gar wohl, Mikon, es gibt kein liebenswürdiges Volk; auch liebe ich das meinige nicht, als nur, insofern es nothwendig zu meiner Größe vorhanden sein muß, wie der Strauch mit Stamm und Wurzel und Zweigen für seine Frucht da ist. Aber sich selbst kann man liebenswürdig machen, wenn man klug genug ist, nichts anderes, als die Frucht und die Ehre des Volks sein zu wollen. Ich bin das!"

„Mögen die Götter deine ruhmvollen Tage, o König, noch mit vielen Jahren neuen Glanzes vermehren," sagte der Bildhauer.

„Ich zweifle, daß die Götter dir den Gefallen thun. Mein Leben neigt sich zum Ende. Gleichviel. Mein ganzes Dasein war ein zweiundsiebenzigjähriges Possenspiel, das mich zuweilen ergötzte, noch öfter langweilte. Ich handhabte Völkerschaften, wie du den Marmor, bald mit harten Meißelschlägen, bald sanft glättend. Was haben wir endlich von unserm Treiben? Deine Bildsäulen und meine Schöpfungen werden zum Raub der Zeit. — Möchtest du ewig unter deinen todten Bildsäulen leben, statt unter deines Gleichen? Gewiß nicht. Eben so ekelt mich das Menschengeschlecht an; denn es ist ein feiges, gemeines, schwaches Gemächt, bissig und schüchtern und zähmbar, wie ein Thier. Es ist nicht meines Gleichen. In allem Ernst, Mikon, die Götter hätten mir mehr Glück verliehen, wenn es ihnen gefallen haben würde, mir weniger Verstand zu geben, daß ich mit Andern hätte träumen und mich täuschen können. Sieh', ich habe Alles gewonnen, um endlich Alles zu verachten. Das Ziel war des vergossenen Schweißes nicht werth."

„O König," sprach Mikon, „dir kann keine Welt mehr genug thun, denn du hast dich selbst verloren!"

Agathokles sank bei diesen Worten in Nachdenken. Nach langem Schweigen sagte er: „Es freut mich, mit dir nach einem Umweg von fünfzig Jahren wieder zusammen zu treffen. Mir ist wohl bei dir. Ich lebe wieder rückwärts in die Kinderjahre hinab. Ich werde dich von Zeit zu Zeit in deiner Einsamkeit besuchen. Da plaudern wir zwanglos. Ich bin dir die Geschichte meines Lebens schuldig. Du sollst sie hören."

Sie verließen den Erker. Agathokles bewirthete seinen Jugendfreund mit königlicher Pracht. Als sie am Tisch saßen mit allen Großen von Syrakus und den Gesandten auswärtiger Fürsten und

Freistaaten, hob Agathokles einen großen goldenen Becher empor und sagte: „Ich habe mein Töpferhandwerk nicht aufgegeben, bis ich die Kunst lernte, ein Gefäß solcher Art zu bilden! Und doch ist Alles Scherbenwerk, Eins wie das Andere!“

Der Fürst von Syrakus legte während des Schmauses alles Gepränge ab. Nichts erinnerte, daß er König sei. Mit lustigen Schwänken und Neckereien belebte er die Gesellschaft zur Freude und Freimüthigkeit. Er schien sich recht darnach zu sehnen, seines Gleichen um sich haben zu können. Ein lautes Gelächter rauschte gewöhnlich von allen Anwesenden seinen witzigen Einfällen nach; aber auch die Trunkenen blieben nüchtern genug, ihn selbst in seinen Scherzen zu vergöttern.

„Sieh', Mikon,“ sprach Agathokles zum Bildhauer, als dieser Abends von ihm schied, „du hast mir dein Glück, ich habe dir mein glänzendes Unglück gezeigt. Du bist reicher, als Agathokles, vielleicht warst du weiser, als er. Ich sehne mich nach dem Genuß deines Umgangs.“

---

Wenige Tage nach diesem kam der Fürst von Syrakus, nur von einem einzigen Diener begleitet, zum Bildhauer. Es war zwischen den wieder vereinten Jugendfreunden ferner kein Unterschied des Standes. Agathokles wiederholte von Zeit zu Zeit die Besuche. Er entstahl sich gern seinen Arbeiten und Sorgen, um in Mikons Gesellschaft ganz frei und er selbst sein zu können. „Ich gleiche auf der Burg von Syrakus, an der Spitze des Heeres, in den Versammlungen des Volkes einem Schauspieler,“ sagte er oft, „und mehr oder weniger muß dies jeder König sein; um so erquickender ist's, wenn ich die lästige Maske auf Augenblicke ablegen darf.“

Die Greise wandelten gern einsam mit einander. Ihre Unter-

haltungen waren ernsten und hohen Inhalts, wie ihrem Alter und ihren Erfahrungen geziemte. Mikons weise Reden erhoben das oft niedergesunkene Gemüth des Fürsten. Auch soll Agathokles hier den Entschluß gefaßt haben, seine königliche Würde abzulegen, sie seinem Sohne zu übergeben, und die letzten Tage des Lebens in Einsamkeit und Betrachtung hinzubringen. Doch das Schicksal hat seine Wünsche nicht erfüllt.

Als sie eines Tages bei einander in einer kühlen Grotte des Thales saßen — sie war aufs zierlichste gewölbt, die Wand mit schimmernden Muschelschalen, der Boden mit Marmor belegt und mit jeder kleinen Bequemlichkeit ausgestattet, welche dem Alter wohlthut — mahnte Mikon den König an die Geschichte seines Lebens.

Agathokles sagte: „Sie wird dich nicht minder verdrießen, als mich selbst, wenn gleich aus ganz entgegengesetzten Ursachen. Denn du liebst die Menschen, wie ich sie im Ganzen verachte; du kennst sie zu wenig, ich zu viel; du lebst mehr im Innern deines frommen Gemüthes, ich außer mir im Schaffen und Kämpfen; du liebst in allen Sterblichen deine Tugend und Güte, nicht die Sterblichen selbst; ich verachte sie aber, weil sie mir keine Ehrfurcht einflößten, und mich nicht finden ließen, was ich mit brennender Begier suchte.

„Mein Vater Karkinos, der aus Rhegium verbannt worden, hatte zu Thermä hier in Sizilien meine Mutter gefunden. Ich war die Frucht ihrer Liebe. Der erste Augenblick meines Lebens war zugleich Entweihung alles Heiligsten in der Natur. Mein Vater wollte mir das kaum gewonnene Leben rauben, mir unbekannt, aus welchen Ursachen. Man hat mir gesagt, wegen einiger schweren Träume, die seine Einbildungskraft beunruhigten. Daß er einigen Karthagern, die nach Delphi reisen wollten, den Auftrag gegeben, das Orakel über mich zu erforschen; daß dieses verkündet habe, ich

würde dereinst großes Elend über Karthago bringen — ist ein Mährchen, dergleichen das wundersüchtige Volk gern erfindet, um sich daran zu ergötzen, wie es sich Götter aus Stein und Holz schneidet, um sie anzubeten. — Doch Mutterliebe vereitelte des Vaters Thorheit. Die Mutter stahl mich des Nachts hinweg, wo ich ausgesetzt war, übergab mich ihrem Bruder Heraklides und nannte mich, nach ihres eigenen Vaters Namen, Agathokles.

„Ich mochte ungefähr sieben oder acht Jahre alt sein, kam mein Vater zu Heraklides, welcher ihn zu einem Opfer eingeladen hatte. Karkinos sah mich, gewann mich lieb, und erfuhr nun erst von meiner Mutter, daß ich sein eigener Sohn wäre. Erstaunt und freudig schloß er mich mit väterlicher Zärtlichkeit in seine Arme, ließ mich auch nicht wieder von sich. Wir zogen mit einander nach Syrakus, wo er leichter Mittel fand, durch Arbeit seiner Hände sich, meine Mutter und meinen Bruder Antander zu nähren. Er war ein armer Mann. Als Timoleon zu dieser Zeit Allen, die es wünschten, das syrakusische Bürgerrecht gab, ließ Karkinos sowohl sich, als mich, in das Bürgerverzeichniß einschreiben. Sobald ich fähig war, ein Handwerk zu lernen, that er mich zu einem Töpfer in die Lehre. Er hatte mich so lieb, daß er schlechterdings wollte, ich müsse nach ihm Karkinos heißen. Dort in der kothigen Werkstätte unsers Meisters lernten wir uns kennen, Mikon. Daß du einst ein von den Griechen selbst bewunderter Bildhauer, ich Herr von Syrakus und des größten Theil Siziliens werden sollte, ahneten wir beide nicht, als wir, bei deiner Abreise nach Korinth, einander weinend das Lebewohl wünschten.

„Da du mir fehltest, fehlte mir Alles. Mein Vater starb. Ich war schon im Begriff, mein geringes Erbe zu verkaufen, und dich wieder in Griechenland aufzusuchen, als ein Zufall Alles änderte.

„Ich stand eines Tages im Tempel, um den Opfernden zuzuschauen. Damas, einer der reichsten und angesehensten Bürger von

Syrakus, ging an mir vorüber, beobachtete mich lange seitwärts, und sagte zu seinem Begleiter: „Sieh den Jüngling, wie er so schön ist.“ — Meine Eitelkeit fand sich nicht wenig geschmeichelt. Ich ging gerne wieder zum Tempel, so oft es die Arbeit des Meisters gestattete, um mich bewundern zu lassen. Auch Damas fehlte nicht. Er fragte um meinen Namen und Stand. Ich nannte mich wieder, nach des Vaters Tode, Agathokles, aus Liebe zu meiner Mutter. Damas nahm mich in sein Haus, kleidete mich neu, ließ mir in allen nützlichen Wissenschaften Unterricht geben, und in kurzer Zeit ward ich sein Liebling, ohne welchen er nicht leben mochte. Er überhäufte mich mit Geschenken, zog auch meinen Bruder Antander aus der Dürftigkeit hervor, und seine verschwenderische Freigebigkeit hatte so wenig Grenzen, als seine Liebe. Da ihn Syrakus zum Feldherrn gegen die Agrigenter wählte, und einer der Obersten im Heere gestorben war, ernannte er mich an dessen Stelle über einen Schlachthaufen von tausend Mann.

„Die Freiheit Siziliens, der Ruhm von Syrakus war von nun an das Losungswort meiner Seele. Schon als Knabe habe ich Thränen des Entzückens geweint, da der Held Timoleon den Gewaltherrn Dionys und seinen freiheitsmörderischen Anhang vernichtete. Ich fühlte es, die Welt sei nicht geschaffen, das Spiel einzelner Günstlinge des Glücks zu sein, und die Völker wären nicht vorhanden, um todte Werkzeuge einiger Schlauköpfe und Tyrannen zu werden. Dafür wollte ich mein Heil und Leben fröhlich wagen.

„Dafür hatte ich mich zum Krieger gebildet, immerdar die schwersten Waffen getragen, um der Stärkste zu werden; auf dem Erdboden unter freiem Himmel geschlafen, und mein weiches Bett im Palast des Damas verachtet. Meine Waffengenossen hielten mich darum hoch, und sprach ich zum Volk, redete Keiner zuversichtlicher, Keiner kühner, als ich, weil Keiner von dem, was er für wahr und recht hielt, überzeugter und begeisterter war, als ich.

„Wie Damas starb, und seine junge Gemahlin, die einzige Erbin seines ungeheuern Reichthums, mich liebte, vermählte ich mich mit ihr. Ich ward einer der reichsten Männer von Syrakus, den ersten Geschlechtern der Stadt verwandt. Es waren mir die großen Mittel willkommen für mein großes Ziel. Denn ich hatte nicht wider die Dürftigen zu kämpfen, sondern wider die Mächtigen, daß sie nicht die Freiheit verschlängen.

„Keiner war für Syrakus gefährlicher, als der Oberfeldherr Sosistratos. Dieser Mann, der nur Gewalt und Herrschaft für Ehre hielt, war in sich selbst der ehrloseste Mensch. In Kriegen hatte er sich auf die abscheulichste Art Goldsummen zusammengestohlen. Grundsätze besaß er nicht. Ihm waren Schuld und Unschuld gleichgültig. Nur wollte er gewinnen, er überall voranstehen, er überall gelten. Wegen seines Stolzes prunkte er mit Demuth; wegen seines unersättlichen Eigennutzes war der Name Vaterland immer das dritte Wort seiner Reden; weil er keinen Gott glaubte, opferte er in allen Tempeln.

„Ich diente unter seinem Befehl gegen die Stadt Krotona. Die Furchtbarkeit dieses Mannes verbarg sich mir nicht. Ich warnte meine Freunde. Ich sprach: dieser Sosistratos wird einen neuen Timoleon nöthig machen. Er aber bewies sich mir allezeit hold; freundlicher denn Andern. Immer, wenn er mich sprach, war er ein gütiger Lächler, ein ewiger Händedrücker; immer wußte er mir etwas Verbindliches zu sagen. Er suchte meine Schwächen, um mich durch sie zu unterjochen. Aber Ehre, Freiheit, Vaterland — das lag in meiner Brust; kein anderes Gefühl. Meine jugendliche Schwärmerei für das Heiligste, mein Streben, den großen Vorbildern des griechischen Alterthums ähnlich zu werden, vereitelte seine Kunst.

„Zuletzt — ich weiß nicht, was ihm so unkluges Vertrauen einflößte? — ließ er mich heller in seine Entwürfe sehen. Er wollte mich zu seinem Gehülfen wählen; dabei nannte er nie sich, sondern

Ehre, Freiheit, Vaterland. Wenn er am ränkevollsten war, sprach er am gutmüthigsten; wenn er Verbrechen brütete im Herzen, athmete er am meisten Tugend. Da wandte ich mich voll Unwillens von ihm. Er bereute seine Voreiligkeit, änderte seinen Gang und ließ mich seinen Haß fühlen. Was ich Großes oder Rühmliches that, wußte er zu verkleinern; Belohnungen, die mir das Volk zudachte, wußte er zu vereiteln. Dazu half ihm der kleinliche Neid meiner Waffengefährten. Denn wo es darauf ankömmt, ein Verdienst niederzureißen, sind hundert Hände bereit; einem Verdienste Gerechtigkeit zu gewähren, sind alle faul. Das ist der Kunstgriff der Tyrannei, die Selbstsucht jedes Einzelnen gegen Einzelne zu bewaffnen, damit in Hader Aller sich Alle aufreiben, bis die Elenden froh sind, von einem Einzigen endlich das Gnadenbrod zu genießen.

„Nun scheute ich mich nicht länger, in offenen Kampf zu treten. Die Freiheit von Syrakus stand in Gefahr. Sosistratos hatte sich Feldherren und Gemeine gewonnen, ihnen die bürgerliche Obrigkeit der Vaterstadt verächtlich gemacht. Sein Wort galt mehr, als das Gesetz des Landes. „Es ziemt tapfern Männern nicht, zu vollziehen, was die daheim gebliebenen Feigen mit Rath ihrer Weiber beschließen. Ist es nicht albern, daß wir für die wunderlichen Einfälle derer bluten sollen, die nie einem Feinde das Weiße im Auge zeigten?“ So sprach man. Da machte ich mich auf. Da zeigte ich meinen Mitbrüdern das Ziel des Sosistratos und seinen Schlangenweg. Ich klagte ihn öffentlich vor dem Volke an, daß er umgehe, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen. Manche standen auf. Manche redeten wie ich. Der Verräther sah sich verrathen.

„Umsonst. Sosistratos hatte schon lange vor mir einem um den Andern die Hand gedrückt, und im Namen des Vaterlandes beschworen, meine Schritte sorgfältig zu belauern; denn ich triebe stille Meuterei; ich würde, und trachte nach Oberbefehl des Heeres, um Herr der Stadt zu werden. Nun ich redete, glaubte das Volk, nicht

daß ich es retten, sondern den Anfang zu seiner Unterjochung machen wollte. Ich ward verlacht, beschimpft, ausgestoßen, vertrieben, geächtet; jeder so, der geredet hatte, wie ich. Mit Noth retteten wir unser Leben in die bruttischen Berge.

„Nach wenigen Wochen war Sosistratos der Alleingewaltige von Syrakus; und der Pöbel, der mich verfolgt hatte, weil er gefürchtet, ich strebe nach Tyrannei, kroch nun demuthsvoll zu den Füßen seines Herrn, vergötterte ihn, und fluchte mir, daß ich es einst gewagt, gegen die Plane des Sosistratos zu reden.

„Mikon, damals weinte ich Thränen der Wuth, und ich verachtete ein Geschlecht, welches keines andern Looses fähig sein wollte. Dennoch siegte der Glaube wieder an das Bessere im menschlichen Herzen ob. Ich nannte, was in Syrakus geschah, nur Verwirrung, Furcht der Ueberraschung, des Schreckens. Ich beschloß, der Timoleon meines Vaterlandes zu werden, in welchem Sosistratos seinen Herrscherstuhl schlau genug damit befestigte, daß er aus sechshundert der reichsten Bürger einen selbstherrlichen gewaltigen, hohen Rath bildete, erblich in Ehren, Aemtern, Würden und Macht.

„Aus Armuth trat ich eine Zeit lang in Tarent, als Söldner, in Dienst. Bald darauf zog ich alle Landesverwiesene aus Italien an mich; daraus machte ich eine verzweifelte Kriegsschaar. Wo Sosistratos Krieg führte, stand ich mit meinen Tapfern an der Spitze seiner Feinde. Mit seinem Glück im Felde aber wankte auch die Anhänglichkeit des Volks. Er ward geschlagen. Da ließ ihn das Heer im Stich; da verriethen ihn seine Freunde; da trieben die Syrakuser seine sechshundert Geschöpfe aus der Stadt, und die Freiheit ward wieder ausgerufen. Auch ich, sammt allen von Sosistratos Verbannten, kam wieder ins Vaterland zurück.

„Ich kam mit Entzücken. Denn noch erquickte mich, zu glauben, edler Geist der Freiheit, unzerstörbares Gefühl des Rechts habe sein Volk begeistert. Ach, ich bemerkte meine Täuschung nur zu

bald. Nein, mit eben der Niederträchtigkeit war Sosistratos vertrieben und gestürzt, wie man ihn vorher gehoben und vergöttert hatte. Daß er nicht glücklich gewesen, das war sein Verbrechen geworden. Aus Feigheit hatten ihn seine Getreuesten verlassen und verrathen. Bloß in Hoffnung, die Stelle der Gestürzten zu erklettern, hatten Andere gegen ihn geschrieen. Man verwünschte das Andenken Sosistratos, verkleinerte selbst seine Thaten, schilderte ihn scheußlicher, als er war, ohne zu empfinden, daß das Volk damit zugleich seinen eigenen Ruhm verdunkle.

„Dennoch hielt ich Oftbetrogener noch fest an meinem Glauben. Zwar mußte ich mir selbst gestehen, die Mehrheit dieses Volkes sei weder fähig noch werth, sich selbst zu beherrschen. Doch aber zählte ich auf die kleine Zahl der Edeln. Durch freiere, zweckmäßige Verfassung, dachte ich, werde die Menge zur Freiheit erzogen werden können. In Fesseln wird der Sklav nie Hochsinn und Gemüthskraft lernen.

„Sosistratos mit den Vertriebenen bereitete uns indessen Krieg auf Tod und Leben. Karthago, welches immer nach dem Besitz Siziliens dürstete, war sogleich bereit, ihm Beistand von Afrika her zu geben. Anstrengung und Noth, dachte ich, entwickelt Kraft. Ein Volk, welches für eine Freiheit kämpft, die ihm noch gleichgültig ist, wird endlich das lieb gewinnen, wofür es sein bestes Blut geopfert hat. Mich freute dieser Krieg. Ich diente in demselben bald als Befehlshaber, bald als Gemeiner. Nicht die Stelle, sondern der Mensch soll im Freistaat gelten; der geringste Bürger achtbar sein, wie der vornehmste. Der Mann muß sein Amt verherrlichen, nicht das Amt den Mann.

„Mein Gedanke war nur der Tod des Tyrannen. Ich sehnte mich, ein zweiter Timoleon zu werden. Süß schien mir's, für Freiheit und Rettung Syrakusens sterben zu können. Sosistratos war nach Sizilien gekommen. Mit karthagischen Hilfsvölkern lagerte

er in der Stadt Gela. Dahin brach ich auf mit meiner Schaar. Eines Nachts gelang es, unbemerkt in die von ihm besetzte Stadt einzudringen — mein Ruf war Sosistratos! Er kam, aber mit Uebermacht und wohl vorbereitet. In meinem eigenen Heere lebten die Verräther meines Entwurfs; Elende, welche aus Furcht immer heimlich denen dienen, wider welche sie öffentlich streiten müssen, damit sie auf jeden Fall, es siege wer wolle, gewinnen und nichts fürchten müssen. Mein Haufe ward übermannt. Nur eine enge Pforte der Stadtmauer blieb zum Rückweg. Wir sahen unvermeidlichen Untergang. Schon hatt'. ich selbst sieben Wunden empfangen. Ich stritt unter den Letzten, um den Rückzug der Andern zu decken. Meine Kräfte fingen an zu weichen. Da rettete mich eine List. Ich befahl zwei Trompetern, sich auf beide entgegengesetzten Seiten der Mauer zu begeben und Lärmen zu blasen. Es geschah. Die Feinde, durch Finsterniß und Lärmen getäuscht, wähnten, es seien andere Haufen des syrakusischen Heeres in die Stadt gedrungen, vertheilten sich schnell und zogen in aller Eile nach den Gegenden, von wannen der Schall gehört ward. So brachte ich die Meinigen in Sicherheit, da alle schon an ihrer Rettung zweifelten.

„Aber dieser unbedeutende Sieg des Sosistratos war hinlänglich, ihn in den Augen der Furchtsamen wieder zu erheben. Man fing an, ehrfurchtsvoll von ihm zu reden, ihn wieder zu bewundern. Selbst der Korinther Akestorides, welchem Syrakus den obersten Befehl des Heeres anvertraut hatte, ward von der allgemeinen Furcht besiegt; sprach schon davon, man müsse einmal dem Blutvergießen Ende machen, Versöhnung stiften, mit Sosistratos in Unterhandlung treten. Alle bemäntelten ihre Feigheit mit dem Namen Friedensliebe, der Sehnsucht nach öffentlicher Ruhe.

„Noch einmal stand ich auf. Ich suchte noch einmal das Volk für sein Heiligthum zu entflammen. Ich schalt öffentlich den Ake-

storides. „Habt ihr dafür die Kosten des Krieges so lange, so heldenmüthig getragen," rief ich, „habt ihr dafür die tapfersten eurer Söhne in Kampf und Tod hinausgeschickt, und die Bewunderung Italiens und Griechenlands gewonnen, um endlich euern unversöhnlichen Feinden, den stolzen Karthagern, aus euern blutig erworbenen Siegeskränzen eine Triumphkrone zu flechten, und den alten Herrn in Demuth aus ihren Händen wieder aufzunehmen; ihn, den ihr einst im Gefühl eures Werthes ausstießet? Pfui der Schande! Wer möchte, könntet ihr so tief sinken, in der Welt ein Syrakuser heißen.

„Es ging mir, lieber Mikon, wie jedem hochsinnigen Feuerkopf, der die Leute behandelt, nicht wie sie sind, sondern wie sie sein sollten. Was that ich Thor? Ich sprach zu den Todten, die mich nicht mehr verstanden, und beleidigte die Lebenden. Akestorides und alle Großen hörten in meinem Lobe der Tugend, des Muthes, der Freiheit nur Anklagen ihrer eigenen Schande, ihrer Feigheit, ihres knechtischen Herzens. Ich ward als Ruhestörer gescholten, als Parteimann. Es ward Rede, mich hinrichten zu lassen. Doch fürchtete Akestorides, ich möchte noch Freunde im Volk und unter den Kriegern haben. Darum befahl er mir, die Stadt zu verlassen. Ich gehorchte. Aber dem Heimtückischen traute ich nicht. Einem meiner Diener übergab ich mein Roß, meine Kleider, meine Waffen; ich dagegen legte die seinigen an. So entrann ich auf unwegsamen Pfaden ins Gebirg. Folgenden Tages hörte ich, der Diener, welcher meine Gestalt angenommen, sei meuchelmörderisch in der Nacht umgebracht worden. Bald nachher, Syrakus habe den Sosistratos wieder aufgenommen, und von dem herrschsüchtigen Karthago ehrlosen Frieden empfangen.

---

„Diese Botschaften zerrissen das alte Blendwerk meiner Urbilder von Menschenwerth, Volkstugend und Freiheit. Viele Jahre

hatte ich verschwendet, viele Wunden dafür getragen. Ich genas von meinem Rausche.

„In zerrissenen Kleidern, ausgestoßen und verlassen lag ich, einem Bettler gleich, am Fuße des Aetna und überdachte mein Schicksal und die Schande von Syrakus. War ich nicht der Thor, der sich in die Schöne seines Traums verliebt hatte? Wofür hatte ich gelebt und gerungen und geduldet? — Zu meinen Füßen kroch ein Käfer am Felsen. Ein kleiner Vogel hüpfte vom Zweige nieder und verzehrte den Käfer. Indem er fröhlich zwitscherte, schoß ein Raubvogel aus der Höhe herab und zerriß zu meinen Füßen den Mörder des Käfers.

„Das ist's, was die Natur will! rief ich: kein Gleichgewicht, sondern ein Kämpfen der Kräfte; die stärkste soll herrschen!

„Ich sprang auf. Ach, die Entsagung meiner jugendlichen Hoffnungen kostete mir einen schweren innern Streit. Doch beschlossen war's, mich nicht länger selbst zu täuschen. Ich verachtete das Menschengeschlecht, welches nicht reif ist zur Höhe seiner Würde. Es will gemeistert, es will erzogen sein; es ist keiner Freiheit und keiner Ehrfurcht für diesen großen Gedanken fähig. So seid denn Knechte, wenn ihr Knechtschaft wollet; ich aber kann nicht euer Mitsklav, ich will frei sein. Und nur wer herrscht, ist der Freie bei euch. So will ich Schlachtordnung und Zweck ändern. Agathokles soll euer Herr werden, weil ihr ihn nicht zum Mitbürger verlangt. Das Spiel, welches mir so viele Schmerzen machte, soll anfangen, mich zu belustigen. Versuchen wir's, wer von uns der Stärkste ist, ob Agathokles, oder das vielköpfige Syrakus mit seinem Sosistratos?

„So dachte ich. Nun sammelte ich alle Vertriebenen von Syrakus, alle, die vor Sosistratos flohen, im Innern von Sizilien um mich, und machte Syrakusern wie Karthagern den Krieg. Das Glück trat zu mir. Bald war mein Heer gewaltiger, als das Heer

der Stadt; bald brachte ich die sizilischen Städte, welche den Karthagern gehörten, oder selbstständig sein wollten, unter meinen Befehl, oder in meinen Bund. Kaum bemerkten die Syrakuser mein Glück, kaum die Karthager den Schaden, welchen ich ihren Besitzungen stiftete, als man mit mir unterhandelte. Sosistratos, weil er nicht siegen konnte, mußte aus Furcht vor seinem treulosen Volke die Stadt meiden; ich aber ward hineingerufen. Die Bürgerschaft führte mich sogleich in den Tempel der Ceres. Da mußte ich schwören, nie etwas wider die Majestät des selbstherrlichen Volkes zu unternehmen.

„Ich schwor, die Gleichheit der Rechte aller Bürger zu handhaben; aber schwor, wie man eine Unmöglichkeit beschwört. Ein Freistaat kann nur in Wahrheit bestehen, so lange unter allen Bürgern der Wohlstand nicht allzu ungleich ist. In dem Augenblick, da der Reichthum in den Händen weniger Einwohner, und die Mehrheit des Volkes arm ist, trachten jene, zu ihrer Sicherheit gegen den Pöbel, nach Gewalt; und der Pöbel wird zu Allem um Geld feil. Dann schwankt das Ansehen der Gesetze, und die Ausübung der Macht fällt heut denen zu, die bestechen können; morgen denen, die nichts haben und mit mehrern Kehlen lärmen. So stand es in Syrakus. Die ganze Stadt fand sich in Parteien zerrissen. Ich schmeichelte allen, hielt zu keiner. Dadurch gewann ich das Ansehen des Unparteiischen. Jede Verbindung warb um mich, daß ich sie vergrößere, ihr Werkzeug werde. Ich gab Hoffnung, dafür zahlte man Vertrauen. Man ernannte mich einmüthig zum Feldherrn der Stadt und zum Beschützer des Friedens.

„Nicht das Geld der Reichen konnte mir nützen, aber die Menge der Unbegüterten. Ich machte mich zum Manne des großen Haufens, dadurch gewann ich die stärkste Partei zu meinem Solde. Nun ward ich von den Reichen gehaßt; aber ich fürchtete sie nicht

mehr. Sie trachteten mir nach dem Leben. Ich beschloß, mit einem Gewaltstreich die Mächtigen zu zerschmettern.

„Der Aufruhr des Städtchens Erbita ward mir willkommener Vorwand, ein Heer zu versammeln. Ich rief dazu die ärmsten Bürger; jeden, der Nichts zu verlieren hatte; Leute aus benachbarten Orten, die mit der bisherigen Herrschaft von Syrakus unzufrieden gewesen waren; Menschen, die mit dem bisherigen Rath der Sechshundert unzufrieden, oder als geplagte Schuldner der Vornehmen lebten, und sich unter jeder Bedingung gern vom Bezahlen der Schulden frei gemacht hätten.

„Als zur Ausführung meines Entwurfes Alles bereit war, zögerte ich keine Stunde länger. Bei Timoleons Grabmal befahl ich, Versammlung meines Kriegsvolks mit Tagesanbruch zu halten. Bei Timoleons Grabmal! O wie glühte ich sonst im Entzücken beim Namen dieses Freiheitshelden! Ich war Schwärmer gewesen, wie er, für ein Bild, das sich nie verwirklichen läßt. Timoleon hatte den Dionys gestürzt, und doch nur andern Tyrannen zur Nachfolge Bahn gebrochen. Ich war meinen Irrthümern eine Genugthuung, meinen vieljährigen Mühen und Leiden ein Versöhnungsopfer schuldig. Darum, über Timoleons Asche, und nirgends anders, sollte der Grund zu meiner Alleinherrschaft in Sizilien gelegt werden.

„Das Heer stand in der Morgendämmerung versammelt. Auch die Oberhäupter von der Partei des hohen Rathes, Dekles und Pisarchos, hatte ich eingeladen, als hätte ich mit ihnen Abreden zu nehmen. Sie kamen, begleitet von vierzig ihrer wohlbewaffneten Anhänger. Desto besser! Ihre Begleitung gab mir Stoff zur Klage. Und ich klagte sie an, daß sie mir nach dem Leben trachteten. Meine Krieger geriethen in Wuth. Ich besänftigte sie. Meine Klage scholl lauter. Ich richtete sie gegen den hohen Rath der Sechshundert, der mich hasse, weil ich das Volk gegen ihre Gewaltthaten schütze; mich hasse, weil in ihren Augen Liebe des Volks

Verbrechen sei; mich hasse, weil ich der Freund der Armen sei, denen ich Schutz und Hilfe gegen hartherzige Gläubiger, gegen hochmüthige Goldverprasser, gegen unmenschliche Wucherer verliehen hätte. „Fürwahr,“ rief ich, „Syrakus kann nicht gedeihen, so lange dieser innere Krieg des Uebermuths und der Bürgernoth dauert. Es ist ein stiller, aber heftiger und alles Leben zerstörender Krieg. Er muß geendet sein. Er kann nur mit dem Untergang einer Partei enden. Entweder müssen die Reichen verschwinden, oder wir müssen ohne Murren ihre Knechte werden, weil sie Geld haben, eben das Geld, welches sie von uns erpressen.“

„Ich hatte noch nicht geendet, als mich ein wildes Geschrei der Versammlung unterbrach. Der Tod ward über Dekles und Pisarchos, und Plünderung der herrschenden, reichen Geschlechter ausgerufen. „Führe uns nach Syrakus!“ schrie mir das Heer zu. Ich befahl den Trompetern, Lärm zu blasen. Pisarchos, Dekles und ihre Begleiter wurden niedergehauen. Alles zog beutelustig nach Syrakus. Das Gesindel verbreitete sich durch die Straßen und in die Häuser der Vornehmen. Mord und Raub aller Orten. Ich sah mit Schaudern, welcher viehischen Wildheit entzügelter Pöbel fähig ist. Bei viertausend Menschen verloren an diesem Tage das Leben; bei sechstausend flüchteten und entrannen mühsam dem Blutbade in die benachbarten Städte. Ich bemühte mich umsonst, den folgenden Tag Ordnung herzustellen.- Noch blieb mancher Schuldbrief zu vernichten, manche Rache zu sättigen. Erst am dritten Tage schien die Raserei an Kräften erschöpft zu sein.

„Da versammelte sich das Volk. „Statt eines Tyrannen, den Timoleon vertrieb, hattet ihr sechshundert bekommen!“ sprach ich, „nun ist Syrakus von ihnen gereinigt. Ihr seid frei. Ich habe den Willen meines Heeres vollzogen. Ich bin froh, dies Geschäft gethan zu sehen. Jetzt, Syrakuser, genießet eure Unabhängigkeit. Auch ich trete von meiner Stelle ab, in den Stand des gemeinen

Bürgers zurück. Ich will Euresgleichen bleiben!“ Mit diesen Worten legte ich mein Feldherrnkleid ab, warf den Mantel um, und wollte mich entfernen.

„Erst herrschte die dumpfe Stille des Erstaunens, dann — ich sah es voraus — erhob sich lautes Geschrei, ich dürfe sie nicht verlassen. Ich müsse ihr Feldherr bleiben. Je länger ich mich weigerte, je höher stieg die Angst Aller, die an Mord und Beraubung der Wohlhabenden Theil genommen hatten. Sie zitterten vor Umschwung der Dinge, vor dem Tag der Rache. „Warum wollet ihr mich,“ sprach ich, „aus Dankbarkeit zum Opfer wählen? Muß ich nicht, aus herkömmlicher Ordnung, die Feldherrnwürde mit einem Andern theilen? Bin ich nicht laut Gesetz für die Fehler eines Amtsgenossen verantwortlich? Wird man nicht gern Gelegenheit suchen, was ein Anderer sündigt, schwer an mir zu rächen? Nimmermehr gebe ich mich in diese Gefahr.“ — Da erhob alles Volk die Stimme, übertrug mir die Feldherrnwürde einzig und mit unbeschränkter Gewalt. — So wollte ich's. So sollte es kommen. Nun gab ich den Bittenden nach; zugleich erklärte ich, als ersten Gebrauch meiner Gewalt: alle Schulden sollten aufgehoben, und den Armen Ländereien geschenkt werden. Denn bei allzu großer Ungleichheit des Vermögens könne keine Freiheit des Volks bestehen, und nur diese fest zu begründen, sei meines Lebens große Aufgabe. Alles jauchzte Beifall. Die blinde Menge lief frohlockend in mein Garn. Denn bei Vertheilung der Ländereien und Aufhebung der Schulden fand in Zukunft das Volk keine Sicherheit des Besitzes, als in Aufrechthaltung meiner Gewalt. Und wie diese Maßregel von der einen Seite die Mittel der Reichen schwächte, die Noth des großen Haufens minderte, um so sicherer war ich vor Gewalt, und Nebenbuhlerei der Vornehmen, wie vor Bestechlichkeit, Verzweiflung und Aufruhrlust des Pöbels.

„In der That fesselte ich damit Syrakus unauflöslich. Nun

stellte ich die öffentliche Ordnung her, und ließ die Wohlthat der Alleinherrschaft neben dem Scheine der Freiheit fühlen. Jeder hatte freien Zutritt zu mir. Ich trug kein Diadem, hielt keine Leibwache. Das ganze Volk war durch seine Stellung genöthigt, mein Leben, wie meine Herrschaft zu bewachen. Daß ich keine Furcht zeigte, flößte Andern Furcht ein. Selbst die, welche mich anfangs hassen mochten, empfanden den Vorzug des festen, ruhigen Zustandes von Syrakus vor jenem schwankenden Dasein in vergangenen Tagen. Die öffentliche Achtung und Dankbarkeit verwischte bald das Andenken der Zeit, da ich meine Herrschaft gründete. Ich allein war frei, das Volk unterthan; so waren wir beide, was wir sein sollten und wußten und daher zufrieden.

„Nun trieb ich meine Versuche weiter. Sobald ich die Einkünfte des Staats auf unläßlige Weise geordnet, Waffen und Kriegsbedürfnisse herbeigeschafft hatte in Menge, die Zahl der vorhandenen Galeeren vermehrt sah, unterwarf ich mir die meisten Städte Siziliens, die entweder einmal zu Syrakus gehört hatten, oder mir in ihrer Unabhängigkeit gefährlich schienen.“

---

„Nun habe ich dir, Mikon, den wichtigern Theil von der Geschichte meines Lebens erzählt. Denn wahrlich wird es dich wenig reizen, von meinen Belagerungen, Schlachten, abwechselnden Niederlagen und Siegen zu hören. Die Erinnerung davon kann mich weder erfreuen, noch betrüben. Es wird nicht an Geschichtschreibern fehlen, welche die Nachwelt von meinen Thaten unterhalten, und meine kriegerischen Unternehmungen beschreiben werden. Der große Haufen liebt dergleichen. Der Pöbel ist ein Feldherr, welcher weite Länder verheert, merkwürdiger, als ein Gesetzgeber, der ein Volk aus dem Schlamm erhebt, oder ein Erfinder, welcher durch seine Arbeiten die Summe des Lebensglückes vermehrt, oder ein

Weiser, der die Geheimnisse der Natur entschleiert und die Räthsel unsers Geistes löset. Eben dies beurkundet im Allgemeinen die Verächtlichkeit der Menschen, ihre thierische Versunkenheit, und lehrt, wie sie behandelt sein müssen. Ich gestehe, daß mich nicht Ehrgeiz, nicht Herrschsucht in den ewigen Kriegen lockten; denn was liegt mir am Lobe derer, die ich selbst verachte? Sondern Langeweile in mir selbst, eine unüberwindliche Lust zur Beschäftigung der in mir wohnenden Kräfte, auch Neugier, wie weit ich's treiben könne und was die Frucht eines Wagstücks sein werde, führten mich von einer Unternehmung zur andern. Ich schätze meine gefährlichsten Feinde, die Karthager, bei weitem höher, als meine erbärmlichen Freunde und Bundesgenossen, die im Staube kriechen, und sich jedem meiner Einfälle demuthsvoll unterziehen. Denn die Karthager mit ihrer Macht, mit ihrer folgerechten Beharrlichkeit, mit ihrer Klugheit gaben mir doch etwas, meine Kraft zu üben; waren doch im Stande, mir den Genuß von Hoffnungen oder Furcht, von Freude oder Schrecken zu verschaffen oder große Leidenschaften in Bewegung zu setzen, ohne welche meine Seele dem stehenden Wasser eines faulen Sumpfes gleich geworden wäre.

„Lange und mit wechselndem Glücke machten mir die Karthager die Oberherrschaft in Sizilien streitig. Als ich in dieser gesichert stand, was blieb mir zu thun übrig? Ich entwarf den Plan, jenseits des Meeres die stolze Beherrscherin des Ozeans selbst anzugreifen. Ein Wagstück! Um so anziehender für mich. Die karthagischen Flotten hielten Sizilien umlagert, selbst den Hafen von Syrakus gesperrt. Wie nun, ohne Kriegsschiffe, ohne geübte Ruderer die vortrefflichsten Seeleute der Welt verhindern, daß sie mir eine Landung in Afrika unmöglich machten? Wie meine Syrakuser zu dem Schritte bewegen, jenseits des Weltmeers zu kämpfen? — — Die Aufgabe war reizend. Und wenn ich dir erzähle, wie ich sie gelöset habe, so beweise ich dir schon damit, wie man Menschen

zu Allem treiben kann, wenn man ihre Schwächen zu fassen versteht. Mit dem Gebiß und Zaum bändigt und zähmt man das wildeste Roß; mit Benutzung der gemeinsten Leidenschaften, der herrschenden Vorurtheile und abergläubigen Vorstellungen führt man die halsstarrigsten Völker, wohin man will, gleich Bestien am Nasenring.

„Sobald ich zur Landung in Afrika Alles vorbereitet hatte — doch Niemand, außer mir selbst, wußte von dem Vorhaben — bestellte ich meinen Bruder Antander zum Befehlshaber in der Stadt, gab ihm hinreichende Besatzung und wählte den Kern des Kriegsvolks zu dem großen Abenteuer aus. Das Fußvolk ließ ich in aller Stille einschiffen mit seinen Waffen; die Reiterei desgleichen, doch ohne Pferde, aber mit dem nöthigen Reitzeug. Pferde wollte ich mir erst in Afrika erobern. Um in meiner Abwesenheit der Treue von Syrakus gewisser zu sein, nahm ich von jeder Familie Söhne und Brüder ins Heer auf. Aus Liebe und Furcht für diese konnten die Zurückbleibenden nichts Gefährliches gegen mich anzetteln.

„Mit sechszig Frachtschiffen erwartete ich einen bequemen Augenblick zur Abfahrt. Die Karthager sperrten mit überlegener Seemacht die Mündung des Hafens. Es verfloß mancher Tag. Endlich, da einige Lastschiffe in der Ferne auf dem Meer erschienen, die mit Lebensmitteln nach Syrakus segeln wollten, machten sich die Karthager auf, jene zu fangen. Sobald die Ausfahrt nur eine Stunde lang offen war, schiffte ich mit der größten Anstrengung der Ruderer in die weite See hinaus. Da die Feinde meine ganze Flotte erblickten, glaubten sie, ich wollte den Kauffahrteischiffen beistehen, und rüsteten sich zum Treffen. Ich freute mich ihrer Täuschung, und segelte an ihnen vorbei. Sie setzten mir zu spät nach. Die Lastschiffe, von ihnen befreit, fuhren ungehemmt nach Syrakus.

„Nach einer Fahrt von sechs Tagen und Nächten sahen wir mit dem Morgenroth vor uns die Küsten von Afrika, aber noch hinter uns die ganze karthagische Flotte. Noch wußte auf meinen Schiffen Niemand, wohin ich eigentlich wollte. Viele vermutheten, meine Absicht sei nach Italien; und ich mache Umwege, um die Feinde zu täuschen. Jetzt rief ich und zeigte auf die Küste: „Dort, ihr Syrakuser, ist unser Ziel und das Ende unserer Fahrt!“ Der Feind, in der Hoffnung unsere ganze Seemacht zu erobern, verdoppelte seine Anstrengung uns zu erreichen. Die Syrakuser aber ruderten mit Kräften, das Land zu gewinnen, um dem Tod im Meer oder der Sklaverei zu entfliehen. Ein Ruderer schrie dem andern zu. So, wetteifernd beide Flotten, kamen wir ans Ufer. Die Karthager, da sie uns geborgen und an Kriegsvolk überlegen sahen, kehrten zurück und legten sich in einiger Entfernung vor Anker. Ich aber ließ Alles ausschiffen, die Schiffe ans Gestade ziehen, und das Lager mit einem Wall umgeben.

„Damit Verzweiflung bewirke, was Begeisterung nicht vermöge, brachte ich den Göttinnen Ceres und Proserpina ein Opfer; dann ward das Heer versammelt. Im Priestergewande und einen Kranz auf dem Haupt, trat ich in den horchenden Kreis. „Syrakuser!“ sprach ich: „Das Ceresfest wird mit Fackeln gefeiert, zum Gedächtniß, wie Ceres, als sie die geraubte Proserpina in der Unterwelt zu suchen ging, an den Flammen des Aetna ihre Fackeln anzündete. Syrakuser, als wir von den Karthagern verfolgt wurden, that ich den Schutzgöttinnen Siziliens das Gelübde, unsere Schiffe nach glücklicher Rettung in brennende Fackeln zu verwandeln. Wir sind gerettet. Dankbarkeit erfordert Erfüllung des Gelübdes. So mögen unsere Schiffe auflodern. Ich verheiße Euch den Besitz einer schönern und zahlreichern Flotte. Denn die Göttinnen haben mir beim Opfer-Sieg und Glück dieses ganzen Feldzugs verkündet!“

„So sprach ich. Ein Diener überreichte mir eine Fackel; jeder

Schiffshauptmann empfing eine. Ich trat auf das Hintertheil des Schiffes, das mich getragen; jeder der Befehlshaber that wie ich. Die Trompeten wurden geblasen. Das ganze Heer erhob ein Feldgeschrei. Alle Schiffe loderten im Feuer auf, während das Heer betete. Nun war keine andere Aussicht, als obzusiegen oder umzukommen. So wollte ich's. Und unverzüglich brach ich mit gesammter Kriegsmacht gegen die karthagische Stadt Megalopolis auf. Meine Syrakuser waren niedergeschlagen und düster. Sie betrachteten sich als Verlorne.

„Wie sie aber landeinwärts rückten und nun den reichgebauten Boden erblickten, von allerlei Pflanzungen und Gärten, vielen Bächen und Wasserleitungen verschönert, richtete sich ihr Muth von Neuem auf. Links und rechts schimmerten Landhäuser, die vom Reichthum der Eigenthümer zeugten. Dörfer und Höfe hatten Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art. Auf beiden Seiten des Weges weideten in den Ebenen große Heerden von Rindern, Schafen und Pferden. Ueberall sah man das Land mit Oelbäumen, Weinstöcken und Fruchtbäumen verschiedener Gattung bepflanzt. Alles verkündete eine Fülle, einen Wohlstand, eine Glückseligkeit, welche meinen Kriegern den schönsten Lohn des Sieges verhieß.

„Megalopolis, wie die Stadt Tunes, keines Feindes gewärtig, nahm ich mit Sturm und gab sie meinen Soldaten preis. Karthago war voll Schreckens. Ohne die Kriegsschaaren der Landschaft und der Verbündeten abzuwarten, rückten mir die Feinde entgegen. Sie stellten aus ihrer Hauptstadt allein schon ein Heer von vierzigtausend Mann zu Fuß, tausend Reitern und zweitausend Streitwagen ins Feld. Ich hatte in Allem kaum vierzehntausend Mann nach Afrika gebracht.

„Theils vor dieser Uebermacht, theils vor der Reiterei und der Menge der Wagen erschrak mein Volk. Ich aber sprach Muth ein, und ließ, als das Heer schlief, eines Morgens viele Eulen im Lager

ausfliegen. Diese flatterten über die Schaaren umher, und setzten sich auf die Schilder und Helme der Krieger. Das gab diesen Muth. Denn da sie mit Verwunderung die Vögel Minervens erblickten, zweifelten sie keinen Augenblick länger am Beistand der Götter. So wenig bedarf's, ein Volk zu leiten. Sie nahmen die Erscheinung der Eulen als Vorbedeutung des Glücks; ich befahl Angriff; die Karthager wurden in blutiger Schlacht geschlagen. Ich ließ zwei Schiffe von dreißig Rudern bauen, bemannen und mit der Siegesbotschaft nach Syrakus gehen.

„Erreichte ich gleich meinen Zweck in Afrika nicht, Karthago auf immer zu lähmen: erschütterte ich doch den Muth der gewaltigen Stadt. Zweihundert afrikanische Städte eroberte oder zerstörte ich. Karthago war nach langem, verderblichem Kampf des Friedens froh. Ich kam, mit der Königswürde angethan, nach Syrakus heim.

„Doch, Mikon, ich will dich nicht mit der Geschichte des vieljährigen Krieges, meiner glücklichen und unglücklichen Abenteuer, meiner Feldzüge in Italien während des bruttischen Krieges ermüden. Aber ich stehe auf einer Höhe, die dir beweist, der Mensch könne, was er wolle, wenn sein Wille unveränderlich derselbe ist; wenn er nichts fürchtet, und den Tod am wenigsten; wenn er, von Vorurtheilen losgefesselt, ihnen zur rechten Zeit Huldigung bringt; wenn er, ohne Leidenschaften, die Leidenschaften der Menschen vor seinen Wagen zu spannen weiß; wenn er in wohlberechneter Stunde tugendhaft oder lasterhaft, wahr oder falsch, treu oder meineidig, gütig oder schrecklich sein kann. Sizilien liegt zu meinen Füßen; Afrika zittert; Griechenland bewundert mich, und die Könige Asiens werben um meine Freundschaft, seit ich in den Gewässern von Corcyra die ganze Flotte Kassanders, des Königs von Mazedonien, schlug und verbrannte.

„Ich spielte mit der Welt, wie ein Gott. Ich zwang Völker

und Könige, meinen Willen zu ehren. Aber ich werde alt. Meine Rolle wird bald ans Ende gespielt sein. Was ich baute, wird wieder einstürzen. Das macht mich mißvergnügt. Ich hatte keine Lust im Leben, als Anschauung und Bewunderung meiner eigenen Kraft. Wie ist das am Ende so wenig! Ich bin heut um nichts glückseliger, als da ich noch neben dir in der Werkstatt des armen Töpfers arbeitete. Und nun, weiser Mikon, so verschieden von dieser Werkstatt hinweg unsere Lebensbahnen waren: was denkst du vom Agathokles?"

---

Mikon betrachtete den König mit langem Schweigen. Dann sprach er: „Agathokles, ich bewundere deine Kraft; nicht die Kraft, mit der du einen Theil der Welt umwälztest, sondern mit der du die Last deines eigenen Lebens trägst."

„Und warum nicht auch die Kraft des Töpfers, der die königliche Gewalt von Sizilien an sich riß, und mit seinem Ruhm die Welt füllte?" fragte der Fürst.

„Weil dies nicht die Kraft des Agathokles, sondern die Macht des Verhängnisses war, welches sich deiner bediente. Du hast keinen Augenblick lang das Glück geleitet, sondern das Glück leitete dich. Du warst es nicht, der den Pfeilen nach dir zielender Bogen geboten, dein Herz zu verfehlen, oder dem Abgrunde des Weltmeers, dein Schiff nicht zu verschlingen. Als du in Gela sieben Wunden empfingst, war es nicht deine Klugheit, welche den Schwertern befahl, um kein Haar tiefer zu schneiden, damit dein Lebensfaden unzerrissen bleibe. Die Umstände beherrschten dich. Als geschickter Schwimmer wichest du gefährlichen Klippen aus; aber daß dich die zerschmetternde Welle nicht ergriff, war nicht das Werk deiner Kraft. In Karthago geboren, oder in Griechenland, wärst du ein Anderer geworden. Du hast nichts erzwungen, was sich nicht von selbst darbot; du hast nichts zertrümmert, was nicht schon zum Ein-

sturz bereit war. Was du aber gewaltsam bogest, bleibt nicht gebogen; es springt, sobald du die Hand davon lässest, gleich einer gekrümmten Ruthe, in die alte Lage zurück. Denn der größte König ist ein Knecht des Schicksals."

Agathokles Antlitz verfinsterte sich. „Willst du," sprach er, „willst du mir auch noch meinen letzten Werth rauben?"

„Ich bewundere die höhere Kraft in dir, welche dich stark macht, die Last deines Daseins zu tragen, den ungeheuern Gedanken: zweiundsiebenzig Jahre von Noth, Sorgen, Anstrengungen — für ein großes Nichts. Du hast Afrika verwüstet; es blüht wieder. Du hast dir einen königlichen Thron gebaut; er ist Holz mit Teppichen behangen. Dein Wink gebietet den Füßen und Händen von Tausenden; aber ihre Herzen schlagen frei und fluchen vielleicht. Sie sind Sklaven des Geschicks, wie du; aber alle vielleicht glücklicher, als du."

„Und warum, Mikon, warum bin ich nicht glücklich?"

„Weil du nicht zu beglücken verstandest. Du verkanntest die Menschheit, weil du dich selber verkannt hast. Du verachtetest die Menschen, weil du dich selber nicht geachtet hast. O König, das ist die Welt, was wir selbst sind; und jeder Sterbliche ist ein Gott in seinem Kreise, wie vielleicht jeder Stern am Himmel eine Sonne in der Welt."

„Meinst du, ich hätte besser gethan, auf Lebenszeit in jugendlichen Träumen zu schwelgen? Nein, ich trat aus dieser mit Kraft hervor, um die Welt kennen zu lernen, wie sie ist."

„Wer sich selbst kennt, der kennt die Welt; kein Anderer. Du hast in dir die göttlichen Urbilder des Wahren, des Schönen, des Guten. In dir solltest du sie sehen; es waren die Strahlen deines Geistes, die deine innere Sonne nach außen senden sollte. Aber du suchtest das Göttliche außer dir, und fandest — Staub. Es liegt in der engen Brust des Menschen mehr verborgen, als

im ganzen sichtbaren Weltall. Draußen wühltest du im Staube, und warst dir selber fremd; und was du da erhaschtest, blieb Staub. Es ist nichts Wirkliches, als das Göttliche; Alles draußen ist todter Traum und fremdes Reich. Dein Wille gehört dir, und ist deine Ehre oder Schmach; deine That liegt in der Gewalt der Götter."

Agathokles lächelte und sprach: „In wenigen Tagen werde ich Karthago's Seemacht vernichten; in wenigen Wochen ist mir Afrika zinsbar. Dann komme ich wieder zu dir, und bringe die Antwort: in wessen Gewalt die That liegt?"

---

Der Fürst kehrte nach Syrakus zurück.

Drei Tage nach diesem Gespräch erfuhr Mikon den Tod des Agathokles und seines Sohnes, dem er das Erbe seiner Macht bestimmt hatte. Denn Archagathos, des Königs Enkel, welcher im Feldlager bei Aetna stand, war unwillig geworden, daß er den Oberbefehl der Land- und Seemacht an den Sohn des Fürsten übergeben sollte. Er lud den jüngern Agathokles zu einem Opfer ein, veranstaltete ein prächtiges Gastmahl, und tödtete ihn, da er trunken ward, in der Nacht. Zugleich hatte er den Mänon von Aegesta, den Liebling des Königs, beredet, diesen, als den Unterjocher Aegesta's, mit Gift aus dem Wege zu räumen.

Als Agathokles eines Tages nach der Mahlzeit vom Tische aufstand und sich nach seiner Gewohnheit mit einer Feder die Zähne reinigen wollte, reichte ihm Mänon die Feder. Sie war an der Spitze vergiftet. Schneller Schmerz und tödtliche Fäulniß des Zahnfleisches, die immer weiter um sich griff, wurden die Folge. In kurzer Zeit verlor Agathokles die Sprache, und ward so schwach, daß er sich nicht regen konnte. Man eilte sogleich mit ihm zum Scheiterhaufen, obwohl er noch athmete, und verbrannte ihn, da ihn sein Bewußtsein noch nicht verlassen.

Nach dem Tode des Tyrannen stellten die Syrakuser alsbald ihre Volksherrschaft und Freiheit wieder her; zerstörten alle Bildsäulen, die sie dem Agathokles errichtet hatten, und erklärten seine gesammten Besitzungen dem Staate verfallen. Auch Archagathos genoß den erwarteten Lohn seiner Schandthat nicht. Denn Mänon, nach Herrschaft gelüstend, räumte auch ihn aus dem Wege. Ein Flüchtling, rettete sich zuletzt aber der Mörder selbst nach Afrika.

Mikon, als er dies Alles hörte, sprach zu seinen Kindern: „Es waltet ein heiliges Schicksal. Es vergehen die Werke der Sterblichen mit ihnen; nur das Göttliche stirbt nicht. Nicht der Tod, aber das Leben kann eine Schande sein; das aber ist die Schande: Geist und Odem gehabt und nicht gelebt zu haben. Der Wille ist unser, die That gehört den Göttern. Weil Agathokles in seinem Wahnsinn Göttern gleichen wollte, ward er weniger, als ein Mensch. Er strebte nach dem Unmöglichen; bildete sich ein, zu haben, was ihm nicht gehörte, und verlor, was sein wahres Eigen war."

---

# Der Pflanzer in Cuba.

## 1.

Die merkwürdigern oder größern Menschen des Zeitalters sind, im Auge des vorurtheillosen Weltbeobachters, noch immer diejenigen, welche, je nachdem das Schicksal das Spiel der Begebenheiten mischte, zufällig eine bedeutsame Stellung, oder gar eine sogenannte Unvergänglichkeit des Namens gewannen. — Kein Sterblicher ist das Alles selbst, was er, als Werkzeug des Verhängnisses, wird; er glänzt nur durch den Wiederschein der ihn umringenden Verhältnisse; und seine Größe verschwindet mit ihnen. Wohl mancher Homer oder Shakespeare verdirbt unbemerkt im Akten- oder Schulstaub, ohne sich je ganz zu erkennen, oder ohne daß ihn das Schicksal kennen wollte. Mehr als ein Cäsar, oder Napoleon, schlägt sein Leben lang nur das Kalbfell der Trommel; und im bäurischen Zwilchkittel geht mancher königliche Geist einher, während Purpur und Krone den Leib einer Taglöhnerseele vergöttern.

Unter den Sterblichen, die mir auf dem Lebenswege begegneten, steht auch einer, der im Aeußern ganz unscheinbar, von Wenigen nur gekannt, aber von diesen verehrt, durch Hoheit der Denkart und Stärke des Gemüths meine Aufmerksamkeit fesselte. Er wohnt nicht in Europa, sondern auf einer der westindischen Inseln; ist da Pflanzer in einer weiten, aber fruchtbaren Einsamkeit, allein mit seinen Sklaven, die ihn wie einen Vater lieben.

Wie ein Robinson wird er dort sich und Allen Alles; Schiedsrichter in den Zwisten seiner Nachbarn, die ihn anrufen, Lehrer der Jugend, Priester der Erwachsenen, Arzt der Kranken, Rathgeber der Unglücklichen, Heiland aller Leidenden. Von Geburt ein Schweizer, ist er, Republikaner unter seinem Dache, treuer Unterthan des spanischen Scepters; Mitglied der evangelischen Kirche, wird er von den Bekennern der römisch-apostolischen, wie der Beste unter ihnen, geachtet. Er ist einer der Christen, welche, entwachsen dem dürftigen Ideenkreis der verschiedenen Sekten, mit Christo das Höhere des göttlichen Glaubens und Wissens ergriffen haben und darin ihre Seligkeit fühlen.

So ist er mir von einigen seiner Freunde, die aus Amerika kamen, und mich zu verschiedenen Zeiten besuchten, geschildert worden.

Nach dem Allem, was hier von ihm gesagt ist, erwarte man nun keine Erzählung seiner etwa wunderhaften Lebensereignisse und Abenteuer, an welchen es ihm übrigens nicht gefehlt haben mag, da er einst, als junger Mann, einen guten Theil des nördlichen Amerika's und der Antillen durchschwärmte. Ich möchte den Lesern nur einige Bruchstücke seiner Briefe mittheilen, welche schon dadurch ein gewisses Interesse erhalten, daß sie uns mit der einfachen Lebensweise eines westindischen Pflanzers, mit Eigenthümlichkeiten einer Insel näher bekannt machen, welche, meines Wissens, seit Alexander von Humboldt Niemand näher geschildert hat. Nebenher offenbart sich darin der rein menschliche, große Sinn eines Mannes, der, in einsiedlerischer Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, die schönste Welt in sich selbst trägt und sie aus seinem Innern ins vergängliche Leben für den Augenblick flüchtig hinausbaut, wie die Spinne ihr wunderbares Gewebe.

---

2.

Bevor ich die brieflichen Mittheilungen gebe, sei mir noch erlaubt, zu erzählen, auf welche unerwartete Weise ich mit dem westindischen Pflanzer in Verbindung kam.

Einer meiner freundschaftlichen Bekannten, mit welchem ich, außer geselligen Verhältnissen, keine nähere Berührung hatte, war gestorben. Nach seinem Tode fand sich ein verschlossener, schon vor mehreren Jahren von ihm geschriebener Brief vor, worin er mich ersuchte, Vormund und Beistand seiner hinterlassenen Familie zu werden.

An einem schönen Sommertage des Jahres 1823 theilte mir die kränkliche Wittwe, nicht ohne Bestürzung, ein aus der Havannah an ihren verstorbenen Gemahl eingelaufenes Schreiben mit, worin demselben von einem seiner Freunde in Cuba die Ankunft von dessen jungem Sohn, einem Mulatten, angekündigt wird, der nun auf der Ueberfahrt von Westindien nach Europa sei. Der Knabe sollte in der Schweiz erzogen und unterrichtet werden. Die beiden Freunde hatten schon, in früherm Briefwechsel, die nöthige Uebereinkunft wegen der fernern Pflege und Bestimmung des jungen Westindiers abgeschlossen. Mir blieb nichts übrig, als die von dem Verstorbenen eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Der kaum neunjährige Knabe traf glücklich bei mir, von seiner weiten Reise, ein; ein hübsches, wildes Kind, dessen unbändige Lebhaftigkeit, dessen plötzliche Uebergänge von tiefster Traurigkeit zur ausgelassenen Freude, das heiße afrikanische Geblüt verrathen haben würden, wenn es auch sein schlanker Wuchs, seine geschmeidige Beweglichkeit, seine farbige Haut und das feingekräuselte Haupthaar nicht verkündet hätten. Er war der Sohn einer jungen Negerin, Agrippina Conga, deren Reize den weltbürgerlichen Pflanzer auf Cuba gefesselt hatten. Aus der allgemeinen Hochachtung zu schließen, mit welcher sie, noch sehr jung, bei ihrer

Ausschiffung in der Havannah, nachher in der Kolonie, von sämmtlichen Negern behandelt wurde, so wie nach ihren eigenen Andeutungen, scheint sie die Tochter oder Verwandtin eines königlichen Geschlechts aus dem Innern Afrika's gewesen zu sein. Mehr als ihre Herkunft, zog nachher ihre Schönheit die Bewunderung an, und selbst ein europäisches Auge konnte, ohne von der schwarzen Farbe der Sammethaut beleidigt zu werden, die Liebenswürdigkeit der afrikanischen Grazie anerkennen, deren Wangen, „wie durch die Finsterniß eines getrübten Himmels das Morgenroth," glühten.

Mein Erstes war, den Vater über das Schicksal seines Kindes zu beruhigen, welches er auf dem Ozean wußte, während er schon den Tod seines Freundes erfahren hatte, und dies Kind seiner Liebe nun fremd und allein in einen andern Welttheil hingeworfen stehen sollte. Die Lage des Mannes schien mir eine der schrecklichsten, die ein Vater empfangen kann. Ich sagte ihm Alles, was ich von mir selbst wußte, um ihm Vertrauen zu einem Unbekannten einzuflößen.

„Das Schicksal schenkte mir einst," antwortete er, „in schöner, wohlthätiger Laune unerwartet einen getreuen, aufgeklärten, biedern Freund. Es hat ihm gefallen, mir diesen, eben so unerwartet, in einem der wichtigsten Augenblicke meines Lebens zu rauben. Und nun, als bereuete es selbst die anscheinende Härte, überrascht es mich beinah' ohne Zeitverlust mit dem edelsten Ersatz. Ich unterwerfe mich, wie ich soll, in Demuth seinen Fügungen und empfange mit dankbarem Herzen seine Wohlthat, entschlossen, sie furchtlos zu genießen, so lange es dem gütigen Lenker der Schicksale gefällig sein mag.

„Ich kann mich bei Ihrer Aengstlichkeit, sich zu legitimiren, des Lächelns nicht enthalten. Glauben Sie mir, daß wir Schweizer hier, wenn wir auch beinah' zu Ihren Antipoden gehören, Ihren Namen nicht kennen sollten und wohl noch mehr, als den Namen?

Aber ich kenne Sie persönlich. Ich sah sie 1800 zu Basel in einer Gesellschaft. In dieser befand sich damals ein unbedeutender, Ihnen unbekannter junger Mann; und dieser junge Mann war ich."

Nach diesen Einleitungen zu einem traulichen Verhältniß entspann sich der Briefwechsel.

---

3.

St. Theresa in Cuba, 1824.

Hätten wir noch heutiges Tages ein nur halb so hohes Alter zu gewärtigen, wie unsere Geschlechtsverwandten vor der großen Fluth, ich würde Ihnen einen Besuch am alten Lebergebirge*) versprechen, und von Stund' an meine Vorkehrungen treffen, um wenigstens ein halbes Hundert von Jahren in der Gesellschaft meiner schweizerischen Freunde und im Anschauen der Naturschönheiten meines Vaterlandes zubringen zu können. Mein leiser Wunsch wird es immer bleiben, noch einmal dahin zu ziehen. Darf ich mich aber mit der Hoffnung schmeicheln, diesen Wunsch je erfüllt zu sehen? Ich denke, nein! Und Alles zusammen gerechnet, wer weiß denn, ob die Erfüllung des Genusses nicht einen bittern Nachgeschmack hinterlassen würde?

Möge mein Sohn statt meiner das Leben des alten Welttheils sehen, und sich dort für die Zukunft des neuen ausbilden, dem er eigentlich angehört. Es wäre freilich wünschenswerth, wenn wir hier in Westindien unter unsern Augen gute Erziehungsanstalten besäßen, und so die vielfältigen und wichtigen Vortheile genießen könnten, die für uns daraus erwachsen müssen. Das Klima in der Nachbarschaft des Wendekreises scheint aber den Gelehrten und der

---

*) Dem Jura in der Schweiz.

Gelehrsamkeit durchaus abhold zu sein. Von so vielen Versuchen, dieselben in die englischen, französischen und andern Kolonien zu verpflanzen, weiß ich wenigstens keinen, der je gelungen wäre. Einige der südlichen Staaten Nordamerika's haben kostspielige Institute errichtet, und wenden alles Mögliche an, um dieselben in Kredit zu erhalten; aber auch dort hat es bisher damit gar nicht recht glücken wollen. Und wenn es anders nicht den Aeltern durchaus an Mitteln gebricht, so lassen sie ihre Söhne, nachdem diese die Kinderschulen durchlaufen haben, in den nördlichen Provinzen erziehen.

Dennoch würde hier in Cuba, wegen besonderer, anderswo nicht obwaltender Umstände, ein Versuch von der Art, wie Sie denselben beschreiben, vielleicht gemacht worden, und auch gelungen sein, wenn nicht über das Weltmeer herüber die politische Rückwirkung eingetreten wäre, welche unter den Fittigen der heiligen Allianz ganz Europa fühlt. In dem schönen Frankreich sogar sind, wie ich höre, die frères ignorantins und die Jesuiten zum Behuf der Erziehung angenommen. Wer in Spanien dazu verlangt wird, mag Ihnen besser bekannt sein, als mir. Hier aber ist's von jeher gehalten worden, wie im Mutterlande.

Rechnen Sie dazu noch eine Art von nationaler Eifersucht oder vielmehr Scheelsucht gegen Fremde, von welcher die einheimischen Gelehrten, d. i. die Geistlichen, noch weniger frei sind, wie das Volk und der Pöbel, so werden Sie sich mit einemmale richtig vorstellen können, welche Rolle bessere Schulanstalten durch herbeigerufene Männer in diesem Lande spielen würden.

Ich selbst bin hier nicht ganz ohne Bücher. Es ist meinem Geiste Bedürfniß, mit den besten Geistern zu leben und zu verkehren, die auf dem Erdball erschienen sind. Müßt' ich sie entbehren, würd' ich im weiten Erdball einsam wohnen, und dieses als einen Verbannungsort betrachten, in welchen ich aus der ersten

Heimath, dem Nichts, verstoßen bin. Zwar meine Bibliothek ist klein; sie enthält aber doch etwas Weniges von Reisebeschreibungen, geschichtlichen, naturwissenschaftlichen, mathematischen, astronomischen und andern Werken. Von deutschen Büchern besitze ich nichts, als über Moral und Religion. Lassen Sie mir aber noch Langsdorfs und Vega's sämmtliche mathematische Schriften, Kästners Geschichte der Mathematik u. s. w. zukommen: so bin ich reich.

---

4.

Meine Pflanzer-Lebensart hat sich in achtzehn Jahren mehrmals verändert, nur nie in ihrer ursprünglichen Abgeschiedenheit. Ich habe in dieser westindischen Einsamkeit das Gefühl, welches man auf den Gipfeln hoher Berge hat. Ich stehe Gott und der Natur näher, je entfernter ich mich von den thörichten Qualen der Menschen sehe, welche sie sich mit leidenschaftlicher Verstandesverblendung erschaffen. Eben darum muß es selbst unter den Wilden behaglicher wohnen sein, als unter den durch die gesellschaftlichen Verhältnisse erkünstelten und verschrobenen Leuten. Denn jene sind, wie alle Kinder, noch natürlich. Ich verstehe hier Rousseau's Gedanken besser, als in Europa.

Im Anfang glich meine Lebensweise einer Robinsonade. Alles fehlte; für Alles mußt' ich erfinden. Im dritten Jahre hätte dieser Zustand, mit meiner ersten Kaffee-Aernte, wohl wenigstens eine Tünche von Zivilisation annehmen sollen; aber durch den verderblichen Einfluß des spanischen Krieges und des berüchtigten Kontinentalsystems, wurde im Gegentheil jede Blüthe meines äußern Glücks zerstört, bis zum allgemeinen Frieden. Von da erst hat sich meine Lage so verbessert, daß mir heute in diesem Betracht nichts mehr zu wünschen übrig bleibt.

Die Pflichten meines Gewerbes beschäftigen mich unablässig, das ganze Jahr durch, Feier- und Werktage, von früh Morgens bis Nachts. Ich genieße erst von Abends acht Uhr an täglich, aber in Kleidern, einer vorbereitenden Ruhe von wenigen Stunden; dann kann ich zwei bis drei Stunden ohne Nachtheil der Gesundheit, ungestört mir selbst leben, daß der Geist seiner froh werde.

Und Morgens ist mein Erstes, daß ich in meinem Lehnsessel, im Lieblingswinkel meines Schlafkämmerchens, in gänzlicher, körperlicher Unthätigkeit sitzend, eine Cigarre rauche und eine Schaale bittern, kalten Kaffee's trinke; Alles im Finstern, vor Sonnenaufgang. Das soll mein Betrachtungsstündchen sein. Da laß ich Welt und Leben, das Vergangene, das Kommende, traumhaft an mir vorübergleiten. Ein stärkendes Seelenbad! Aber es dünkt mich, auf den vom langen Liegen schlaff gewordenen Körper wirkt diese Ruhe wohlthuend ein.

Mit erstem Glimmern des Tageslichts werden meine Leute auf ihre verschiedenen Arbeitsplätze vertheilt. Dann geh' ich zum Krankenbesuch. Hab' ich diesen vollendet, begeb' ich mich zu Fuß oder zu Pferde durch die Pflanzungen zu den Arbeitern, das Nöthige anzuordnen. Ich verweile bei ihnen bis zum Frühstück, um 9 und 10 Uhr. Auf dieses folgt meine Siesta; dann mancherlei häusliche Beschäftigung, abermaliger Besuch der Arbeitenden bis zum Mittagsmahl, um 3 oder 4 Uhr. Noch zum drittenmale besichtige ich, was meine Leute mit ihrem Tagewerke geleistet haben; gehe noch einmal an das Lager der Kranken; es werden die erforderlichen täglichen Schreibereien besorgt und die Anordnung für die künftigen Tage getroffen.

Das ist das Bild vom Einerlei meiner Tage. Besuche, unvermeidlicher Briefwechsel und etwa ein anhaltendes Regenwetter sind die einzigen Ausnahmen. Die stille Wiederholung meines Thuns, wie der Sonne Lauf, läßt mir kaum mehr noch zu wün-

schen übrig, als einen biedern, aufgeklärten Freund in unmittelbarer Nachbarschaft, mit dem ich höhere Gedanken wechseln könnte, meinen Geist auszubilden. Er fehlt mir!

Anfangs auf die Gesellschaft meiner Schwarzen allein beschränkt, besaß ich mehrere Jahre hindurch nur zwei Bücher, ein Bändchen mathematischer Abhandlungen und Cicero's Reden, welche ich, wie Sie wohl denken können, äußerst liebgewonnen. Und zersetzt, wie sie nun aussehen, bewahre ich sie jetzt dennoch wie Reliquien auf. Nein, Sie haben keine Vorstellung davon, wenn man Jahre lang für Geistesnahrung nur auf ein paar Schüsseln beschränkt bleibt, wie man da jeden einzelnen Gedanken, ich möchte sagen, jedes Wort des Schriftstellers durstig aussaugt, um das eigene Gedankenleben zu fristen, damit es nicht sterbe. Und man gewinnt dabei noch lernend viel. Lesen ist nur Anregen der Geistesthätigkeit; und nur das Selbstgedachte und das Durchdachte ist das Gelernte. Vielleserei ist Vielschwelgerei, welche ungesunde Säfte erzeugt, geistige Aufgedunsenheit und Mattheit. — Die Engländer hatten mir, schon im Jahr 1803, meine kleine tragbare Bibliothek, nebst Allem, was ich damals an Effekten in dieser Welt besaß, aus Irrthum auf meiner Flucht von St. Domingo abgenommen.

Die politischen Bewegungen in Cuba stören mich am wenigsten. Ihre freundschaftlichen Besorgnisse von Gefahren für mich müssen mir schmeichelhaft sein, aber bis jetzt hat sie nichts gerechtfertigt. Ich habe nur vier Staatsveränderungen in diesem Lande erlebt, welche aber nicht nur ohne Blutvergießen, sondern auch auf die glimpflichste Art von der Welt abgelaufen sind. Wie noch überall in unserm Jahrhundert, bilden die Menschenfreunde und einsichtsvollen Geister auch hier die Minderheit; Adel und Geistliche, mit dem Pöbel in natürlicher Wahlverwandtschaft stehend, erdrücken durch ihre Masse, was Besseres aufkommen möchte.

Unsere Creolen, welche die Mehrheit der hiesigen spanischen

Einwohner ausmachen, sind zwar, wie beinahe alle Creolen, ein flüchtiges, heftiges, prahlendes und hochmüthiges Völkchen, aber im Grunde weder boshaft noch blutdürstig, ausgenommen die Hefe des Volks, die aber auch aller Orten die nämliche ist. Die allergrößte Zahl ist höchst unwissend, und von Kindsbeinen auf gewohnt, blindlings zu gehorchen und zu verehren, was ihre Väter schon verehrt haben. Eben so allgemein ist es ihnen angeerbt, ausschließlich mit Vergnügen gemeinster Art die Zeit zu tödten und Geld zu erwerben, ohne sich um etwas Höheres zu bekümmern. Bei den aus dem Mutterlande herüberposaunten und hochklingenden Cortes-Worten von Vaterlandsliebe, Volksrechten, Konstitutionen, Heldensinn u. s. w. spitzten freilich einige die Ohren. Weil sie aber im Grund nicht viel aus denselben zu machen wußten, und weil eine neue Ordnung der Dinge, gut oder schlecht, nicht ohne wiederkehrende Verwirrungen bei einem Volke einzuführen war, welches erst noch das Buchstabiren zu lernen hat: so wurden sie des wenig einträglichen Spieles überdrüssig, und jedesmal bald geneigt, sich die Wiedereinsetzung aller Legitimitäten ganz gleichmüthig gefallen zu lassen. Der Mensch übrigens ist unter der heißen, wie unter der kalten Zone ein Gewohnheitsthier.

Die hiesigen europäischen Spanier bewegen sich ungefähr wie ihre Brüder in Europa, doch vielleicht etwas gelassener, weil schlaffer.

Sie machen aber bei weitem die kleinere Zahl aus; werden von den Creolen mit einiger Eifersucht beobachtet und lassen sich auch gern etwas Kränkendes gefallen, wenn man ihnen nur nicht das Gelderwerben erschwert.

In politischer Hinsicht wird von den Negern wegen der beträchtlichen Volkszahl der Weißen nicht eher zu fürchten sein, bis sich die Weißen selber entzweien und eine Partei dieselben gegen die andere bewaffnet, wie das ehemals in St. Domingo der

Fall war. Doch das ist in Cuba, meines Dafürhaltens, noch lange nicht zu besorgen. In Amerika und Westindien bildet die Hautfarbe der Menschen ein Kastenwesen, wie irgend in Europa der adelige Stammbaum oder der Priesterrock. Hier gleicht der Creole dem neuen Adel; tief steht der Mulatte unter diesem*), und der Mulatte sieht stolz auf den Neger nieder. Kastenstolz ist eine Sumpfpflanze, aus dem Schlamme unserer eigenen Thiernatur aufgeschossen. Wir müssen jene gelassen erdulden, bis die moralische Entsündigung unsers Geschlechts sie verschwinden macht.

---

## 5.

Ich schreibe Ihnen aus St. Theresa, der Pflanzung eines meiner Freunde. Jährlich drei- bis fünfmal komme ich hierher auf Besuch, oder zur Inspektion, bald auf längere, bald auf kürzere Zeit. Wir haben in hiesiger Gegend nur eine amerikanische Familie als Nachbarn, mit der wir seit zwanzig Jahren in traulicher Bekanntschaft leben. Die Weihnacht- und Osternferien sind unsere eigentlichen Feste, in denen wir uns gemeinsam des Daseins freuen.

St. Theresa liegt am östlichen Abhange einer Gebirgskette, welche sich von hier aus ungefähr 50 Stunden bis nahe ans äußerste westliche Ende der Insel erstreckt. Berge und Thäler dieser Berg-

*) Als ich im Frühjahr 1830 den Sohn des Pflanzers zur Rückkehr in seine Heimath nach Havre begleitete, und mich dort eines Abends mit ihm zur Wirthstafel setzte, gerieth ein an derselben befindlicher nordamerikanischer Schiffskapitän bei der Erscheinung des jungen Mulatten, und über den dadurch verletzten Anstand, in solche Verlegenheit und Unruhe, daß er den Tisch und seine Gemahlin verließ, die ihn vergebens heimlich zurückhalten wollte.

kette gleichen in ihrer äußern Form dem östlichen Jura von Solothurn bis Brugg; und deswegen, und dem Vaterlande zu Ehren, nannte ich meine Pflanzung die Kolonie am Jura. Sie liegt 22 Stunden westlich von der Havannah und drei Stunden westlicher als St. Theresia.

Sie wünschen nähere Kunde von meiner Pflanzung. Wohlan denn! Denken Sie sich einen Raum von ungefähr 700 Juchart Landes (jede von 35,000 bis 40,000 Geviertschuhen) oder, wie wir's hier nennen, von 16½ Geviert-Cavaleries. Davon sind nun bis jetzt 145 Juchart mit Kaffee bepflanzt und etwa 45 Juchart mit Lebensmitteln und Viehfutter. Das Uebrige ist noch ein immergrüner Wald. Zwei große Bäche und eine Menge kleinere, auch Quellen von vortrefflichem Wasser, erfrischen das Ganze. Einige unbedeutende Flächen ausgenommen, ist alles Hügelland. Von meinen schon angepflanzten 162,000 Kaffeebäumen haben vor zwei Jahren 31,000 ältere und 54,000 jüngere Bäume mir 57,000 Pfund Kaffee und letztes Jahr 40,000 Pfund von verschiedenen Qualitäten eingetragen.

Die Vorlese des Kaffee's fängt hier in den Bergen Ende Juli's oder Anfangs Augusts an; die eigentliche Aernte aber Ende Septembers, oder Anfangs Oktobers, und die Nachlese Ende Dezembers oder Anfangs Februars, und diese dauert oft bis in den März. In den Zwischenräumen dieser Zeiten beschäftigt sich der Pflanzer mit den vielen andern Arbeiten, unter denen das Ausjäten des Unkrauts die beträchtlichste ist. Je nach der mehr oder weniger südlichen Verflachung der Berge, muß dies Geschäft jährlich zwölf- bis fünfzehnmal wiederholt werden. Außerdem muß in jenen Zwischenzeiten das Trocknen und Mahlen des Kaffee's vorgenommen sein; d. i., der Pflanzer läßt die ausgetrocknete Kirsche, von welcher die zwei Kaffeebohnen den Kern bilden, durch ein von Ochsen oder Pferden im Kreise herumgetriebenes, hölzernes,

aber starkes Rad zerknirschen; dann Alle durch die Schwingmühle laufen; nachher auf Tischen sortiren, vollends reinigen und so endlich, in Säcken verpackt, nach der Stadt Havannah verladen.

Dies ist nicht die einzige Sorge des westindischen Pflanzers. Er setzt, an die Stelle der absterbenden, frische Bäume in seinen Kaffeepflanzungen; erweitert diese; macht neue Anlagen. Er besorgt die Ansaaten der Futterkräuter und menschlichen Nahrungsmittel. Der Reis bringt ihm jährlich eine, die Bohnen und das Türkenkorn jährlich zwei regelmäßige Aernten. Er macht Waldstücke urbar zum Anbau. Er unterhält seine verschiedenen Gebäulichkeiten, Wege, Einhägungen u. s. w., kurz, er hat immer vollauf zu schaffen, und genug, um nur alle Arbeiten zweckmäßig anzuordnen. In dem unaufhörlichen Wechsel der Thätigkeit besteht die Annehmlichkeit des westindischen Pflanzerlebens, welches ich noch dem europäischen vorziehen möchte, weil hier Alles ohne Unterlaß lebendig und rege ist, und keine todte Jahreszeit dazwischen tritt. Hier schläft die ewig schöne Natur nie.

Die Zahl meiner Erwachsenen und arbeitsfähigen Neger beläuft sich gegenwärtig nur auf 25 Manns- und 25 Weibspersonen, wovon 9 Paare verheirathet sind. Creolen von 1 bis 13 Jahren gibt es bei mir nur 11, weil alle die afrikanischen Mädchen, als ich sie erhielt, noch sehr jung waren. Im Laufe von 18 Jahren hatt' ich das seltene Glück, nur drei Afrikaner durch den Tod zu verlieren, einen Greis vor Altersschwäche und zwei Mädchen an kritischen Weiberkrankheiten. Dennoch fehlte es nie an häufigen Kranken. Alte, schon aus Afrika hergebrachte Schaden oder Würmer, oder Katarrhe sind die gewöhnlichsten Uebel derselben.

Alle sind gute, getaufte, römisch-katholische Christen, die regelmäßig jeden Abend Betstunden halten. Wer sich verheirathen will, dem steht's frei. Die Unkosten der Zeremonie sind gering. Es versteht sich, daß diese der Herr bestreitet.

Jeder Familie mit ihren kleinsten Kindern habe ich ein eignes, reinliches Zimmer gegeben, deren drei ein besonderes Gebäude ausmachen. Alle diese Gebäude stehen immer sechzig Schuh von einander entfernt. Die Unverheiratheten bewohnen, jedes Geschlecht abgesondert, ein besonderes geräumiges Gebäude, und werden des Nachts, zu besserer Erhaltung der Zucht und Ehrbarkeit unter Schloß und Riegel gehalten. Die Verheiratheten müssen um halb eilf Uhr Nachts in ihren Zimmern sein, wo sie sich einschließen mögen, wenn es ihnen gefällt. Diese Leute schlafen in erhöhten, hölzernen Bettgestellen, weich und mit guten wollenen Decken versehen.

Die Männer erhalten jährlich an Kleidungsstücken zwei Arbeitshemden und zwei Paar Langhosen von guter russischer oder deutscher Leinwand; dazu noch ein wollenes Hemd; die Weiber zwei lange, bis an die Füße reichende Hemden von der nämlichen Leinwand und ebenfalls ein Wollenhemd. Schuhe und Strümpfe sind, wie in Afrika, außer der Mode. Nur wenn es die Noth erfordert, gibt man ihnen Schuhe. Luxuskleider und Putzsachen, die ihnen weniger, als den ärmern Klassen in Europa mangeln, schaffen sie sich entweder selber an, oder erhalten sie als Geschenke, als Belohnungen ihres Wohlverhaltens, oder bei Hochzeiten oder Taufen.

Taback und Pfeifen haben alle meine Neger frei. Man kocht täglich zwei Gemüse-Mahlzeiten für sie. Nachtessen und Frühstück besorgen sie sich selber Abends in zwei abgesonderten Negerküchen. Alle zwei Tage erhält jede Person ein Viertelpfund Fleisch, oder auch Fisch. Branntwein empfangen sie zur Erquickung nach strenger Arbeit, oder so oft sie naß geworden sind und bei großer Kälte. Wundern Sie sich nicht, wenn ich von großer Kälte inner den Wendekreisen rede. Wir verstehen darunter, wenn Mittags in der Sonne das Fahrenheits-Thermometer, obgleich nur auf kurze Dauer, auf 62 Grad sinkt (oder 12 bis 13° Reaumur). Sie sehen daraus

daß unsere sogenannten Sklaven weniger darben, als zahllose europäische Bauernfamilien zwischen dem dortigen Prachtaufwand der Städte. Mit dem, was meine 70 Neger und Mulatten und Creolen wegwerfen oder vergeuden, könnte man ordentlich noch eben so viele dürftige Europäer erhalten. Denn Obst, Früchte, Lebensmittel aller Art, wie sie die Pflanzung hervorbringt, genießen sie nach Herzenslust und Belieben des Gaumens. Jeder und Jede hat ohnehin einen eigenen kleinen Küchengarten, 4000 bis 5000 Geviertschuh groß. Da säet und pflanzet man sich, was behagt, und schaltet mit dem was wächst, nach Willkür.

An Werktagen beginnt die Arbeit der Schwarzen mit der ersten Tageshelle, und endet bei Anbruch der Nacht. Zweimal wird sie durch Frühstück und Mittagsbrod, jedesmal eine Stunde lang, unterbrochen. Leichtere, alltägliche Nebengeschäfte, wie Zutragen von Lebensmitteln, Holz, Wasser, Futter u. s. w. werden, bei guter Witterung, bis um acht Uhr Abends fortgesetzt. Am Sonnabend hört, mit Eintritt der Dunkelheit, alle Arbeit auf; es wird Branntwein ausgetheilt; man zieht die Staatskleider an; man tanzt, singt und trommelt bis gegen Mitternacht. An Sonn- und Feiertagen wird zwar auch, doch nur bis 11 Uhr Morgens gearbeitet.

Meine Schwarzen sind ein fröhliches, sorgenloses Völkchen. Und, Alles wohl erwogen, ihren Ursprung, ihre Geistesfähigkeiten, ihre gegenwärtige Lage unter meiner Herrschaft halte ich für weit glücklicher, als die ärmere Volksklasse in europäischen Ländern. Ihre Tugenden und Laster sind zwar die von Wilden, und dazu gesellen sich noch alle die dem vererbten Sklavenstand anklebenden Gebrechen und Fehler; dennoch, soll ich es Ihnen gestehen? dennoch will ich lieber mit ihnen zu thun haben, als mit der niedrigen Volksklasse des alten Welttheils, die freilich freier, aber auch verderbter und wüster ist. Für das, was sie sind, oder das, für was ich sie halte, lebe ich vergnügt genug unter ihnen, und nur

äusserst selten seh' ich mich gezwungen, strenge Strafen gegen sie zu verordnen.

Da haben Sie nun das Bild vom Thun und Treiben eines westindischen Pflanzers, der in aller Form, Herr und Freund, Arzt und Richter, Lehrer und Versorger, kurz Alles in Allem für seine Kolonie ist und sein muß.

---

## 6.

Havannah, 1826.

Seit vierzehn Tagen bin ich nun zum erstenmal wieder zum Besuch in die Stadt gegangen. Unterwegs und hier hab' ich große Veränderungen angetroffen. Die Einwohner der Insel haben in diesem Zeitraum vielleicht größere Fortschritte im allgemeinen Wohlstand, in geschmackvoller Auswahl ihrer Lebensbequemlichkeiten und in glänzender Glättung ihrer Sitten gethan, als in dem unmittelbar vorher verflossenen Halbjahrhundert.

Was mir am besten gefallen hat, ist die Menge der Schulen, die nun aller Orten, auch in den kleinsten Dörfern, angelegt worden sind. Darunter sind viele sogenannte Lankastersche. Auch fehlt's nicht an Erziehungsanstalten, die man sonst Pensionate hieß. Der Geist des Volks scheint sich ungemein verwandelt zu haben, und ein guter, altkatholischer Christ muß ohne Zweifel mit frommem Bedauern wahrnehmen, daß auf das zu den Sinnen sprechende Aeußere der kirchlichen Uebungen gegenwärtig nicht mehr so viel, wie einst gehalten wird; daß die feierlichen Betumgänge nicht nur minder zahlreich geschehen, sondern auch nur vom niedrigsten Pöbel begleitet sind; daß die Geistlichkeit, besonders aber die Mönche und Nonnen, ein Großes von ihrem vormaligen Heiligenglanz und Einfluß verloren haben.

Wie kurz und flüchtig auch die zwei konstitutionellen Zeiträume Spaniens in Cuba waren, müssen sie doch unerwartet tief in das

Volksleben eingewirkt haben. Nicht minder mag die Toleranz des hiesigen Bischofs, dem wir auch mehrere gemeinnützige Anstalten verdanken, zu diesen mich überraschenden Veränderungen beigetragen haben.

Von den ungeheuern Waldungen, die sich ehemals zwischen meiner Niederlassung am Cuba-Jura, und der Stadt, in einer Länge von ungefähr 22 Stunden ausstreckten, sieht man nur noch wenige einzelne, zerstreute Gehölze. Das Land ist urbar gemacht worden und wird weit verständiger angebaut, denn ehemals. Hübsche Dörfer sind angebaut worden; wo ich vorzeiten nur an wenigen, elenden Hütten vorbeigekommen war. Dörfer sind zu Städtchen erwachsen, und die Stadt selber ist, durch Anlegung einer neuen Vorstadt, vielleicht um ein gutes Fünftel vergrößert. Die nämliche erfreuliche Verwandlung soll man auch bis auf dreißig Stunden ostwärts von hier antreffen, und sehr wahrscheinlich würde sich dieselbe noch weit allgemeiner verbreitet haben, wären nicht die niedrigen Preise unserer Kolonialerzeugnisse und der philanthropische Sturmlauf gegen den Sklavenhandel dazwischen getreten.

Das Regierungswesen der Insel ist übrigens noch ganz altspanisch, mit den nämlichen Gebrechen und Mängeln und mit den nämlichen Vorzügen, welche demselben seit Philipps II. Zeiten angeklebt haben mögen. Die größern, vorübergehenden Wohlthaten hat man eher einzelnen weisen Männern, als der Weisheit der Formen zu danken. Das Finanz- und Kameralwesen leidet, seit Losreißung der südamerikanischen Provinzen, fortwährend unter starken Spannungen und Erschlaffungen. Alle Ausgaben sind noch die nämlichen, wie in frühern Zeiten, oder vielleicht, wegen Vermehrung des Militärs und anderer Mittel, noch beträchtlicher geworden; die Einnahmen aber stehen, ungeachtet der Vervielfältigung der steuerbringenden Erzeugnisse des Landes, und ungeachtet der höhern Abgaben von denselben, weit geringer da, denn sonst.

Das ist nothwendige Folge vom Ausbleiben der weiland reichen Subsidien aus Mexiko. — Im Justizwesen wird fortwährend noch der alte Schlendrian geschlendert, und es bedürfte, um gut zu werden, weiter nichts, als eine Verbesserung bis auf die Wurzel hinab. Die Polizei, obschon diese etwas besser gehandhabt wird, als vielleicht vor sieben Jahren, ist bei weitem nicht so wirksam, wie ich sie bei meiner Ankunft in Cuba gesehen, und doch war schon damals nur wenig Rühmliches an ihr zu preisen.

Die Handlung und unser Pflanzenwesen leiden indessen unter den sinkenden Preisen der Kolonialwaaren außerordentlich. Die Unkosten bleiben die nämlichen für ihre Erzeugung. Die Erschütterung in England wirkte auf den hiesigen Handel schwer zurück, und wir Pflanzer zahlen nun 15, statt 5, vom Hundert Abgabe von unserm Kaffee.

Wäre ich noch jünger, würd' ich mich in Nordamerika anzusiedeln wünschen. Das Klima dort ist freilich, von einem Ende des Freistaates zum andern, höchst unfreundlich und selbst gefährlich durch seine außerordentliche Veränderlichkeit. Sitten und Geist des Volks sind wahrscheinlich weit von der Vorstellung abweichend, die man sich davon in der Entfernung macht. Ich selbst habe mehrere Jahre dort zugebracht und wackere, alte Freunde und ehemalige Kollegen am Ohiostrom zurückgelassen, die unsere Schweiz aus denselben politischen Gründen verließen, welche mich aus ihr verbannten.

In dem einzigen, sehr umständlichen Brief, welchen mir einer dieser Freunde nach seinem fünfzehnjährigen Aufenthalt in Indiana geschrieben, bezeugt er in jeder andern Hinsicht Zufriedenheit mit seiner Lage. Das so sehr in den amerikanischen Sitten von dem unsrigen Abstechende, und besonders die Schlaffheit der Bande, welche sonst wohl Freundschaft und Blutsverwandtschaft zu knüpfen pflegen, zwingen ihm aber doch die Aeußerung ab:

„Wäre er zuvor davon unterrichtet gewesen, er würde gewiß nie hingezogen sein.“

Dagegen ist es aber ein neu aufblühendes Land, ein üppiger jungfräulicher Boden (driving, wie die Eingebornen sagen), voller Hilfsquellen für den armen Fremdling, und um wieviel mehr für denjenigen, der mit nicht ganz leeren Händen dahinzieht. Es wird ein wahres gelobtes Land, wo er alles Unentbehrliche im Ueberfluß hat und für Kinder und Kindeskinder die vielversprechendsten Niederlassungen vorbereiten kann. Es ist dort das einzige uns bekannte Land unter der Sonne, wo der Mensch (aber bis jetzt nur der weiße!) ganz frei athmen und seine ihm vom Schöpfer zuerkannten Rechte, ohne Furcht genießen darf; wo man von den gefährlichen und gehässigen Geburtsvorrechten nichts weiß, welche in andern Ländern den Weißen bevollmächtigen, seinen weißen Mitmenschen niederzuhalten im Staube. Bisher haben sich diese Freistaaten, zur Ehre ihrer Geschichte, unvergleichlich wohl gehalten. Die Zukunft setzt die Geschichte fort; nicht aber denselben Geist der Sterblichen.

---

7.

Cusco, in der Jurapflanzung, 1828.

Die Insel Cuba ist für die Einwohner derselben in wissenschaftlicher Hinsicht beinah' eben so sehr terra incognita, wie für die weit entfernten Europäer. Humboldts Werk belehrt diese Letztern von weit mehr Dingen, als jene wissen. Wir besitzen noch keine nur einigermaßen Genüge leistende Karte des Eilandes. Letzthin wurde mit der Entwerfung einer genauen Seekarte löblicher Anfang gemacht; dabei aber wird es auch wohl bleiben und dieses durchaus nothwendige, ja menschenfreundliche Werk wahrscheinlich

nie zu Ende gebracht werden, wie viele andere gemeinnützige Unternehmungen der Regierungen schon dies Schicksal hatten.

Man hat von der ersten Konstitutionszeit her angefangen, statistische Erfahrungen zu sammeln und hie und da etwas davon in öffentlichen Blättern bekannt werden zu lassen; alles aber äußerst unvollständig und fehlerhaft. Mit Naturkunde beschäftigen sich vielleicht einzelne Liebhaber. Allein wir haben keine eigentlichen Physiker und Naturforscher. Der botanische Garten in der Havannah ist eine neuere Anstalt und befindet sich einstweilen noch im Zustande der Kindheit. Das Nämliche gilt auch von der unlängst begonnenen Akademie der schönen Künste.

Hätte sich das konstitutionelle Wesen behaupten können, Vieles würde nun anders sein. Da man aber doch hier überhaupt minder unter dem Machtgebot jener Gewalt lebt, welche Spanien in die alte Finsterniß zurückzudrängen und darin zu erhalten sucht: so darf man später viel Gutes von der begonnenen Erziehungsverbesserung, vom lebhaften Geist und der Wißbegierde des Volks, von den Reisen der Inselbewohner im Ausland, von ihrem täglich ausgebreiteten Verkehr, erwarten.

Die Stadt Havannah ist ungefähr vom Umfange der Stadt Basel, ein unregelmäßiges Fünfeck, wovon drei Seiten am Hafen, und zwei den Kastellen del Moro und Cavannas gegenüber liegen. Gegen die Landseite ist sie mit einer einfachen Befestigungslinie umgürtet. Die Straßen sind ziemlich gerade gezogen, nach den vier Hauptstrichen des Kompasses, einige aber auch, wie die unserer alten Reichsstädte, zum Theil mit Trottoirs versehen, und beinah' alle mit weichen Steinarten entweder regelmäßig, oder halb macadamisch gepflastert, aber schlecht nivellirt und noch nachlässiger gereinigt. Folglich sind mehrere unbequem, ungesund durch Feuchtigkeit, Hitze und Ausdünstung, beim Regenwetter kothig. Ehemals mögen dieselben wohl mit Eichenholz oder andern unver-

derblichen Holzarten belegt gewesen sein. Von diesen ursprünglichen Grundlagen wird aber heutiges Tages keine Spur mehr erblickt.

Die Häuser sind beinahe durchgehends vom Mauerwerk erbaut; und die neuern Paläste der Reichen gewöhnlich sehr geschmackvoll; aber nicht höher als ein Stockwerk über die Grundflur und meistens mit einem Ebendach bedeckt, wie im südlichen Spanien, auf welchem die Einwohner sich des Abends Bewegung geben und frische Luft einathmen.

Die Vorstädte der Havannah sind beinahe um das Doppelte ausgedehnter, als die Stadt selber, und fast täglich erweitern sie sich. Die ältern Quartiere derselben zeigen aber immerfort ein abscheuliches Aeußere; Hütten, ekelhaft, wie man sie kaum in polnischen oder russischen Dörfern zu Gesicht bekommt. Unter hundert Gebäuden ist kaum ein ganz gemeines Wohnhaus zu erblicken; die übrigen sind aus allen Arten brennbarer Materialien zusammengeflickt. Bricht da Feuer aus, lodert das ganze Gassenwerk mit auf. Vor wenigen Monaten brannten mit einemmale 400 Gebäude nieder. Wird dann wieder neu aufgebaut, so entwirft man vortreffliche Pläne, gebietet deren Ausführung durch strenge Verordnungen, und, siehe da! — sie bleiben unbefolgt. Die schönsten Gebäude mögen das Posthaus und der Palast des Gouverneurs sein. Von den Kirchen ist, neben europäischen, nichts zu rühmen. Die Kirche des Benediktinerklosters, welche die prachtvollste hätte werden sollen, steht vielleicht seit einem Jahrhundert unvollendet da, und in einem Theil derselben wird, wie ehemals im Tempel von Jerusalem, öffentlich Geldmarkt und Wucher getrieben, alldieweil im andern Gottesdienst gehalten wird.

Der Hafen ist eine herrliche, weit ausgedehnte Bucht, groß genug, die stärksten Kriegsflotten aufzunehmen und ziemlich sicher zu stellen. Man läßt aber den Eingang jetzt täglich mehr durch die Ausspülungen der Straßen von den Regengüssen verschlammen.

Gegen Norden ist er durch die zwei schon genannten und für unüberwindlich gehaltenen Kastelle, nebst einigen Batterien, — die Stadt selbst aber auf der Landseite von Osten bis wieder gegen Norden, durch eine geringere Festung, mehrere kleine Kastelle und Batterien gedeckt.

Die Zahl der Einwohner von der Stadt und den Vorstädten, Menschen aller Farben und Klassen zusammengenommen, mag sich gegenwärtig wohl auf 80,000 Seelen belaufen. Die Umgegenden der Stadt, bis auf eine bis drei englische Meilen, bilden ein mehrere Stunden langes ununterbrochenes Amphitheater, wo auf hundert Stellen sich dem Landschaftsmaler Stoff zu den anziehendsten Darstellungen anbieten würde. Letzthin fällte man die hohe, ehrwürdige *Ceiba*, in deren Schatten, wie die (mir etwas unglaubwürdige) Volkssage geht, der westindische Apostel *Las Casas* die erste Messe gelesen haben soll. Die *Ceiba* (Bombax pyramidale) ist ein ungeheurer Baum, der größte in den Antillen, aus dessen leichtem Holz die Indianer ihre Canoe's ehemals von einem Stück verfertigten. Nun ist an die Stelle des Gefällten eine Kapelle erbaut, wozu man das Geld durch Unterschriften sammelte. — Bekanntlich soll der Leichnam des *Christoforo Colombo* von Hayti nach Cuba gebracht worden sein. Ich habe aber weder über die Ruhestätte seiner Gebeine, noch über seinen auf der Insel noch vorhanden sein sollenden Nachkömmling etwas Befriedigendes erfahren können.

---

## 8.

Cubes, 1828.

Die ganze Oberfläche der Insel muß in ältern Zeiten, und wahrscheinlich in verschiedenen Zeiträumen, zum Behuf von Schenkungen, in kreisförmige Abtheilungen von Ländereien zerstückelt

werden sein, welche Hacendas genannt werden. Diese Haciendas sind einfache, oder doppelte, d. h. von 400 bis 800 Corbeles Durchmesser; (jedes Cordel zu 24 Varas, jede Var zu 3 Schuh span. oder gleich 31²/₇ Zoll franz. Maß). Nun sind 324 Geviert-Cordels gleich einer Cavaleria, (Benennung eines großen Landmaßes von ungefähr 45 Juchart, jede zu 35,000 Schuh). Die einfache Hacienda hat ungefähr 370 Cavalerien, oder 16,650 Juchart, die doppelte 1140 Cavalerien, oder 66,000 Juchart.

Schon seit langer Zeit muß der König nach und nach die Haciendas verschenkt haben. Die Schenkungstitel hießen Gracia's. In diesen Titeln behielten sich die spanischen Monarchen anfangs vor, daß keine Hacienda zerstückelt, nur zur Viehzucht benutzt werden; und jeder Eigenthümer derselben, oder Haciendolo, jährlich eine bestimmte Anzahl Schlachtvieh an das königliche Proviantamt abliefern solle. Späterhin ward auch der Haciendolo verpflichtet, zur Beförderung vom Anbau des Tabaks, dessen Monopol dem König gehörte, Pflanzern Land dazu, längs Bächen und Flüssen, gegen einen sehr mäßigen Jahreszins, zu überlassen.

Noch später aber ward den Haciendolo's, da sich die Bevölkerung mehrte, gestattet, ihre Haciendas in kleine Sitios (Bauernhöfe von einer halben bis zwei Cavalerias Landes) und in Potreros (eingehägten, in Wiese verwandelten Waldboden zur Viehzucht) abtheilen, veräußern oder verpachten zu können. Sie waren aber zu jährlichen Abgaben dafür an die königliche Schatzkammer verpflichtet. Diese Zerstückelungen wurden bei Einführung der Zuckerpflanzungen, und endlich am Ende des 18. Jahrhunderts, als man auch Kaffeepflanzungen begann, noch häufiger.

Die ursprüngliche Ausmessung der Haciendas und die Registratur darüber war so nachlässig gehalten worden, daß bei spätern Vermessungen manche Haciendas im Flächenraum arg zusammenschrumpften, manche ganz verschwanden. Daraus erwuchs eine Menge von Pro-

zessen, deren einige schon über ein Jahrhundert dauern, und wahrscheinlich noch ein paar Jahrhunderte fortdauern werden.

Die Haciendas und Potricos werden oft mit dem darauf befindlichen Viehstand auf mehrere Jahre verpachtet. Aber von Verpachtung der Zucker- und Kaffeepflanzungen ist mir kein Beispiel bekannt; diese werden verkauft.

Der östliche Theil der Insel Cuba, da wo sich derselbe vom Cap Maysi bis Cap Cruz am meisten dem nordwestlichen Hochlande von St. Domingo, beim Cap Foux, nähert, von dem es durch eine gewaltsame Naturthat abgerissen zu sein scheint, ist der höhere Theil des ganzen Landes, so viel ich im Vorbeifahren bemerkt habe, und wie es auch Humboldt angibt. Dort steigt das Hochland unmittelbar aus dem Abgrund des Meeres, in Bergen von 2000 bis 3000 Fuß Höhe, empor. Es ist hier der Anfang einer Cordillera, welche sich vom Cap Maysi durch die ganze Insel bis wenige Meilen vom Cap Antonio ausstreckt. Sie wird nur einmal, etwas westlich von Havannah, durch eine Fläche von 8 bis 10 Stunden, vom Meer bis zum Meer, unterbrochen, und damit in eine östliche und westliche Bergkette getheilt. Die östliche stuft sich nach Westen zu immer mehr ab, bis sie sich in leichte Hügel verliert. Die westliche erhebt sich gleich anfangs, und zwar in der Gegend meiner Pflanzungen, zu Bergen, deren höchste Gipfel jedoch nur 1200 bis 1500 Fuß über dem Spiegel des Meeres emporstehen. Sie nähern sich bald der nördlichen Küste, an welcher sie dann bis ans Ende fortlaufen.

Herr Humboldt spricht von Granitfelsen, die er in der östlichen Abtheilung gesehen habe. In der westlichen fand ich davon keine Spur; nur weiche Gebirgsarten, besonders den Kalkstein. Weder äußere Form der Berge, noch der innere Bau, lassen, so viel ich zu beobachten Anlaß hatte, Urgebirge vermuthen: wohl gewaltige Naturerschütterungen, von denen Alles bunt durch einander geworfen ward. Es fehlt nicht an einer Menge Schwefelquellen,

an Erdpech von verschiedenen Arten, an Stellen, die an vormalige vulkanische Krater oder deren Nähe mahnen könnten; aber sonst sind nirgends Vulkane. Im östlichen Theil Cuba's verspürt man, aber äußerst selten, Erdstöße, wahrscheinliche Fortsetzung von St. Domingo, wo häufig Erdbeben, und besonders in der Gegend von Port au Prince, beträchtliche Verwüstungen anrichten.

Die oben erwähnten Flächen, welche die Bergkette unterbrechen, werden gewöhnlich Chanares, auch Chanos genannt. Der letzte Name ist eigentlich ein mexikanischer und südamerikanischer Ausdruck für den gleichen Begriff.

Landseen und eigentliche Flüsse haben wir keine; nur Pfützen, Waldströme und Bäche, die in der Regenzeit Seen und Flüssen ähnlich werden. Aber Quellen sind in Bergen zahlreich, und auch in einigen Chanares, die hier aber nur von den Bächen herrühren, welche sich im Gebirg unter der Erde verloren haben. Wo Quellen fehlen, sind die Ziehbrunnen kostbare Stellvertreter, weil das Trinkwasser oft 400 Schuh und tiefer aus der Erde hervorgehoben werden muß. In einer Tiefe von 100 bis 150 Schuh finden sich beim Brunnengraben häufig Versteinerungen von Seefischen und Muscheln der heutigen bekannten Gattungen.

Ob der ungeheure Halbkreis, in welchem sich die Antillen, von den hundert Mündungen des Orinoco bis zur Küste Yucatans, um das Caraibenmeer schwingen, einst dem Festlande zugehörte, wie es fast alle Verhältnisse andeuten; ob und wann der Ozean wüthend die ganze Mitte des Welttheils ausfraß bis zum Felsengerippe von Darien —? Eine Frage, wie diese, gehört zu jenen andern großen Fragen, welche durch ihr bloßes Dasein die Erhabenheit des Menschengeistes, aber auch seinen tiefen Stand in der Reihe der Wesen bestätigen. Das Fragen ist dem Menschen erlaubt; die Antwort liegt verloren unter den Geheimnissen der Ewigkeit.

# Hermingarda.

Nach einer alten Handschrift aus dem sechszehnten Jahrhundert.

---

## Der Bruderzwist*).

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — auf den Berg um. Dann setzte sich Graf Ulrich auf einen Felsenstein, und winkte mir, daß ich desgleichen thäte. Ich aber stellte mich vor ihn, betrachtete ihn lange und sprach: „Lieber Ulrich, was geht in dir vor? Du schleichst umher, wie ein Nachtgeist, und weichst mir aus, wie ein Mörder. Haben wir nicht von Kindesbeinen an wie Zwillinge uns geliebt, die unter einem Herzen gelegen, und von einer Brust gesogen? Haben wir nicht, als wir Buben waren, alle Wecken mit einander getheilt? War ich nicht

---

*) An der Handschrift fehlten ganz im Anfange derselben ohngefähr acht bis zehn Quartblätter, so wie am Ende einige. Das Uebrige, obwohl von Nässe oder Staub beschädigt, war dennoch ziemlich lesbar behalten. Das Ganze, ohne die hier dazu gefügten Kapitelüberschriften, mag als ein Gemälde der frommen und wüsten Lebensweise jenes Zeitalters, zumal Italiens, gelten. Am Rande der Blattseiten stand immer die Zahl des Jahres, in dem sich die Geschichte zutrug. Die erste Jahreszahl ist 1589.

dein, warst du nicht mein Schatten? Wie, du getreuer Welzer, willst du den Preisnamen deiner Väter an mir verläugnen, und mir untreu werden? So rede, wenn du es noch redlich meinst, und schließe mir dein Herz auf."

Da sprang er jäh vom Sitz auf, griff meine Hand, drückte sie gewaltig, und sah mir mit funkelnden Augen ins Antlitz, als wollte er mich verzehren.

„Was säumst du? frisch auf und sprich!" sagte ich nochmals.

Er antwortete: „Wohlan, Bastian, so laß vom Fräulein Sibylla. Das Fräulein ist mir vom Vater erkoren, und ich liebe es über alles Gut. Aber es hat Abneigung, weil es dich gesehen und dir im Herzen den Vorzug gegeben. Darum versprich mir, das Fräulein zu lassen."

„Oho!" rief ich: „Sollte uns ein Mädchen trennen? Mit nichten! Das Fräulein von Grota ist mir Ehren und Liebe werth; und ein Schimpf wäre es, wenn der Stein, den es berührt, nicht warm würde, geschweige der Mensch. Doch gebe ich dir mein Wort, daß ich dem Fräulein nicht fürder nachgehe. Auch ist es mir unbekannt, ob es mir Vorzug gibt; wohl weiß ich, du hast den Vorzug in meinem Herzen vor allen Männern und Jungfrauen."

Da schloß er mich in seine Arme, und wir gingen wieder hinab zum Schlosse. Unterwegs vertraute er mir, daß er mit dem Grafen Sigismund gesprochen, ihm seine Liebe zum Fräulein offenbaret, und daß der alte Herr ihn umarmt und geküßt und gesprochen habe: „Mein Sohn, sie ist die Deine, und soll es sein. Auch deine Mutter selig war eine Grota. Wirb um des Fräuleins Gunst."

Dies erzählte er mir. Als wir aber zum Schlosse kamen, verschloß ich mich in meine Kammer und dachte an das, was mir Graf Ulrich gesagt, und am meisten, daß mir das schöne Fräulein den Vorzug gegeben. Da fühlte ich erst, daß mir Sibylla unendlich theuer sei, und sie kam mir liebreizender vor, als jemals.

Ich beschloß zwar, ihr nicht mehr nachzugehen; aber als die Glocke zur Tafel läutete, trat ich doch eilig zum Spiegel und betrachtete mich, daß ich der wunderschönen Jungfrau gefällig erscheinen möchte. Auch hätte ich gerne errathen mögen, ob ich in Gestalt und Geberde wirklich den Grafen Ulrich übertreffe?

Bei Tische war Ulrich sehr aufgeräumt und sprachselig; auch die ganze Gesellschaft. Aber ich sah nicht vom Teller auf. Und als das Fräulein mich zuletzt anredete und sprach: „was ist dem Herrn begegnet?“ entbrannte mein Herz, und es befiel mich ein Zittern, daß ich kaum antworten konnte. Auch entfernte ich mich sogleich nach aufgehobener Tafel, und wollte an dem Kurzweil der Gesellschaft keinen Antheil nehmen, obschon mich sogar Graf Ulrich bat.

So hielt ich mein Wort zwei Tage lang, aber den dritten verging es von selbst.

Denn als ich am Abend im gemauerten Gartenhäuslein oberhalb des Schlosses allein saß, und mich am Gesang der Vögel im nahen Wald ergötzte, auch sonst vielfältig träumte, hörte ich deutlich ein leises Weinen und Seufzen unfern von mir. Ich trat alsbald aus der Hütte, und sah das Fräulein auf einem Stück eingefallener Mauern drei Schritte von mir sitzen und die Augen trocknen. Bei meinem Anblick erhob es sich jählings und wollte davon. Ich aber ergriff die schöne Hand und küßte dieselbe ehrerbietig und sprach: „Will das gnädige Fräulein seinen treuesten Diener fliehen?“ — Darauf folgte es mir in das Gartenhäuslein, und setzte sich auf die Bank darin, ohne zu reden. Es verbarg seine Thränen und wollte scheinen, als sei ihm nichts widerfahren, gab auch auf mein dringendes Fragen nur den Bescheid: „Das Menschenherz ist nicht allezeit wohlauf. Der Herr wird es am besten wissen. Auch mag es ihm gleich gelten, ob ich so oder andern Sinnes sei!“

Da vermaß ich mich hoch und theuer, daß mir Alles, was ihre holdselige Person angehe, wichtiger sei, als betreffe es mein eigenes Wehe und Wohl, und ich jede Thräne ihren schönen Augen zu ersparen einen Strom meines Herzblutes vergießen möchte.

Sie glaubte mir aber nicht, und gab zu verstehen, daß ich das Gegentheil meiner Worte im Herzen trage. Das habe ich seit drei Tagen bewiesen, da ich sie absichtlich meide und meinen Zorn wider sie nicht habe verbergen können, wiewohl sie unschuldig sei.

Da vergaß ich mein Wort an Ulrich, und was um mich her war. Ich kniete vor dem Fräulein, bedeckte seine Hand mit meinen Küssen, und sagte: „Habe ich Zorn und Haß gewiesen, so wußte mein Herz nur vom Gegentheil."

Sie antwortete nicht; ich redete nicht. Ich weiß nicht, was geschah. Wir hatten uns mit den Armen umfangen und Mund an Mund gedrückt. Ich lag dann ohne Bewußtsein an ihrer Brust; sie eben so an der meinigen. Und als meine Sinne wieder genasen, und der Gesang der Vögel in mein Ohr drang, und das goldene Sonnenlicht durch die grünen Zweige von der Hütte wieder sichtbar wurde, erstaunte ich selbst, mich vor dem Fräulein auf den Knien, und mich von ihrem Arm umschlungen zu fühlen.

Ulrich that mir leid. Doch solches Abenteuer mag einem Gesellen von fünfundzwanzig Jahren wohl gelegen sein. Der Graf an meiner Stelle hätte nicht anders gethan.

Nach vielem Gekose traten wir vor die Hütte hinaus und sahen in die Tiefe hinab, wo die Mur zwischen grünen Matten wie ein breites Silberband sich zwischen den Bergen hinauswand, und hoch an den Gebirgen die Bauern fröhlich arbeiteten. Die ganze Welt dünkte uns um eins schöner.

Da ersah ich Graf Ulrich, der des Wegs zum Schloß auf seinem Roß zurückkam; und ich erschrak höchlich, und trat zurück.

Das Fräulein von Grota fragte mich: warum ich erblasse? Und

ich antwortete: „Ist er nicht Euer Bräutigam?“ Da ward sie finster und senkte die Augen zur Erde, und die Frage gereute mich.

Wie sie in die Hütte zurückging, ihr dort gelassenes Tuch zu reichen, eilte ich ihr nach und schloß sie abermals in meine Arme, wiewohl sie sich sträubte. „Geht,“ sagte sie mit weggekehrtem Angesicht, „wir thun unrecht. Ihr wisset, was Ihr mir leider seid, und wer ich leider bin.“ Auch wollte sie mich nicht weiter anhören, sondern sagte: „Fliehet, oder ich fliehe aus dieser Gegend. Es ist nichts zu ändern. Meine Mutter hat mich dem Grafen Sigismund für seinen Sohn zugesagt. Es muß Unglück vermieden werden. Aber Euer Andenken soll mir theuer und werth bleiben.“

Bei diesen Worten gingen ihr die schönen Augen in Thränen über, und wir nahmen in zärtlichen Liebkosungen von einander Abschied. Sie stieg den gewöhnlichen Weg zum Schloß nieder, ich aber von der andern Seite in den Wald hinauf, daß uns Ulrich nicht beisammen sehe. Als wir noch gutes Gewissen hatten, waren das Fräulein und ich wohl ohne Furcht neben einander gegangen.

Der Graf hatte uns gleichwohl droben am Gartenhäuslein erblickt, und er war unfreundlich mit mir, wie ich's verdiente. Ich nahm mir vor, ihm abzubitten, aber er mied es, mich unter vier Augen zu sehen. Da gelobte ich im Herzen, ich wolle das Fräulein nie wieder allein finden, und dem Freunde ohne Anstoß wandeln. Und auf daß das Fräulein mich nicht mißdeute, wolle ich's ihm selbst bei erstem Anlaß sagen!

Der Anlaß fand sich von selbst, und ich sagte der Braut des Grafen, wie er mit mir auf dem Berge gesprochen, und wir schieden auf ewig unter Thränen und Küssen von einander, mit Versprechen, uns nie wieder allein zu begegnen. Aber einen Tag um den andern hatte bald ich, bald sie noch etwas dem Abschiede beizufügen, damit er desto kräftiger sei, und wir mußten uns suchen und ließen uns finden. Eine Trennung war beweglicher, als die

andere; aber wir hörten nicht auf Abschied zu nehmen, weil wir nicht von einander lassen konnten.

Ulrich aber war so bitter und böse, daß er mir kein Wort mehr gönnen mochte, und als ich ihn einst bei der Hand nahm, meine Schuld zu bekennen, stieß er mich unsanft zurück, und sprach: „Meineidiger!"

Ein Anderer, als er, hätte die Schmähung nicht ungestraft ausstoßen dürfen. Aber ich fühlte sein Herzleid und meine Schuld: darum nahm ich's hin.

---

## Der Auftrag.

Fünf Tage nach diesem ward ich vor den Grafen Sigismund beschieden. Er saß in seinem Zimmer allein vor einem großen Buch und las. Als ich hereintrat, winkte er mir, näher zu kommen; er aber verschloß die Thüre hinter mir.

Dann setzte er sich wieder und sprach: „Ihr thut nicht mehr wohl bei einander, du und Ulrich. Es muß anders werden, und soll jetzt geschehen. Bastian, du bist mir lieb, wie mein Sohn. Ich habe dich seit deinem fünften Jahre in meinem Hause erzogen, und in allen Wissenschaften unterrichten lassen, die einem Edelmann wohl anstehen. Du hast mit Ulrich die hohen Schulen besucht; du bist fähig, in Dienst kaiserl. Majestät zu treten. Ich wollte euch beide zuvor noch drei Jahre auf Reisen senden; denn Reisen sind die wahre hohe Schule des Menschen. Allein Ulrich liebt das Fräulein von Grota, und ich sehe gern, daß er sich vermählt. Er bleibt. Du aber sollst reisen."

„Gnädiger Herr, je eher, je lieber!" rief ich, und war außer mir vor Freuden; denn ich dachte, wie Ulrich sich mit mir nur durch Abwesenheit aussöhnen könne. Auch war ich von Kindheit an begierig, fremde Länder und Menschen kennen zu lernen, und

wüßte keine größere Lust, als in der Welt umher zu schwärmen, frei wie ein Vogel, von Land zu Land.

Als der alte Herr meine Freude sah, ward er auch freundlicher, und nahm meine Hand, sagend: „Bastian, du bist nicht reich. Du weißt es, deine Mutter hinterließ dir nichts, als die verschuldeten Güter deines Vaters. Aber ich will für dich sorgen, und sollte ich sterben, ehe du heim kommst, so bedenkt dich mein letzter Wille. Ich bin es dir und deiner Mutter schuldig. An Reisegeld soll es dir nicht gebrechen. Es muß Alles Zweck und Ziel haben. Ich gebe dir einen Auftrag, an dem mir viel liegt. Vertraue ihn aber Niemanden anders, und verrathe ihn keinem in meinem Hause."

Dies versprach ich. Damit genügte ihm aber nicht. Er las mit feierlicher Stimme einen geschriebenen Eidschwur ab, in welchem stand, daß ich nicht heimkehren wolle, bis ich den Auftrag vollzogen. Ich trug kein Bedenken und schwor mit aufgehobenen Fingern, was Graf Sigismund von mir verlangte, den ich Ursache hatte, als meinen Vater zu lieben, obwohl ich ihn nicht so nennen durfte.

Er schien mit meiner Entschlossenheit sehr zufrieden, und lobte mich höchlich. Dann fragte er mich, ob ich jemals von einem Spiritus familiaris gehört habe?

Ich erwiederte: „Wohl, auf der hohen Schule habe ich davon vernommen, daß es ein kleiner Kobold sei, der in ein Fläschchen gebannt zu sein pflege, und dem Besitzer in allen Dingen großen Vortheil bringe; seinen Seckel allezeit mit Geld fülle; seine Gestalt anmuthig mache, und seinen Leib fest gegen Hieb, Stich und Schuß."

„Dem ist also!" sagte der Graf. „Es geht die Rede, man finde ihn nur im Welschland. Durch einen Freund hat ihn von dorther einst mein Oheim Bett von Welz-Eberstein empfangen, der große Kriegsheld, dem weder die Kugeln, noch das Gift

der Venetianer schaden konnten. Als kaiserlicher Oberlandeshauptmann in Kärnthen hat er das Herzogthum viele Jahre kräftig beschützt, daß alle Kunst und Wuth des Feindes zu Schanden ward. Ihm dankt unser Haus noch heut' Glanz und Reichthum, und die kräftige Krone, mit welcher kaiserliche Majestät das Wappen seiner getreuen Welzer geziert."

Da konnte ich mich nicht überwinden, zu fragen: wo der Spiritus familiaris des kaiserlichen Oberlandeshauptmanns hingekommen?

Graf Sigismund erwiederte: „Er war in einem goldenen Kästlein, und fiel meinem Oheim unversehens in die Donau, als er in seinem achtzigsten Jahre wie ein rascher Junggesell bei Wien über die Brücke sprengte. Nun er das Kleinod verloren, erkrankte mein Oheim und verschied selig in den Armen seines Beichtvaters."

Noch Vieles erzählte mir Graf Sigismund von den Tugenden des Spiritus familiaris, welchen Veit von Welz-Eberstein besessen, und trug mir auf, sofort nach Welschland zu gehen, und alle Mühe anzuwenden, ihm und seinem Hause den Geist zu verschaffen, es koste, was es wolle.

Wohl kam mir ein Grauen an, mich mit solchen wunderbaren und unheimlichen Dingen zu befassen. Doch hatte ich mein Wort von mir gegeben, und ich freute mich des Reisens. Auch erhielt ich Briefe nach Augsburg, wo ich Wechsel erhalten sollte, und Empfehlungen nach allen Städten in Italien, wohin ich gedächte.

Als die Nachricht von meiner nahen Abreise im Schlosse bekannt wurde, ward auch Ulrich wieder freundlich mit mir, und bat um Verzeihung, daß er mir gezürnt habe. Ich aber sagte ihm, daß, wenn mir nicht sein Vater vom Reisen gesprochen, ich um dessen gnädige Erlaubniß dazu gebeten haben würde, weil ich keineswegs der Ruhe eines Freundes Gefahr bringen wollte.

## Die Abreise.

Wenige Tage nachher ward das Fräulein von Grota dem Grafen Ulrich verlobt. Es waren Fremde zugegen, und man lebte hoch. Die Braut schien auch gefälliger, als sonst, gegen ihren künftigen Gemahl zu sein, aber in ihren Augen stand verborgenes Leiden geschrieben. Es wußte kein Anderer um die Ursache, als ich.

Den gleichen Tag beurlaubte ich mich von allen Bekannten und Freunden, weil ich folgenden Morgen in aller Frühe das Schloß verlassen und in die Fremde gehen wollte. Wir schieden spät Nachts aus einander. Der Abschied kostete uns Allen Thränen, selbst dem Grafen Sigismund. Aber dem Fräulein mußte ich heimlich versprechen, es, wenn Alles schlafe, noch einen Augenblick zu sehen, um ihm das schmerzliche Valet zu sagen.

Und als Alles schlief, ging ich durch das Schloß zu dem wohlbekannten Zimmer, dessen Thür nur angelehnt war. Das Fräulein saß beim dunkeln Schein einer Lampe und weinte. Ich tröstete und verhieß, oft in Briefen an Grafen Sigismund von mir Nachricht zu geben.

Der Morgen graute, als wir endlich im Ernst von einander schieden; denn mein Knecht Thorhaimer führte schon die Rosse auf den Schloßhof vor. Wie ich kaum in meinem Zimmer angekommen war, erschien ein Diener, der mich wecken sollte, und brachte mir ein Morgenessen. Bald darauf kam auch Graf Sigismund, und mit ihm sein Sohn Ulrich, die mir noch einmal das Lebewohl bringen wollten. Ich aber war so beschämt, daß ich vor Ulrich die Augen niederschlug, und mein Gewissen machte mir viele Vorwürfe. Der alte Herr segnete mich, und gab mir viele heilsame Lehren, was ein junger Mensch auf Reisen zu bedenken habe, um nicht in Schaden zu kommen. Ich aber hörte von Allem wenig, und war wie im Traum. Ich dankte meinem Vater, und wünschte

dem Grafen Ulrich eine glückselige Ehe, welcher Wunsch auch zu meiner Freude erfüllt worden ist, wie ich lange nachher in Italien vernommen habe.

---

### Reise über Augsburg in die Schweiz.

Am 14. Juli 1589 reisete ich also ab, ohne zu wissen, ob ich das Land wiedersehen werde, wo ich die angenehmen Tage meiner Jugend gelebt hatte. Auch machte mir der Eid bange, den ich wegen des Spiritus familiaris geschworen hatte. Doch war dies bald vergessen, als nun Schloß und Thal hinter mir lagen, und ich gutes Glück zu suchen in das blaue Weite hinauszog.

In Augsburg ruhte ich einige Tage aus, denn die Rosse hatten es nicht minder nöthig. Ich gab die Briefe des Grafen Sigismund ab, und empfing andere für Genua, Padua, Venedig und andere Städte. Auch besah ich alle Merkwürdigkeiten der reichen und großen Handelsstadt. Besonders erstaunte ich über die Pracht des Hauses derer von Fugger, wo ich alltäglich eingeladen war, und mir wie einem Blutsverwandten Ehre erwiesen wurde. Herr Marx von Fugger zeigte mir seine kostbaren Münzsammlungen. Aber noch künstlicher dünkten mich seine Gärten, die er unterhalb der Stadt angelegt. Das Wasser wird in einem Bächlein dahin geleitet, und mit unbegreiflicher Kunst, weil das Bächlein tiefer liegt, in die Höhe getrieben, daß es im Garten aus vielen zierlichen Springbrunnen hervorsprudelt. Dann fließt es in kleinen Kanälen zur Bewässerung der blumenreichen Beete umher, die in himmelschönen Farben prangen.

Von da kam ich nach Stuttgart, einer zierlichen Stadt am Neckar, mit einem schönen Schloß. Ich hatte die Gnade, dem Herzog Ludwig vorgestellt zu werden, der mich einlud, einem Konzerte seiner wohlbestellten Kapelle beizuwohnen.

In Lindau erfreute mich der Anblick des Kostnitzer-See's, durch welchen der Rhein fließt, ohne sein Wasser mit dem Wasser des See's zu vermischen. Die hohen Berge der Schweiz schweben wie bunte Teppiche zwischen Erde und Himmel. Ich konnte des Schauens mich nicht ersättigen, und der Thorhaimer wollte gar nicht glauben, daß man über die hohen Gebirge wegreisen könne.

Man rieth mir, die Pferde in Lindau zu lassen, oder sie zu verkaufen, weil ich an Berge und Seen kommen würde, über welche keine Pferde geführt würden. Da verkaufte Thorhaimer unsere beiden Gäule, und weinte bitterlich, als er von den guten Thieren Abschied nahm.

Wir fuhren in einem großen Schiffe über den Kostnitzer-See, wie über einen ungeheuern Spiegel, dessen Wiederschein am Boden des Schiffes wie an den Rudern ein hellgrünes Licht warf. Auch habe ich nie vorher so schön geträumt, als hier zwischen See und Wolken, während die hohen Gebirge an mir vorübertanzten.

In Kostnitz wollte man mir zeigen, wo vor zweihundert Jahren die Kirchenversammlung den Johannes Huß wegen Ketzerei verdammte. Mochte es aber nicht sehen noch begreifen, wie fromme Väter in so schöner Landschaft ans Verbrennen der Menschen denken konnten. Gottes Barmherzigkeit ist wohl größer, als Menschenerbarmen.

Nach einigen Tagen erreichten wir auf einem Wägelein die alte und gelehrte Stadt Zürich. Ein gewisser Wilhelm Stukius daselbst zeigte mir die Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt des Schweizerlandes, und auch die Häuser, wo Conrad Geßner und Josias Simler geboren waren. Zwar von der hohen Schule her hatte ich große Ehrfurcht für diese berühmten Männer getragen, doch dünkt' es mich thöricht, daß mir deren Häuser gewiesen worden.

Der See, an welchem die Stadt liegt, ist noch reizender, als der Kostnitzer; solche Pracht von Dörfern, Gärten und Bergen

schwimmt einem da um die Augen. Und ich hätte wohl allezeit hier wohnen mögen, wenn mich nicht der Spiritus familiaris an Welschland gemahnt. Ich fuhr den ganzen See entlang, und schlief am andern Ende desselben in einem schlechten Wirthshause.

Da es am Abend ein Gewitter gab, wollten wir uns des folgenden Morgens nicht an einen andern See begeben, über welchen man muß, um nach Chur im Graubündner Lande zu gelangen. Denn es stürmte sehr und war regnerisch, und jener See ist von schroffen Felsbergen wie mit Mauern umgeben, daß man schwerlich in der Noth landen kann. Allein ein spanischer Hauptmann, der nach Genua und mit uns über das Wasser wollte, sprach mir Muth ein. So ließ ich mir's gefallen, und wir stiegen ein.

Das Schifflein war sehr gebrechlich, von faulem Tannenholz, und so klein, daß wir beisammen sitzen mußten. Als wir uns mitten auf dem See befanden, erhoben sich Wind und Wellen und Regen fürchterlich, daß wir glaubten, versinken zu müssen. Selbst die drei Schiffleute verzagten. Der spanische Hauptmann aber lachte ob unserer Furchtsamkeit, und sagte zu mir in italienischer Sprache: es dünke ihn, in einer Wiege geschaukelt zu werden. Dann hüllte er sich in seinen rothen Mantel und sang in Wind und Wetterwuth ein spanisches lustiges Liedlein.

Der Mann machte mir in seiner Vermessenheit fast Grausen, denn der Tod starrte uns aus jeder Welle an. „Herr Hauptmann, sprach ich, „seid Ihr Eures Lebens so gesichert, daß Ihr Euch nicht auf das letzte Stündlein vorbereiten möget?“ Darauf antwortete der Spanier: „Habet guten Muth, es wird uns kein Unglück widerfahren. Im Aeußersten biete ich Euch ein Plätzchen auf meinem Scharlachmantel an; ich will ihn über die Wellen schlagen, wie einen Floß, und wir fahren sicher darauf hin.“

Bei diesen Worten kreuzigte sich Thorhaimer, der im Stillen

sein Rosenkränzlein gezogen hatte. Ich that desgleichen, und empfahl meine Seele Gott und den lieben Heiligen.

Da fielen uns die Wogen in großen Stößen an, daß das Schifflein krachte, und einer der Ruderleute über Bord stürzte und im Gebrause des Wassers verschwand. Wir Uebrigen stießen großes Geschrei aus. Der Hauptmann aber nahm den Mantel von seinen Schultern, und warf ihn ins Wasser, jedoch behielt er einen Zipfel in der Hand. Zu unserer Verwunderung hing plötzlich der in den See gefallene Schiffer daran, und der Hauptmann zog ihn sammt seinem Mantel ins Schiff.

Unterdessen waren wir dem Ufer nahe gekommen. Als Thorhaimer eine Felsenplatte ersah, legte er in der Eile Wamms und Brustlatz ab, bereit in den See zu springen, indem er mir zuschrie: „Mir nach, gnädiger Herr, und haltet Euch an meinem Gürtel.“ — Der Hauptmann aber wehrte es ihm. „Wenn Ihr Zutrauen habt, so bringe ich Euch ans Land!“ sagte er, riß das Steuer an sich, und führte das Schiff wunderschnell in ein Felsenloch, das vorher Niemand gesehen. Da warfen wir schnell unsere Ränzel ans Ufer und sprangen nach. Der Hauptmann wandte das Schiff, stach in den See und rief: „Adio! wir sehen uns im Welschland wieder.“

Zum Glück gewahrten wir Stufen, wie in Felsen gehauen; da stiegen wir mühselig hinauf an den Berg. Und obwohl wir gestiefelt waren und in Mänteln, vom Regen durchweicht, und der Sturmwind uns von den Felsklippen in den See zu schleudern drohte, wanderten wir doch hochvergnügt, weil wir festen Boden unter den Füßen fühlten. Unterwegs kam uns diesen Berg herab ein elender Wagen entgegen, mit Ochsen bespannt, der nach dem Abgrund fuhr, worüber wir uns sehr verwunderten.

Und als wir die Augen schaudernd hinabsenkten zum finstern See, sahen wir des Spaniers Mantel in der Ferne über dem

Wasser ausgebreitet, daß wir glauben mußten, das Schifflein sei untergegangen. Nun gereute es mich, daß ich mich nicht an den seltsamen Hauptmann näher gemacht, oder mich wenigstens seines Weges erkundigt hatte. Denn der mochte schon einen Spiritus familiaris haben.

Unfern der Höhe des Berges fanden wir ein Haus. Die Leute nahmen uns freundlich auf, gaben uns Speise und Trank, und trockneten unsere nassen Kleider an dem warmen Ofen. Auch verweilten wir wegen des Regens den Tag hier und die Nacht.

---

## Weg durch Graubünden nach Italien.

Unsere Wirthsleute hatten für ein Schifflein gesorgt, daß wir den folgenden Tag gegen Abend abfahren konnten. Wind, Wetter und See waren still. Wir stiegen denselben Bergweg zurück, welchen wir hinaufgegangen waren, und das Schiff wartete an derselben Stelle, wo uns der Spanier Tags zuvor verlassen hatte.

Als wir das Land erreicht, zog ich überall sorgfältige Erkundigungen um den Hauptmann ein. Doch hatte ihn Niemand gesehen. Auch in der Stadt Chur erfuhr ich im Wirthshaus von seiner Ankunft nichts. Thorhaimer sagte: „Den Großsprecher nebst seinem Zaubermantel fressen die Fische. Gott habe seine Seele gnädig!"

Hart hinter dem Städtlein ging's durch einen hohlen Bergweg hinauf ins hohe Gebirg. Wir hatten jeder ein Saumroß, und für das Gepäck ein drittes, nebst Führern, die den Weg durch die Wildniß kannten. Es war uns angst und weh, als wir so hoch kamen, daß wegen der harten Kälte kein Baum mehr gedeihen mochte, und Schnee und Eis um uns lag, welches die Strahlen der Sonne seit Anbeginn der Welt noch nicht geschmolzen. Doch begegneten wir oft einzelnen Reisenden, die aus Italien ins deutsche

Land gingen, und weit hinauf im Gebirg freundliche Dörflein mit Wirthshäusern und aller Bequemlichkeit.

Als wir auf einen der höchsten Berge des Erdbodens gelangt waren, fiel ein so starker Schnee vom Himmel, daß wir davon wie im strengsten Winter bedeckt wurden, obwohl es Mitte Augusts war. Wir dankten Gott von Herzen, als wir das Dorf Poschiavo erreicht hatten, in einem freundlichen Thal. Von dannen kamen wir an einem schönen See entlang durch eine finstere, enge Schlucht in das große Thal Veltlin, welches den Graubündnern angehört. Der Podesta des Ortes gab uns zehn bewaffnete Männer zum Geleite über den Berg bis zur venetianischen Grenze, wegen der vielen Räuber und Mörder, die dort das Reisen unsicher machen. Doch stieß uns kein Uebel zu, und wir langten wohlbehalten in Brescia an.

Gott, der Herr, hat nicht vergeblich Fels und Abgrund zwischen die welschen und deutschen Völker gewälzt, denn sie wären bei offener Hausthür nimmermehr freundliche Nachbarsleute mit einander gewesen, oder die Welschen schon gar längst von den Deutschen in allen Meeren ersäuft. Es ist da kein Treu und Glauben noch Aufrichtigkeit leicht zu finden. Sie haben das Herz kalt, aber die Luft heiß; im deutschen Land ist's umgekehrt. Daher mögen die Welschen den Deutschen wohl, aber die Deutschen haben heilige Scheu vor ihnen. Auch ist beständig Haß zwischen den Franzosen und Italienern; denn die Franzosen sind Gecken und leichtsinnig bis in das vierzigste Jahr, dann aber werden sie gesetzt und ehrbar, und übertreffen den Deutschen an Annehmlichkeit. Der Italiener hingegen ist gefällig, so lang er jung ist, und hat offenes Gemüth, aber im Alter verschlossen, unbarmherzig und ohne Liebe Seinesgleichen. Der Deutsche beherzt, der Franzose verwegen, auch wenn's nicht Noth thut, der Italiener ränkesüchtig: wie mögen die drei zusammentreffen?

Ich hatte große Sehnsucht nach meinem Vaterlande heim, und verwünschte im Herzen den Spiritus familiaris, welchen ich dem Grafen Sigismund versprochen. Doch zog mich mein Verhängniß vorwärts, wiewohl es vor meiner Seele dalag, wie ein schweres Unglück. Ich empfahl mich der göttlichen Obsorge in diesem fremden Lande, und reisete nach Verona, wohin ich Empfehlungen an den Grafen Bevilacqua hatte.

---

## Das Bild.

Verona ist eine alte, große Stadt, voller Reichthum und Koth. In den engen, krummen Gäßchen ist unsicher wandeln, wie in einem Irrgarten. Thorhaimer hatte sich in einem Tage dreimal darin verloren, und nur mit großer Mühe das Wirthshaus wieder gefunden, sintemal er der Sprache des Landes nicht wohl kundig war.

Nachdem ich mich mit Kleidern und dem feinsten Linnen neu versehen, um wiederum anständig auftreten zu können, auch den Thorhaimer mit frischer Leibtracht ausgestattet, besuchte ich den Grafen Bevilacqua. Er war schon ziemlich bei Jahren, sehr ernsthaft von Geberden, jedoch ungemein höflich. Weit umher galt er für den reichsten Herrn. Da er nie verheirathet gewesen, konnte er großen Aufwand treiben, ohne Sorgen wegen der Erben. Auch gedachte er, wie er mir sagte, seine Tage in Rom zu beschließen.

Sein Haus war mit den kostbarsten Bildsäulen und Gemälden geschmückt von den größten Malern der Welt. Doch hatte der Graf, welcher alle Künste liebte, an keiner ein so empfindliches Vergnügen, als an der edeln Tonkunst. In jeder Woche gab er dreimal in seinem Palast Konzert. Dazu waren allezeit Herren und Frauen von den ersten venetianischen Geschlechtern eingeladen; des-

gleichen alle Fremde von Rang, an denen es in Verona nie Mangel hatte. Dreißig bis vierzig der allerreizendsten Stimmen und geübtesten Tonkünstler wetteiferten mit einander, wessen Kehle oder musikalisches Instrument den Vorzug verdiene. Wer zugegen war, dessen Gemüth war voll Himmel.

Der Graf hatte mich mit vieler Artigkeit empfangen, daß man wohl sah, er habe lange Zeit an großen Höfen gelebt. Er nöthigte mich zu seiner Tafel; ich mußte seinen Konzerten beiwohnen, so oft ich konnte, und er führte mich in verschiedene angesehene Häuser ein, die mit ihm befreundet waren.

In der That aber war Bevilacqua ein rechtschaffener Mann, zu welchem ich immer größeres Vertrauen faßte. Auch ward er mir von Tag zu Tag, ohne mein Verdienst, gewogener, so daß er den Antrag machte, ich sollte über Winter in Verona bleiben und ihn im Frühjahr nach Rom begleiten. Er wußte es auch so gut anzustellen, daß mir Woche um Woche schnell verstrich, und der Winter unvermerkt anrückte. Jedoch gleicht der Winter dieser Länder nur einem kühlen Herbst mit schönen Tagen.

Als der Graf an den Hof von Mantua reisete, mußte ich ihn dahin begleiten. Der Herzog von Vincenzo war ein Herr von etwa achtundzwanzig Jahren, sehr gnädig und gesprächig. Seine Gemahlin Eleonore hingegen kalt und stolz. Sie war die Tochter des verstorbenen Großherzogs von Florenz, und mütterlicher Seits deutscher Herkunft vom Erzhaus Oesterreich.

Allein der ganze Hof und seine Herrlichkeit vergnügte mich nicht so sehr, als die Bildergallerie des Herzogs. Sie war zwar klein, enthielt aber nach der Versicherung der Kenner große Schätze — und für mich den allergrößten.

Denn wie ich das erstemal längs den Bildern hinschritt, sah ich an der gegenüberstehenden Wand ein Gemälde von eigenthümlicher Pracht und Lieblichkeit, darob ich alle Bilder vergaß. Es

war eine Mutter Gottes von überirdischer Schönheit und voll göttlicher Wehmuth. Sie schien um den geliebten Sohn zu klagen, hatte aber die warme Fülle einer siebenzehnjährigen Jungfrau. Ihr Blick drang in meine Brust, wie ein Lichtstrahl, und ich ward dermaßen ergriffen, daß ich mich selber nicht mehr fühlte. Kaum hatte ich Muth genug, einige Schritte näher zu thun; so große Ehrfurcht erfüllte mich; und ich würde vor der Gebenedeiten niedergesunken sein, wenn ich nicht bedacht, daß es doch nur ein Bild sei.

Als der Graf Bevilacqua und der Kämmerer des Herzogs mir andere Stücke zeigen wollten, schien mir alles gering und nichtig; und ich kehrte jedesmal zu der Gebenedeiten zurück. Da folgte mir Bevilacqua und sprach: „Es ist nicht übel, doch von keinem Meister, und in der falschen Manier einiger Neuen aus der römischen Schule." Ich gerieth in Erstaunen, wie er von Manier und Schulen reden möge, wo die Allerheiligste glänzte. „Wer ist auch der Künstler, welcher in die Himmel gestiegen, und dort die Göttliche gesehen und gemalt?" sprach ich, zum Kämmerer gewandt, „denn ohne Offenbarung ist solche Malerei nicht gedenkbar; auch hat im Staube der Erde nie ein Geschöpf wandeln mögen, wie diese Gestalt aus den Gegenden der Sternen."

Der Kämmerer erwiederte: „Der Herzog habe das Stück, weil es ihm wohlgefallen, von einem neapolitanischen Maler in Florenz erhandelt. Der Maler heiße Sclavani, wie auf dem Bilde stehe, sei aber nicht im Ansehen."

Ich mochte mich von dem Gemälde nicht trennen, ob es gleich Andern weniger gefiel, denn mir, und pries im Stillen des Herzogs guten Geschmack. Sonst hatte ich wohl auch schöne Frauen bewundert; und was ich an ihnen reizend gefunden, war doch zuletzt nur Fleisch und Blut. Aber hier sah ich nicht mehr Fleisch und Blut, sondern eine Seele aus dem Himmel niedergestiegen; schamhaft in irdischen Staub gehüllt, einen jungfräulichen Leib,

aber von Göttlichkeit durchströmt! Liebe und Heiligkeit im Wesen, wie hienieden nirgends sein mag.

---

## Der Spanier.

Von nun an erschien ich mir selbst wie ein anderer Mensch, oder was ich sah, schien mir anders und göttlicher. Ich war so entzückt, daß ich das ganze Herzogthum Mantua für das einzige Bild hingegeben hätte, wenn mir Wahl zwischen beiden gegeben wäre. Wohin ich kam, in Mantua oder Verona, sah ich nur die Allerheiligste vor mir. Sogar des Nachts kam sie mir in Träumen vor. Ich war ganz unempfindlich gegen die Schönheit anderer Frauenzimmer geworden, und obwohl es nicht an Reizungen fehlte, genügte doch ein Gedanke an die Gebenedeite, um die artigste Veroneserin unerträglich zu finden.

Daher war es mir unaussprechliche Freude, als Graf Bevilacqua sagte; er wolle mir die Kopie von Sclavani's Madonna verschaffen; nur müsse ich den Winter in Verona ausharren, denn vor Frühjahr ende der Künstler die Arbeit kaum. Er sagte das aber nur, um mich zu überraschen. Denn am Neujahrstag 1590 sandte er mir ein kleines Kästchen von Ebenholz mit Elfenbein und Gold ausgelegt, und als ich es eröffnete, fand ich das Bild meiner Allerheiligsten, unter Glas in goldener Einfassung, kaum von der Größe dreier Daumenbreiten, und auf das allerähnlichste getroffen. Ich war erst erstarrt von Verwunderung, Entzücken und Ehrfurcht, als ich die Göttliche mit ihrem Blick voll zarter Wehmuth fand. Ich stellte das Bild auf den Tisch, kniete davor nieder, betete mit großer Inbrunst und zerfloß in Thränen. Anfangs wagte ich es gar nicht, meine Lippen auf das Glas zu drücken, denn im Kusse schien mir Unheiligkeit zu sein. Ich hing das Ge-

mälde mit einer seidenen Schnur um den Hals, und trug es von da an immerdar an der Brust, als mein allerköstliches Kleinod.

Einige Tage nachher begab sich Bevilacqua gen Mantua, und ich begleitete ihn wieder nach meiner Gewohnheit. Dann fuhren wir zu Hof, dem Herzog und der Frau Herzogin die üblichen Glückwünsche abzustatten. Wir wurden angewiesen, im Vorsaale zu warten, weil der Herzog ein wichtiges Geschäft habe. Man sagte uns, er habe sich seit zwei Stunden in seinem Arbeitszimmer mit einem Fremden verschlossen.

Wir mußten wohl eine halbe Stunde warten, daß uns die Zeit lang dauerte. Endlich trat der Herzog hervor, und hatte den Fremden an der Hand. Hilf Himmel! Als ich diesen näher betrachtete, war es kein Anderer, denn der spanische Hauptmann, welchen ich voriges Jahr auf dem Schweizersee kennen gelernt; eben die hagere, lange Gestalt, das bleichgelbe, eingefallene Antlitz, die tiefen Augen, die große Adlernase — Alles war er wieder; nur hatte er seine Hauptmannskleider gegen einen Gallarock vertauscht, und statt des Uebermuths, welchen er auf dem See zeigte, war in seiner Geberde nichts, denn die unterthänigste Aufmerksamkeit gegen den Fürsten.

Der Herzog, indem er uns im Vorbeigehen freundlich, doch flüchtig begrüßte, führte den Spanier zur Thüre, sprach dann wieder leise und vertraulich mit ihm, begleitete ihn hinaus, und kam erst nach einigen Minuten zurück, um unsere Wünsche zu vernehmen.

„Ich bin Euch sehr dankbar für Eure Zuneigung, die Ihr mir zu erkennen gebet," sagte der Herzog zu mir: „doch wäre mir lieb, von Euch den Beweis zu empfangen. Ich schätze die Deutschen über Alles hoch; sie sind aufrichtig, getreu und mannlich; im Krieg aber nicht minder tapfer, als die Schweizer. Wollet Ihr in meine Dienste treten, so gebe ich Euch eine Oberstelle in der Leibwache!"

Graf Beniamino [illegible]
des Herzogs [illegible]
und das Zutrauen [illegible] mir
nach zu seiner [illegible] des
mein Wort und [illegible] ar.
zu sein, daß er [illegible] ich
Eigentlich aber [illegible] der
Sinn, und der [illegible] er
Pelzer. Der [illegible] se.
gab mir drei [illegible] er
ten solle. [illegible]

Sobald wir [illegible]
er den [illegible]
mein Verlangen [illegible]
was mir mit [illegible]
allem [illegible]
vom Schiffer [illegible]
Wellen [illegible]
Grafen Beniamino [illegible]
Gutes zu. [illegible]
gang pflegen. [illegible]
von einem [illegible]
„auch ich [illegible]
Neapel [illegible]
war über [illegible]
Er hat den [illegible]
beschenkt. [illegible]
ches vielen [illegible]
ging, blieb [illegible]
nie nach. [illegible]
Thier [illegible]

blicke ward der Greis ohnmächtig mitten in seiner Andacht, und genas nie wieder. Er starb drei Tage nachher, und von seinen Reichthümern hat man nie erfahren, wohin sie gekommen sein mögen."

Ich hörte dieser Erzählung mit großer Aufmerksamkeit zu, und dem, was der Graf Bevilacqua noch ferner über die Sache sprach, denn er war ein sehr gelehrter Mann, und Viele glaubten von ihm, er habe Erfahrung in den geheimen Wissenschaften, weil er ohne große Erbschaft großen Reichthum besitze. Doch überzeugte ich mich bald, daß Bevilacqua nichts von geheimer Wissenschaft hatte. „Es gibt zwar," sagte er, „gute und böse Geister; aber oft sind sie schwer zu unterscheiden, weil auch Kinder der Finsterniß als Engel des Lichts kommen. Böse Geister dienen den Menschen nur um den gefährlichsten Sold; gute Geister soll man aber nicht zur Dienstfertigkeit zwingen."

Wir verweilten eine ganze Woche zu Mantua und am Hofe. Der vermeinte Spanier aber war nirgends mehr zu finden. Doch erfuhren wir, er sei nichts weniger denn ein Spanier oder ein Hauptmann im Dienste der Krone von Spanien, sondern aus einem der altvornehmsten Geschlechter Italiens entsprossen, Namens Alfonso Piccolomini. Er sei Herr von Monte-Marciano in der Marca von Ancona, und lange Zeit in Frankreich gewesen, wo er tapfer die Partei des Herzogs von Guise in dortigen Unruhen gehalten.

Der Graf Bevilacqua, in Staatshändeln seiner Zeit gründlich erfahren, vertraute mir, daß der Herzog von Mantua, gleich wie die meisten italienischen Fürsten, dem Könige von Frankreich abgeneigt gewesen, der im August vorigen Jahres von dem Dominikanermönch Clemens meuchelmörderisch umgebracht worden. Daher, setzte der Graf hinzu, könne er sich wohl die vertraulichen Zusammenkünfte des Piccolomini mit dem Herzog Vincenzo deuten.

## Der Besuch.

Sieben Tage nach unserer Zurückkunft in Verona brachte mir ein sehr reich gekleideter Diener ein versiegeltes Handschreiben des Morgens in das Zimmer, als ich vom Bette aufgestanden war. Er nannte mir dabei den Namen seiner Herrschaft, welchen ich nicht wohl verstand, und ging fort. Von dem Brieflein war der Inhalt folgendergestalt: ich sei eingeladen, von freundschaftlicher Hand, einer Person den Besuch zu machen, die mich hochschätze. Falls mir an der Bekanntschaft gelegen, möge ich mich an der Hauptpforte der Kirche San Giorgio Abends neun Uhr finden lassen, wo man mich abrufen werde.

Im Anfang beschloß ich, nicht zu gehen. Da ich aber immer an das Wiederfinden des Piccolomini glaubte, zweifelte ich zuletzt nicht, die Einladung komme von ihm. Unstreitig hatte er mich in Mantua so gut erkannt, als ich ihn. Auch mochte er Ursache haben, unbekannt bleiben zu wollen.

Abends verließ ich die Gesellschaft im Palast Bevilacqua früher, als meine Gewohnheit war, und begab mich nach Hause. Nachdem ich mich umgekleidet und in den Mantel gehüllt, befahl ich aus Vorsicht dem Thorhaimer, sich zu bewaffnen und mich nach San Giorgio zu begleiten. Er solle aber jederzeit in einiger Entfernung von mir bleiben und auf das Haus wohl Acht haben, in welches ich gehen würde, auf daß wir es bei Tage wieder fänden. Zugleich befahl ich ihm, wenn er mich nicht bis zwölf Uhr spätestens zurückkommen sähe, daß er Lärm machen und die Schaarwächter suchen möge.

Es war sehr finstere Nacht, und wir warteten bis zehn Uhr, ohne daß Jemand zum Vorschein kam. Da ward ich verdrossen und des Glaubens, irgend Einer habe mir einen Possen spielen wollen, und beschloß, den Rückweg zu nehmen. In gleicher Zeit ging

eine Magd an mir vorüber, blieb stehen, sah nach mir, und fragte leise, ob ich einen Brief empfangen, daß ich hier warten müsse? Ich antwortete Ja. Darauf bat sie mich, ihr getrost zu folgen. Ich hustete und gab damit verabredetermaßen dem Thorhaimer das Zeichen.

Das Mägdlein, behend auf den Füßen, führte mich über den Platz in ein Haus, der Kirche gegenüber. Da ward es so dunkel, daß man die Hand nicht vor den Augen sah. Die Magd ergriff meine Hand, und leitete mich, bis wir wieder auf eine Straße kamen, und von da wieder in ein anderes Haus, welches wir stillschweigend auf die gleiche Art durchgingen. Wie wir nun von neuem eine Straße entlang gingen, sagte das Mägdlein, ich sollte mir die Zeit nicht lang werden lassen, denn wir seien an Ort und Stelle. In der That ließ sie mich wieder in ein Haus treten, wo ich durch einen schwach erleuchteten Gang, über einen geräumigen Hof, und dann zwei Treppen hoch stieg. Ich ward in ein großes Prachtzimmer gebracht, wo zwei Wachskerzen auf silbernen Leuchtern ziemlich dunkel brannten. Da Niemand im Zimmer war, säuberte ich die Lichter, um heller zu sehen.

Bald darauf that sich leise eine Thür auf, und ein zartes, junges Frauenzimmer blickte schüchtern herein. Die junge Dame schien bei meinem Anblick erschrocken, und sagte: „O Gott, seid Ihr es?" Dann trat sie einen Schritt näher und verschloß die Thür hinter sich, und mit reizender Verwirrung sagte sie: „So spät habe ich Euch nicht mehr erwarten können. Die erbetene Stunde war längst vorüber. Ich war im Begriff, mich zu entkleiden." Und sie war in der That nur leicht und nachlässig angethan, nicht als wollte sie Besuch empfahen; darum aber nicht minder schön.

Ich mußte mich an ihrer Seite auf ein Ruhebett niederlassen, und ich fragte mit vieler Ehrfurcht, weswegen sie mich beschieden? Sie erzählte, wie sie von mir gehört, ich sei ein Deutscher und

verwandt mit den Welzern und Kärnthen. Sie habe einige Zeit in Wien gelebt, und eine Frau von Welzer-Spiegelfeld gekannt. Nun hoffe sie von mir Nachricht über dieselbe zu vernehmen.

Mittlerweile ich ihren Fragen über die Welzer Bescheid that, setzte sie ein Kredenztischlein mit Wein und Konfekt vor das Ruhebett. In diesem Geschäfte aber konnte sie nicht verhindern, daß vieles Verborgene ans Licht kam, welches sie jedoch sogleich schamhaft zu verhüllen bereit war. Aber ich verlor mehr als einmal das Wort und ward so verwirrt, daß ich nicht wußte, was ich sprach. Ihr Gehen und Kommen, das Spiel ihrer weißen Arme, alle ihre Bewegungen und Reize brachten meine Sinne in Aufruhr.

Die junge Dame schien meine Unruhe und Verlegenheit zu bemerken, denn sie fragte: ob mir nicht wohl sei, daß ich oft mitten in einer Rede abbreche? — Ich hatte Muth genug, ihr zu erwiedern: es sei kein Wunder, wenn der beredteste Mann vor der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts verstumme. — Sie antwortete mit anmüthigem Lächeln: „Ihr seid zwar auch ein schöner Mann, aber das soll kein Weib aus der Fassung bringen." — Und also gerieth das Gespräch auf neue Gegenstände gefährlicher Art. Die Dame wollte auch wissen, ob ich schon geliebt habe, und der Erwählten meines Herzens treu sei. — Da drückte mich von ungefähr das Bild der Madonna auf meiner Brust. Ich aber wähnte, es sei das kein Ungefähr; und die heilige Wehmuth der Gebenedeiten erfüllte mich. — Als die Neugierige ihre Frage wiederholte, gab ich zur Antwort: „Hätte ich geliebt, so würde ich nie davon reden." — Sie belobte meine Denkart, und sagte: „Sie wünsche keinen andern Liebhaber zu ihren Füßen zu sehen, als einen, der mir gleiche." — Dabei sah sie mir mit bescheidenem, doch durchdringendem Blick in die Augen. Vielleicht wäre ich zu jeder andern Stunde schwach genug gewesen, zu ihren Füßen zu fallen. Doch konnte ich nicht mit mir die Allerheiligste vor dieser Irdischen demüthigen.

Unser Gespräch stockte. Die Dame schien verdrossen zu sein, oder in Verlegenheit. Da stand ich auf, um mich von dannen zu begeben. Mittlerweile ich meinen Hut nahm, entstand ein Getöse im Nebenzimmer. Die Dame fuhr erschrocken auf, ergriff mich und sprach: „Um Gotteswillen, Herr, verberget Euch, sonst werdet Ihr unglücklich. Ich bin verrathen."

Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Warum mich verbergen? Ich habe doch kein Uebels gethan!" Das Getöse ward stärker. Ich hörte Männerstimmen. Die Dame ward ängstlicher, und wollte mich in die Thür hineintreiben, aus der sie gekommen war. „Euer Leben ist in Gefahr!" schrie sie.

Da traten fünf oder sechs Kerle herein, und als sie mich sahen, zuckten sie das Schwert und riefen: „Macht den deutschen Hund nieder! Gut, daß wir ihn erwischt haben!" — Ich stellte mich an die Wand, zog meinen Degen und sprach: „Was wollet ihr von mir? Ich bin hierher beschieden, und seid ihr Meuchelmörder, so bekommt ihr mein Leben nicht umsonst." — Als sie von diesen Worten erschrocken schienen, und unter einander leise redeten, erhob ich die Stimme lauter denn vorher, und fragte: ob sie mich wollten ziehen lassen? Darauf stürzten drei Meuchelmörder gegen mich. Es entstand ein Gefecht; ich schützte mich mit Mühe gegen ihre Streiche. Da trat die Dame zwischen uns. Man sprach abermals leise unter einander, davon ich nichts verstand. Doch däuchte mich, als hörte ich den Namen des Herrn von Monte-Marciano nennen. Ich mag mich auch leichtlich geirrt haben.

Nach einer Weile sagte die Dame: „Ihr seid frei, Herr." Und einige der Meuchelmörder sprachen: „Ziehet von hinnen; aber verlasset Verona, wenn Euch das Leben theuer ist."

Dann ergriff die Dame einen Leuchter, und zündete mir vor, bis an die Treppe, leise sprechend: „Ihr seid ein wackerer Mann." —

Ich antwortete: „Aber wer Ihr seid, weiß ich nicht.“ — Sie antwortete: „Unschuldig!“

Die Magd ließ sich wieder sehen, und führte mich den gleichen Weg zurück, welchen ich gekommen war, bis zu dem Thorhaimer, dem die Zeit lang geworden. Ich war über die Begebenheit voller Zorn und Unruhe. Am folgenden Tage erzählte ich dem Grafen Bevilacqua das Abenteuer. Er war sehr erstaunt, und begriff nicht, was die Spiegelfechterei gesollt; doch gebot er mir, gegen Jedermann zu schweigen, um mir größeres Unglück zu ersparen.

---

## Ein anderer Besuch.

Zwei Tage nach jenem Vorfall saß ich spät gegen Mitternacht in meinem Zimmer, denn ich war kaum von einem Feste gekommen, welches Bevilacqua am Namenstage einer ihm theuern sehr jungen und liebenswürdigen Verwandtin gegeben hatte. Mir sumsete noch das Getön der Geigen, und ich war so munter, daß kein Schlaf in meine Augen kam. Da nahm ich mein Tagebuch, um hinein zu schreiben, und legte das Bild von Sclavani's Madonna vor mir auf den Tisch.

Indem ich schrieb, erhob sich draußen ein gewaltiger Sturmwind gegen die Fenster. Darauf bewegte sich der Erdboden unter meinen Füßen, Tisch und Stuhl wankten, und das ganze Haus machte ein seltsames Getöse. Mit großem Entsetzen sprang ich auf und rief Thorhaimern. Im gleichen Augenblick fiel mein Degen, der an einem Nagel der Wand hing, mit großem Geprassel von selbst zu Boden. Ich war erschrocken, daß mir die Kniee wankten. Aber nun ward Alles wieder still im Hause. Nur der Sturm heulte auf den Gassen. Als ich Thorhaimern in seiner Kammer aufsuchte, fand ich ihn schlafend. Darum wollte ich den Glück-

lichen nicht wecken, und ging zurück. Ich öffnete ein Fenster; auf den Straßen war Alles todt und leer.

Nun setzte ich mich zum halberloschenen Feuer des Kamins. Ich war voller Furcht, und gedachte abermals Thorhaimern zu rufen, weil ich nicht allein bleiben mochte. Da knisterte es draußen, wie von leisen Fußtritten. Es schlich zu meiner Thür und pochte dreimal. Mich überfiel ein Grausen, ich wußte nicht warum? Doch rief ich beherzt: „Herein, wer draußen steht!“ — Die Thüre ging auf. Leise trat ein Mann herein, der mich grüßte. Als ich ihn näher betrachtete, war es kein Anderer, denn der Spanier, oder vielmehr Herr Alfonso Piccolomini.

Er sprach: es freue ihn, mich noch außer dem Bette zu finden. Er wohne mit mir im gleichen Wirthshause, und wolle nicht abreisen, ohne mich vorher begrüßt zu haben.

Mir that es wohl, einen Menschen zu sehen, und fragte: ob er von dem Vorgefallenen etwas empfunden habe? — Er antwortete ganz gleichgültig; „Es war vielleicht ein Erdbeben. Was ist's mehr.“

Da fiel mir seine Gelassenheit auf dem Schweizersee und der bewußte rothe Mantel ein; und ich nahm mir alsbald vor, ihn wegen des Spiritus familiaris zu erforschen.

„Ihr seid immerdar unerschrocken,“ sagte ich, „auch wenn Ihr nicht den rothen Mantel traget, der Euch über die Wellen schifft. Saget mir, wie machet Ihr das?“

Er zuckte die Achseln, als wolle er nicht Rede stehen. Ich aber drang mehr und mehr in ihn, bis ich das Gespräch auf den Spiritus familiaris gebracht.

Da ging er schweigend mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, blieb einige Male stehen, und ging wieder. Endlich kehrte er sich jählings zu mir mit der Frage: „Da Ihr es denn errathen habet, so antwortet: habet oder suchet Ihr ihn?“

„Ich suche ihn. Könnet Ihr mir rathen? — Denn ich glaube, Ihr besitzet ihn.“

„Wenn Ihr mannlich seid, und die Probe besteht, mag Euch werden, was mir geworden ist.“

„Wer hat ihn? Wo kauft man solches Gut?“

„Um kein Geld. Wer den Geist bezwingen will, muß sich zuvor selbst bezwingen. Ihr müsset Allem, was Ihr habet und liebet, entsagen, um des Einen willen, dann werdet Ihr durch ihn Alles haben. Könnet Ihr das?“

„Wenn's vonnöthen ist.“

„Und müsset lang um ihn dienen und keine Gefahr scheuen. Doch hilft Euch der Feuergeist dienen. Den Spiritus familiaris kann Euch Niemand geben, als der Feuergeist.“

„Wer ist der Feuergeist?“

„Ein Geist des obern Luftkreises; auch leicht zu haben. Wer ihn hat, dessen Leben ist wider alle Todesgefahr in Wasser und Feuer, Luft und Erde geborgen. Schwert und Kugel mögen verletzen, aber nie tödten.“

„Wie lang muß ich dem Feuergeist dienen?“

„Dreimal sieben Monde, dreimal sieben Wochen, dreimal sieben Tage, dreimal sieben Stunden.“

„Und was verleiht mir der Spiritus familiaris für den langen Dienst?“

„Leben, so lang Ihr wollet; Geld, so viel Ihr bedürfet; alle Freuden, die Ihr begehret, und Kenntniß großer Geheimnisse, die mehr als Leben, Geld und Freude werth sind.“

Er sprach darauf Vieles von der Beschaffenheit der Geister und von der Gefahr, mit bösen in Gemeinschaft zu kommen; desgleichen warnte er mich, meine Wünsche nicht Jeglichem zu eröffnen. Auch sagte er mir Vieles, dessen Sinn ich nicht begriff.

Seine Worte machten einen wunderbaren Eindruck auf mein

war eine Mutter Gottes von überirdischer Schönheit und voll göttlicher Wehmuth. Sie schien um den geliebten Sohn zu klagen, hatte aber die warme Fülle einer siebenzehnjährigen Jungfrau. Ihr Blick drang in meine Brust, wie ein Lichtstrahl, und ich ward dermaßen ergriffen, daß ich mich selber nicht mehr fühlte. Kaum hatte ich Muth genug, einige Schritte näher zu thun; so große Ehrfurcht erfüllte mich; und ich würde vor der Gebenedeiten niedergesunken sein, wenn ich nicht bedacht, daß es doch nur ein Bild sei.

Als der Graf Bevilacqua und der Kämmerer des Herzogs mir andere Stücke zeigen wollten, schien mir alles gering und nichtig; und ich kehrte jedesmal zu der Gebenedeiten zurück. Da folgte mir Bevilacqua und sprach: „Es ist nicht übel, doch von keinem Meister, und in der falschen Manier einiger Neuen aus der römischen Schule.“ Ich gerieth in Erstaunen, wie er von Manier und Schulen reden möge, wo die Allerheiligste glänzte. „Wer ist auch der Künstler, welcher in die Himmel gestiegen, und dort die Göttliche gesehen und gemalt?“ sprach ich, zum Kämmerer gewandt, „denn ohne Offenbarung ist solche Malerei nicht gedenkbar; auch hat im Staube der Erde nie ein Geschöpf wandeln mögen, wie diese Gestalt aus den Gegenden der Sternen.“

Der Kämmerer erwiederte: „Der Herzog habe das Stück, weil es ihm wohlgefallen, von einem neapolitanischen Maler in Florenz erhandelt. Der Maler heiße Sclavani, wie auf dem Bilde stehe, sei aber nicht im Ansehen.“

Ich mochte mich von dem Gemälde nicht trennen, ob es gleich Andern weniger gefiel, denn mir, und pries im Stillen des Herzogs guten Geschmack. Sonst hatte ich wohl auch schöne Frauen bewundert; und was ich an ihnen reizend gefunden, war doch zuletzt nur Fleisch und Blut. Aber hier sah ich nicht mehr Fleisch und Blut, sondern eine Seele aus dem Himmel niedergestiegen; schamhaft in irdischen Staub gehüllt, einen jungfräulichen Leib,

aber von Göttlichkeit durchströmt! Liebe und Heiligkeit im Wesen, wie hienieden nirgends sein mag.

---

## Der Spanier.

Von nun an erschien ich mir selbst wie ein anderer Mensch, oder was ich sah, schien mir anders und göttlicher. Ich war so entzückt, daß ich das ganze Herzogthum Mantua für das einzige Bild hingegeben hätte, wenn mir Wahl zwischen beiden gegeben wäre. Wohin ich kam, in Mantua oder Verona, sah ich nur die Allerheiligste vor mir. Sogar des Nachts kam sie mir in Träumen vor. Ich war ganz unempfindlich gegen die Schönheit anderer Frauenzimmer geworden, und obwohl es nicht an Reizungen fehlte, genügte doch ein Gedanke an die Gebenedeite, um die artigste Veroneserin unerträglich zu finden.

Daher war es mir unaussprechliche Freude, als Graf Bevilacqua sagte; er wolle mir die Kopie von Sclavani's Madonna verschaffen; nur müsse ich den Winter in Verona ausharren, denn vor Frühjahr ende der Künstler die Arbeit kaum. Er sagte das aber nur, um mich zu überraschen. Denn am Neujahrstag 1590 sandte er mir ein kleines Kästchen von Ebenholz mit Elfenbein und Gold ausgelegt, und als ich es eröffnete, fand ich das Bild meiner Allerheiligsten, unter Glas in goldener Einfassung, kaum von der Größe dreier Daumenbreiten, und auf das allerähnlichste getroffen. Ich war erst erstarrt von Verwunderung, Entzücken und Ehrfurcht, als ich die Göttliche mit ihrem Blick voll zarter Wehmuth fand. Ich stellte das Bild auf den Tisch, kniete davor nieder, betete mit großer Inbrunst und zerfloß in Thränen. Anfangs wagte ich es gar nicht, meine Lippen auf das Glas zu drücken, denn im Kusse schien mir Unheiligkeit zu sein. Ich hing das Ge-

mälde mit einer seidenen Schnur um den Hals, und trug es von da an immerdar an der Brust, als mein allerköstliches Kleinod.

Einige Tage nachher begab sich Bevilacqua gen Mantua, und ich begleitete ihn wieder nach meiner Gewohnheit. Dann fuhren wir zu Hof, dem Herzog und der Frau Herzogin die üblichen Glückwünsche abzustatten. Wir wurden angewiesen, im Vorsaale zu warten, weil der Herzog ein wichtiges Geschäft habe. Man sagte uns, er habe sich seit zwei Stunden in seinem Arbeitszimmer mit einem Fremden verschlossen.

Wir mußten wohl eine halbe Stunde warten, daß uns die Zeit lang dauerte. Endlich trat der Herzog hervor, und hatte den Fremden an der Hand. Hilf Himmel! Als ich diesen näher betrachtete, war es kein Anderer, denn der spanische Hauptmann, welchen ich voriges Jahr auf dem Schweizersee kennen gelernt; eben die hagere, lange Gestalt, das bleichgelbe, eingefallene Antlitz, die tiefen Augen, die große Adlernase — Alles war er wieder; nur hatte er seine Hauptmannskleider gegen einen Gallarock vertauscht, und statt des Uebermuths, welchen er auf dem See zeigte, war in seiner Geberde nichts, denn die unterthänigste Aufmerksamkeit gegen den Fürsten.

Der Herzog, indem er uns im Vorbeigehen freundlich, doch flüchtig begrüßte, führte den Spanier zur Thüre, sprach dann wieder leise und vertraulich mit ihm, begleitete ihn hinaus, und kam erst nach einigen Minuten zurück, um unsere Wünsche zu vernehmen.

„Ich bin Euch sehr dankbar für Eure Zuneigung, die Ihr mir zu erkennen gebet,“ sagte der Herzog zu mir: „doch wäre mir lieb, von Euch den Beweis zu empfangen. Ich schätze die Deutschen über Alles hoch; sie sind aufrichtig, getreu und mannlich; im Krieg aber nicht minder tapfer, als die Schweizer. Wollet Ihr in meine Dienste treten, so gebe ich Euch eine Oberstelle in der Leibwache!“

Graf Bevilacqua und ich waren gleich sehr von dem Antrag des Herzogs überrascht. Ob mir gleich die Stelle ehrenvoll schien, und das Zutrauen des Fürsten schmeichelhaft, konnte ich mich dennoch zu keiner Annahme entschließen. Ich gab daher vor, durch mein Wort und Versprechen an die väterliche Heimath gebunden zu sein, daß ich nicht wissen könne, wann ich zurückkehren müsse. Eigentlich aber lag mir der Spanier jetzt mehr denn jemals im Sinn, und der Spiritus familiaris des Grafen Sigismund Welzer. Der Herzog aber ließ sich nicht abwendig machen, und gab mir drei Monate Bedenkzeit, während ich nach Haus berichten solle.

Sobald wir vom Schlosse kamen, fragte ich Bevilacqua, ob er den Spanier kenne? Er antwortete: Nein! wollte aber auf mein Verlangen Erkundigungen um ihn einziehen. Da erzählte ich, was mir mit demselben auf dem See begegnet sei, und wie er in allem Sturm in die Fluth hinausgestoßen, bis man nichts mehr vom Schifflein, sondern nur noch den rothen Mantel über den Wellen schwimmend gesehen habe. Die Geschichte erregte dem Grafen Bevilacqua fast Grausen. Er sagte, er traue ihm nichts Gutes zu. Solch ein Mensch könne wohl mit bösen Geistern Umgang pflegen. Darauf wagte ich ihn zu fragen, ob er auch schon von einem Spiritus familiaris gehört? — „Allerdings," sagt er, „auch ich habe in meiner Jugend einen Mann gekannt, der zu Neapel wohnte und einen solchen gehabt haben soll. Dieser Mann war über hundert Jahre alt, und besaß unermeßliche Reichthümer. Er hat den Armen viel Gutes gethan, und die Klöster reichlich beschenkt. Zuweilen begleitete ihn ein schneeweißes Hündlein, welches vielen Leuten verdächtig war. Wenn der alte Herr zur Messe ging, blieb das Hündlein vor der Kirchthür liegen, und folgte ihm nie nach. Eines Tages fiel ein großer schwarzer Hund das kleine Thier vor der Kirche an und tödtete es. In demselben Augen-

blicke ward der Greis ohnmächtig mitten in seiner Andacht, und genas nie wieder. Er starb drei Tage nachher, und von seinen Reichthümern hat man nie erfahren, wohin sie gekommen sein mögen."

Ich hörte dieser Erzählung mit großer Aufmerksamkeit zu, und dem, was der Graf Bevilacqua noch ferner über die Sache sprach, denn er war ein sehr gelehrter Mann, und Viele glaubten von ihm, er habe Erfahrung in den geheimen Wissenschaften, weil er ohne große Erbschaft großen Reichthum besitze. Doch überzeugte ich mich bald, daß Bevilacqua nichts von geheimer Wissenschaft hatte. „Es gibt zwar," sagte er, „gute und böse Geister; aber oft sind sie schwer zu unterscheiden, weil auch Kinder der Finsterniß als Engel des Lichts kommen. Böse Geister dienen den Menschen nur um den gefährlichsten Sold; gute Geister soll man aber nicht zur Dienstfertigkeit zwingen."

Wir verweilten eine ganze Woche zu Mantua und am Hofe. Der vermeinte Spanier aber war nirgends mehr zu finden. Doch erfuhren wir, er sei nichts weniger denn ein Spanier oder ein Hauptmann im Dienste der Krone von Spanien, sondern aus einem der altvornehmsten Geschlechter Italiens entsprossen, Namens Alfonso Piccolomini. Er sei Herr von Monte-Marciano in der Marca von Ancona, und lange Zeit in Frankreich gewesen, wo er tapfer die Partei des Herzogs von Guise in dortigen Unruhen gehalten.

Der Graf Bevilacqua, in Staatshändeln seiner Zeit gründlich erfahren, vertraute mir, daß der Herzog von Mantua, gleich wie die meisten italienischen Fürsten, dem Könige von Frankreich abgeneigt gewesen, der im August vorigen Jahres von dem Dominikanermönch Clemens meuchelmörderisch umgebracht worden. Daher, setzte der Graf hinzu, könne er sich wohl die vertraulichen Zusammenkünfte des Piccolomini mit dem Herzog Vincenzo deuten.

## Der Besuch.

Sieben Tage nach unserer Zurückkunft in Verona brachte mir ein sehr reich gekleideter Diener ein versiegeltes Handschreiben des Morgens in das Zimmer, als ich vom Bette aufgestanden war. Er nannte mir dabei den Namen seiner Herrschaft, welchen ich nicht wohl verstand, und ging fort. Von dem Brieflein war der Inhalt folgendergestalt: ich sei eingeladen, von freundschaftlicher Hand, einer Person den Besuch zu machen, die mich hochschätze. Falls mir an der Bekanntschaft gelegen, möge ich mich an der Hauptpforte der Kirche San Giorgio Abends neun Uhr finden lassen, wo man mich abrufen werde.

Im Anfang beschloß ich, nicht zu gehen. Da ich aber immer an das Wiederfinden des Piccolomini glaubte, zweifelte ich zuletzt nicht, die Einladung komme von ihm. Unstreitig hatte er mich in Mantua so gut erkannt, als ich ihn. Auch mochte er Ursache haben, unbekannt bleiben zu wollen.

Abends verließ ich die Gesellschaft im Palast Bevilacqua früher, als meine Gewohnheit war, und begab mich nach Hause. Nachdem ich mich umgekleidet und in den Mantel gehüllt, befahl ich aus Vorsicht dem Thorhaimer, sich zu bewaffnen und mich nach San Giorgio zu begleiten. Er solle aber jederzeit in einiger Entfernung von mir bleiben und auf das Haus wohl Acht haben, in welches ich gehen würde, auf daß wir es bei Tage wieder fänden. Zugleich befahl ich ihm, wenn er mich nicht bis zwölf Uhr spätestens zurückkommen sähe, daß er Lärm machen und die Schaarwächter suchen möge.

Es war sehr finstere Nacht, und wir warteten bis zehn Uhr, ohne daß Jemand zum Vorschein kam. Da ward ich verdrossen und des Glaubens, irgend Einer habe mir einen Possen spielen wollen, und beschloß, den Rückweg zu nehmen. In gleicher Zeit ging

eine Magd an mir vorüber, blieb stehen, sah nach mir, und fragte leise, ob ich einen Brief empfangen, daß ich hier warten müsse? Ich antwortete Ja. Darauf bat sie mich, ihr getrost zu folgen. Ich hustete und gab damit verabredetermaßen dem Thorhaimer das Zeichen.

Das Mägdlein, behend auf den Füßen, führte mich über den Platz in ein Haus, der Kirche gegenüber. Da ward es so dunkel, daß man die Hand nicht vor den Augen sah. Die Magd ergriff meine Hand, und leitete mich, bis wir wieder auf eine Straße kamen, und von da wieder in ein anderes Haus, welches wir stillschweigend auf die gleiche Art durchgingen. Wie wir nun von neuem eine Straße entlang gingen, sagte das Mägdlein, ich sollte mir die Zeit nicht lang werden lassen, denn wir seien an Ort und Stelle. In der That ließ sie mich wieder in ein Haus treten, wo ich durch einen schwach erleuchteten Gang, über einen geräumigen Hof, und dann zwei Treppen hoch stieg. Ich ward in ein großes Prachtzimmer gebracht, wo zwei Wachskerzen auf silbernen Leuchtern ziemlich dunkel brannten. Da Niemand im Zimmer war, säuberte ich die Lichter, um heller zu sehen.

Bald darauf that sich leise eine Thür auf, und ein zartes, junges Frauenzimmer blickte schüchtern herein. Die junge Dame schien bei meinem Anblick erschrocken, und sagte: „O Gott, seid Ihr es?“ Dann trat sie einen Schritt näher und verschloß die Thür hinter sich, und mit reizender Verwirrung sagte sie: „So spät habe ich Euch nicht mehr erwarten können. Die erbetene Stunde war längst vorüber. Ich war im Begriff, mich zu entkleiden.“ Und sie war in der That nur leicht und nachläßig angethan, nicht als wollte sie Besuch empfahen; darum aber nicht minder schön.

Ich mußte mich an ihrer Seite auf ein Ruhebett niederlassen, und ich fragte mit vieler Ehrfurcht, weswegen sie mich beschieden? Sie erzählte, wie sie von mir gehört, ich sei ein Deutscher und

verwandt mit den Welzern und Kärnthen. Sie habe einige Zeit in Wien gelebt, und eine Frau von Welzer-Spiegelfeld gekannt. Nun hoffe sie von mir Nachricht über dieselbe zu vernehmen.

Mittlerweile ich ihren Fragen über die Welzer Bescheid that, setzte sie ein Kredenztischlein mit Wein und Konfekt vor das Ruhebett. In diesem Geschäfte aber konnte sie nicht verhindern, daß vieles Verborgene ans Licht kam, welches sie jedoch sogleich schamhaft zu verhüllen bereit war. Aber ich verlor mehr als einmal das Wort und ward so verwirrt, daß ich nicht wußte, was ich sprach. Ihr Gehen und Kommen, das Spiel ihrer weißen Arme, alle ihre Bewegungen und Reize brachten meine Sinne in Aufruhr.

Die junge Dame schien meine Unruhe und Verlegenheit zu bemerken, denn sie fragte: ob mir nicht wohl sei, daß ich oft mitten in einer Rede abbreche? — Ich hatte Muth genug, ihr zu erwiedern: es sei kein Wunder, wenn der beredteste Mann vor der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts verstumme. — Sie antwortete mit anmüthigem Lächeln: „Ihr seid zwar auch ein schöner Mann, aber das soll kein Weib aus der Fassung bringen.“ — Und also gerieth das Gespräch auf neue Gegenstände gefährlicher Art. Die Dame wollte auch wissen, ob ich schon geliebt habe, und der Erwählten meines Herzens treu sei. — Da drückte mich von ungefähr das Bild der Madonna auf meiner Brust. Ich aber wähnte, es sei das kein Ungefähr; und die heilige Wehmuth der Gebenedeiten erfüllte mich. — Als die Neugierige ihre Frage wiederholte, gab ich zur Antwort: „Hätte ich geliebt, so würde ich nie davon reden.“ — Sie belobte meine Denkart, und sagte: „Sie wünsche keinen andern Liebhaber zu ihren Füßen zu sehen, als einen, der mir gleiche.“ — Dabei sah sie mir mit bescheidenem, doch durchdringendem Blick in die Augen. Vielleicht wäre ich zu jeder andern Stunde schwach genug gewesen, zu ihren Füßen zu fallen. Doch konnte ich nicht mit mir die Allerheiligste vor dieser Irdischen demüthigen.

Unser Gespräch stockte. Die Dame schien verdrossen zu sein, oder in Verlegenheit. Da stand ich auf, um mich von dannen zu begeben. Mittlerweile ich meinen Hut nahm, entstand ein Getöse im Nebenzimmer. Die Dame fuhr erschrocken auf, ergriff mich und sprach: „Um Gotteswillen, Herr, verberget Euch, sonst werdet Ihr unglücklich. Ich bin verrathen.“

Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Warum mich verbergen? Ich habe doch kein Uebels gethan!“ Das Getöse ward stärker. Ich hörte Männerstimmen. Die Dame ward ängstlicher, und wollte mich in die Thür hineintreiben, aus der sie gekommen war. „Euer Leben ist in Gefahr!“ schrie sie.

Da traten fünf oder sechs Kerle herein, und als sie mich sahen, zuckten sie das Schwert und riefen: „Macht den deutschen Hund nieder! Gut, daß wir ihn erwischt haben!“ — Ich stellte mich an die Wand, zog meinen Degen und sprach: „Was wollet ihr von mir? Ich bin hierher beschieden, und seid ihr Meuchelmörder, so bekommt ihr mein Leben nicht umsonst.“ — Als sie von diesen Worten erschrocken schienen, und unter einander leise redeten, erhob ich die Stimme lauter denn vorher, und fragte: ob sie mich wollten ziehen lassen? Darauf stürzten drei Meuchelmörder gegen mich. Es entstand ein Gefecht; ich schützte mich mit Mühe gegen ihre Streiche. Da trat die Dame zwischen uns. Man sprach abermals leise unter einander, davon ich nichts verstand. Doch däuchte mich, als hörte ich den Namen des Herrn von Monte-Marciano nennen. Ich mag mich auch leichtlich geirrt haben.

Nach einer Weile sagte die Dame: „Ihr seid frei, Herr.“ Und einige der Meuchelmörder sprachen: „Ziehet von hinnen; aber verlasset Verona, wenn Euch das Leben theuer ist.“

Dann ergriff die Dame einen Leuchter, und zündete mir vor, bis an die Treppe, leise sprechend: „Ihr seid ein wackerer Mann.“ —

Ich antwortete: „Aber wer Ihr seid, weiß ich nicht.“ — Sie antwortete: „Unschuldig!“

Die Magd ließ sich wieder sehen, und führte mich den gleichen Weg zurück, welchen ich gekommen war, bis zu dem Thorhaimer, dem die Zeit lang geworden. Ich war über die Begebenheit voller Zorn und Unruhe. Am folgenden Tage erzählte ich dem Grafen Bevilacqua das Abenteuer. Er war sehr erstaunt, und begriff nicht, was die Spiegelfechterei gesollt; doch gebot er mir, gegen Jedermann zu schweigen, um mir größeres Unglück zu ersparen.

---

## Ein anderer Besuch.

Zwei Tage nach jenem Vorfall saß ich spät gegen Mitternacht in meinem Zimmer, denn ich war kaum von einem Feste gekommen, welches Bevilacqua am Namenstage einer ihm theuern sehr jungen und liebenswürdigen Verwandtin gegeben hatte. Mir sumsete noch das Getön der Geigen, und ich war so munter, daß kein Schlaf in meine Augen kam. Da nahm ich mein Tagebuch, um hinein zu schreiben, und legte das Bild von Sclavani's Madonna vor mir auf den Tisch.

Indem ich schrieb, erhob sich draußen ein gewaltiger Sturmwind gegen die Fenster. Darauf bewegte sich der Erdboden unter meinen Füßen, Tisch und Stuhl wankten, und das ganze Haus machte ein seltsames Getöse. Mit großem Entsetzen sprang ich auf und rief Thorhaimern. Im gleichen Augenblick fiel mein Degen, der an einem Nagel der Wand hing, mit großem Geprassel von selbst zu Boden. Ich war erschrocken, daß mir die Kniee wankten. Aber nun ward Alles wieder still im Hause. Nur der Sturm heulte auf den Gassen. Als ich Thorhaimern in seiner Kammer aufsuchte, fand ich ihn schlafend. Darum wollte ich den Glück-

lichen nicht wecken, und ging zurück. Ich öffnete ein Fenster; auf den Straßen war Alles todt und leer.

Nun setzte ich mich zum halberloschenen Feuer des Kamins. Ich war voller Furcht, und gedachte abermals Thorhaimern zu rufen, weil ich nicht allein bleiben mochte. Da knisterte es draußen, wie von leisen Fußtritten. Es schlich zu meiner Thür und pochte dreimal. Mich überfiel ein Grausen, ich wußte nicht warum? Doch rief ich beherzt: „Herein, wer draußen steht!" — Die Thüre ging auf. Leise trat ein Mann herein, der mich grüßte. Als ich ihn näher betrachtete, war es kein Anderer, denn der Spanier, oder vielmehr Herr Alfonso Piccolomini.

Er sprach: es freue ihn, mich noch außer dem Bette zu finden. Er wohne mit mir im gleichen Wirthshause, und wolle nicht abreisen, ohne mich vorher begrüßt zu haben.

Mir that es wohl, einen Menschen zu sehen, und fragte: ob er von dem Vorgefallenen etwas empfunden habe? — Er antwortete ganz gleichgültig; „Es war vielleicht ein Erdbeben. Was ist's mehr."

Da fiel mir seine Gelassenheit auf dem Schweizersee und der bewußte rothe Mantel ein; und ich nahm mir alsbald vor, ihn wegen des Spiritus familiaris zu erforschen.

„Ihr seid immerdar unerschrocken," sagte ich, „auch wenn Ihr nicht den rothen Mantel traget, der Euch über die Wellen schifft. Saget mir, wie machet Ihr das?"

Er zuckte die Achseln, als wolle er nicht Rede stehen. Ich aber drang mehr und mehr in ihn, bis ich das Gespräch auf den Spiritus familiaris gebracht.

Da ging er schweigend mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, blieb einige Male stehen, und ging wieder. Endlich kehrte er sich jählings zu mir mit der Frage: „Da Ihr es denn errathen habet, so antwortet: habet oder suchet Ihr ihn?"

„Ich suche ihn. Könnet Ihr mir rathen? — Denn ich glaube, Ihr besitzet ihn.“

„Wenn Ihr mannlich seid, und die Probe besteht, mag Euch werden, was mir geworden ist.“

„Wer hat ihn? Wo kauft man solches Gut?“

„Um kein Geld. Wer den Geist bezwingen will, muß sich zuvor selbst bezwingen. Ihr müsset Allem, was Ihr habet und liebet, entsagen, um des Einen willen, dann werdet Ihr durch ihn Alles haben. Könnet Ihr das?“

„Wenn's vonnöthen ist.“

„Und müsset lang um ihn dienen und keine Gefahr scheuen. Doch hilft Euch der Feuergeist dienen. Den Spiritus familiaris kann Euch Niemand geben, als der Feuergeist.“

„Wer ist der Feuergeist?“

„Ein Geist des obern Luftkreises; auch leicht zu haben. Wer ihn hat, dessen Leben ist wider alle Todesgefahr in Wasser und Feuer, Luft und Erde geborgen. Schwert und Kugel mögen verletzen, aber nie tödten.“

„Wie lang muß ich dem Feuergeist dienen?“

„Dreimal sieben Monde, dreimal sieben Wochen, dreimal sieben Tage, dreimal sieben Stunden.“

„Und was verleiht mir der Spiritus familiaris für den langen Dienst?“

„Leben, so lang Ihr wollet; Geld, so viel Ihr bedürfet; alle Freuden, die Ihr begehret, und Kenntniß großer Geheimnisse, die mehr als Leben, Geld und Freude werth sind.“

Er sprach darauf Vieles von der Beschaffenheit der Geister und von der Gefahr, mit bösen in Gemeinschaft zu kommen; desgleichen warnte er mich, meine Wünsche nicht Jeglichem zu eröffnen. Auch sagte er mir Vieles, dessen Sinn ich nicht begriff.

Seine Worte machten einen wunderbaren Eindruck auf mein

Gemüth. Doch glaubte ich, daß es wohlgethan sei, ihn selbst zu versuchen, und sprach: „Da Ihr, Herr Alfonso, mich also warnet vor Betrügern, woran soll ich den Wahrhaften erkennen?“

„An guten Zeichen, die er Euch gibt.“

„So fordere ich von Euch selbst ein gutes Zeichen.“

„Ich habe es Euch auf dem See gegeben, da ich Euer Leben rettete. Seid Ihr deß noch nicht zufrieden?“

„Lasset Ihr es bei dem bewenden?“

„Nein, Bastiano, noch eins! Ihr sollet ein anderes haben.“ Dann ging er zum Tische, löschte die Kerzen aus, und verdeckte die Flamme des Kamins. Dann sprach er einige Worte leise, und ich sah ein bleiches Flämmlein aus seiner Hand steigen, wodurch sein Antlitz schwach erhellt war; es glich dem Antlitz eines längst Verweseten. „Gut!“ sprach er. Das Flämmlein verging. Er zündete die Kerze wieder beim Kamin an.

„Hier habt Ihr ein Zeichen!“ sprach Piccolomini zu mir: „Entweichet aus Verona. Ihr habet Feinde. Vor achtundvierzig Stunden war Euer Leben in Noth. Der Ghisilieri will Euch übel, weil seine Gemahlin Euch wohl will. Doch hat er noch nichts wider Euch unternommen. Vorgestern waret Ihr in Gefahr durch die venetianischen Spione. Doch wurdet Ihr durch List und Liebe einer edeln Frau gerettet. Sie selbst hat mir es vertraut.“

Ich gerieth bei diesen Worten in große Bestürzung.

„Was habe ich mit den Venetianern?“ rief ich.

„Daß Ihr unbesonnen über die Landesregierung gesprochen habet, und von Euerer Gefahr im Gebirg von Tirano und Brescia.“

Ich erinnerte mich dessen. Da ging Piccolomini am Tisch vorüber und sah die Madonna Sclavani's. — Er nahm das Bild und warf es gleichgültig nach einiger Betrachtung auf die Seite.

„Gebt mir noch ein Zeichen!“ rief ich und trat vor ihn.

„Es sei!“

„Könnet Ihr ein Wesen in die Welt hineinzaubern, wie dies?"

„Warum sollte ich nicht? Wer hat dies Bildniß gemacht? Wie seid Ihr dazu gekommen?"

Ich sagte es ihm. Dann fragte er: wen das Konterfei vorstelle, und wo die Person lebe, welcher es gleicht? —

„Solch eine lebte nie, oder im Reich himmlischer Seligkeit, oder in der Einbildungskraft des künstlerischen Meisters."

„Ihr sollet einer solchen begegnen; aber auch nur begegnen. Seid Ihr dann zufrieden mit meiner Kunst, Don Bastiano?"

„Zu welcher Zeit wollet Ihr mir ein Wesen zeigen, dieser Himmlischen gleich?"

„Reiset morgen gen Peschiera," sagte Piccolomini, „da findet Ihr mich. Euer Wille soll erfüllt werden. Doch Mittags seid in Peschiera. Und daß Ihr mich bei Euch sahet, verschweiget Jedermann. Gute Nacht!"

Er ging davon, und hinterließ mich in unbeschreiblicher Unruhe.

---

## Die Bildsäule.

Ich konnte nicht schlafen. Das Erdbeben, Don Alfonso's Besuch, das Gespräch, dann die Hoffnung, die Ueberirdische zu erblicken, die Besorgniß vor den Venetianern, dies Alles machte mich fast krank. So schwach und müde ich am folgenden Morgen war, fuhr ich dennoch mit Thorhaimern gen Peschiera.

Der Herr von Monte-Marciano stand nach einer Viertelstunde im Wirthshause zu Peschiera vor mir. Ich mußte Thorhaimern und mein Fuhrwerk zurücklassen, und in den Wagen des Piccolomini steigen. Vor dem Thore der Stadt verband er mir die Augen, unter dem Vorgeben, er wisse nicht, ob ich auch verschwiegen genug sei. Er führe mich, sagte er, auf das Landgut eines seiner Freunde.

Die Fahrt dauerte lange. Als wir ausstiegen, war es beginnende Nacht und sehr kühl. Da wir Schritte gegen uns kommen hörten, riß er mir das Band von den Augen. Ich befand mich in einem unbekannten Hause, worin große Pracht zu herrschen schien. Der Schein der Kerzen blendete mich. Ein reichgekleideter Diener führte uns in einen Saal, wo zwei Edelleute, die schon bei Jahren sein mochten, am Kaminfeuer beisammen saßen und Früchte speiseten. Als beide den Piccolomini erkannten, eilten sie ihm mit den Bezeugungen des Erstaunens und der Freude entgegen. Ich vernahm, daß man sich gegenseitig seit zwei Jahren nicht gesehen. Auch Piccolomini verbarg nicht, daß ihm dies Wiedersehen Freude mache? Er stellte mich ihnen als einen Freund vor, welcher die Kunst liebe, und ihr zu Gefallen aus dem deutschen Lande in die italienischen Städte gereiset sei. Dann fragte er: ob die drei florentinischen Bildsäulen noch vorhanden wären? Der Aelteste der Edelleute, welchen er Don Andreazzi nannte, bejahte es. Nun bat er um Erlaubniß, daß man sie mich sehen lasse. Die Herren lachten und sprachen: „Wie möget Ihr die Schönheit eines Kunstwerks beim Schein der Lampen würdigen? Geduldet Euch bis zur morgenden Tageshelle. Bei Nacht sieht man keine Gemälde und Bildsäulen.

Don Alfonso aber sprach: „Es thut mir leid, denn wir dürfen bei Euch nicht übernachten; wenn die Rosse ausgeruht haben, setzen wir die Reise fort. Doch nach vier Wochen sehen wir uns auf längere Zeit."

Als er sich nun durch kein Bitten abwendig machen ließ, befahl Andreazzi den Dienern, welche Erfrischungen für uns brachten, den Gartensaal zu erleuchten, auch das Nachtmahl zu beschleunigen. Mit großer Höflichkeit drangen unsere gefälligen Wirthe in mich, daß ich Piccolomini solle allein reisen lassen, um ihre kleine Gallerie von Kunstwerken mit Muße und am Tage zu schauen.

Allein ich schlug es unter allerlei Vorwand aus. Zwar bei meiner gar großen Ermüdung wäre mir die Ruhe allhier willkommen gewesen, wenn ich nicht noch begieriger gewesen, zu erfahren, wie Piccolomini mir sein Versprechen erfüllen würde.

Nachdem wir einige Erfrischungen genossen, und über die wechselnden Gespräche ein paar Stunden vergangen waren, äußerte Piccolomini nochmals seinen Wunsch wegen den Bildsäulen, welche, wie er vorgab, ich zu sehen vor Ungeduld brenne. Ich wußte nicht, warum er mir diesen Wunsch andichtete, und achtete es für einen Vorwand, daß wir einkehren und die Rosse ausruhen lassen konnten.

Unsere Wirthe führten uns also aus dem Zimmer, eine breite Treppe hinauf, durch einen langen Korridor; dann in einen großen hellerleuchteten Saal, dessen Wände mit Gemälden behangen waren. In einer geräumigen Nische der Wand standen drei hohe, marmorne Bildsäulen, weibliche Gestalten in Lebensgröße, die eine mit einem Anker, die andere mit einem Buch, die dritte mit einem Kranz, vorstellend die christlichen Haupttugenden, Glauben, Liebe und Hoffnung. Da ich nun an den Gemälden vorüberging, die gepriesenen Bildsäulen zu schauen, schlug mein Herz gewaltiglich. Denn der wankende ungewisse Schein der Lichter schien gleichsam den Marmor zu beleben. Nie habe ich ein größeres Meisterstück der Kunst zuvor gesehen gehabt, so wahrhaft dünkte mich Alles. An einer dieser Statuen fehlte die Hand. Don Andreazzi versicherte, die größten Bildhauer hätten sich geweigert, diese Hand zu ersetzen, weil sie nichts so Vollkommenes und Würdiges auszuführen wüßten, daß es nicht schändlicher zum Ganzen stehe, als der Fehler. Indem er dies sprach, gähnte er überlaut, und klagte über Schläfrigkeit, vermeinend, der Weihrauch betäube ihn, den die Diener wider seinen Willen angezündet. In der That standen wir fast in einer Wolke von Rauch. Piccolomini aber ergriff mich bei der Hand, drückte sie mir heimlich, und sagte schnell und leise

zu mir: „Betrachtet die Liebe!" Damit führte er mich hart an die Nische der Bildsäulen.

Und wie ich dastand, ergriff mich ein gewaltiges Zittern, denn ich erkannte in der mittelsten Bildsäule abermals die Gestalt der Himmlischen, welche ich in der Gallerie des Herzogs von Modena gesehen, und davon ich die Kopie besaß. Sie war es ganz — ach, aber nur Stein.

„Ich versprach Euch," sagte Piccolomini, „Ihr solltet ihr begegnen. So habe ich denn Wort gehalten."

Es ward mir zu Muth, als sollten meine Sinne vergehen. Ich hätte niedersinken mögen und der Ueberirdischen den Fuß küssen. Meine Augen wurden voller Thränen. Und ich rief einmal um das andere: „Ist es möglich! ist es möglich!" Da riß mich der Herr von Monte-Marciano gewaltsam an sich, und indem er einen Hammer mit der Hand vom Tisch nahm, fragte er: „Glaubet Ihr an die Macht des Spiritus familiaris? Ich will die Bildsäulen mit dem Hammer zerschlagen, daß die Stücke zu Boden fallen, und in einem Augenblick sollen sie unversehrt wieder vor Euch stehen. — Er hob den Hammer, um also zu thun; aber ich hielt seinen Arm, rufend: „Was beginnt Ihr doch? Zeiget ein Anderes, und gebet diesem Stein Leben, so thut Ihr mehr, als das."

Er lächelte, und sagte dann: „Es soll geschehen; aber erschrecket nicht zu fast." Damit führte er mich aus dem Saal, denn der Weihrauch betäubte uns; die Andern waren schon voraus gegangen.

Als wir zu ihnen kamen in das vorige Zimmer, entschuldigten sie sich vielmals, uns vergessen zu haben, und schalten auf den unverständigen Diener.

---

## Das Gastmahl.

Nach diesem wurden wir in den Speisesaal geführt, wo ein runder Tisch mit den auserlesensten Speisen und Weinen bereitet stand, alles im köstlichsten Geschirr. Wir setzten uns sogleich, und ein munteres Gespräch würzte die Lust des Gaumens. Ich aber glich einem Träumer, denn ich konnte die schöne Bildsäule nicht vergessen. Und als mich Don Andreazzi fragte, wie mir die drei Huldgöttinnen gefallen? sagte ich: ich würde die Kunst des gesammten Alterthums für ein einziges Stück von den dreien hinweg geben. Ich mochte nicht mehr sagen, denn ich fürchtete, die Herren dürften meiner Gemüthsbewegung spotten.

Obgleich vier Wachskerzen auf dem Tisch brannten, war es doch nicht hell genug, denn die Kerzen brannten trübe. Aber das that mir gar wohl, denn ich hätte mich vor Allen verbergen und nur der Himmlischen allein gedenken mögen. Da schmälte Don Andreazzi und ließ vier andere Kerzen anzünden. Aber wie dieselben zu uns gestellt wurden, glimmten sie sogleich trübe.

Indem geschah ein schwerer Fall, wie es schien in einem Zimmer neben dem, wo wir zu Tische saßen; Alle fuhren erschrocken auf, aber ich blieb ruhig, denn mein Herz war wohl von ganz andern Dingen verschlungen. Als sie noch darüber sprachen, ist ein Diener gekommen, der meldete: in der Gallerie sei die mittelste der Bildsäulen von selbst umgefallen und aus der Nische hervorgestürzt. — Da warf mir der Herr von Monte-Marciano einen Blick zu, und gab mir dadurch zu erkennen, daß nun geschehe, was ich begehrt. Don Andreazzi aber, der mir gegenüber saß, war plötzlich erschrocken, und verließ seinen Sitz, um zu sehen, wie sich das Unglück zugetragen, und ob Schaden an der Statue geschehen sei. Ich bebte von innerlichem Froste, und konnte keine Speise mehr nehmen; auch fehlte mir aller Muth zum Reden.

Mittlerweile hörten wir an dem einen Ende des Speisesaals sehr schwere Tritte; und als ich die Augen dahin richtete, erblickte ich die Bildsäule der Himmlischen, und sie schritt mit langsamem Gange vorwärts. Auch Piccolomini hat sie gleich bemerkt. Aber der Freund des Don Andreazzi, dessen Name mir entfallen, schien mit Taubheit und Blindheit geschlagen zu sein; denn er hörte nichts, wiewohl der Fußboden mit jedem Schritt der Bildsäule bidmete; sah auch nicht um, von wannen das Getöse kam, sondern füllte meinen Becher, und ermahnte mich zum Trinken, sagend: „Die Herren Deutschen verschmähen sonst unsere Weine nicht!“ — Allein es ist mir alle Kraft gewichen, und obwohl mir die Zunge trocken ward, wie ein Scherben, mochte ich den Becher nicht aufheben, sondern ich starrte unaufhörlich die wandelnde Bildsäule an. Schritt um Schritt kam sie näher, blieb am leeren Stuhl vor mir stehen, und obwohl sie hart am Freunde des Don Andreazzi stand, bemerkte er doch ihr Dasein nicht, sondern sah gleich einem Blinden gleichgültig über Alles hin, und sprach lustig lebhaft fort, und Piccolomini mußte ihm antworten. Als er bemerkte, wie ernsthaft ich geworden, setzte er mir nur eifriger mit Trinken zu; auch Piccolomini also, der mir den Becher aufdrang, sagend: ich sei blaß und nicht recht wohl.

Schweren Schrittes war die steinerne Gestalt am Tisch vorbei. O wie soll ich ausdrücken die Würde, Holdseligkeit und süße Betrübniß in den Geberden dieses schönen Antlitzes! Und wie soll ich sagen, was meine Seele empfunden hat? Ich war fortan meiner selbst unbewußt, und sah nicht mehr, was um mich war und sprach, sondern allein die Himmelsgestalt, die mich mit Grauen, Wollust und Schrecken erfüllte. Ich gedachte aufzuspringen, und die Wundergestalt oder das Gaukelspiel noch einmal so nahe zu betrachten; doch sind mir die Knie eingebrochen, als wären meine Sehnen zerschnitten. Der Herr von Monte-Marciano winkte mit gebieten-

den Augen, daß ich keine Bewegung mache. Und also verlor sich die Bildsäule im Hintergrunde des Speisesaals, ohne daß ich in der daselbst herrschenden Verschattung wahrnahm, wohin sie gekommen.

Bald darauf trat Don Andreazzi lachend herein, und sagte: er habe lange keinen Diener zwingen können, mit ihm in die Gallerie zu gehen; denn die Bildsäule sei in der Gallerie umgewandelt, wie etliche versichern, die es gesehen haben wollen. Als er endlich den Herzhaftesten mit sich genommen, wäre die Bildsäule in der Nische zwischen beiden andern unverrückt auf der alten Stelle gestanden, also, daß die Diener entweder voll Weines oder Narrheit gewesen sein müßten, um sich so thörichte Dinge einzubilden. Ich aber wußte wohl, was davon zu halten sei; doch äußerte ich, wie billig, meine Gesinnungen nicht, aus Furcht vor Piccolomini, der unsere Wirthe lautlachend in ihrem Irrthum bestärkte. Der Wein machte das Gespräch lebendig, und des Scherzes und Gelächters war kein Ende, bis um Mitternacht.

Da hörten wir den Wagen vorfahren, und wir nahmen freundlichen Abschied von Don Andreazzi; auch mußte ich diesem verheißen, wieder bei ihm einzukehren, wiewohl ich nicht wußte, wo ich mich befand. Darauf stiegen wir, der Herr von Monte-Marciano und ich, in den Wagen und fuhren nach Peschiera.

---

## Der Vertrag.

Als wir allein waren, verband mir Don Alfonso abermals die Augen, wie zuvor, da wir gekommen waren. Doch that es nicht Noth, denn der Schlaf trieb mir die Augen mit Gewalt zu, also, daß ich, nach kurzem Gespräch, wie gefühllos hinsank. Auch bin ich nicht erwacht, bis vor den Thoren des Städtleins Peschiera, wo mich mein Begleiter rüttelte, und mir die Binde vom Gesicht nahm. Da war schon der Tag im Anbruch.

Wie ich nun die Stadt wieder sah und das Wirthshaus, und bald darauf auch den Thorhaimer, meinte ich nichts anderes, als es sei Alles ein Traum gewesen, was ich in vergangener Nacht gesehen. Aber Don Alfonso nahm mich auf die Seite, und sprach: „In einigen Stunden reise ich von hier wieder ab, und lasse Euch allein, Bastiano. Ihr habet die Macht des Spiritus familiaris erfahren. Bei Euch steht es nun, ihn zu erhalten, und mich wieder zu sehen.“

„War also doch kein Traum, noch Blendwerk, was ich erfahren?“ rief ich.

„Es sind nur Kleinigkeiten gewesen, die ich Euch zeigte. Bedenket Euch, was Ihr nun beginnen wollt.“

„Es ist schon so gut als bedacht. Ich will mit dem Feuergeist dienen dreimal sieben Monden, sieben Wochen, sieben Tage. Aber wie verschaffe ich mir den Feuergeist?“

„Das werdet Ihr seiner Zeit vernehmen. Jetzt begehre ich von Euch drei Dinge, ohne die Ihr selbst den Feuergeist nicht gewinnet. Diese drei sind: Verschwiegenheit, Aufrichtigkeit des Herzens, und Selbstverläugnung. Wollet Ihr die gewähren?“

Als ich zugesagt hatte, fuhr er fort: „So machet Eure Prüfung. Ihr sollet schweigen gegen Jedermann von dem, was Euch widerfahren ist, wie von dem, was Ihr suchet. Ein Wort raubt Euch Alles. Dann sollet Ihr mir angeben, wie viel Ihr Gelder erheben könnet; doch tausend Goldstücke müsset Ihr bereit halten, sie dem zu geben, der Euch das Geheimniß des Feuergeistes verkaufen wird.“

Ich erschrak und sprach: „So viel Geldes habe ich nicht; weiß es auch nicht zu schaffen vor zwei Monaten.“ Er zuckte die Achseln und sagte: „Am ersten Tag des Maien findet Ihr mich hier wieder, Bastiano. Waret Ihr bis dahin verschwiegen, und habet Ihr die Summe aufgetrieben, so kommet gen Peschiera, mich aus diesem

Hause abzuholen. Alles Andere wird sich dann finden. Doch sage ich Euch, daß Ihr nicht so bald nach Deutschland zurückkommen werdet, sintemal Euch andere Dinge zu thun aufgehoben sind. Ihr werdet hinausgehen ins Feld, und Euch als tapferer Cavalier im Krieg herumtummeln, und lustiges Leben führen, zwischen Leid und Freud."

Darauf versprach ich ihm, nach Hause zu schreiben wegen der großen Geldsumme, und sollte ich dieselbe bis zur bemeldeten Frist empfahen, mich gehorsam in Peschiera einzustellen, und das Uebrige zu erwarten.

Also verabredeten wir Alles mit einander; darauf schied er von mir, und, wie er hoffte, auf Wiedersehen. Ich begab mich aber mit Thorhaimern nach Verona, und schrieb sogleich den glücklichen Erfolg meiner Bemühungen nach Deutschland, mit inständigem Verlangen, die nothwendige Geldsumme vor dem ersten Tag des Maien zu erhalten, wenn nicht Alles verloren sein solle.

In Verona hatte Niemand meine Abwesenheit bemerkt. Auch stellte ich mich gegen Bevilacqua und alle meine Freunde, als sei nichts vorgefallen.

Ich vertrieb mir die Zeit mit Lustbarkeiten aller Art, woran es nicht fehlte. Auch hatte ich kein Unglück bei den Weibern, denn sie haben die Deutschen gern, und glauben, der Deutsche sei treuer, als der Welsche. Doch hütete ich mich wohl vor der Donna Mathilde, des Ghisilieri Gemahlin, wiewohl sie keine Anlockungen sparte. Denn Don Alfonso hatte mir wahr gesprochen, und nicht vergeblich gewarnt, wie ich nachher erfuhr.

Als nun die schöne Jahreszeit anrückte, ward mir bange, ich sei vom alten Welzer vergessen worden. Denn es kam weder Brief noch Geld. Auch rüstete sich Bevilacqua zur Reise nach Rom, und bat mich inständiglich, ihn zu begleiten. Aber ich blieb unter allerlei Vorwand in Verona zurück, und er reisete allein dahin ab;

jedoch gab ich das Versprechen, ihn dort aufzusuchen, wenn mich der Weg durchführe, denn ich würde eine große Reise durch Italien während der Sommerszeit thun.

---

## Ein Mord.

Am siebenundzwanzigsten Tage des Aprils hatte ich großes Glück und Unglück zugleich. Denn an diesem Tage empfing ich einen schweren Brief mit Wechseln und Anweisungen, Geld zu erheben, mehr als ich vonnöthen hatte. Der alte Graf war ob dem Wohlgelingen meiner Nachsuchungen hocherfreut; doch gebot er mir, zu trachten, den Spiritus familiaris früher zu Handen zu bekommen, als im Vertrag mit Don Alfonso ausgemacht war, und sollte es auch noch einmal so viel kosten.

Da rief ich Thorhaimern, und gab ihm Befehl, Alles zur Abreise zu rüsten; gab ihm Geld, unsere Schulden zu tilgen, und noch mehr, um sich gütlich zu thun. Denn ich war außer mir vor Freuden, also nahe am Ziel zu sein und dem Herrn von Monte-Marciano Wort halten zu können.

Darauf eilte ich, Abschied von meinen veronesischen Freunden zu nehmen, und ging auch hinaus vor das Thor, wo Don Ghislieri ein feines Landgut besaß, um ihm und seiner schönen Frau Lebewohl zu sagen. Als ich dahin kam, führte mich eine Magd zu ihrer Frau; denn der Herr war nicht anwesend. Wie ich nun mit Donna Mathilde allein war, und ihr sagte, daß ich Verona zu verlassen gedächte, konnte sie ihre Bestürzung nicht verbergen, und der Glanz ihrer Augen erlosch in Thränen. Ich gerieth in große Bangigkeit, da ich die schöne Frau weinen sah. Und als sie ihrem Schmerz Gewalt anthat, und mich durch die Thränen anblickte, indem sie lächelte und mir die Hand bot, ward mein ganzes Herz innig bewegt; denn sie war der Madonna des Meisters Sclafani

fast ähnlich worden. Auch hätte ich den sehen mögen, der hier widerstanden hätte. Ich bog meine Knie und küßte ehrerbietig die zarte Hand.

Darauf sprach sie: „Don Bastiano, Ihr habet diese Thränen nicht verdient; denn Ihr liebet mich nicht, und scheidet mit Freuden aus Verona. Aber ich kann es nicht ändern. Gott und die Heiligen wollen Euch geleiten."

„Ich scheide nicht mit Freuden," antwortete ich, „und am wenigsten von Euch, holdselige Frau; aber meines Bleibens kann nicht in Verona sein; und es ist meine Heimath fern von hier. Darum, weil ich doch muß, wenn auch nicht mit Lust und Willen, vergönnet, daß ich mich Euerm Angedenken empfehle."

Sie hob mich auf und sprach: „So gehet denn. Ihr habet hier nichts verloren. Euer Andenken ist nur allzuwohl verwahrt; möchte also das meinige in Eurer Brust sein. Aber ihr Männer ohne Herz und Freundschaft gehet kalt wie Salamander durch die Gluthen, in denen die Frauen vergehen. Hinterlasset mir nur das Wort, mich noch einmal zu sehen, bevor Ihr aus Italien ziehet."

Ich gab ihr das Wort, und sie verlangte ein Unterpfand, und schnitt mit der Scheere mir eine Haarlocke vom Haupt. Da verlor sie das Weinen, und sah mich mit flammenden Augen an, daß es mir tief in die Seele fuhr, und sprach: „O könnte ich doch, wie das gelbe Haar, Euch Alles rauben und nehmen, dies Gold, diese blauen Augen, diesen Mund, diese Geberden, diese Seele; Euch häßlich machen, daß Jede vor Euch flöhe, ich würde Euch doch lieb haben." Und mit diesen Worten legte sie sich leise weinend an meine Brust.

Es that mir recht im Herzensgrund weh; ich hielt sie fest in meinem Arm; da ward sie stumm und still, und hatte die schwarzen Augen sanft geschlossen. Sie seufzte wieder und sprach: „Könnte

ich nur sterben!" — Dann stieß sie mich zurück, und sagte: „Geh', schöner Verräther, und brich mir das Herz."

Da vergaß ich alle meine Gelübde, meine Vorsätze, den Spiritus familiaris und Sclafani's Heilige; ich ward zur Feuerflamme, und schwur: Ich gehe nicht! Das schwur ich bei allen Heiligen, und nahm die Donna Mathilde gewaltsam in meinen Arm, und wiederholte ihr den Schwur.

Indem ging die Thür auf, und es geschah zu gleicher Zeit ein Musketenschuß, der das Fenster, an dem wir standen, zersplitterte. Don Ghisilieri stand an der Thür, bleich wie ein Gespenst, mit hellfunkelnden Augen.

„Ungeheuer!" schrie ihm Donna Mathilde entgegen, „willst du auch diesen ermorden, so ermorde mich denn zuvor."

„Ha, Vermaladeite," schrie Don Ghisilieri, „fehlt' die Kugel, trifft ihn das Eisen." Damit hatte er die Büchse zur Erde geworfen, und den Degen gezogen, um mich zu übermannen. Ich trat ihm aber mit gezücktem Degen entgegen, und rief: „Don Ghisilieri, mäßiget Eure Wuth; denn ich beschwöre Euch, es ist nichts Unerlaubtes geschehen. Ich komme, Valet zu sagen, und werde Verona nicht wieder sehen. Donna Mathilde ist die Edelste und Reinste ihres Geschlechts, und Ihr seid ein wahnsinniger Mörder."

Da er aber immerfort auf mich eindrang, und Donna Mathilde mit ihren Armen mich hinderte, warf ich sie zurück, und wehrte mich tapfer. Der Unglückselige sah im Zorn nicht, was er that, und lief blindlings in meinen Degen, indem er mich zu durchbohren gedachte. Als er in seinem Blute kläglich niederstürzte, schrie Donna Mathilde aus Leibeskräften um Hilfe. Dann kamen ihre Mägde und Diener, die Diener aber alle bewaffnet; einige derselben hoben ihren Herrn auf und trugen ihn hinaus. Da hörte ich ihn sagen: „Laßt ihn nicht entwischen."

Ich ward plötzlich rücklings zu Boden gerissen; Andere knieten

auf mich nieder und entrissen mir den blutigen Degen. Donna Mathilde fuhr mit entsetzlichem Geschrei durch das Gemach und wollte es wehren, daß man mich bände. Aber sie banden mir dennoch Hände und Füße, daß ich ganz in ihrer Gewalt war, und trugen mich hinaus in ein finsteres Kämmerlein, wo ich viele Stunden auf einem harten Bett liegen blieb.

Da hatte ich Zeit, mein Schicksal zu überlegen, welches jetzt anfing, mich zu verfolgen; und ich empfahl mich Gott und den lieben Heiligen, und bereuete alle meine Sünden von Herzensgrund *).

Als es schon dunkle Nacht geworden, brachte man mir Trank und Speise, lösete meine Bande und sagte, ich sei ein Gefangener und müsse vor Gericht; denn Don Ghisilieri sei nach einer halben Stunde Todes verblichen und ich als Mörder desselben angeklagt. Darauf legten sie mir eine Kette an Hand und Fuß, führten mich hinaus in einen Wagen, und brachten mich zur Stadt in ein Gefängniß. Neben dem Wagen gingen mehrere bewaffnete Gerichtsknechte.

---

## Der Tag zu Peschiera.

Der Kerkermeister war ein harter und unbeweglicher Mann, denn er gestattete mir nicht, weder den Thorhaimer zu sehen, noch demselben zu schreiben; doch verhieß er mir, daß wenn das Urtheil über mich ausgefällt sein würde, solle ich sprechen, wen ich wolle, auch Geräth empfangen, meinen Verwandten zu schreiben. Bis dahin solle ich mich ruhig verhalten, und meine Seele vorbereiten, denn ich werde schwerlich mit dem Leben entkommen, da die ganze Familie des Don Ghisilieri meine Hinrichtung verlangen müsse.

*) Hier folgen im Original einige andächtige Betrachtungen mit Gebeten untermischt, die gegen das Vorhergehende wunderlich genug abstechen.

Dieser Zuspruch erfüllte mich mit großem Schrecken; denn ich kannte die Macht der Familie Ghislieri und die Strenge der Gesetze bei den Venetianern. Zudem hatte ich keinen, der sich meiner erbarmen konnte, als Thorhaimern, oder höchstens Donna Mathilde. Allein ich durfte auf jenen nicht hoffen, und noch minder, daß die Letztere sich für den Mörder ihres Gemahls verwenden werde. Auch ist es von beiden nicht geschehen.

Die erste Nacht im Kerker verstrich mir langsam unter Kummer und Schrecken, und ich konnte kein Auge schließen. Um die Mitternachtsstunde hörte ich von Zeit zu Zeit an den Hängschlössern vor der Kerkerthür rütteln; oder Fußstapfen neben mir hingehen; oder ein stilles Seufzen neben mir, wie eines Menschen, der sterben will. Beständig war mir Don Ghislieri's blutiger Leib vor dem Gesicht, und ich konnte es nicht wegwischen. Ich brachte darauf die Nacht im Gebet zu, und erwartete mit Ungeduld das Tageslicht.

Am andern Morgen fragte ich den Kerkermeister, ob er vor der Thür gewesen in der Nacht, und von wannen das ängstliche Seufzen möge zu mir gedrungen sein? Er schüttelte den Kopf und sprach: er sei nie vor der Thür gewesen und Niemand. Doch sollte ich nicht zagen, denn es sei noch keinem Leids in diesem Gemach widerfahren, wiewohl Alle geklagt hätten, die vor mir darin gewesen. Dies nächtliche Uebel sei entstanden, seit der Bergamasker Ruggieri sich darin mit eigener Hand erdrosselt habe. Dieser Ruggieri hatte einen Mönch erschlagen und die Kirche zu Marostica beraubt.

Da bat ich ihn, er möge mir ein anderes Gemach geben; er aber weigerte es und ließ mich wieder allein.

So verging ein Tag nach dem andern; und ich erwartete immer, vor das Gericht gestellt zu werden. Allein erst am dritten Tag erfuhr ich, daß die Richter nicht versammelt wären um der Ferien willen, und ich mein Schicksal in Geduld erwarten müsse. Das brachte mich in große Betrübniß, denn ich wünschte zuletzt lieber

den Tod, als in diesem Aufenthalt länger zu sein. In jeder Nacht vernahm ich das ängstliche Geräusch und Seufzen, und ich glaubte oft einen finstern Schatten in dem Gefängniß auf und ab wandeln zu sehen, daß es mir die Haare bergan trieb.

Am allertraurigsten fing ich die Nacht vor dem ersten Tag des Maien an, sintemal der Kerkermeister mir gesagt, ich werde an diesem Tage vor das Gericht gestellt werden, Rede und Antwort zu geben. Nun erwartete mich Don Alfonso Piccolomini in gleicher Zeit zu Peschiera, mir den Feuergeist zu schaffen. Ich warf mich auf die Knie und weinte und betete zu allen Heiligen. Da zog ich auch das Madonnenbild von Sclafani hervor, und warf mich vor ihm nieder, und flehte mit Inbrunst um Erlösung und Gnade; denn ich war mir bewußt, Don Ghislieri's Leben nicht muthwilligerweise geraubt zu haben. Da ward mir wunderbar aller Schmerz gestillt, und ich stand freudiglich von den Knien auf, und that das heilige Bild wieder an meine Brust. Auch schlief ich sanft ein, wie ich noch in keiner Nacht geschlafen hatte.

Jedoch um Mitternacht erwachte ich wieder; denn es ließ sich abermals ein seltsames Getöse neben mir hören. Ich horchte und vernahm mit Entsetzen aus der großen Stille das Seufzen des Sterbenden. Da empfahl ich mich Gott und der heiligen Jungfrau und der Madonna Sclafani's; dann schloß ich die Augen. Doch nicht lange. Es berührte Jemand meinen Fuß, und eine unbekannte Stimme rief: „Don Bastiano, her!“ und ein Hund brummte und bellte vor meines Kerkers Thür. Da ward es wieder still. Aber ich fuhr mit großem Entsetzen vom Lager auf.

Da ich nun um mich her sah, erblickte ich am Fußboden in der Mauer ein Loch, und eine menschliche Gestalt kam dadurch hervor, sagend: „Don Bastiano, her, Ihr seid frei. Schlüpfet durch, mir nach.“ Das dünchtete mir eine süße Musik: und ich legte mich auf den Erdboden, und kroch rücklings, mit den Füßen voran,

durch das Loch. Als mich aber der enge Raum und die Kette hinderten, mich weiter zu bewegen, ward ich mit Gewalt bei den Füßen herausgezogen. Da stand ich auf einer hohen, zerfallenen Mauer, neben einem runden Thürmlein, worin mein Gemach gewesen. Und ein starker Mann lüpfte einen viereckigten Stein in das Loch der Thurmwand, und setzte es mit andern behauenen Steinen zu, wie es zuvor gewesen. Dann schlug er mir ein Seil um den Leib, band es fest und sagte: ich solle von der Mauer steigen und mich auf ihn verlassen. Das that ich auch. So ließ er mich zur Erde. Wie ich den Boden berührte, empfing mich ein Anderer, der mich nahm und das Seil lösete. Nachdem er mich durch einige kleine Krautgärten geführt, kamen wir auf die Landstraße zu einer Kapelle, wo zwei Rosse angebunden standen. Er leitete mich in die Kapelle; da feilte er mir beim Schein der heiligen Ampel die Kette mit leichter Mühe von Hand und Fuß, und deutete, ich solle eines von den Rossen besteigen, welches auch geschah.

Nun jagten wir die Landstraße entlang bei Sternenlicht; er voran, ich nach. Ich dankte Gott und der heiligen Jungfrau in meinem Herzen für die gnädige Erhörung meiner Bitte, und sobald mein Befreier langsamer zu reiten anfing, machte ich mich zu ihm, und sprach: „Ei, Lieber, Ihr habet mich aus großer Noth erlöst; wer seid Ihr, oder wer sendet Euch? und wem muß ich für meine Rettung danken?“ Er aber winkte mir bloß mit der Hand, ihm zu folgen, und gab dem Gaul die Spornen in beide Seiten.

So habe ich mich in derselben Nacht oft an ihn gemacht, und ihm die gleiche Frage gethan; er aber hat mir niemals Bescheid gegeben, sondern mir wie das erste Mal gewinkt, und schärfer geritten. Als ich ihm nun keine Rede abgewinnen konnte, stellte ich meine Neugier zufrieden, und folgte ihm nach, ohne zu wissen,

wohin. Ich aber war so wohlgemuth, wie seit langer Zeit nie, und hätte singen mögen und jauchzen. Die Nacht war lieblich warm, und die ganze Luft vom Duft der wohlriechenden Blumen gewürzt.

Wie die Sterne über uns zu erbleichen anfingen, und zu unserer Rechten die Gebirgsgipfel hell wurden, verdoppelte mein unbekannter Erlöser seine Eile, bis wir ein Wäldchen von Eichen hinter einem Dorfe erreicht hatten. Da ritt er langsamer, und kam zu mir, und deutete, ich solle voran, wie ich auch that. Da ich ihn aber weder neben noch hinter mir ferner hörte, sah ich mich nach ihm um, und er war verschwunden. Ich wartete lange, und meinte, er werde wo verweilt haben, und noch kommen; ritt auch deßhalb eine Strecke Wegs zurück. Allein mein Harren blieb eitel; darum setzte ich meine Straße fort, und war nur auf eigene Sicherheit bedacht. Doch ging es von nun an langsam, denn das Roß war sehr ermüdet.

Mit Tagesanbruch ward ich eine Stadt gewahr, die vor mir lag, und als ich näher kam, sah ich, daß es Peschiera war. Da schlug mein Herz hoch von Freuden, denn ich gedachte sogleich, es sei der erste Tag des Maien, und der Herr von Monte-Marciano da.

Auch hatte ich nicht geirrt. Denn wie ich zum Wirthshaus kam, und in ein Zimmer geführt ward, trat mir Don Alfonso in Schlafkleidern entgegen, sprechend: „Willkommen, Don Bastiano, Ihr habet schon einen scharfen Ritt gethan; aber auch ich bin diese Nacht erst von Mailand gekommen. Ich gehe, mich anzukleiden, denn für Euch ist hier kein Säumens. In dieser Stunde tritt der Kerkermeister in Euer Gefängniß, und da er Euch nicht findet, bringt er Verona in Aufruhr. Zum Glück ist Donna Mathilde in einem Kloster; auf sie fällt also kein Verdacht wegen Eurer Flucht. Ihr sehet denn also, daß ein Spiritus familiaris kein gemeines

Ding sei, weil wir auch unsern Freunden Beistand leisten können. Schicket Euch nur zur weitern Reise an."

Ich fiel ihm um den Hals und dankte ihm, daß er mein nicht vergessen, und fragte, ob er mir den Feuergeist geben würde, wie er versprochen; die Geldsumme sei dafür in Bereitschaft. Er schlug das Geld aus, und sagte, er habe nichts zu verkaufen. Er wolle mich aber zu dem Manne führen, der mir ihn ablassen wolle. Dann gebot er mir, meine Kleider zu ändern, auf daß ich nicht durch sie den Venetianern verrathen würde. Bei diesen Worten führte er mich aus dem Zimmer, weil der Wirth hereinkam, und brachte mich in das Gemach, wo er geschlafen hatte.

Da kam der Thorhaimer mit Freudengeschrei gegen mich und fiel vor mir auf die Knie und küßte meine Hände, indem er vor Freuden laut weinte. „Gottlob, daß ich Euch wiedersehe, denn hier erwarte ich Euch schon seit zwei Tagen, und ich verzweifelte fast." So sprach er. Und da uns Don Alfonso allein ließ, erfuhr ich von Thorhaimern, wie desselben Abends, da ich Don Ghisilieri erstochen, ein fremder Mensch zu ihm gekommen, der ihm in meinem Namen befohlen, eilfertig alle Habschaft aufzupacken und gen Peschiera zu flüchten, wohin auch ich zum ersten Tag des Maien kommen und ihn abholen werde. Er habe demnach mit großer Furcht und Bangigkeit gefolget, wie ich befohlen, und Tag und Nacht für mich gebetet.

Diese Rede Thorhaimers machte mir allerlei Gedanken. Doch ließ ich ihn bei seinem Irrthum, und sagte gar nicht, was ich vermuthete, sondern sprach nur: „Du hast wohlgethan, Thorhaimer!"

Nach diesem ist Don Alfonso wieder hereingetreten, mit Kleidern aller Art, und einer kleinen Salbenbüchse. Er gebot mir, mein Haar mit der Salbe zu schwärzen, und die Kleider anzulegen, die er gebracht. Ich gehorchte denn auch, und schien mir in der Kleidung ein ganz anderer Mensch zu sein. Es war aber ein grünes

Wamms, roth durchbrochen, ein scharlachfarbenes Leiblein mit goldenen Nesteln, und ein Baretlein mit schwarzen Federn. Auch färbte ich mir Haupthaar, Bart und Augenbraunen.

So ritten wir nach wenigen Stunden wieder von Peschiera aus, hinter dem Herrn von Monte-Marciano her, als wären wir seine Leibknechte oder Reisige, die er geworben.

---

## Die Einsiedelei.

Wir ritten aber den ganzen Tag, ohne Aufhören, und hielten nur an, wenn wir unsern Rossen Zeit gönnen mußten zum Futter. Des Abends kehrten wir in ein einsam gelegenes Berghäuslein neben einem Wald ein, wo uns der Bauer mit schlechtem Wein und grober Reiskost bewirthete. Auch mußten wir drei neben einander auf Strohlager schlafen, weil kein Bett vorhanden. Aber ich that einen süßen Schlaf nichts desto minder, und vergaß alles überstandene Ungemach. O güldene Freiheit, wie werth bist du!

Am andern Tage setzten wir unsere Reise gar gemächlich fort, dem appenninischen Gebirg entgegen, und hielt uns Niemand auf und an. Aber wir weilten in keiner Stadt, sondern Don Alfonso umging sie jedesmal. Am Abend des dritten Tages blieben wir in einem Dorfe, am Ufer eines großen Flusses gelegen. Da vernahm ich mit Erstaunen, dies sei der Po, welchen wir doch schon den Tag vorher hatten hinter uns liegen lassen. Ich hatte also nicht darauf geachtet, daß wir auf unserm Weg einen großen Kreis beschrieben.

Don Alfonso verließ uns hier, und kam erst in der Nacht spät zurück. Wie Thorhaimer des Morgens die Pferde rüstete, sagte Don Alfonso, es sei nicht vonnöthen; wir würden diesen Tag hier verweilen, um den armen Thieren Ruhe zu lassen. Das war dem

guten Thorhaimer gar recht. Ich erfuhr aber ein Anderes, nämlich, daß ich nahe daran sei, den Feuergeist zu erhalten.

Nachdem wir uns mit Speise erquickt, sagte der Piccolomini, er wolle mich zum Zeitvertreib in der Gegend herumführen, und da er mich allein hatte, sagte er: „Nehmet die Geldsumme, und folget mir, Don Bastiano, wir sind am Ziel.“ Ich zeigte ihm die Summe in Wechselbriefen auf Genua und Venedig. Da er die Papiere gelesen, sagte er mit zufriedenem Angesicht, es gefalle ihm wohl; ich solle Alles zu mir thun.

So gingen wir fort, bis wir zu einem Walde kamen, in welchen wir hinein mußten. Don Alfonso wußte guten Bescheid, denn die Wege waren schlecht, oft gar unkenntlich. Endlich kamen wir in ein dichtes Gebüsch, und erblickten hohe eingefallene Mauern, wie von einem ehemals hier gestandenen Kloster. Neben den Trümmern und einer Felswand war ein sauberes kleines Haus, darauf ein Kreuz; unfern eine Kapelle.

Als Piccolomini an die Hausthür gepocht, ward uns dieselbe von einem alten Waldbruder geöffnet, der uns hineinließ. Der Waldbruder war von gar ehrwürdigem Ansehen, und hatte eine aufrechte, majestätische Gestalt, und raschen Gang, wie man von seinem hohen Alter nicht hätte erwarten sollen. Da sagte ihm Don Alfonso sein Begehren, wie ich den Feuergeist verlange und dafür zahlen würde, was er fordern möge.

„Ich bin von Euern Wünschen unterrichtet,“ sagte der Waldbruder zu mir, und will Eurer Bitte nicht entgegen sein. Gehet in die Kapelle und leget die Kaufsumme auf den Altar; dann verrichtet Euer Gebet daselbst und kommet wieder, wenn Ihr die Glocke läuten höret.“

Ich that auch, wie er es geheißen; ging in die Kapelle, legte die Summe auf den Altar, und verrichtete mit bußfertigem Sinn meine Andacht. Da erscholl in der Kapelle ein entsetzliches Gebrüll,

welches weder mit eines Mannes noch eines wilden Thieres Stimme zu vergleichen war. Es erschütterte mich durch Mark und Bein. Aber da die Glocke nicht läutete, blieb ich vor dem Altar, und dachte, es könne mir auf so geheiligter Stätte der böse Feind nichts anhaben. Auch geschah nichts weiter; doch grausete mir.

Endlich tönte das Glöcklein silberhell über der Kapelle, und ich ging hinaus. Der Waldbruder erwartete mich an der Thür seiner Klause, und nahm mich bei der Hand. Wir gingen in die verfallenen Klostermauern. Da führte er mich in eine Zelle, die noch ziemlich wohl erhalten war. Darin stand Piccolomini mit entblößtem Degen. Ein blauer Teppich hing im Hintergrunde der Zelle von der Wand herab. Mit dem Rücken dicht an diesen Teppich stellte mich der Einsiedler; vor mir ein Rauchgefäß, welches Wohlgerüche dampfte. Keiner redete. Der Einsiedler und Piccolomini sprachen nur durch Zeichen. Auch mir ward gedeutet zu schweigen.

Darauf sind die beiden vor mir stehend zum Rauchgefäß getreten, und haben jeder ein kristallenes Fläschlein hervorgezogen aus dem Wamms und Busen, und solches in die Wolken des Weihrauchs gesteckt. In gleicher Zeit geschah ein ungeheurer Fall, daß die ganze Erde zitterte und der Kalk von den Wänden der Zelle ließ. Es war eine alte Mauer, welche unweit der Zelle gestanden, und nun zusammengestürzt war, daß der Staub hoch ging und die Luft verfinsterte. Piccolomini und der Einsiedler blieben dabei gar gelassen, als sei nichts geschehen. Mir ward dabei nicht wohl, denn ich meinte, die Zelle könne über uns zusammenstürzen. Doch ließ ich's nicht verspüren.

Nach einer Weile sind die beiden abermals zum Rauchgefäß gegangen, und haben ihre Fläschlein darüber gehalten. Da geschah hinter mir ein entsetzliches Gebrüll, wie von einem Unthier; auch merkte ich ein Schnauben und Wehen im Nacken. Es war

dies Gebrüll, wie es mich schon in der Kapelle vor dem Altar geschreckt hatte. Weil aber der Einsiedler, desgleichen Don Alfonso gar ruhig verblieben, mochte ich auch weder Angst noch Neugier verrathen, wiewohl mir insgeheim das Herz bebte. Ich vermuthete wohl, man wolle meine Unerschrockenheit erprüfen, oder der Feuergeist scheue sich, in meinen Dienst zu gehen.

Als die beiden ihre Fläschlein zum dritten Male in den Rauch stießen, hat es mich hinten am Wamms gefaßt, von der Erde in die Höhe gezogen, und dreimal gewaltig gerüttelt, wie einem Kindlein ein starker Mannsarm mag. Ich griff vergeblich nach meinem Schwert, dieweil ich vermeinte, ich schwebe in Gefahr — aber ich war wehrlos. Doch ward ich alsbald gemach zu Boden gelassen. Darauf wandte ich mich um, und sah mit Grausen unter dem blauen Teppich hervorgegangen einen Elephanten, der den Rüssel vor mir senkte, dann ihn wieder gegen mich streckte mit einem Fläschlein von Kristall, gleichwie der Einsiedler und Piccolomini hatten.

Da winkte dieser mir freundlich, es dem Elephanten abzunehmen, welches ich sofort that. Darauf ergriffen mich beide, und rissen mich mit großer Eile aus der Zelle nach der Klause, wo wir noch lange das Geschrei der Bestie hörten.

---

### Andeutungen.

Wie wir nun allein waren, sind wir um einen schlechten Tisch gesessen auf hölzernen Bänklein. Ueber dem Tisch war das allerköstlichste Linnen mit goldenen Franzen ausgebreitet; darauf standen die lieblichsten Gerichte in goldenen und silbernen Schüsseln, wie man nur bei großen Fürsten sieht. Auch die Becher waren von schwerem Gold, und der Wein gleich Oel und Feuer, als ich noch keinen getrunken habe.

Wie wir beisammen speiseten, belobte der Einsiedler höchlich mein herzhaftes Wesen und sprach mir zu, fortan nichts mehr zu fürchten, da ich den Feuergeist im Fläschlein besitze. Dies Fläschlein war aber ohne alle Oeffnung, mit seltener Kunst gemacht, und darin nichts, als ein goldgelber Staub, worüber es schwebte, wie ein bewegliches Rauchwölklein. Dann sagte er mir, ich müsse es sorgfältig verwahren, und nie von meinem Leibe lassen; denn so lange ich es auf mir trage, werde mir nichts schaden, und in der Gefahr, worin zehntausend untergehen, würde ich allein schadlos davon kommen müssen.

Darüber war ich gar erfreut; auch habe ich empfunden, von dem Augenblick, als ich es getragen, daß alle Bangigkeit aus mir gewichen war, und ich neues Leben und neuen Muth gehabt, wie nie zuvor. Eben so hat sich erwahrt, daß mir kein Uebel hat wehthun können, und Alles, was mir zugestoßen ist, verlor seine Macht an mir, wie ich erzählen werde. In den vielen Gefechten, die ich bestanden, hat mir weder die Schärfe des Schwerts, noch die Lanze, noch das Geschütz eine Wunde zufügen können, daher ich oft tollkühn in alle Gefahr gegangen bin, ohne Schaden.

Die einzige Gefahr, die mir drohe, sprach der Einsiedler, sei daß ich meines Kleinodes verlustig ginge durch eigene Fahrlässigkeit, oder durch Feindes Gewalt in Gefangenschaft. Darum solle ich unverzagt sein in allem Kampf, und nicht den Tod scheuen, wohl aber Ergebung. Wenn ich dreimal sieben Monate, sieben Wochen, sieben Tage um den Spiritus familiaris gedient, könne er mir nicht entgehen.

Als ich nun fragte, wie ich dienen sollte? erwiederte Piccolomini: mit mir gegen des Papstes Tyrannei, und für Herstellung römischer Freiheit. Papst Sixtus habe große Gewalt geübt an Edeln und Unedeln; mit seinem Geiz die Güter der Kirche verschlungen, und getrachtet nach Gut und Leben, wenn einer noch

habe: Wer aber wider ihn rede, werde verbannt, also, daß Italien voller Unglücklichen sei, alle von guten Häusern und Stämmen, die nicht wissen, wohin ihr Haupt legen. Es seien mehr denn tausend dergleichen Verbannte, welche trostlos umherirren, und sich ihr Leben mit dem Schwert in der Faust schirmen. Darum müsse des Papstes Grausamkeit gezähmt, und sein Hochmuth gebeugt werden, daß er nicht ganz Welschland verzehre.

Auf dieses sprach mir der Einsiedler zu, daß ich Piccolomini nicht verlassen solle; dieser werde mich nach vollendeter Dienstzeit auf den Berg Ostensara führen, wo ich den Spiritus familiaris erblicken und empfangen würde. Dann möge ich mit demselben nach Deutschland heimziehen, und in Fülle leben, gleich einem großen Fürsten. Doch, fügte der Einsiedler hinzu, wird es Euch darum keine Noth thun, sondern Ihr werdet allen Reichthum und Glanz verschmähen, um der Freude willen, die Ihr sodann genießen könnt. Worin diese besteht, kann ich Euch nicht offenbaren, weil sich dem Tauben die wunderbare Macht der Musik verschließt, und der Blindgeborne die Pracht der Farben nicht erkennt, von der man ihm reden möchte.

Als ich nun gelobte, zu thun, was mich Piccolomini heißen werde, gebot mir der Alte, den Feuergeist auf den Altar der Kapelle zu legen und mit darauf gelegter Hand mein Gelübde zu betheuern. Wir begaben uns also nochmals in die Kapelle, wo ich einen schweren Eid ablegte. Nachdem dies geschehen, sagte der Einsiedler: „Ziehet nun im Frieden! Gedenket meines Wortes; es wird Euch wohl gehen, sofern Ihr den Feuergeist nicht verliert; Ihr verliert das Kleinod, wenn Ihr dessen Besitz einem Andern verrathet, oder Don Alfonso verlasset. Ihr traget eine geheime Liebe im Herzen; der Feuergeist wird Euch zum Ziele leiten."

Darauf verabschiedete uns der Greis; wir gingen durch den Wald wieder des Wegs, den wir gekommen waren. Unterwegs

sagte mir Don Alfonso, man behauptе, der Einsiedler habe ein Alter von mehr denn hundert und zwölf Jahren, welches mir schier unglaublich vorgekommen ist, sintemal derselbe kaum sechszig alt zu sein schien. Auch sagte mir Don Alfonso, wir wollten nun ein Herrenleben führen, voll Saus und Braus in Krieg und Feld, wie es einem tapfern Cavalier wohl anstehe, der die Mönche nicht scheut und sich in seiner Jugend etwas versuchen wolle.

---

## Reise nach Bologna.

Als ich mich Abends auf mein Lager hinstreckte und mein Gebet verrichtet hatte, fiel mir bei, das Fläschlein, worin der Feuergeist, in einen breiten Gurt von ledernen Riemen zu verbergen, und solchen auf dem bloßen Leib zu tragen, um meines Kleinods desto sicherer zu sein. Da aber die Ampel erlosch und Alles finster war, wollte ich es bis zum folgenden Tag verschieben. Erstaunt griff ich darnach und fand das Fläschlein, welches ganz hell schimmerte von darin verborgenem Licht. Dieser Anblick erfüllte mich mit großem Vergnügen, und ich betrachtete das Spiel des Feuergeistes eine Stunde lang und darüber mit Wohlgefallen. Dann that ich das Fläschlein in den Leibgurt, wie ich vorher Willens gewesen, und befestigte denselben um meinen Leib.

Am andern Morgen berichtete ich dem Piccolomini, was ich gesehen hatte; aber er sagte mir, dies sei ihm nicht neu. Ich solle aber allezeit um Mitternacht darauf achten. Je heller der Feuergeist strahle, je mehr bedeute es mir Glück.

Wir ritten darauf fort und Thorhaimer mit uns. Piccolomini sagte, wir wollen jetzt nach Monte-Marciano ins Land Apulien ziehen, wo seine Herrschaft gelegen sei; da gedenke er Truppen zu werben, und dann sich mit mir an die Spitze aller Bannisirten

zu stellen. Vorerst aber müßten wir gen Bologna, da habe er große Summen Geldes liegen, die er erheben wolle. Auch würde ich daselbst tapfere Männer kennen lernen, die von unserm Bund wider den Papst wären.

Als wir nun nach Bologna kamen, kehrten wir in das Haus eines Edelmannes, Don Aldovrandi, ein, der nahe an dem schönen Kloster der Dominikaner in einem weitläufigen Palast wohnte. Don Aldovrandi bewirthete uns gar gastfreundlich fünf Tage lang, und ich hatte die beste Gelegenheit, die Merkwürdigkeiten der großen Stadt zu betrachten. Und obwohl ich von früh Morgens bis Abends auf den Straßen, in den Kirchen, Schauspielen, Gärten und vornehmsten Gebäuden war, habe ich doch nur den allerkleinsten Theil des bolognesischen Reichthums sehen können.

Am Abend des vierten Tages ließ mich Piccolomini rufen. Wie ich in sein Gemach trat, waren zwei Fremde bei ihm, deren einer Marco de Sciarra, der andere Battistella del Aratro war. Als ihnen Piccolomini sagte, wer ich sei, grüßten sie mich freundlich, sagend: es freue sie, daß ein deutscher Cavalier zu ihnen trete. Der Papst müsse mir wohl eine Million geben zum Zehrpfennig, wenn ich ins Vaterland heimkehre. Der Marco war ein kleiner, magerer Mann, schwärzlichen Angesichts und verwilderten Blickes. Er war schon seit Jahr und Tag das Haupt der Verbannten, ein verwegener Mensch, dessen List und Glück nichts beikam. Mit seinen Truppen hatte er das ganze neapolitanische Land durchzogen, und zweitausend Mann in die Flucht geschlagen, welche der Vizekönig Don Zuniga wider ihn geschickt hatte.

Wir machten also Bekanntschaft, und versprachen tapfer Hand in Hand zu schlagen für die gute Sache der Vertriebenen. Die beiden Herren verließen uns erst spät nach Mitternacht; auch sahen wir sie in Bologna nicht wieder, wo sie nur eine Zusammenkunft mit Piccolomini gehabt, und Geld zu neuen Werbungen geholt

hatten. Piccolomini aber schien sehr erfreut, und er berichtete mir, wie alle Verbannte nach seiner Ankunft schmachten, und begehren, daß er ihr Oberhaupt und Anführer werde. Auch habe er sich nun mit Pierconto de Montalto ausgeglichen, mit welchem er lange in Feindschaft gelebt.

---

## Flucht.

Eines Morgens, welches am sechsten Tage unsers Aufenthaltes in Bologna gewesen, kam mit Sonnenaufgang Don Alfonso zu mir ins Zimmer gelaufen, da ich noch schlief, und rührte mich unsanft, indem er schrie: „Auf, auf, Don Bastiano! Der Feind ist da, wir müssen fliehen, ehe man uns auffängt." Ich kleidete mich schnell an, und eilte mit Alfonso und Thorhaimern, ohne dem Herrn Aldovrandi Valet zu sagen, zur Hinterthür hinaus durch schmale Gäßlein und ein Pförtlein in der Stadtmauer und viele Gärten, bis wir ins Freie kamen. Da fanden wir drei Pferde bei einem Kreuz im Gebüsch, die aber nicht dieselben waren, die wir sonst geritten hatten, und sechs bewaffnete Leute zu Pferde dabei, die unserer warteten.

Wir saßen blitzschnell auf und jagten mit verhängtem Zügel davon. Als wir aber ein Wäldchen erreicht hatten, hielten wir gleich Schritt, und ließen die Pferde verschnaufen. Da kamen wir zu einer Kapelle an einem Kreuzweg, wo sich viele Straßen trennten. Da überfiel uns ein Hinterhalt von päpstlichen Reitern, bei zwanzig an der Zahl, die ihre Büchsen von allen Seiten auf uns abschossen. Piccolomini lachte und sprach: „Ist das nicht der Knabe Ottavio Cesis, den die Pfaffen absenden? Er begegnet aber dem unrechten Mann, ich will ihn zeichnen. Fasse nur jeder von uns zwei Mann, die übrigen bleiben nicht stehen!"

Indem wir nun langsam mit gezucktem Schwert gegen die Ka-

pelle ritten, wo die Päpstlichen uns den Weg zu verrennen gedachten, und wie sich links und rechts die Straßen im Walde vor uns aufthaten, sahen wir alle diese Straßen mit Soldaten bedeckt, also, daß wir von jeder Seite umgeben waren. Und da die Schüsse rings um uns her fielen, wollte man stutzig werden, und sich zurückziehen. Ich fragte aber Piccolomini, welches der Weg wäre, den wir zu ziehen hätten? Er zeigte mir denselben mit der Hand. Darauf sprach ich: so laßt uns die Bahn fegen! und jagte voran, dem Haufen, der an der Kapelle stand, vorbei, dem andern zu, welcher mitten in jener Straße auf uns wartete. Die übrigen folgten mir. Da kam es schon bei der Kapelle zum Gefecht, also daß ich wieder umkehrte, den Andern hinter mir zu Hilfe.

Die Feinde waren uns zwar an Zahl überlegen, doch nicht an Muth, und es gab manchen blutigen Hieb. Im Handgemenge verlor ich unsere Leute aus dem Gesicht, und ich schlug mich umsonst durch den Haufen, und rief nach den Unsrigen. Denn es war das Getümmel, der Staub und die Menschenmenge so groß, daß man sich nicht erkannte. Als ihrer viele gegen mich allein anrannten, und ich befürchten mußte, übermannt und vom Pferde gerissen zu werden, zahlte ich Fersengeld. Drei Reiter von den Päpstlichen verfolgten mich; da wandte ich mich, hieb dem Vordern über das Gesicht, worauf die beiden Andern Reißaus nahmen. Indem rannte und jagte Alles vom Kreuzweg davon, in gleiche Straße hinein, wo noch Gefecht zu sein schien, also daß ich schloß, es seien die Unsrigen auf der Flucht. Sie thaten gar wohl daran, aber ich war übel von ihnen getrennt. Ich achtete, besser sei, meines Wegs allein zu ziehen gen Apulien, und Don Alfonso in Monte-Marciano zu suchen. So wandte ich mein Roß, und ritt behende davon durch das Wäldlein.

Wie es Abend ward, kam ich in das Städtlein Forli. Da kaufte ich mir andere Kleidung, auf daß ich wohl standesgemäß

erscheinen könne, und wusch mein Haar von der schwarzen Farbe rein. Um den guten Thorhaimer habe ich viel im Stillen geklagt. Er war mir werth. Ich konnte doch gute deutsche Muttersprache mit ihm reden. Und dann haben wir viel von Hause gesprochen, vom alten Herrn Grafen Sigismund, bei dem er fünfzehn Jahre lang treulich gedient; vom Grafen Ulrich, den er aber nie so lieb gehabt, als mich. Er hat mir oft erzählt, wie Ulrich und ich als kleine Kindlein an einander gehangen, ich aber immer ein Wildfang gewesen von Haus aus, der auf alle Berggipfel und Tannbäume zu oberst geklettert, darauf mich denn Ulrich seinem Vater verklagt. Auch sagte Thorhaimer mir oft, es habe das ganze Schloß darum gewußt, wie ich dem Fräulein von Grota lieber gewesen sei, als Graf Ulrich; und wie jeder gesagt, es wäre besser, man thäte den Junker Sebastian mit dem Fräulein zusammen. Das Alles wußte er mir zu sagen, und ich hörte den Alten gern erzählen; denn es war immer das Gleiche, und doch immer etwas aus dem Hause. Nun fehlte mir der Thorhaimer; ich wußte auch nicht, ob er gerettet, gefangen oder todt? Deß grämte ich mich sehr. Und war er verwundet, wer pflegte sein?

Darum wartete ich auf Mitternacht; dann zog ich das Fläschlein aus dem Leibgurt, und es leuchtete köstlich schön, wie eine kleine Sonne. Dies nahm ich für ein gutes Zeichen, den Thorhaimer wieder zu finden; und ich ward ruhig und schlief fest ein.

---

## Wallfahrt nach Loretto.

Wie mich nun der Schneider mit Allem versorgt, wessen ich bedürftig gewesen, reisete ich nach der Stadt Ancona, am Meere gelegen. Dieses ist eine lustige Stadt, und ich bin viel daselbst am Hafen auf- und abgegangen, das Getümmel der Schiffleute zu schauen, und das weite Meer. Da ging mich die Lust an, nach

einem Schiff zu fragen, das nach Apulien segeln möchte: aber es war keines vorhanden.

Nun vernahm ich im Wirthshaus, wo viel Volks aus allerlei Ländern war, daß ich mich nur noch wenige Stunden von der Stadt Loretto befinde. Diese Nachricht erfüllte mein Herz mit großer Freude, denn es hatte Graf Sigismund mir sehr empfohlen, das heilige Haus zu besuchen, und meine Begierde stand längst darnach. Ich beschloß demnach zu dem heiligen Ort zu wallfahrten, und Ablaß für meine Sünden zu nehmen.

In der Morgenfrühe reisete ich von Ancona dahin, jedoch zu Fuß, mein Roß an dem Zaum führend, mit bußfertigem Gemüth. Jede halbe Stunde betete ich mit lauter Stimme den Rosenkranz. Ich begegnete vielem Volk, das freudig mit Ablaß zurückkehrte; doch noch Mehrere wallfahrteten dahin, wie ich. Und da einige Herren zu Roß hinter mir kamen, und sahen, wie ich zu Fuß ging, schämten sie sich, stiegen behend ab, und nahmen ihre Rosse am Zaum und beteten, wie ich. So kamen wir zu guter Zeit in den Ort, und es waren der Fremden so viele, daß ich mit großer Mühe Unterkommen fand. Darauf begab ich mich alsobald in die Kirche, worin das heilige Haus befindlich, welches die heiligen Engel aus dem Lande Galiläa hierher getragen, um es den Ungläubigen zu entreißen.

Und wie ich die Stufen erstiegen, und die Kirche betreten, ergriff mich große Andacht: denn es war, als strahlte der Himmel vor mir aufgethan, nun ich das heilige Haus ersah, worin die Jungfrau gewohnt. Darum fiel ich auf die Knie und berührte mit der Stirn den Boden, bis ich drei Ave's gebetet. Dann rückte ich auf den Knien bis zum heiligen Hause. Da küßte ich das silberne Gitterwerk, und sah mit großer Ehrfurcht das Bildniß der heiligen Jungfrau. Es war himmelblau bekleidet, und das Kindlein in ihren Armen mit rothem Gewande. Aber ich konnte den

Glanz der silbernen Ampeln und der Diamanten und Juwelen kaum ertragen, wie gern ich auch das dadurch ganz dunkel gewordene Antlitz der heiligen Jungfrau erkannt hätte.

Darum zog ich das Bildniß meiner Madonna von Sclafani aus dem Busen, legte es auf die heilige Schwelle, und betete. Da überfiel mich bei dem Anblick der Hochgebenedeiten eine unaussprechliche Wehmuth, daß ich weinte, wie ein Kind. Und ich küßte die heilige Schwelle, und blieb lange mit der Stirn am Boden, um den Leuten meine Betrübniß zu verbergen. Denn es beteten Viele hinter und neben mir.

---

### Die Erscheinung der heiligen Jungfrau.

Als ich mich wieder aufrichtete, hatte ich ein großes Schrecken, und doch ein freudiges. Denn wie ich mein Bild von der heiligen Schwelle nahm, und es inbrünstiglich an meinen Mund drückte, seufzte zu meiner Seele eine knieende Jungfrau laut auf: o Gott! also, daß ich mich nach ihr umsah. — Ich schreibe es aber, wie es mir widerfahren.

Wie ich nun mein Gesicht zu ihr wandte, erblickte ich die Madonna Sclafani's lebendig, im vollen Glanz ihrer Himmelsschönheit. Ihre Augen betrachteten mich; ein heiliger Schmerz lag in ihren Geberden; und über ihre Wangen fielen zwei Thränen, wie durchsichtiges Silber. Sie war schneeweiß gekleidet, und um ihr Haupt war die Fülle der Haarlocken von einem himmelblauen Tuch zusammengehalten, mit Gold durchwirkt. Je länger ich sie ansah, je helleres Licht däuchte mir um ihr herrliches Haupt zu schweben, welches so glänzend war, daß von den Strahlen die ganze Kirche und das heilige Haus bedeckt wurde. Ich vernahm ferne Gesänge wie vom Himmel, und Stimmen der Engel, und ein Sausen dazwischen, wie von den Stürmen der göttlichen Macht. Darauf

verwandelte sich diese Gestalt der Heiligen in einen einzigen Strahl, der mich blendete. Die Kirche wankte, der Boden wiegte sich weich unter meinen Knien, wie eine Wolke. Ich verlor Licht, Athem und Leben, und starb eines süßen Todes zu den Füßen der überirdischen Königin der Himmel.

Ich wußte nichts mehr von mir, bis mich ein seltsames Getöse aufweckte und ein Gemurmel von vielen Stimmen. Da schlug ich die Augen auf, und sah zahllose Menschen, die um mich her knieten oder neugierig auf mich schauten. Ich lag auf einem harten Stein von den Stufen draußen vor der Kirchthür, und ein alter Mann fragte mich um mein Wohlsein.

Da mir nun gar wohl und leicht ums Herz war, stand ich von dem Erdboden auf, und wußte nicht, was mir geschehen. Der alte Mann aber führte mich gar freundlich durch die Menge der Leute die Stufen hinab zur Straße, und gegen mein Wirthshaus, welches ich ihm beschrieb. Wie wir auf der Straße wandelten, und ich bei mir nachdenkend wurde, erinnerte ich mich wieder des Geschehenen, und wie mir in der Kirche die Hochgebenedeite erschienen sei. Das verbreitete über mich ein stilles Grausen, denn ich wußte nun nicht gewiß, ob ich geträumt oder gesehen habe. Da fiel mir mein Bildniß ein, wie ich es von der heiligen Schwelle aufgehoben. Aber ich fand es nicht mehr, welches mir große Traurigkeit verursachte. Das bewog mich, umzukehren, denn das Bildniß wollte ich nicht missen um viele tausend Gulden. Jeden fragte ich darum, und ich fragte durch die ganze Kirche, und suchte es vor dem heiligen Haus und vor der Kirchthür, wo ich gelegen war.

Da es nun Nacht geworden war, ging ich betrübt zu meiner Wohnung, denn ich hatte meinen schönsten Schatz eingebüßt, und keine Hoffnung, ihn wieder zu sehen. Weil mich der Kummer also plagte, daß ich nicht zu Nacht speisen konnte, trat die Wirthin zu mir, eine betagte, wohlmeinende Frau, und fragte, was mir

so hart am Herzen liege? Da sie erfuhr, wie ich mein Heiligthum verloren, und ich tausend Gulden dem zahlen wolle, welcher es mir wieder schaffe, sprach sie mir guten Muth ein. Sie ließ es am folgenden Morgen durch die ganze Stadt verkünden und in allen Häusern, auch an den Kirchthüren, und zeigte es selbst der Geistlichkeit an, und den Beichtvätern von allen Nationen, in der Hoffnung, daß der Fund oder der Raub in einer Beichte laut werden möchte.

Allein da der Tag verging, und sich Niemand mich zu trösten eingefunden, warf ich mich schmerzvoll auf mein Lager und weinte bitterlich. Um Mitternacht aber leuchtete der Feuergeist im Fläschlein so vergnüglich, daß ich alles Gute hoffen konnte. Darum begab ich mich zur Ruhe. Und ich träumte die ganze Nacht von nichts anderm, als der Gebenedeiten, wie sie mir in ihrem heiligen Hause wundervoll erschienen war. Doch hatte ich Niemanden offenbaret, was mir geschehen.

## Die zweite Erscheinung.

Weil ich auf die Verheißung des Feuergeistes vertraute, verließ ich auch den andern Tag das Wirthshaus nicht, hoffend, es werde der Ueberbringer meines Kleinods erscheinen. Doch erschien Niemand.

Da ging ich zur Kirche mit großer Niedergeschlagenheit des Gemüths, und betete wieder vor der heiligen Schwelle, wo ich mein Köstlichstes auf Erden verloren und das Allergöttlichste mit meinen Augen erblickt hatte. Und ich kniete auf derselben Stätte, wo mir die Himmelskönigin sichtbar geworden war, und flehte mit heißer Inbrunst um die Gnade abermals; doch mein Gebet war umsonst.

Nach verrichteter Andacht, wie ich zur Kirche austreten wollte,

stieß mich eine Frau leise an den Arm, sprechend: „Herr, ich weiß, was Ihr suchet; folget mir nach, doch in weiter Entfernung, bis ich stillstehen und Euch winken werde.“ Die Matrone ging mit diesen Worten von mir; sie hatte verschleiertes Antlitz, und einen schwarzen, großen Mantel umgethan, wie viele Wallfahrer weiblichen Geschlechts zu tragen pflegen.

Da sprang ich hoch vor Freuden, und folgte der Pilgerfrau von fern, wie sie geboten hatte. Oft übernahm mich die Ungeduld dergestalt, daß ich ihr mit schnellen Schritten nahe kam, um sie zu fragen, ob sie das Bild gefunden; und dann erinnerte ich mich ihres Befehls, und blieb wieder zurück.

Nachdem sie aus dem Flecken gegangen den Hügel hinab zwischen Gärten, blieb sie unter einem hohen Baum stehen, und setzte sich dann auf ein steinernes Bänklein neben einer Kapelle, die unter dem Baum aufgebaut war. Da winkte sie mir, und ich lief so schnell, daß ich athemlos zu ihr kam, und kaum die Frage sprechen mochte, welche ich unterwegs schon tausendmal leise gethan.

Sie sprach: „Ich habe das Bild gefunden mit einer goldenen Kette daran, und habe es Euch selbst überliefern wollen, doch gegen ein Beding.“

Als ich dies hörte, rief ich: „Dank sei Gott und seiner heiligen Mutter und Euch! Es soll Euch Euer ehrliches Gemüth nicht gereuen, und ich gebe Euch, was ich verheißen und mehr.“ — Und stracks suchte ich mein Geldsäcklein hervor, um ihr an Geld zu geben, was ich bei mir trug, versprach ihr aber, das Fehlende morgenden Tages zu bringen, wohin sie wolle.

Sie weigerte sich, das Geld zu nehmen, und sagte: „Ich gebe das Bild um kein Geld hin, und Ihr empfanget es nicht, es sei denn, daß Ihr mir saget, wer es Euch gegeben, oder wie Ihr dazu gekommen? denn ich muß es wissen.“

Da erzählte ich ihr, wie ich aus Deutschland gen Verona ge-

kommen, zu Don Bevilacqua, und gen Mantua, wo ich die Madonna in der herzoglichen Gallerie bewundert. Wie ich darauf keine Ruhe mehr genossen, bis mir Bevilacqua eine Kopie von dem Bilde der Gebenedeiten verschafft. Seitdem trage ich dasselbe allezeit auf meinem Herzen, und verehre es wie mein allerkostbarstes Gut; ja, ich wolle viel lieber als Bettler wieder über die Alpen nach Deutschland hinwandern, denn das Bild in Welschland zurücklassen.

Als ich dies gesagt, fragte sie nochmals, ob ich redlich sei? Und dies betheuerte ich.

Darauf that sie den Mantel auf, als wollte sie mir das Bild geben, zog ihn aber jählings wieder um sich zusammen, als gereuete es sie, und fragte noch einmal, ob ich redlich sei, und wie ich heiße, von wannen ich komme, und wohin ich gedenke?

Ich legte die Hand auf mein Herz und betheuerte zum andern Mal, daß ich Wahrheit sage, nannte auch meinen Namen und von wannen ich komme; dann sagte ich, daß ich gedenke, nach Apulien zu reisen, des Vergnügens willen. Denn ich scheute mich doch, in diesem Stück die lautere Wahrheit zu bekennen.

Nachdem ich also geredet, schwieg sie geraume Zeit, als denke sie meinen Worten nach. Dann schlug sie den Mantel auf, und ich sah wohl, daß ich mich geirrt hatte in ihrer Gestalt; sie schien nichts minder, denn alt zu sein, sondern eine schlanke Jungfrau. Als sie aber mein Bild aus ihrem Busen ziehen wollte, und das Schleiertuch vom Gesicht auf die Seite warf, erblickte ich die Gebenedeite wieder, wie sie in dem heiligen Hause mir erschienen war.

Da überfiel mich ein großes Zittern und ein Entzücken, daß ich's nicht beschreiben mag. Und ich sank zu ihren Füßen, denn ich konnte nicht glauben, daß sie etwas Irdisches sei.

---

Verkörperung des Geistigen.

Sie reichte mir das Bild, das nur ihr schwaches Conterfei und lebloses Ebenbild war, und lächelte ob meinem Erstaunen und Entzücken.

Dann sagte sie mit holdseliger Anmuth: „Don Bastiano, stehet auf; es geziemt Euch nicht, vor mir zu knien. Auch möchte ich nicht, daß Euch Menschen in dieser Stellung sähen. Stehet auf, oder ich fliehe!“ So gehorchte ich ihr, stand auf, konnte aber nicht reden, so ganz außer mir war ich; sondern einer Bildsäule gleich blieb ich aufrecht vor ihr, und betrachtete schweigend die Pracht und Heiligkeit ihres Antlitzes.

Sie sagte und lächelte wieder mit unnennbarem Liebreiz: „Ihr habet wohl Recht, Euch zu verwundern, daß Ihr zu Euerm Bild eine Person gefunden, der es gleichet, und daß Ihr anstatt der Heiligen nur ein sterbliches Weib gefunden, gleichwie ich in große Verwirrung gerathen bin, da ich dies Bild in Euern Händen erblickte, als Ihr in der Kirche neben mir gebetet habt. Ich nahm es zu mir, als Euch übel wurde und Ihr ohnmächtig niederfielet zu meinem großen Entsetzen. Denn ich fürchtete, das Bild werde in andere Hände gerathen oder zertreten, weil gar großes Gedräng von Leuten um Euch entstand, die Euch hinaus trugen. Ich bekenne auch, daß ich Euch das Bild vorenthalten wollte. Da Ihr aber es in ganz Loretto aller Orten habt auskünden lassen, und ich einsah, wie viel Euch daran gelegen sei, suchte ich Euch wieder in der Kirche, um es Euch zuzustellen. Schon gestern suchte ich Euch daselbst vergebens. Nehmet es denn, wenn es Euch vergnügt, und entweihet es niemals.

Ich nahm das Bild aus ihrer zarten Hand, und drückte das Wiedergefundene an mein Herz und hielt es hoch gen Himmel; es schossen Thränen in meine Augen, aber reden konnte ich nicht.

Darauf that sie die Frage: „Lasset wissen, was diesem Bilde für Euch so großen Werth gegeben?“

Ich antwortete zitternd: „Was anders, denn die Heiligkeit und Anmuth, welche in Euch wohnet.“

Sie betrachtete mich lange zweifelhaft, und sagte: „Ihr seid nicht wahrhaft. Wo habet Ihr die Person gesehen, der es gleicht?“

„Das wisset Ihr am besten,“ gegenredete ich: „in dem heiligen Hause, und nun hier, wo Ihr sitzet, und sonst nirgends, weder in meinen Träumen.“

„Nirgends sonst?“ fragte sie abermals.

Ich antwortete: „Ich habe nimmer geglaubt, unter dem Himmel so viel vereintem Liebreiz zu begegnen. Gott ist Zeuge.“

Dann fragte sie: „Und Ihr wisset auch den Namen der Person nicht, der es gleichet?“

Ich erwiederte ihr: „Könnte ich ihn wissen, da Ihr mir nicht saget, wie Ihr heißet? Ich nannte das Urbild meine Heilige, meine Anbetungswürdige, und dies seid Ihr.“

Da senkte sie das Haupt und zog das Schleiertuch vor ihr schönes Antlitz. Ich aber flehte mit gefalteten Händen: „Entzieht mir Euere holdseligen Blicke nicht. Habe ich gesündiget, entsündiget mich wieder durch Euer Anschauen. Ihr seid meine Heilige! Nehmet mich in Euern Dienst. Verstoßet mich nicht!“ — Sie stand auf, als wollte sie sich entfernen. Aber ich ließ nicht ab mit Flehen und Bitten, bis sie mich erhörte und ihr Antlitz noch einmal enthüllte.

„Ihr irret Euch,“ sagte sie, „ich bin keine Heilige.“

„Oder wie soll ich Euch nennen?“

„Hermingarda di Solis.“

„Darf ich mich nicht Euerm Dienste weih'n? O gewähret mir die Gnade!“

„Ich habe nicht über mich selbst zu gebieten.“

„Von wem Ihr abhängt, von dem hängt mein Leben ab.“

„Ihr wäret übel berathen, guter Fremdling. Gehabt Euch wohl. Verlaßt mich. Und wo Ihr mich erblicken möget in Loretto, verrathet mit keinem Zucken des Mundes, mit keinem Augengruß, daß Ihr mich kennet.“

Sie wollte gehen. Ich wagte es, ihren Mantel zu halten, und sprach: „Fräulein, Ihr wollet mich unglücklich machen. Ich soll Euch nie wieder finden? O Fräulein, machet mich zum geringsten der Knechte Eures Hauses. Nur in Eurer Nähe mag ich das Leben noch lieben.“

Da warf sie mir einen langen, düstern Blick zu; dann verhüllte sie ihr Gesicht ins Schleiertuch, und ihre Gestalt in den Mantel und sprach: „Lasset mich allein gehen; Eure Begleitung könnte mir Schaden bringen.“

Und als ich fragte: „Zürnet Ihr mein?“ reichte sie mir die Hand und sprach: „Nein! — Bleibet fern von mir. Gehabt Euch wohl.“ — Ich küßte knieend ihre Hand, die sie mir schnell entriß. Sie entfloh mit behendem Schritt. Ich war vom Schmerz betäubt. In der Ferne folgte ich ihr zum Flecken zurück. Sie ging zur Kirche; ich verfolgte sie im Haufen der Betenden. Begleitet von einer Matrone, ihr gleich gekleidet, verließ sie die Kirche nach einem halben Stündlein. Ich folgte und sah das Haus, in welches sie ging.

---

## Ein Schritt näher.

Nun fehlte ich keinen Tag mehr in der Kirche, und ging fleißig die Straße auf und ab, wo die wunderherrliche Hermingarde wohnte. Aber es glückte mir nie, sie wieder zu sehen. So streng ward sie gehalten. Denn ich hatte durch fleißige Kundschaft endlich erfahren, daß sie gen Loretto zur Wallfahrt gekommen mit ihrer Stief-

mutter und ihrem Stiefbruder, welchen man Domenico nannte, und daß sie hart bewacht sei, auch viel leide.

Dies ging mir gar zu Herzen, und ich grämte mich fast ab, und genoß keine Ruhe Tag und Nacht.

Wie ich eines Morgens auf der Straße gestanden vor Hermingardens Herberge, ist Don Domenico aus dem Hause getreten, und hat mich mit rauher Stimme angeredet: „Ihr seid ein müßiger Gesell, daß Ihr allstündlich hier wandert und gaffet. Was suchet Ihr?“

„Herr, ich habe meine Herrschaft verloren und suche Dienst. Ich bin ein Deutscher, und habe nicht, wovon heimreisen. So meine Person Euch aber anständig, so will ich Euch um Nahrung und Kleider dienen mit Treue und Ehren, und Ihr sollet mich fortan nicht mehr müßig in allen Gassen finden.“

Diese listigen Worte gab mir, glaube ich, der Feuergeist ein; denn sie schlugen nicht fehl, und ich wußte meine Reden so gut zu stellen, daß Don Domenico endlich sprach: „Ich habe Euch in der That gehalten für das, was Ihr seid; auch sehe ich mich schon seit Langem nach einem getreuen Diener um, der die Rosse wohl zu pflegen weiß, und behend ist zu allerlei Aufträgen. Suchet Ihr also Dienst, so kann er Euch werden, und wenn Ihr treu seid und fleißig, wird es Euch nicht gereuen bei mir.“

Darauf wurden wir schnell Handels einig, und er führte mich in das Haus, wo Hermingarde wohnte. Als ich aber die Schwelle betrat, hätte ich niedersinken mögen, um mit Entzücken den Boden zu küssen, welchen ihr Fuß betreten. Domenico führte mich in ein Zimmer; da saßen zwei Frauen, beide verschleiert. Ich erkannte in der einen die Göttliche; Domenico aber redete mit der andern, welches die Stiefmutter war. Ich weiß nicht, was sie redeten, denn ich schlug die Augen zu Boden, um mich nicht zu verrathen,

und zitterte am ganzen Leib, und verstand nicht, was man mir sagte, so voll Verwirrung war ich.

Und es gereute mich schier, das kecke Abenteuer eingegangen zu sein, obwohl ich freudig heimsprang, meine ritterlichen Kleider einpackte, und mit meinem Roß in den Dienst des Domenico ging, wie in ein Himmelreich. Aber so oft ich Hermingarden sah, ward ich sprachlos, und ich fürchtete, mich zu verrathen. Am folgenden Tag, da ich zur Stiefmutter kam, von ihr Aufträge zu vernehmen, fand ich die Göttliche bei ihr im einfachen Morgenkleide und schleierlos. Und da mich Hermingarde erblickte, glühte ihr schönes Antlitz von schamhafter Röthe; und die Heilige verbarg ihr Angesicht vor der Stiefmutter, wie eine Sünderin.

Am fünften Tage meines Dienstes ward ich berufen, und die Stiefmutter befahl mir, Alles zur Abreise zu rüsten. Das that ich, und vollzog, was mir befohlen worden. Am Abend dieses Tages befahl mir Domenico, das Haus nicht zu verlassen, um zu verhüten, daß sich Hermingarde, seine Schwester, nicht aus den Zimmern entferne; denn er und seine Mutter wollten noch einmal zum heiligen Hause gehen. Ich verhieß Gehorsam in allen Dingen, und er ging mit seiner Mutter fort. Ich blieb aber im Vorsaal und hütete Hermingarden.

---

## Erklärungen.

Nach einer Viertelstunde trat sie gar schüchtern und sittiglich aus ihrem Zimmer und sah mich lange schweigend an. Dann sprach sie mit leiser Stimme: „Don Bastiano, warum habet Ihr mir das gethan?“

Ich antwortete und sprach: „Fräulein, mein Leben ist nur für Euch!“

„Ziemt es auch einem edeln Ritter, Knechtsdienste zu leisten?“

„Für Euch, Fräulein, was Ihr wollt; ich verlange keinen andern Sold, als nur in Eurer Nähe zu athmen."

„Was wollet Ihr? Ihr sehet, daß ich eine unglückselige Gefangene bin. Mein Stiefbruder und seine Mutter hassen mich. Ich bin sehr elend."

„O Fräulein, saget das nicht, so lange mein Blut und Gut Euch helfen kann. Der Himmel aber wäre treulos an sich selbst, wenn er Euch verließe."

Da ich diese Worte gesprochen, zerfloß sie stillweinend in Thränen. Da vermochte ich's nicht länger über mich, und fiel weinend der Göttlichen zu Füßen und rief: „Tödtet mich lieber, als daß ich Eure Thränen sehen muß."

Sie ging von mir mit raschen Schritten, verriegelte die Thür des Vorsaals, kehrte zurück, und hob mich vom Boden. „Sie kommen vielleicht bald zurück, also — vertraue ich mich blindlings Euerm Herzen. Es muß geschehen, Gott und die heilige Jungfrau mögen mir helfen! Habet Ihr Muth, Don Bastiano?"

„Für Euch zu jedem Tod, Fräulein."

„Schwört Ihr, mich nicht zu verrathen, wenn Ihr nicht helfen könnet?"

Ich küßte ihre Hand und sprach: „Bei dem Heiligsten, was ich unterm Himmel kenne, bei Euch selbst!"

Sie erröthete und wand ihre Hand aus der meinigen. Ich aber hielt sie mit Inbrunst fest, und fragte: „Zürnet Ihr mir darum? Gebietet mir, was Ihr wollet, nur nicht, daß ich aufhöre, Euch anzubeten."

Sie ließ ihre Hand in der meinigen, und sah mich milde seitwärts an, und sprach: „Bastiano, Ihr seid wohl ein rechtschaffener Cavalier. Ich schätze Eure Freundschaft. Ich will mich ihr vertrauen."

Darauf erzählte sie mir unglaubliche Dinge, wie sie seit Kind-

heit in die Gewalt ihrer gottlosen Stiefmutter gekommen, welche nebst Don Domenico vielen Aufwand mache, ohne Vermögen zu haben. Wie beide allerlei reiches Volk unter allerlei Vorwand auszuplündern verstehen, und selbst sich dazu der Stieftochter bedienen, wiewohl diese voller Abscheu gegen deren schändliches Gewerbe gewesen. So seien jetzt Mutter und Bruder bereit, sie an den Kardinal Giuliano zu verkuppeln, der ihnen große Summen und Leibgedinge verheißen, wenn sie Hermingarden vermöchten, sich seinem Willen zu ergeben, und seine Liebe anzuhören. Domenico, ein gefährlicher und boshafter Mann, habe ihr mit dem unfehlbaren Tode gedroht, wenn sie nicht gehorche. Darauf hätte Hermingarde nur angehalten, daß sie zuvor noch eine Wallfahrt zum heiligen Hause von Loretto thun dürfte, wo sie Gelübde lösen wolle; nach dem gedenke sie ihr Wort zu geben, doch nie zuvor. Sie habe aber dies Begehren nur darum gestellt, daß sie Zeit oder Gelegenheit zum Entweichen gewönne. Jedoch außer dem einen Male, da sie zum Kreuz gegangen, mir das Bild zurückzugeben, sei es ihr nie gelungen, der strengen Aufsicht zu entschlüpfen.

„Nun aber," fuhr sie fort, „glaube ich, die heilige Jungfrau hat meine tausend Seufzer und Thränen erhört, und Euch mir gesandt. Auch seid Ihr mir allezeit im Sinn gelegen, seit ich Euch gesehen, und habe Euch nicht vergessen. Doch konnte ich mich Euch nie offenbaren, aus Furcht, mich und Euch ins Unglück zu stürzen. Gott und der heiligen Jungfrau aber sei Dank, daß sie uns diesen Augenblick gegeben."

Nach diesem erklärte sie mir, sie wolle diese Nacht entfliehen oder sterben. Wenn ich sie aber zu einer Frau unweit Montefiascone am Bolsener-See bringen wolle, die als Magd im Hause ihres Vaters gedient, und sehr rechtschaffen sei, werde sie mir lebenslang erkenntlich sein. Dort hoffe sie verborgen zu leben und den Nachstellungen ihrer Stiefverwandten zu entkommen.

Ich sprach ihr Muth zu, und verhieß, Alles zur Flucht zu bereiten, und ihrer von Mitternacht an auf der Treppe zu warten.

Da sah ich ihr schönes Antlitz zum erstenmal lächeln, und ihr Blick erhob sich dankend zum Himmel; dann sah sie mich mit Wohlgefallen an, drückte meine Hand, und sprach: „So vertraue ich Euch! Gott wird Euch lohnen. Wartet mein, ich komme gewiß."

Damit schieden wir, denn wir fürchteten die Rückkehr der Herrschaft.

---

## Die Entführung.

Ich hatte in der Dunkelheit mein und Domenico's Roß aus dem Stall gezogen mit unterbundenen Hufen, daß man den Schlag der Füße nicht höre. Und wie ich harrend nach Mitternacht auf der Treppe des Hauses saß, trat hinter mir leise eine Mannsgestalt aus dem Dunkel hervor. Deß erschrak ich sehr, und fragte: wer da gehe?

Es war aber Hermingarde in Kleidern ihres Bruders, mit einem Bündel unter dem Arm. Freudig führte ich sie in eine enge Gasse des Fleckens, wo die Pferde angebunden standen, hob sie auf mein Roß, und schwang mich auf dasjenige ihres Bruders. So trabten wir schweigend von dannen.

Als wir im Freien waren, rief sie: „Gott hat Wunder an mir gethan; denn meine Stiefmutter schlief neben mir, wie eine Todte, und hörte nicht, als ich von ihrer Seite wich."

Wir ritten scharf, und als es Morgen ward, hatten wir schon das Städtlein Fabriano vor uns. Ich aber konnte mich nicht satt schauen an der wunderbaren Schönheit des zarten Knaben, der mir mit Hermingardens Geberden zur Seite ritt. Kein Liebesgott wird von den Malern schöner abgebildet.

Auch in den Dörfern, wo wir weilten, uns zu erfrischen und

den Rossen Futter zu geben, bewunderte Jedermann die Schönheit meines Begleiters, und die Weiber bezeugten laut ihr Entzücken, und lachten, wenn Hermingarde von dem Lobe erröthete.

Als wir durch einen Eichwald ritten, sagte sie: „Färbet mir mein Gesicht, Bastiano, daß ich männlicher scheine.“ Sie stieg vom Pferde und suchte Pflanzen, die braun und gelb färben sollten, und zerrieb die Blätter und bestrich sich damit die zarten Hände. Dann befahl sie mir, auf gleiche Weise ihr Gesicht zu entstellen.

Als ich nun mit meinen Händen die schönen Wangen berühren und die Rosen auslöschen und den Schnee ihrer Haut besudeln sollte, überfiel mich ein Zittern, und ich konnte nicht.

„Ich bin unglücklich!“ sagte sie.

„Und ich noch unglücklicher!“ seufzte ich: „wie sollte ich also sündigen, und Gottes schönstes Werk verunstalten?“

Da schlug sie die Augen nieder, und ich konnte nicht mehr reden.

„Nehmet,“ sprach sie, „die Blätter — machet mich unkenntlich, sonst sind wir schnell verrathen.“

Darauf nahm ich die zerriebenen Blätter. Wie ich aber meine Hand an ihre Wangen legte, verschwand unter der Berührung alle meine Besinnung. Ich umfing die Himmlische mit meinen Armen, und hielt sie und zitterte, und stammelte nur leise: „Hermingarde! Hermingarde!“ Und wie sie nicht antwortete, und mich mit ihren Armen aufrecht hielt — denn ich wankte, wie einer Ohnmacht nah' — zerflossen Erde und Himmel vor meinen Augen in einen wunderbaren Glanz, und ich war wie getödtet vom Entzücken und wie losgebunden von dem Staube dieses Leibes. Ach, ich wußte nicht, daß meine Lippen an Hermingardens Lippen hingen: daß die Göttliche mit ihren Thränen meine Wangen bethaute. Und als ich zu Sinnen genas, stand sie vor mir wie eine Verklärte; ich selbst ward mir wie eine Gottheit, die Welten zu vergeben hat. Da hielt ich Alles für einen Traum.

„Liebst du mich aufrichtig, Bastiano? Willst du mich nicht verlassen?“ Also fragte sie, und ich antwortete: „Meine Seele verläßt eher das Leben, denn dich.“ — Da schwuren wir, und gaben Seele um Seele im Kusse. Dann reichte sie mir wieder die Blätter, und ich mußte ihr Antlitz braungelb färben. — O welche Mühe, welche Seligkeit? — Des Eichwaldes bei Assisi gedenke ich wohl mein Lebtage.

Darauf nahmen wir abermals unsere Rosse zur Hand, und setzten unsern Weg fort.

---

## Unglück.

Als wir nun am andern Tage zu einem Wäldlein kamen, vermochte sie es nicht länger, und sprach: Liebster Bastiano, ich bin nicht vermögend, Euch zu folgen auf diesem Rosse, und ich bin gar sehr ermüdet. Eilet in die Stadt hinauf, und suchet ein Wägelein für uns Beide. Ich will im Schatten dieser Eichen gelagert bleiben, bis Ihr wiederkommt. Ich bitte Euch, erfüllet meinen Wunsch, denn ich kann nicht weiter.“

Da half ich ihr vom Pferde, und führte sie ins Gebüsch zum Schatten gegen die heißen Sonnenstrahlen. Dann nahm ich den zärtlichsten Abschied von ihr, und schwang mich wieder auf's Roß, und ritt behend den Weg zum Städtlein Trevi, welches auf einem hohen Hügel vor uns lag.

Nach langem Suchen und vieler Mühe gelang es mir endlich, um schweres Geld ein altes, schlechtes Reisewägelein zu erhandeln, davor ich meinen müden Gaul spannte. Aber kaum war ich auf dem rauhen, steinigten Wege einige tausend Schritte gefahren, war daran schon ein Rad gebrochen, also, daß ich zu Fuß in die Stadt zurückkehren mußte. Erst gegen Sonnenuntergang konnte ich meinen Rückweg zum Eichwäldlein verfolgen.

Wie ich aber zur Stelle kam, wo ich Hermingarden gelassen, war sie verschwunden. Ich rief ihren Namen, ich suchte durch das ganze Wäldlein, denn es war nicht groß und sehr licht; ich kehrte zu der Stelle zurück, wo sie in Gras und Kräutern gelegen war; ich lief ins Freie; ich stieg jenseits des Wäldleins auf einen Hügel; ich fragte die Landleute und Reisenden; ich suchte bis in die finstere Nacht — und sah und hörte nichts mehr von der Verlornen.

Da ward ich von großer Verzweiflung ergriffen, und ich warf mich auf den Boden, und zerraufte mein Haar; denn ich zweifelte fortan nicht länger, ihr Stiefbruder Don Domenico habe sie entdeckt und fortgeführt. Ich bin geworden wie ein Wahnsinniger, und weiß nicht, was ich gethan. Endlich in später Nacht spannte ich mein Roß aus, legte den Sattel auf, und ritt bis zu einem elenden Dörflein an der Straße, wo ich Herberg fand. Aber wonach ich forschte, fand ich nicht. Und als ich mein Fläschlein zog, um den Feuergeist zu fragen, war er gar schwach, und leuchtete fast nicht mehr, was mich fast betrübte. Ich schloß des Nachts kein Auge.

Drei Tage lang habe ich in der ganzen Gegend mein Forschen fortgesetzt; dann den Weg nach Montefiascone und zum Bolsener-See gewählt. Auch erfragte ich gar bald die Wohnung der Martha Balbino, jenes getreuen Weibes, welches lange Zeit im Hause von Hermingardens Aeltern als Magd gedient hatte. Diese Martha wohnte in einer schlechten Hütte, einsam auf einem Hügel, am See gelegen, eine Stunde von der Stadt Montefiascone, in lustiger Gegend. Denn der ganze See ist mit Bergen und Wäldern anmuthig umschlossen; auch kein bequemerer Ort, sich vor der Welt zu verbergen, als diese Einsamkeit.

Jedoch die Martha, schon eine betagte Frau, hatte seit vielen Jahren nichts von Hermingarden vernommen; und als ich ihr das Schicksal des Fräuleins erzählte, und wie sie habe zu ihr flüchten

wollen, weinte sie untröstlich. Nun war auch hier kein Bleibens für mich, und ich gab der Frau ein Geschenk und eilte nach Rom, den Aufenthalt des Kardinals Giuliano zu erfragen; denn ich konnte wohl denken, Don Domenico habe seine Stiefschwester ihm verkuppelt und zugeschleppt.

In Rom vernahm ich, der Kardinal sei vor wenigen Tagen gen Napoli verreiset. Da hatte ich keine Ruhe, sondern kaufte ein frisches Roß, und miethete mir einen Knecht zur Bedienung, der Knecht war von Geburt ein Römer und hieß Giuseppe; aber ich klagte um Thorhaimern fort und fort, denn die Menschen sind treulos und mögen keine Mühe ertragen.

Und ich grämte mich um mein Schicksal also ab, daß ich weder Speise noch Trank genießen konnte, und keine Freude sehen mochte. Auch blieb der Feuergeist trübe; das deutete noch auf viel Ungemach.

---

## Die Sängerin.

Ich war so hinfällig, daß ich mich kaum auf dem Rosse halten mochte. Wie ich nun am andern Tag unserer Abreise von Rom bei einem Brünnlein abgestiegen war, wo Giuseppe die Rosse tränkte, und ich mich neben der Straße am Boden lagerte, kam ein vornehmer Herr des Wegs geritten, von vieler Dienerschaft in kostbarer Kleidung begleitet. Er hielt vor mir an, und grüßte mich freundlich, und da er mein bleiches Gesicht sah, fragte er leutselig nach meinen Umständen. Ich war so matt, daß ich kaum Antwort leisten mochte. Giuseppe aber sagte, ich sei ein reicher Cavalier aus Deutschland, der gen Napoli wolle, aber schwerlich dahin gelangen werde, sintemal ich todeskrank sei, und dennoch alle Arznei verschmähe.

Da stieg der Herr ab, und sprach mir gastfreundlich zu, daß

ich in seinem Landhause ausruhen und meiner Gesundheit pflegen solle; zudem versicherte er, daß die Wege gen Napoli wegen der vielen Räuber und Banditen gar unsicher wären, also daß selbst Don Karlo Spinelli nichts wider sie ausgerichtet habe, welchen der Vicekönig von Napoli gegen sie ins Feld geschickt.

Ich dankte ihm gar höflich, und erfuhr, er sei der Prinz von Colleferro aus dem Hause Pamfilio, und folgte ihm zu seinem Landsitz, der nicht gar fern gelegen war. Ich empfing in dem Palast prächtige Zimmer, und alle Dienerschaft war auf meinen Wink bereit. Auch besuchte mich der Arzt des Prinzen, und gab mir Stärkungen, also, daß ich bei so guter Pflege in wenigen Tagen hergestellt war.

Darüber hatte der Prinz große Freude, und ich mußte ihm viel von meinen Reisen und von Deutschland erzählen. Auch wollte er mich nicht sobald von sich lassen, da er die Ankunft seiner neuvermählten Schwester erwartete, welcher er große Feste aller Art zubereitet hatte. Da gelobte ich dem edelmüthigen Prinzen, noch acht Tage lang bei ihm zu verweilen, und an seinen Festen Theil zu nehmen.

Noch den gleichen Tag erschien seine Schwester mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Monteleone, und überaus zahlreichem, glänzendem Gefolg. An Köchen, Komödianten, Spielleuten, Sängern und Sängerinnen war kein Mangel, und für alle Raum in den weitläufigen Gebäuden des Prinzen. Alles ging mit königlicher Pracht zu, und ich hätte wohl vergnügt sein können, hätte ich nicht um Hermingardens Verlust getrauert. Auch bin ich oft beiseits gegangen, um mich satt zu weinen, wenn Jedermann sich an den Lustbarkeiten ergötzte. Denn die Freudenbezeugungen so vieler Menschen machten mich viel trauriger. Ich that auch nur zum Schein, als nähme ich Theil an den Vergnügungen, und stellte mich aufgeweckter, als ich war.

Den ersten Abend, als in einem großen Gartensaal Musik aufgeführt ward, bin ich auch dahin gebracht worden. Aber ich hielt mich weit von den Andern zurück; denn ich wollte verbergen, wie weh' mir zu Muthe war. Auch vernahm ich nichts von dem, was auf dem Theater vorging, und saß mit niedergeschlagenen Augen in einem Winkel des Saals, und dachte an die unglückliche Hermingarde. Indem entstand eine große Stille, denn eine der vornehmsten Sängerinnen ließ sich hören. Sie hatte auch eine solche zauberische Stimme, daß ich selbst davon ganz durchdrungen ward, und sie nur mit der Stimme eines Engels oder meiner verlornen und angebeteten Göttin vergleichen konnte.

Darum mocht' ich mich nicht enthalten, die Augen aufzuschlagen, um die Sängerin zu bewundern. Aber da ward es mir, als sei ich wahnsinnig; denn ich erkannte in der Sängerin auf dem Theater die vielbeweinte Hermingarde.

Da konnte ich mich vor Entzücken und Staunen nicht mäßigen, und sprang auf, und ich wäre zum Theater gelaufen, wenn mir nicht der Anblick so vieler vornehmen Anwesenden Ehrfurcht eingeflößt. Ich verließ aber meine Stelle, und drang bis zur Bühne vor, um mich zu überzeugen, ob ich mich nicht betrogen habe. Und sie war es! Ich zitterte an allen Gliedern, und fühlte, daß ich nahe daran sei, den Athem und alle Besinnung zu verlieren. Sie sah mich zuweilen mit Aufmerksamkeit an, doch störte sie dies in ihrem Gesang nicht, und ich verwunderte mich über ihre Macht und Verstellungsgabe. Auch bemerkte ich wohl, daß sie nicht gekannt sein wolle; denn sie trug hier den Namen Donna Lucia, und hatte vorgegeben, sie komme von Florenz. So sagte mir jeder, den ich nach der Sängerin befragt.

---

## Betrübte Entdeckungen.

Inzwischen erfuhr ich bald vom Prinzen mehr, als mir zu wissen lieb sein konnte. Denn da ich nach vollbrachter Musik die vorgebliche Donna Lucia sprechen und aufsuchen wollte, und den Prinzen deshalb anging, rieth er mir, vorsichtiglich zu fahren, weil sie die Geliebte des reichen Marchese de Lamentano sei, welcher sie von Florenz entführt, und große Eifersucht habe. Auch sei es nur auf vieles Bitten geschehen, daß der Marchese bewogen worden sei, Donna Lucia öffentlich singen zu lassen.

Ich konnte die Erzählung nicht reimen mit demjenigen, was ich von Hermingarden wußte, und mochte noch minder glauben, daß sie mich in Loretto und seitdem so schnöde belogen und mit ihrer Tugend hinter das Licht geführt habe. Zudem war der Marchese de Lamentano ein abgelebter, häßlicher Herr, der kaum noch in Haut und Knochen hing, und in Hermingardens Herzen nicht viel gelten konnte.

Jedoch hatte der Prinz Recht, denn der Marchese verließ meine Angebetete keinen Augenblick; und als getanzt wurde, war er beständig ihr zur Seite. Ich hütete mich wohl, ihm Argwohn zu erwecken; aber ich selbst war voll Wuth und Verdruß außer mir; denn Hermingarde spielte ihre Rolle also geschickt, daß sie mich kaum bemerkte oder zu kennen schien. Auch war sie so lebhaft und voller Heiterkeit, wie ich sie nie gesehen hatte seit der Stunde vor dem heiligen Hause.

Endlich, da der Marchese, vom Tanz ermüdet, sich unweit von mir setzte, trat ich bescheiden zu ihm, und bat ihn gar höflich um die Hand seiner Tänzerin. Er verweigerte es auch nicht, und ich führte Hermingarden in die Reihen und war ganz Gluth. Aber ich erschrak ob ihrer Kälte; denn sie verrieth auch durch keinen Blick, daß sie mich kenne. Als sich nun mein Stolz und meine

Liebe empörten, einer Treulosen gedient zu haben, welche die Verstellung gegen Andere so weit trieb, wie gegen mich, flüsterte ich ihr beim Tanze zu: „Hermingarde, wie viel habe ich Noth gelitten deinetwillen, und wie muß ich dich wiederfinden? — Da ward sie roth, und lächelte mit ihrer gewohnten Heiterkeit, und erwiederte: „Ihr irret Euch, mein Herr, ich heiße Lucia."

„Ich weiß es wohl! Und mir willst du nicht mehr Hermingarde werden? — O daß du mich getäuscht und mein Herz zerrissen! — Gute Nacht! Ich fliehe dich auf ewig. Noch diese Nacht fliehe ich. Könnte ich mit dir nur meine Leiden und die Erinnerung deiner Schwüre hinter mir lassen."

„Nein," sagte sie leise, „ich bitte Euch, fliehet nicht. Bleibet! wir müssen uns einander noch erklären; und was ich geschworen, Euch würd' ich so etwas nicht brechen. Aber haltet Euch ferne von mir, daß Euch Niemand entdeckt. Meine Magd soll Euch suchen, wenn ich allein bin, dann höret Ihr mehr."

Dabei lächelte sie so schön flehend, daß ich Alles vergaß und in großer Seligkeit an ihrem Arm hinschwebte. Auch hielt ich Wort und sprach sie nicht wieder, sobald ich sie dem Marchese zugeführt hatte. Doch konnte ich mir nicht verhehlen, daß Hermingarde mich grausam hintergangen, sowohl in Loretto, als im Wäldlein bei Trevi, daß sie mich nur zum folgsamen Werkzeug ihrer Absichten gemacht, und dann, als ich entbehrlich war, mich mit guter Art von sich entfernt habe.

Was mich am meisten betrübte, war, daß sie keineswegs die sittige Heilige sei, wie sie sich sonst vor mir ausgegeben, und daß sie von Don Domenico und ihrer Stiefmutter nicht vergebens so streng gehütet worden sei. Auch war sie in ihren Geberden nicht mehr die Schüchterne, noch in ihren Kleidern so einfach wie sonst, sondern sie strahlte an Pracht wie eine Fürstin, daß ich sie kaum wieder erkennen mochte.

---

## Zusammenkunft.

Erst spät nach Mitternacht schieden die Gäste von einander. Da trat sie im dicken Gewühl der Scheidenden zu mir, leise meine Hand drückend, und sagte: „Wartet am Springbrunnen im Schloßgarten."

Ich verfügte mich dahin, und blieb da noch bei einer Stunde allein. Endlich kam ein Mägdlein, nannte mich bei meinem Namen, und führte mich in den gleichen Flügel des Schlosses, wo mein Zimmer war, durch eine Gallerie in das Zimmer Hermingardens.

Hier saß sie beim dunkeln Schein einer Kerze, und kam mir mit sanftem Tritt entgegen, flüsternd: „Ihr sehet, Herr, ich bin wohl gut, daß ich mir Euretwillen noch den Schlaf abbreche."

„O Hermingarde," sagte ich, „du weißt es nicht, wie viel Nächte ich ohne Schlaf geblieben, seit du mich treulos nach Trevi hinaufschicktest, um Vorwand zu haben, mein los zu werden!"

„Ich Euch nach Trevi?" sagte sie lachend, und that desgleichen, als verstände sie mich nicht, wollte auch lange nicht das Ansehen haben, als wenn sie von Allem wüßte, was geschehen. Ich mußte ihr von Loretto an, bis wo sie mich verlassen, Alles erzählen; sie fragte nach allen Kleinigkeiten, stellte sich, als sei sie mir ganz fremd, und lachte immerfort, wie eine Närrin, daß mich ihr Spott etwas zu verdrießen anfing.

„Nun, Ihr müsset mir verzeihen," sagte sie, und that ihrem bisherigen Muthwillen Gewalt an, und zwang sich, ernsthaft zu bleiben: „denn der Gram Euerer Liebe hat Euch in der That also entstellt, daß Ihr mir fast unkenntlich geworden seid. Doch lasset es dabei verbleiben, und verzeihet mir, daß ich mich ob Eurer Verwunderung eine Weile ergötzte. Ihr wisset, die Liebe will geneckt haben."

Ich entgegnete: „Nein, mein Fräulein, Eure Lustigkeit stimmt

zu meiner Betrübniß gar übel; denn ich erkenne nur zu wohl Euere Leichtfertigkeit, und daß Ihr mich zu keiner Zeit geliebt habet.“

„Wer aber sagt dem Herrn, daß, wenn ich denselben noch nicht geliebt, ich ihn nicht noch lieben könne?“

„Hermingarde, mein Herz thut mir solches kund. Ihr gebrauchtet meiner, daß ich Euch aus den Händen Euerer Stiefmutter befreie, und Ihr zu dem Marchese de Lamentano zurückkommet.“

Sie lachte von neuem, und ich ward ob ihrer Schadenfreude so zornig, daß ich mich nicht halten konnte, bittere Vorwürfe zu machen, und zu sagen, wie ich sie nicht mehr liebe, sondern verachte. Denn gleich einer Heiligen habe ich sie verehrt, und nun sehe ich, sie sei ein gefallener Engel. Ich hätte meine Wünsche so weit getrieben, in ihr einst meine Braut und Gemahlin anzubeten, und nun fände ich sie als Sängerin und Courtisane in fremden Armen.

Mein Zorn belustigte Hermingarden, oder, wie ich sie nennen will, um den heiligen Namen, der mir theuer gewesen, nicht zu besündigen, Lucia. Sie ging zu mir heran, nahm meine Hand, und fragte schalkhaft lächelnd, ob ich unversöhnlich bleibe? Und da ich dies betheuerte, fragte sie lachend: „Auch keines Kusses mehr bin ich werth?“ — Da zog ich meine Hand aus der ihrigen, und verließ mit Unwillen ihr Gemach.

Ich brachte abermals die Nacht schlaflos zu. Nur nach Sonnenaufgang überfiel mich eine große Müdigkeit, daß ich erst nach Mittag von einem todtengleichen Schlaf erwachte. Der Prinz hatte schon vielmals gesandt, sich nach mir zu erkundigen, und da ich die Augen aufthat, fand ich den Arzt an meinem Bette.

Aber ich empfand mich so tief erquickt, wie ich seit langem nicht gewesen, und begab mich alsbald zur Gesellschaft des Prinzen, der mir viel Lob über meine muntere Gesichtsfarbe sagte.

Ich war von meiner Liebe ganz genesen, wie von einem Schmerz,

und schämte mich, so schwach gewesen zu sein, eines Weibes verstellten Geberden zu trauen. Die Erfahrung hatte mich ganz anders denken gelehrt, und ich verachtete die Weiber aus Herzensgrund, und ich konnte mich kaum überwinden, mit den Frauenzimmern mit gebührender Höflichkeit zu reden, ungeachtet viele Schönheiten zugegen waren.

Aber doch war die verrätherische Lucia die reizendste von allen, und ich durfte sie nicht ansehen, ohne daß mein Herz von neuem bewegt war.

---

## Mord und Flucht.

Jedoch schien vom Verhängniß beschlossen, als sollte keine andere Gestalt meine Augen erfreuen können. Immer neigte ich mich wieder zu ihr hin, wie das Blümlein zur Sonne, wiewohl es von den brennenden Strahlen derselben erkrankt. Ich glaubte mir selbst nicht mehr, und meinte, nicht sie habe, sondern ich selber mich geblendet und betrogen. Ich verabscheute sie; und betete sie an. Ich nannte sie Ungeheuer und Schande ihres Geschlechts, und Krone der Schöpfung.

Donna Lucia sah nicht, was in mir vorging. Vor den Leuten that sie fremd, als kenne sie mich nicht, aber verstohlen lächelten mir ihre Augen so wunderbar süß zu, wie sie im Wäldlein zu Assissi gethan. So lag ich in ihren Banden, und hassete ich mich selber darum. Hätte ich gewußt von ihr, was ich nachher erfahren, sie hätte mich nicht gefangen.

Am Abend winkte sie mir selbst zum Tanz, denn ihr Marchese war erkrankt und abwesend. Ich wollte mich entschuldigen und lief doch freudig mit ihr in die Reihen, als hätte ich nach nichts Anderm Verlangen getragen. Und sie zischelte mir leise ins Ohr: „Wollet Ihr diese Nacht wieder am Springbrunnen warten?“ Ich

beschloß, es zu verneinen, und antwortete an dessen Statt: „Hermingarde, wie gern!“

Da ich's nun zugesagt, fehlte ich auch nicht. Die Magd kam wieder, wie das erste Mal, und führte mich in das gleiche Gemach.

„Was wollet Ihr von mir, Hermingarde oder Lucia oder wie Ihr heißen möget?“ sagte ich, da ich zu ihr hereintrat. „Ich kann doch nicht anders, Treulose, als Euch mit meinen gerechten Vorwürfen lästig fallen; denn also ist auf Erden noch kein Mensch betrogen worden, wie ich durch Eure Scheinheiligkeit betrogen ward.“

Sie antwortete: „Don Bastiano, eben das dünkt mich sehr lustig. Ist denn aber darum Donna Lucia minder schön? Und könnet Ihr Lucien nicht lieben, wie Hermingarden?“

Da wollte ich Nein sagen, aber Alles in mir rief Ja, und ich lag zu ihren Füßen, und schalt sie und betete sie an. Ich wollte fliehen, und blieb in ihren Armen hangen. Es ergriff mich wie Wahnsinn. Ich opferte mich ihr auf.

Aber Marchese Lamentano errieth unser Einverständniß. Als ich einst aus Lucia's Gemach schlich, trat er mir in der Gallerie entgegen, und rannte mit gezücktem Degen auf mich ein. Ich, unbewaffnet, floh in mein Zimmer, er mir nach. Er ließ mir kaum Zeit, meine Waffe zu nehmen. Bei den ersten Stößen stürzte der Wüthende entseelt auf die Erde. Ich weckte alsbald meinen Knecht, der die Rosse herbeiführen mußte; ich packte auf und flüchtete mit Giuseppe, ehe Jemand im Schlosse wach ward.

---

## Giuseppe entläuft.

Wir nahmen unsere Richtung nach den Gebirgen von Abruzzo, denn ich gedachte des Don Piccolomini, und hoffte ihn wieder zu finden, weil das Gerücht ging, er sei das Haupt der Verbannten geworden, und habe viel Volks beisammen. Napoli hatte für mich

keinen Werth, sintemal ich Hermingarden gefunden, ehe ich's geglaubt. Dagegen war meine Begierde um so größer, Nachrichten über das Schicksal des redlichen Thorhaimer zu vernehmen, wie auch mit meinem Feuergeist rechtschaffen um den Spiritus familiaris zu dienen.

Als Giuseppe verspürte, wohin meine Reise gehen sollte, ward er unruhig und verzagt. Er hörte nicht auf, mich vor den Banditen zu warnen, die das Gebirg unsicher machten, und erzählte mir von ihren Grausamkeiten. Wiewohl ich nun den feigen Menschen auf alle Weise tröstete, traute er doch nicht. Und schon in der ersten Nachtherberge entwich er mit sammt dem Pferde. Es hat mich nicht viel gegrämt; habe ihn auch mein Lebtag nicht wieder gesehen. Es war ein verschmitzter, lügnerischer Bursch, that was er wollte, und er war zu nichts Besserm zu gebrauchen, als wenn es Schelmenstücke gab. Der alte Thorhaimer war wohl ein anderer Gast!

Ich machte demnach folgenden Tages meinen Weg allein, und gar wohlgemuth. Selbst die Donna Hermingarde that meinem Herzen nicht weh; denn ich hörte nicht auf, sie zu verachten, weil sie mich bitterlich hintergangen.

Und mit ihr war mir nun das ganze Menschengeschlecht und alle Lust des Lebens, und mein Leben selbst gleichgültig geworden.

---

## Große Ueberraschungen.

Am gleichen Abend erreichte ich das Städtlein Celano, und kehrte daselbst ein, zu übernachten. Am Morgen brachte mich ein großes Getümmel aus dem Schlaf. Und es war auf den Gassen, wie im Haus, Rufen und Schreien, als sei Feuersnoth. Ich sprang jählings aus dem Bett und warf mich in die Kleider. Da ward

meines Gemaches Thür gewaltthätig aufgerissen, und viele bewaffnete Herren traten herein, alle von wildem kriegerischem Ansehen.

„Zum Teufel, Don Bastiano, findet man Euch hier? Ich glaubte, Ihr wäret in Krautstücken zerhauen!“ Also rief Einer, und ich erkannte mit großer Verwunderung den Herrn von Monte-Marciano. Ich lief ihm alsbald freudig entgegen, und die Andern grüßten mich. Einige derselben waren von denen, die ich zu Bologna gesehen, auch Marco de Sciarra und Batistella del Aratro.

Darauf begehrte Don Alfonso, von dem ich wohl bemerkte, daß er der Vornehmste von Allen sei, zu hören, wie ich in dem Gefecht unweit Bologna entronnen sei, und welches Abenteuer mir seitdem begegnet? Und er führte mich abseits in ein kleines Zimmer und fragte: „Habt Ihr nun gefunden, daß der Feuergeist seine guten Dienste leistet? — Aber ich wußte vom Spiritus familiaris, daß ich Euch hier treffen würde; darum bin ich gen Celano aufgebrochen, und hierher gekommen. Nun folget mir, als ein tapferer Streiter, ins Feld. Es soll Euch nicht gereuen. Euch allein vertraue ich, das Schlößlein Cicoli zu nehmen, und zur Belohnung verheiße ich Euch, das Schönste der Erde darin zu finden.“

„Herr,“ sprach ich, „sendet mich, wohin Ihr wollet; ich achte meines Lebens nicht, seit ich das Schönste auf Erden verloren.“

„Wie meinet Ihr das?“ fragte Don Alfonso. „Ist Euch der Feuergeist abhanden gekommen?“

„Mit nichten. Aber er leuchtet trübe.“

„So sollet Ihr ihn nähren und stärken; er verschmachtet bei Euch, weil Ihr ihm keine Speise reichet.“

„Wie soll ich ihn speisen?“

„Stellet ihn von Zeit zu Zeit der Sonne bloß; er nährt sich mit ihren Strahlen, denn er ist himmlischer Natur. Aber der Spiritus familiaris verheißet Euch noch andern Sold. Wisset Ihr,

wie Euch Sclavani's Madonna entzückte? — Und wie Ihr sie als Bildsäule sahet? — Lebend soll sie Euch erscheinen, wie sie uns erschienen ist."

Als Don Alfonso also sprach, schüttelte ich unwillig den Kopf und sprach: „Mich verlangt nicht nach ihr. Der Spiritus familiaris, oder die Gunst meines Feuergeistes, gab mir die Dirne, und lehrte mich die Eitelkeit menschlicher Wünsche." Und darauf berichtete ich treu und genau mein Abenteuer vor dem heiligen Hause zu Loretto, bis zur Flucht Luciens bei Trevi, und wie ich sie beim Hochzeitsfeste des Herzogs von Monteleone wieder gefunden und vor drei Tagen verlassen habe.

Da lachte der Herr von Monte-Marciano mit lauter Stimme, und sagte: „Bastiano, Euch hat ein böser Geist geäfft. Das ist aber auch wohl andern Männern widerfahren, welche um den Spiritus familiaris dienen wollen. Ihr habet die schöne Hermingarda di Solis allerdings bei Trevi verloren durch höllisches Zwischenspiel; aber auf der Hochzeit von Monteleone hat Euch ein schöner Kobold geneckt, der Menschengestalt angenommen, um Euch zur Untreue und Sünde an Hermingarden und zu blutigem Mord zu verleiten. Glaubet mir, das war ein Gespenst, was Ihr im Schlosse des Prinzen von Colleferro umarmt habet, und der Unhold ist gewiß wie ein Rauch verschwunden, als er seine Absicht vollbracht sah."

Als dies der Herr von Monte-Marciano sagte, kam mir ein Grausen an, und noch mehr, da er mich nahm und mich zu den andern Herren zurückführte, sagend: „Don Bastiano schwört, das Fräulein Hermingarda di Solis im Hause Colleferro gesehen zu haben, wo sie die monteleonische Hochzeit feiern."

„Nein, sie ist seit sechs Tagen auf dem Schlößlein ob Ticoli," rief einer der Cavaliere: „dahin entkam sie mit ihrem Bruder Don Domenico Falterra bei unserm Gefecht mit der Be-

satzung von Cicoli. Wir hatten sie schon gefangen, unsere Leute aber ließen sie wieder im Stich."

„Ist die Rede von Don Domenico Falterra?" sprach darauf Don Marco de Sciarra: „Der ist unter einem Maulbeerbaum begraben bei Olgiato, wo die Landstraße nach Tivoli geht. Gestern des Morgens kam er, mit sechs Reitern, bewaffnet des Weges von Cicoli, mit ihm ein zartes Frauenzimmer, welches er seine Schwester nannte, auf einem Maulthier reitend. Unserer Vierundzwanzig überfielen ihn. Dennoch wollte er Widerstand leisten, und streifte mit einer Kugel den Mario di Astano. Da stießen ihn drei zugleich nieder, daß er auf der Stelle verblich. Die sechs Reiter flüchteten behend nach Cicoli. Aber Domenico's Schwester ward als gute Beute nach Oligato geführt. Dort ist sie noch verwahrt, und kein Teufel soll sie antasten, denn ich habe sie mir vorbehalten."

Bei diesen Worten warf Marco den Mantel vom linken Arm, und wies auf ein Tuch, welches er darum gebunden, und sprach: „Da sehet Ihr mein Wahrzeichen. Als ich gestern Nachts von ihr schied, weinte sie laut, und fürchtete Gewaltthat von meinen Leuten. Da schwor ich jedem den Tod, der sie nicht ehrfurchtsvoll ansähe, und ich nahm ihre Hauptbinde, und band dieselbe um meinen Arm, und sprach: Von nun an bin ich Euer Ritter und Schirm."

Und es war dieselbe Hauptbinde, welche ich an Hermingarden gesehen, als sie mir das erstemal in dem heiligen Hause in Loretto erschienen war, nämlich das himmelblaue Tuch mit Gold durchwirkt, so ihre Locken zusammenhielt.

Da sah ich ein, daß mich ein böser Geist auf der monteleonischen Hochzeit grausam betrogen. Und das Herz schlug mir gewaltig, und meine Liebe ward wieder neue Flamme.

In dem Augenblick sah ich durchs Fenster auf der Gasse den alten Thorhaimer mit andern Kriegsknechten. Da entbrannte mein

Herz, und ich sprang jach hinaus zur Straße. Der Alte fiel mir mit Thränen zu Füßen, umarmte meine Knie und rief: „Gottlob, daß ich Euch wieder sehe, liebster, bester Herr! Daß Ihr noch lebet, habe ich erst seit gestern aus dem Munde eines schönen Fräuleins vernommen, welches untröstlich weinte, da ich Euern Namen nannte. Es ist Euch sehr ergeben. O kommt mit nach Olgiato."

Da ward mir zu Muthe, als wäre Alles Zauberei, was ich erfuhr, und ich wußte nicht, ob ich träumte.

---

### Thorhaimers Schicksale.

Darauf begab ich mich abseits mit Thorhaimern, wo uns Niemand hören konnte, und forschte aus, wie es ihm ergangen, und welches Fräulein ihm von mir gesprochen.

Und er berichtete nach seiner gewohnten Umständlichkeit Alles, wie folgt. Doch hat er seinen Bericht vielmals mit neuen Freudenbezeugungen unterbrochen, weil er mich wiedergefunden, und aus den Augen kamen ihm Thränen. Ich selbst bin dabei gar bewegt worden, und schüttelte dem Alten oft die Hand und schwor ihm, daß ich ihn lebenslang nicht wieder von mir lassen wolle.

Er sagte, nach dem Gefecht unweit Bologna habe Jedermann behauptet, ich sei erschlagen. Nur ein einziger Reiter widersprach dem, und versicherte, er habe gesehen, wie ich des entgegengesetzten Weges geflüchtet sei, statt mich zu den Andern zu halten. Von unsern Leuten ist aber Niemand bei dem Handgemenge umgekommen; nur vier sind verwundet worden, doch ohne Gefahr. Don Alfonso aber sei ein verwegener Mann, denn er habe sich wiederholt in den dicken Haufen der Feinde geworfen, und viel Schaden gethan, und mit eigener Hand mehrere Kriegsknechte niedergehauen. Auch glaube Jedermann, er sei stich- und schußfest, denn ihm sei kein Haar gekrümmt worden.

Nachdem habe Don Alfonso sich in die apenninischen Berge begeben, wo man noch mehrere Freunde gefunden, daß ihrer über hundert an der Zahl geworden. Auch Don Marco de Sciarra sei dabei gewesen. Darauf hat Don Alfonso befohlen, in getheilten Haufen gen Apulien zu ziehen. Thorhaimer aber, voll großer Betrübniß, daß er mich verloren, habe Abschied nehmen und den Rückzug nach Deutschland nehmen wollen. Da sei Don Alfonso zu ihm gekommen, sagend: er wisse nun gewiß, daß ich noch am Leben wäre, und in Apulien werde mich Thorhaimer wieder finden, wie denn auch in der That erfolgt ist.

Dieser Zuspruch hat den Thorhaimer also getröstet, daß er den Verbannten willig gefolgt ist. Und da die Haufen getheilt worden sind, ist Thorhaimer dem Marco di Sciarra gegeben; denn Marco hatte ihn vom Monte-Marciano verlangt, weil er einen Deutschen zu seiner Leibbedienung gewünscht.

Nach diesem ist Thorhaimer immerdar bei dem Marco, als seinem Herrn, geblieben, und mit ihm nach Apulien gegangen, wo man, wie auch im Neapolitanischen, allerlei Volks zum Krieg geworben.

Don Alfonso hat auch Volk werben wollen in Monte-Marciano, aber der Gouverneur der Provinz hat es untersagt. Danach sei Alfonso zum Marco gekommen, der sich in das Land Abruzzo zurückgezogen, nachdem er die römische Landschaft durchstreift und ausgeplündert.

Hier haben die Häupter der Verbannten den Monte-Marciano zu ihrem Anführer erkoren, obwohl Pierconto Gabutio sehr dagegen geredet, und sind mit siebenhundert entschlossenen Mannen in das Römische eingefallen, und bis vor die Thore der Stadt Rom gedrungen. An reicher Beute hat es nie gefehlt, und das Landvolk jederzeit mit den Verbannten gehalten. Auch ist Paolo Vagelieri, den der heilige Vater wider sie ins Feld geschickt,

ohne Unterlaß geschlagen worden. Darauf hat der Papst Urban den Vagelieri zurückgerufen, und dem Virginio Ursini das Kommando übergeben wider die Verbannten. Desgleichen hat der Großherzog von Toskana den Marchese Camillo del Monte mit achthundert Fußknechten und zweihundert Pferden ausgeschickt, dem Virginio Beistand zu leisten.

Aber Don Alfonso Piccolomini habe dem Virginio eine Falle gelegt, und ihn bei Storta unweit Tivoli in einen Hinterhalt gelockt, also, daß die Römer zusammengehauen und mit blutigen Köpfen aus einander gesprengt sind. Virginio ist selbst nur mit genauer Noth entronnen.

Während sich nun Virginio mit dem Camillo del Monte und seinen toskanischen Kriegsleuten vereinigte, hat Marco de Sciarra Olgiato in Besitz genommen, dessen Mauern gar fest sind. Und bei einem Streifzug, welchen Marco gegen das Städtlein Cicoli unternehmen wollte, ist man einigen Bewaffneten begegnet, welche ein Frauenzimmer begleitet. Einer von diesen ist erschlagen; darauf haben die andern Fersengeld gegeben, und das Frauenzimmer ist nach Olgiato geführt, wo es Don Marco in seinem Hause mit großer Ehrerbietung behandelt.

Da fragte ich den Thorhaimer: wann ist dies geschehen? Und er antwortete: „Es sind kaum vierundzwanzig Stunden. Das Fräulein ist schon einmal in Gewalt der Verbannten gewesen, vor sieben oder acht Tagen; aber damals nebst seinem Bruder glücklich in ein Schlößlein ob Cicoli entkommen. Da aber dieser Bruder die Straßen sicher gemeint, weil Virginio und del Monte mit einem Heere nahe stehen, hat er die Schwester gezwungen, den Weg fortzusetzen, worüber er das Leben verloren."

Neuer Kummer.

Nachdem Thorhaimer also geredet, schüttelte ich den Kopf ungläubig; denn es wollte mir nicht ein, daß ich in dem Hause des Prinzen Colloferro mit einem Blendwerk und höllischem Gaukelspiel zu thun gehabt haben solle. Auch war es wohl gedenkbar, Donna Lucia habe sich, da sie den Tod Lamentano's vernommen, eilfertig auf die Flucht begeben, und sei mit ihrem Bruder in das unvorhergesehene Unglück gestürzt. Dieweil ich nun aber erst vor zwei Tagen aus dem Hause des Prinzen geflohen, konnte nicht wohl sein, daß dieselbe Person schon vor sechs Tagen bei Cicoli gesehen worden, mit welcher ich zu gleicher Zeit die Eifersucht des Lamentano betrogen hatte.

Aber Thorhaimer versicherte, aus dem Munde des Fräuleins die Begebenheit bei Cicoli erfahren zu haben, also, daß er nicht an der Wahrheit dessen zweifelte. Sie sei, sagte er, eine gar tugendsame und liebreizende Person, und kein Unwahres auf ihren Lippen. Er habe den ganzen gestrigen Tag bei ihr zugebracht, auf Marco de Sciarra's Geheiß, um sie zu trösten und zu bedienen. Und da sie bemerkt, daß er, Thorhaimer, ein Deutscher wäre, habe sie ihn gefragt, ob er vielleicht einen deutschen Cavalier kenne, und habe ihm meinen Namen genannt und meine Person und Kleidung geschildert. Da sei er hoch aufgefahren vor Freuden, und habe gerufen: „Das ist mein Herr, wo ist er? wann habet Ihr ihn gesehen? lebt er noch?“

Darüber ist Thorhaimer mit der vermeintlichen Dame Lucia sehr vertraut geworden. Und sie hat ihm erzählt, wie sie mich in Loretto auf der Wallfahrt kennen gelernt, wie ich sie aus den Händen ihres Stiefbruders großmüthig befreit und bis Trevi gebracht. Da habe sie in einem Wäldlein auf mich gewartet, während ich gegangen sei, einen Wagen in der Stadt zu miethen. Nach einigen

Stunden hätte sie Rosse gehört, und sicherlich geglaubt, es sei Niemand denn ich; darum wäre sie frohlockend auf die Landstraße hinausgegangen, und im gleichen Augenblick von drei Männern umringt worden, die zu Pferde herzugesprengt kamen. Einer derselben war ihr grausamer Stiefbruder gewesen, der ihr einen Faustschlag gegeben, davon sie zu Boden gefallen. Dann hätten die beiden andern sie zu ihrem Bruder auf das Roß gehoben, und auf seinen Befehl ihr die Füße gebunden und den Mund geknebelt, auch das Roß, auf welchem sie bisher geritten hatte, mitgenommen. Dann wären sie schleunig davon gejagt, sie habe nicht gewußt, wohin. Sie habe vor Entsetzen alle Besinnung verloren, und wäre in Ohnmacht geblieben lange Zeit. Als es Nacht geworden, habe Domenico in einem Städtlein Herberge genommen, und ihr befohlen, sich von der Farbe zu waschen, womit ihr Gesicht übertüncht gewesen, um sich unkenntlich zu machen. Auch habe sie müssen eine weibliche Kleidung anlegen, und so wäre die Reise folgenden Tages weiter gegangen, bis man endlich nach Rom gekommen. — Hier sei sie tödtlich erkrankt, aber durch die Kunst der römischen Aerzte schnell genug hergestellt worden, also, daß Domenico auf die Fortsetzung der Reise gedrungen. Er habe ihr aber nie bekennen wollen, wohin er sie zu führen gedächte, und da sie gedroht, sich das Leben zu nehmen, habe Domenico gesagt: er führe sie in ein Kloster. Da sei sie wohl zufrieden gewesen, und ihm daher willig gefolgt. Auch habe sich von da an Domenico freundlicher gegen sie gezeigt, ihr ein bequemes Maulthier verschafft, und was sonst vonnöthen gewesen zu ihrer Erquickung. Und da sie gen Tivoli gekommen, wäre ihnen viel flüchtiges Kriegsvolk entgegengelaufen, sagend: Piccolomini sei im Anzug mit einer großen Menge Verbannter. Wie ihr Bruder nun wieder nach Rom umkehren wollen, sei ihnen abermals fliehendes Volk entgegengeeilt, mit Klagegeschrei, die Banditen wären vor den römischen Thoren, und bedrohten die

Stadt. Da habe Domenico sich gegen das Gebirg gezogen, in der Meinung, der Gefahr durch einen Umweg zu entrinnen. Allein er wäre nun erst seinem verderblichen Verhängniß zugelaufen. Denn bei Cicoli fast gefangen, wäre er hernach bei Olgiato wegen thörichten Widerstandes, welchen er leisten wollen, grausamer Weise umgebracht worden.

So erzählte Thorhaimer, und ich konnte nicht länger zweifeln, daß Lucia in Olgiato lebe. Ich beschloß also, gleich mit Thorhaimern dahin zu eilen, um zu sehen, wie das Unmögliche möglich sei.

Wie wir aber ins Haus zurückkamen, wo Piccolomini mit den übrigen Häuptern der Verbannten war, und ich ihm sagte, daß ich gen Olgiato wolle, klopfte er mir auf die Schulter, und sprach: „Morgen gehen wir insgesammt dahin; bis dahin geduldet Euch. Denn wir haben vor einer Viertelstunde vernommen, Olgiato sei berannt. Darauf ist Marco de Sciarra mit fünfzig Reitern alsobald, noch vor der gesammten und vereinten toskanischen und römischen Macht aufgebrochen, um sich noch zu rechter Zeit wieder in den Platz zu werfen, wenn er hindurch könne. Auch Pietrangelo, Tutio de Petralta und der Battistella sind mit ihm dahin, alles verzweifelte Bursche, die den offenen Höllenschlund nicht scheuen.

Diese Worte erschreckten mich sehr; denn nun lagen alle meine Hoffnungen zu Boden. Zwar sprach mir Piccolomini Muth ein, und sagte: „Don Bastiano, ich führe Euch morgenden Tages in Olgiato ein, und wenn zwanzigtausend Mann davor lägen!“ Dennoch tröstete mich das nicht.

---

## Nächtliche Erscheinung.

Wie ich um Mitternacht schlief, erwachte ich von einem wunderbarlichen Getöse, und es war mir, als höre ich mich deutlich bei Namen rufen, und als wäre es Hermingardens süße Stimme.

Da ich die Augen aufthat, schwebte sie wie auf einer blaßgelben Wolke in der Mitte des Zimmers. Ihre Augen schienen mich voll großen Mitleids zu betrachten, und ein sanfter Schmerz lag in ihren himmlischen Zügen verbreitet. Sie war weiß gekleidet, wie in Schnee, und um ihr Haupt faßte die Fülle ihrer Haarlocken das himmelblaue mit Gold durchwirkte Tuch zusammen. Je länger ich sie betrachtete, je heller und schöner ward sie, daß sie endlich wie in Lichtstrahlen glänzte. Und ich konnte nicht rufen und nicht reden. Mein Herz lag in Angst und Wonne. Ihre Gestalt war aber immer hellleuchtender, daß sie wie eine Strahlensäule dastand, und von dem Glanz ward Alles umher bedeckt, daß meine Augen ihn nicht ertragen mochten. Und ich fühlte mein Lager sanft mit mir emporgehoben und durch die Lichtstrahlen schwimmen, wie durch ein Meer von Sonnen, und ein sanftes Brausen floß um mich her. Da sank ich auf mein Lager zurück, und schloß die Augen in betäubender Ohnmacht.

Wie ich wieder zur Kraft genas, und die Augen öffnete, war Alles finstere Nacht, und ich sah durch das Fenster die himmlischen Gestirne. Deß verwunderte ich mich, und konnte nicht fassen, wie mir geschehen sei? — Und ich dachte, dies Gesicht bedeute mir ein großes Unglück. Deshalb zog ich den Gürtel, um den Feuergeist zu befragen. Wie ich aber das Fläschlein hielt, glänzte es so hell, daß der Schein davon schier mein ganzes Lager beleuchtete. Dies war also ein günstiges Vorzeichen, und machte mir große Freude.

Ich betete aber zu Gott und der heiligen Jungfrau mit vieler Inbrunst, daß sie mich vor den Fallstricken des Satanas bewahren wollten, auf daß ich nicht vom bösen Geist wieder versucht werde, wie bei der monteleonischen Hochzeit.

---

## Treffen bei Olgiato.

Andern Morgens war ich früh auf, denn ich konnte nicht erwarten, bis wir aufbrächen gen Olgiato. Aber meine Freude ward zu Wasser; denn Piccolomini erwartete noch Bericht von der Stärke und Stellung des Feindes, auch wollte er unsere Leute wohl ruhen lassen.

Gegen Abend kehrten die ausgesandten Kundschafter zurück, und erzählten, wie sie erfahren, Don Marco de Sciarra habe sich glücklich und noch zu guter Stunde in den Platz geworfen; aber nun sei er in Olgiato eingesperrt, daß keine Maus weder aus noch ein könne. Der toskanische Herr General Camillo del Monte liege nebst Virginio Ursine mit aller Macht davor, doch scheine es beiden an Kraut und Loth zu fehlen. Es sei aber dergleichen von Rom unterwegs.

Als Piccolomini dies gehört, gab er Befehl, daß sich jeder bereit halten solle, auf den andern Tag den Feind zu suchen; man wolle in der Morgendämmerung hinaus, Olgiato zu befreien.

Ich erwachte fröhlich, da mich Thorhaimer rüttelte. Piccolomini beschenkte mich mit zwei kostbaren neapolitanischen Zeltern aus des Vicekönigs Marstall; Steigriemen und Zaum glänzten von Silber, und die Decken aus purpurfarbenem köstlichem Zeuge starrten von Gold. Auf meinen Hut setzte er zwei hohe Reiherfedern, schneeweiß, und um meinen Hals hing er eine goldene Kette. Daran erkannte man die Feldhauptleute. Er gab meinem Befehl fünfzig Reisige unter, und sprach: „Bastiano, Ihr sollet heute den Vortrab führen, auch der Erste im Angriff sein; denn wir müssen die Toskaner und Römer aus einander jagen, und uns mit dem Marco de Sciarra vereinen. Können wir Olgiato nicht retten, so ist der Kern unsers Heeres verloren, und die schöne Hermingarde di Solis dazu."

Ehe die Sonne aufging, waren wir schon weit von Celano,

und gegen Mittag erblickten wir die Thürme und Mauern von Olgiato. Camillo del Monte hatte von unserm Anzug vernommen. Er kam uns entgegen in einem kleinen Thal. Die Römischen standen links auf den Anhöhen; die Toskanischen waren in der Fläche. Virginio Ursine befehligte die auf den Hügeln. Der Feldherr des Großherzogs hielt die Mitte, wo er drei Stück Geschütz hatte, und Ercole di Pisa, sein Feldhauptmann, führte die toskanische Reiterei an, die uns zur Rechten stand.

Da befahl Piccolomini dem Pierconto de Montalto, mit hundert Fußknechten die Römer von den Bergen zu treiben; mir, dem Ercole entgegen zu gehen; er selbst mit allen Uebrigen wollte den Camillo del Monte nehmen. Bevor Piccolomini noch die Schlachtordnung gestellt hatte, kam die toskanische Reiterei gegen uns an mit verhängtem Zügel, und das schwere Geschütz war gegen unsere Fußknechte gerichtet. Da rief ich meinen Leuten, und wir zogen dem Ercole entgegen.

Wie wir an einander waren, erhoben Alle ein großes Geschrei, und jeglicher faßte seinen Mann. Aber die Welschen sind feige Leute; sie mögen sich lieber gegen Wunden decken, als solche zufügen. Daher tummelten sie sich weidlich herum, Alles in großer Unordnung durch einander; Einer trachtete dem Andern im Rücken beizukommen, oder den Rücken frei zu haben. Und da wir übermannt waren von den Toskanischen, nahmen meine Leute bald die Flucht. Jedoch zum Glück hatte Piccolomini unsere Noth gesehen, denn er schickte uns noch hundert Reiter zum Beistand. Da ging das Gefecht neuerdings an.

In dem Getümmel kam mit gezücktem Schwert auf schwarzem Roß ein Cavalier gegen mich gerannt, und ich sah, wie er sich unter den Seinigen Platz schaffte, um mit mir handgemein zu werden. Wie er vor mir war, rief er: „Ich bin Ercole di Pisa, und will's allein mit Euch ausmachen, wenn Ihr der Verräther

Piccolomini seid.“ Ich sagte: „Ich will Euch alsogleich mit dem Schwerte meinen Namen zwischen beide Ohren legen.“ Darauf sind wir an einander gerannt, und die Leute um uns her standen still, den Kampf zu schauen. Wie wir uns tummelten, legte ein toskanischer Reiter die Büchse auf mich an, aber ich entkam ihm, und Ercole rannte in den Schuß und ward getroffen von seinen eigenen Leuten. Ich spaltete ihm, wie er sank, den Schädel. Da stieg entsetzliches Geschrei auf von allen Seiten, und unsere Reisige griffen frisch an. Aber die Toskanischen wehrten sich verzweifelt. Nach einer Stunde kam ihnen viel Fußvolk zu Hilfe, auch setzte man uns mit einem Stückgeschütz hart zu, so daß wir Viele verloren. Da drehten unsere Leute dem Feinde den Rücken zu, und suchten das Weite. Ich selbst war zweimal daran, gefangen zu sein, und entkam doch glücklich.

Als wir nun unser Fußvolk suchten, sahen wir es schon weit von uns in der Flucht; denn wie ich nachher erfahren, hat Pierconto de Montalto dem Virginio auf den Höhen schlechten Stand gehalten, also, daß er das erste Zeichen zur Flucht gegeben.

Der Feind aber verfolgte uns nicht weit, denn er befürchtete Hinterhalt. Wir kamen athemlos und zerstreut bei einem Dörflein zusammen, St. Maria geheißen, das auf einem Berge lag. Piccolomini war sehr aufgebracht, und fluchte abscheulich, und vermaß sich hoch und theuer, er wolle es dem Camillo del Monte folgenden Tages einsalzen. Wir hatten von den Unsrigen bei hundert Leute eingebüßt. Aber die Feinde hatten auch beträchtlich verloren, wie wir von den Ueberläufern und Gefangenen vernahmen; der Oberfeldherr Camillo trug selbst eine Hand schwer verwundet, und mußte das Heer verlassen, also, daß nachher Virginio allein die Belagerung von Olgiato fortsetzte.

---

## Besuch in Olgiato.

Durch solche Niederlage war die Muthlosigkeit unserer Leute so groß geworden, daß sie in der Nacht haufenweis davon liefen, am meisten die Neapolitaner.

Da sagte Piccolomini in der Versammlung der Hauptleute: „Haben wir nur erst den Sciarra frei, so mögen wir wieder bis Rom ziehen; denn er hat unsere tapferste Mannschaft mit sich in das Nest genommen. Es soll Einer hin und ihm sagen, wie er sich durchschlagen und zu uns stoßen müsse.“

Weil hierauf Niemand antwortete, und mich die Neugier und Liebe nach Lucien baß plagte, sprach ich: „Wohlan, das übernehme ich. Ich gehe als Ueberläufer zum Virginio in künftiger Nacht, und erforsche seine Stellung und trachte nach Olgiate zu kommen.“ Der Anschlag gefiel Allen wohl.

Als es nun Nacht ward, übergab ich meine Sachen und Gelder dem Thorhaimer, mit Verheißen, er solle mich bald wieder sehen. Thorhaimer wollte mit Gewalt mich begleiten, aber ich litt es nicht. Dann zog ich das Kleid eines gemeinen Fußknechts an, und beurlaubte mich von Piccolomini, und nahm den Weg gen Olgiato.

Wie ich eine Stunde gelaufen war, fand ich zwei von unsern Leuten, die ebenfalls im Begriff waren, zum Virginio überzugehen. Wir machten gemeine Sache zusammen, und kamen vor Tagesanbruch zu den Toskanern, denen wir unsere Dienste antrugen. Sie führten uns in das Gezelt des Virginio, wo er uns über Alles befragte, was Piccolomini machte; dann wurden wir weggeführt und nicht beisammen gelassen, sondern unter verschiedene Haufen getheilt.

Ich blieb neun Tage lang bei den Römischen, und Alles ging müßig und links und rechts auf Beute aus, oder schoß zum Zeitvertreib gegen Sciarra's Volk auf den Mauern von Olgiato. Denn

Virginio wollte nichts unternehmen, bis das schwere Geschütz von Rom angekommen sein würde.

So hatte ich Zeit genug, das ganze Lager zu durchlaufen, und als ich mir Weg und Steg aller Orten wohl gemerkt hatte, und wo Virginio am schwächsten stand, schlich ich in der Nachtstunde davon, und kam zum Graben von Olgiato. Die Wächter wollten anfangs die Zugbrücke nicht niederlassen, obwohl ich sagte, ich komme aus Auftrag des Herrn Monte-Marciano. Endlich ist Don Marco di Sciarra selbst herbeigerufen worden, und da ich ihm meinen Namen sagte, befahl er, mich einzulassen.

Nun berichtete ich ihm, weshalb ich mich auf den Weg zu ihm gemacht habe, und in welche Noth Piccolomini seit dem letzten unglücklichen Gefechte gerathen sei. Wir sprachen die ganze Nacht mit einander. Sciarra sagte, er wolle Rath halten mit den Seinigen. Darauf wies er mir ein Nachtlager in seinem Haus.

---

## Hermingarde.

Nun brannte ich vor Begier, das Fräulein zu erblicken, aber meine Hoffnung ward den ganzen folgenden Tag vereitelt. Denn Sciarra, Battistella, Tatto de Petralto, und die andern Häupter der Verbannten ließen mich nicht los, und hatten beständig Raths mit mir zu pflegen.

Wie ich aber den andern Tag vor der Thür des Hauses stand, mich umzuschauen, erblickte ich ein verschleiertes Frauenzimmer, welches sich auf das Geländer des Erkers über mir lehnte, und seine Blicke nach mir zu richten schien. Ich grüßte höflich hinauf und zitterte vor Furcht und Freude, denn es schien die Gestalt meiner Geliebten zu sein. Ich hatte auch nicht geirrt, denn sie schlug den Schleier auf, und sagte mit schwacher Stimme: „O Gott, Bastiano, seid Ihr es!“

Wie ein Pfeil flog ich hinauf die Stiegen — zu ihrem Gemach — zu ihren Füßen.

Sie war sprachlos, schwankte und sank ohnmächtig zu Boden, gleich einer Todten. Ich hob sie auf und trug den schönen Leichnam zum Ruhebett, und rief mit tausend Liebkosungen ihre Seele in den süßen Leib zurück. Eine Zeit lang, wie ich sie betrachtete in der todtenhaften Stellung, schien sie mir fremd. Als sie aber die Augen aufthat, erkannte ich Donna Lucia wieder.

Ich hing über ihr, ihre blassen Lippen küssend. Da drängte sie mich zurück, und sprach, wie sie mich lange betrachtete: „Er ist's!“ Und sie richtete sich auf und starrte mich wieder lange Zeit an, dann fiel sie an meine Brust, laut weinend.

„Ist Euch meine Erscheinung ungelegen, Donna Lucia, oder klaget Ihr, daß ich Euch unglücklich machte?“

Sie lispelte leise ein schwaches „Nein!“

„Aber Ihr wisset,“ fuhr ich fort, „ich mußte Euch verlassen. Bleiben konnte ich ja nicht. Ich war aber unschuldig.“

„O Ihr waret unschuldig, guter Bastiano.“

„Wann habet Ihr Eures Bruders Tod erfahren?“

„Ich sah ihn vor meinen Augen sterben. Gott gebe seiner Seele Frieden, lieber Bastiano. Er trennt uns aber fortan nicht mehr.“

„Er ist also an seiner Wunde geblieben?“

„Ich sah ihn sterben.“

„Was sagt man? Sprach man nicht davon, mich zu verfolgen? Hat mir keiner nachgesetzt?“

„Nein, Bastiano. Sie waren zufrieden, mich in ihrer Gewalt zu haben, und kümmerten sich um Euch nicht.“

„Aber wie seid Ihr ihnen entronnen?“

„Bei Olgiato erschlugen sie ihn, wie ich Euch sagte, und seine Helfershelfer entflohen, und die Verbannten führten mich hierher.

Ach, Bastiano, nur um Euch trug ich leid! Hätte ich Euch nie nach Trevi hinauf gehen lassen! Daher ist das große Unglück! Ich hätte es wohl noch ertragen mögen bis zum Bolsener-See. O verzeiht mir! ich glaubte uns schon in aller Sicherheit."

„Wie kommt es Euch bei, süßes Fräulein, noch um das vergangene Alte zu klagen?

„Sollte es nicht sein? Ach, konnte ich hoffen, Euch jemals wieder zu sehen? O wenn ihr wüßtet, guter Bastiano! seit Trevi bis heut', was ich gelitten habe? Wie lieb wäre mir gewesen, zu sterben!"

„Seit Trevi bis heut'?" rief ich lachend: „Und seidem haben wir uns nicht gesehen?"

Sie entgegnete darauf: „O wohl in Träumen und Gebeten, alltäglich und nächtlich."

Als sie dies gesagt, drückte sie meine Hand inbrünstiglich an ihre Brust. Ich aber hütete mich wohl, ihr von der monteleonischen Hochzeit und von Lamentano ferner zu reden, weil sie mich nicht verstanden, und ich war überzeugt, daß Donna Lucia und Alles, was im Hause Colleferro geschehen, das Blendwerk böser Geister gewesen sein möge. Und ich sah wieder die Heilige, wie ich sie in Loretto gesehen, und liebte sie mit noch größerer Gewalt, als jemals. Da schwor ich auf meinen Knien, sie nie wieder zu verlassen, und sollte ich darum das Leben einbüßen.

Indem trat Don Marco de Sciarra herein, welcher sich verwundert. Da sagte ihm Hermingarden, wie sie sich freue, mich wieder gefunden zu haben, und wie wir in Loretto Bekanntschaft gemacht. Er aber schien darum verdrießlich, und runzelte die Stirn sehr. Doch blieb er in den Schranken der Höflichkeit, und konnte sich meisterlich verstellen. Er führte mich aber von Hermingarden hinweg, um mit mir Raths zu pflegen, wie wir in folgender Nacht Olgiato verlassen, Virginio's Heer durchbrechen, und uns mit Picco-

lomini vereinigen wollten. Auch stellte er es so geschickt an, daß ich Hermingarden den ganzen Tag nicht wieder sah.

---

## Flucht aus Olgiato.

Ich aber verließ das Haus fast gar nicht, und hütete alle Ausgänge mit meinen Augen. Auch befragte ich, wie es dunkel ward, den Feuergeist, und da er mir hell und freudig entgegenglänzte, schöpfte ich frischen Muth.

Um die Mitternachtsstunde sammelte sich in aller Stille das Volk der Verbannten vor Sciarra's Haus. Auch sah ich, wie Hermingarde dicht verhüllt auf die Straße hinausgeführt und auf ein Maulthier gehoben ward. Da bin ich zu ihr getreten, als wollte ich zu ihrer Bequemlichkeit bereit sein, und drückte ihre Hand, sagend: „Fürchtet Euch nicht, schönes Fräulein, was auch geschehen möge; denn Bastiano ist um Euch, und wird Euch nicht verlassen.“ — Sie antwortete: „Gottlob, nun fürchte ich mich nicht!“

Sciarra blieb bei ihr zu Fuß, und stellte sich zu ihr in die Mitte des Zuges. Ich aber mußte vorn an die Spitze desselben treten, wie unter den Anführern verabredet worden, um Allen den Weg zu zeigen. Man hatte mir auch ein weißes Tuch um den Hut geschlagen, damit mich ein Jeder in der Finsterniß erkennen möchte.

So zogen wir aus der Pforte von Olgiato den Hügel hinab nach der Gegend, die mir wohl bekannt war, und wo nur Virginio's Leibwachen die Hut hatten. Als wir zu einem Bach kamen, hinter welchem die Römer lagen, rief mich ein Soldat an, ich aber stieß ihn sogleich mit der Hellebarde nieder. Da liefen auf sein Geschrei die römischen Kriegsknechte zusammen, und es erhob sich ein entsetzlicher Lärm jenseits des Baches.

Obwohl wir nun verrathen waren, gingen wir doch mit festem Schritt hinüber, und es erhob sich alsbald ein lebhafter Streit. Je weiter wir drangen, je größer ward die Zahl derer, die uns Widerstand leisteten, bis wir zuletzt von allen Seiten umringt waren. Man hörte weit umher nur das Brüllen und Geschrei derer, die sich zum Kampf ermunterten, oder von ihren Wunden niederfielen; das Aneinanderschlagen der Waffen und das Knallen der Büchsen. Virginio selbst, wie wir den Tag nachher in Erfahrung gebracht, ist zu dem Gefecht gekommen, und hat zwei Wunden davongetragen.

Die Verbannten aber kämpften, wie Verzweifelte thun, und drangen unaufhörlich vorwärts. Die Römischen umschwärmten uns in großer Verwirrung, wie wüthende Wespenhaufen, und konnten wir uns ihrer nur mit großer Mühe erwehren.

Als ich merkte, daß das Gefecht hinter uns noch hitziger war, denn vor uns, gab ich meinen Hut einem, der neben mir stand, und zeigte ihm den Weg nach St. Maria, der nicht mehr zu verfehlen war. Dann ging ich zurück, weil mir für Hermingarden bangte. Zum Glück graute der Morgen schon.

Da sah ich vor mir einen fürchterlichen Streit von vielen Römischen gegen einen der Unsrigen. Ich bahnte mir den Weg, und sah Sciarra am Boden liegen; zwei Verbannte schützten ihn. Als ich aber zu Hilfe kam, flohen die Römer, und hinterließen drei Todte. Sciarra war nicht einmal verwundet, sondern nur zu Boden gerannt.

Da schrie ich: „Marco, wo habt Ihr das Fräulein gelassen?" — Er aber fluchte und verschwor sich, er wisse nicht mehr, wohin es in dem Gedränge gekommen. Da fuhr ich wüthend in die nächsten feindlichen Haufen, denn ich achtete nun meines Lebens weiter nicht, und wollte nicht leben ohne die Himmlische. Wie ich aber mitten im Streit seitwärts einsam das Maulthier stehen sah, lief ich dahin; doch das Fräulein war nicht mehr bei demselben zu finden.

Nun ward mein Schmerz ausgelassen, und wo der Kampf und das Getümmel am größten, dahin rannte ich, sie zu finden, oder des Lebens quitt zu werden.

Und wie ich eben über ein Feld lief, hörte ich meinen Namen rufen hinter mir. Es war die Stimme Hermingardens. Hermingarde stand zitternd hinter einem alten Baum, und ich war an ihr vorübergerannt, ohne sie zu sehen. Da schlang ich freudig meinen Arm um sie, und in der andern mein blutiges Schwert, sprach ich: „Nun sterben wir mit einander!“ Dann führte ich sie also durch das Gewühl vor, und schlug das römische Gesindel zurück, welches uns entgegen kam, und brachte sie früher, als ich vermuthen konnte, in Freiheit und aus dem Gefecht.

Um diese Zeit ließ aber Virginio's Volk von uns los; denn Piccolomini kam uns mit seinen Leuten zum Beistand entgegen, und unter den Römischen war große Verwirrung eingerissen. Und wie wir auf Piccolomini's Haufen stießen, erhoben wir Alle ein großes Freudengeschrei.

Nachdem trat Marco zu mir, und forderte das Fräulein. — Ich aber sprach: „Ihr habet es in der Noth verlassen, und da habe ich es mir mit Gefahr meines Lebens erkauft, und es ist die Beute, welche mir gehört. Auch ist sie mir nur feil, Schwert gegen Schwert, Leben gegen Leben!“

Da ward er ergrimmt, und wollte das Schwert wider mich zucken, aber Hermingarde rief, indem sie mich umfaßte: „Ich lasse ihn nicht, und wollet Ihr ihn tödten, so tödtet mich zuvor.“ Auch der Herr von Monte-Marciano sprang dazwischen, und wehrte dem Marco mit harten Worten, also, daß dieser fluchend sich von uns entfernte.

---

## Mahnungen.

Wir hatten fortan keine Ruhe, denn Virginio, sobald er Olgiato besetzt hatte, wandte sich wider uns mit seiner gesammten Macht. Darum beschlossen wir, uns im Gebirg zu zerstreuen, und frisches Volk zu werben. Ich aber fürchtete des Marco Nachstellungen, und ward mit Hermingarden eins, sie zu Martha am Bolsener-See zu bringen. Ehe wir aber den Entschluß ausführen konnten, kam Virginio von allen Seiten gegen die Verbannten angerückt. Da brachen diese in der Nacht auf, und vertheilten sich im Gebirg, jeder nach dem Ort, welchen Piccolomini anzeigte, denn er führte über uns den obersten Befehl. Mich schickte er mit zehn Reitern nach dem Ort Alcini, welcher aus einzelnen Häusern besteht, die hoch an den Bergen liegen.

Als wir dahin kamen, gaben uns die Landleute Nahrung und Obdach, weil wir Geld hatten, ihnen zu zahlen. Auch vermehrten sie meine Schaar mit zwölf entschlossenen Leuten, welche mit uns auf Beute gehen wollten.

Hermingarde aber beschwor mich, diese Lebensart zu verlassen, und mit ihr zum Bolsener-See zu gehen; auch nach Deutschland wollte sie mir folgen, wenn ich es heißen würde. Ihre Worte bekümmerten mich sehr; denn ich konnte ihr noch nicht mein Geheimniß vertrauen. Auch Thorhaimer, der mit uns war, drang mit rührenden Bitten in mich, daß ich dies böse Gewerbe aufgeben solle, welches nichts anderes sei, als ein gemeines Räuberleben. Aber ich blieb unerschütterlich, denn ich wollte treulich um den Spiritus familiaris dienen, wie mir vorgeschrieben worden. Da nun Thorhaimer sah, daß ich nicht zu bewegen sei, sprach er: „Ich verspüre wohl, liebster Herr, daß Euch geheime Ursachen nöthigen, dies gefährliche Handwerk nicht zu verlassen. Und tröstet es mich, daß es nicht lange währen wird, bis Ihr davon zurückkehret. Doch

gedenket des zarten Fräuleins, und daß es nicht diese unstäte und flüchtige Lebensweise ertragen mag, ohne seine Gesundheit einzubüßen. Darum sorget wenigstens für dessen Ruhe und Sicherheit. Auch ist es nicht wohlgethan, daß Ihr mit diesem tugendhaften Fräulein umherziehet, das Euch mit so großer Liebe zugethan ist. Aber an Euch ist es am ersten, die Unschuld des Fräuleins zu schützen. Darum bedenket wohl, was Ihr thut."

Ich wurde durch diese und andere Reden in tiefes Nachdenken gebracht, und beschloß in meinem Herzen, Hermingarden mir durch Priesters Hand vermählen zu lassen, wenn sie einwilligen würde, und sie dann nach Rom oder in eine andere Stadt, oder wohin sie begehren würde, in Sicherheit zu bringen, bis meine Dienstzeit um den Spiritus familiaris abgelaufen sein werde. Da ich aber zu dem Ende noch Unterredung mit Piccolomini pflegen mußte, begab ich mich zu Hermingarden und stellte ihr vor, wie daß ich, um unserer Zukunft willen, mit dem Haupte der Verbannten Abrede nehmen wolle. Ich versprach ihr, nach zwei Tagen zurückzukehren, und Thorhaimern zu ihrer Bedienung und zu ihrem Schutz zurückzulassen.

Hermingarde willigte weinend in meine Entfernung, und ich erkannte, wie zärtlich ich von ihr geliebt sei. Und es verflossen zehn Tage, ehe ich meinen Vorsatz vollführte. Da aber schickte mir Piccolomini, der zu Scenna lag, einen Eilboten, daß ich mich zu ihm verfügen müsse, und ich gehorchte. Mit stummer Wehmuth lag ich an Hermingardens Brust, und wie ein Verzweifelter schied ich von ihr.

---

## Unglück.

Piccolomini empfing mich zu Scenna mit düsterm Gesicht. Auch vernahm ich bald, welche Unruhen ihn plagten. Er meldete mir,

wie der neue Papst Gregorius, des Namens der Vierzehnte, gleich nach seiner Erwählung, ihn, den Piccolomini, und fünfzehn andere Häupter der Verbannten durch ein Breve nach Rom berufen habe. Weil nun keiner von ihnen Folge geleistet, habe der Papst sie alle zum Tode verdammt, und die Herrschaft Monte-Marciano in Besitz nehmen lassen, den Piccolomini derselben verlustig erklärt, und diese Stadt dem Ercole Sfrondrata, des Papstes Nepoten, zum Geschenk gegeben.

„Ei," sprach ich, „wie mag Euch dieser Verlust zu Herzen gehen? Habet Ihr nicht den Spiritus familiaris, der Euch mehr Gold und Gut verschaffen mag, als der Papst Euch jemals rauben kann?"

Don Alfonso antwortete und sprach: „Es ist auch nicht dies, was mich am meisten betrübt, wohl aber die Unbeständigkeit meiner Freunde. Denn kaum haben sie vernommen, daß ich Monte-Marciano durch den Papst verloren habe, wollen sie gegen mich laut werden, und trachten sie, die Leute von mir abwendig zu machen. Der niederträchtige und verruchte Pierconto Gabutio ist wiederum der Erste gewesen, welcher seine alte Feindschaft erneuert und das Volk gegen mich aufgestiftet hat. Dann ist der Marco Sciarra mir gram geworden, seit ich das Fräulein Hermingarde di Solis ihm abgesprochen, daß er Euch dasselbe überlassen mußte, und hat sich zu der Partei des Pierconto geschlagen. Nun ist es Zeit, daß wir berathschlagen, was wir beginnen, um Ordnung herzustellen."

Ich sagte, daß ich entschlossen sei, mit ihm zu halten, wenn ich vorher meine eigenen Angelegenheiten berichtigt habe, und trug ihm vor, was ich wegen meiner Geliebten entschlossen sei.

Er erwiederte trocken: das könne nicht sein, denn ich dürfe mich nicht vermählen und einem Weibe anhangen, so lange ich um den Spiritus familiaris diene, widrigenfalls meine Mühe und Arbeit, ja selbst der Dienst des Feuergeistes verloren wäre. Wohl

möge ich aber das Fräulein mit mir führen, und dasselbe erkennen, wie eine Gemahlin; doch dürfe mich keines Priesters Hand mit demselben verbinden, bis mein Dienst auf die letzte Minute abgelaufen sei.

Dies machte mir große Bestürzung. Bald darauf kamen Battistella, Tutio de Petralta und Pietrangelo. Sie sagten, Sciarra liege in dem Städtlein Valva. Man müsse jetzt alles Volk sammt den Neugeworbenen zusammenthun, gen Valva aufbrechen, und einen Vergleich stiften, oder die Mißvergnügten mit Gewalt zu Paaren treiben. Doch solle man trachten, Sciarra zu gewinnen, und wenn man ihm das Fräulein zurückgäbe, welches er unweit Olgiato gefangen, und durch Monte-Marciano's Spruch verloren, würde er sich leicht versöhnen lassen.

Da sagte ich, wenn das wäre, so würde bis zum jüngsten Tage keine Versöhnung zu hoffen sein, denn ich ließe mich viel lieber viertheilen, als mir meine Verlobte rauben.

Indem kam auch Paolo de Siena herein. Er war den Augenblick von Valva hergekommen, und brachte Briefe von Sciarra an Piccolomini, in welchen Sciarra erklärte, daß er von Piccolomini keine Befehle mehr anzunehmen gedächte. Und als Paolo hörte, daß von dem Fräulein die Rede sei, und als ich meine Worte wiederholte, die ich vorhin gesprochen, brach er in ein großes Gelächter aus, sagend: „Es sei darum nicht zu thun, denn Sciarra habe das Fräulein schon wiederum, und er werde es sich nicht abermals so gutmüthig entreißen lassen.“

Ich erstarrte bei diesen Worten vor Schreck, und sprach: „Paolo, Ihr lüget wie ein Schelm; denn das Fräulein ist bei mir in guter Verwahrung.“

Er antwortete: „Wenn Euch der Glaube tröstet, so behaltet ihn für Euch. Aber ich weiß, was meine Augen gesehen haben, und diesen Morgen, als er von seinem Streifzug heimkam, hatte

er auch das Fräulein gefangen mit sich gebracht, und zwar dasselbe, welches wir mit uns aus Olgiato geführt haben, Namens Hermingarda di Solis. Es weinet und ist untröstlich, vermuthlich ist ihr Don Bastiano lieber."

Da ich dies hörte, war für mich keine Ruhe mehr. Ich sagte dem Piccolomini, welchen ich bei Seite führte, ich zweifle an des schelmischen Paolo Aussage, wollte aber nach Alcini zurück, und sogleich mit meinen Leuten und dem Fräulein zu ihm stoßen. Er könne fest auf meine Treue zählen.

Don Alfonso belobte mich zwar, aber setzte hinzu, wie er wünsche, sich mit Sciarra auszusöhnen, und daß, falls Sciarra das Fräulein entführt habe, ich des Mägdleins willen nicht unsere gemeine Sache aufopfern solle. Es werde sich schon Gelegenheit finden, ihm die Beute wieder listiger Weise abzujagen.

Diese Rede aus Piccolomini's Munde war mir ein großes Aergerniß, denn ich sah gar wohl aus diesem und allem, was er noch hinzufügte, daß er gesonnen sei, um Sciarra's Freundschaft Alles hinzugeben. Dann erkaltete auch ich in meinem Herzen gegen ihn, und schwor, ich würde ihn und den Spiritus familiaris und Alles lieber, denn meine Verlobte im Stich lassen.

Damit schwang ich mich auf das Roß, wiewohl es schon spät Abends war, und eilte nach Alcini zurück, indem ich die ganze Nacht ritt. Es ist aber von Scenna bis Alcini eine volle Tagreise. Als ich mich des andern Tages dem Orte näherte, sah ich großen Rauch aufsteigen von der Gegend. Und da ich hinkam, sah ich alle Hütten abgebrannt, alles Volk verschwunden, und weit und breit Niemanden, der mir Red' und Antwort geben könnte.

Ich stürzte wie sinnlos neben der Brandstätte des Hauses nieder, wo ich den Thorhaimer mit Hermingarden verlassen, und schlug die Erde mit meinen Fäusten, und geberdete mich wie ein Rasender. Und raffte mich wieder auf, ließ mein verwundetes Roß

flehen, und lief umher zu den entferntesten Hütten an den Bergen, um eine Nachricht von dem großen Unglück zu erhalten. Aber alle Hütten standen leer und verwüstet.

Ueber mein Nachsuchen war der Tag vergangen. Ich blieb über Nacht in einem der verlassenen Bauerhäuser, wo ich einige Lebensmittel fand, die mich erquickten. Folgenden Tages, nachdem ein guter Schlaf meine Glieder gestärkt, machte ich mich zu Fuß auf nach Valva, und schwor, diese Schmach in Sciarra's Blut zu rächen. Denn er allein, wie ich nun überzeugt war, hatte dies Unheil gestiftet. Doch erst den andern Tag des Abends erreichte ich das Städtlein, welches von dem Volk der Verbannten ganz angefüllt war.

Ich mischte mich unter das Gesindel, als gehöre ich zu Sciarra's Leuten, und erfuhr seine Wohnung und daß das Fräulein wirklich darin sei. Wie es dunkel ward, hüllt' ich mich in meinen Mantel, und trat mit dem Dolch in der Faust zum Haus hinein, den Sciarra aufzusuchen, und Hermingarden zu erlösen. Es war in dem Hause stockfinster, und ich tappte lange umher. Da hörte ich Stimmen. Ich folgte, denn mir war es, wie wenn ich eine weibliche Stimme darunter erkenne. Ich fand endlich eine Thür. Wie ich sie öffnete, erblickte ich Hermingarden an einem Tischlein sitzend, das schöne Haupt schwermüthig auf die Hand gestützt. An der Thür ging ein Soldat auf und ab.

Ich rief: „Hermingarde!" Da fuhr sie auf, erkannte mich, und fiel mir um den Hals, rufend: „O Bastiano, rettet mich!" Der Kriegsknecht fluchte, und wollte sie von mir reißen, und zuckte gegen mich sein kurzes Schwert. Aber jach schlug ich ihm den Dolch in die Brust, umfing Hermingarden und eilte mit ihr stillschweigend zum Haus hinaus über die finstern Straßen. Erst da wir ins Freie gekommen waren, fiel mir Thorhaimer bei, und ich fragte, ob er noch am Leben sei? Sie aber rief ängstlich: „Flieh,

flieh, bevor man uns findet! Ich weiß nicht, ob Thorhaimer lebt."

Nun verdoppelten wir die Schritte, einem Fußweg folgend, der von Valva hinwegführte; wir wußten nicht, wohin. Auch war uns gleichgültig, wohin wir kamen, und getrauten uns kaum zu reden. Ich erfreute mich aber meines Glückes. Der Himmel war dicht umwölkt, daß man kaum einen Schritt weit sah.

Nachdem wir wohl drei Stunden zurückgelegt hatten, gelangten wir an einen Strom, der sehr breit und reißend schien. Am Ufer stand eine von Schilf und Binsen aufgeschlagene Hütte, worin kaum drei Personen Raum hatten, wenn sie saßen. Da wurden wir einig, auszuruhen, denn es erhob sich zu gleicher Zeit starker Regen. Und wir flüchteten unter das niedrige Schilfdach, wo wir den Boden mit altem Stroh zu einem Lager bedeckt fanden.

Nun erst erzählte ich Hermingarden, wie ich schon zu Scenna das Unglück erfahren, was begegnet sei, und wie ich nach Alcini zurückgeeilt wäre, und statt ihrer nur rauchende Brandstätten gefunden hätte; wie ich sodann gleich aufgebrochen und zu ihrer Rettung nach Valva geflogen wäre.

Als es Nacht ward und der Regensturm nachließ, bedeckte ich die Heilige mit meinem Mantel, daß sie des Schlummers genöße. Ich aber trat vor die Hütte und wachte die ganze Nacht hindurch, bis zum Morgenroth. Denn ich zitterte, daß sie mir abermals geraubt werden könne.

---

## Merkwürdiges Gespräch.

Nie war Hermingarde liebenswürdiger erschienen, als beim Aufschlagen ihrer Augen im blendenden Gold der Morgensonne.

„Ach!" sagte sie, „wie sehr liebe ich dich, Bastiano! Aber du hast übel gethan, nach deiner Flucht von Colleferro dich zu den

Banditen zu schlagen, und mit diesen Räubern Gemeinschaft zu halten. Gelobe mir, nie wieder zu ihnen zurückzukehren, und mich nach Rom zu führen.

„Nach Rom will ich dich führen, du Himmlische," antwortete ich: Aber schon in Alcini sagte ich dir, alte und theure Gelübde binden mich an Piccolomini. Ich bin in Verzweiflung. Ich kann dich nicht verlassen. Mein Leben hängt an dem deinigen, und doch, ich verliere Alles, wenn ich nicht mit Piccolomini gehe."

Da wollte sie schlechterdings wissen, was mich an den Verbannten fesseln möge, und ich mußte ihr erzählen, wo und wie ich den Herrn von Monte-Marciano kennen gelernt. Ich that dies auch, doch hütete ich mich wohl, ihr von dem Spiritus familiaris zu sagen, um den ich diene. Wohl gab ich ihr zu verstehen, daß er im Besitz vieler geheimen Wissenschaften sein möge.

„Auch," sprach ich, „meinen Verwandten in der Heimath habe ich gelobet, geheime Kenntniß mitzubringen aus Italien. Piccolomini oder keiner kann mir solche geben. Davon habe ich Beweis."

Sie sprach: „Er ist ein gemeiner Abenteurer, und Bastiano eine gar ehrliche Haut. Wollte ich Bastiano's Leichtgläubigkeit betrügen, ich würde es können im halben Schlaf." — Sie lächelte gar zärtlich bei diesen Worten, damit ich nicht zürne.

Aber ich zürnte doch heimlich, denn ich mochte nicht dulden, daß sie mich weniger achte, als liebe. Und ich wies ihr darauf ihr Bildniß, welches ich immerdar auf meiner Brust trug, und sprach: „Kennst du diese Madonna noch? Seit dem Tage, da ich es in Verona empfangen von Bevilacqua — seit dem Tage habe ich dich mit abgöttischem Herzen geliebt."

Sie fragte: „Weißt du, woher es Bevilacqua empfangen?"

Ich antwortete: „Aus der Gallerie des Herzogs von Mantua ließ er die Kopie nehmen."

Sie lächelte, als verstände sie nun Alles. Ich aber verstand

sie nicht, und fuhr fort: „Als nun Piccolomini das Bildniß bei mir zum erstenmal gesehen, hat er mir verheißen, ich werde dereinst das Urbild lebendig schauen."

„Er konnte es dir wohl verheißen, Bastiano, da er mich kannte. Ich aber hasse den Piccolomini. Ich sah schon in der Villa Foscarini, daß er dich zu mißbrauchen gedenke. Ich aber ließ mich zu dem Possenspiel verleiten, weil es meinen Freunden Lust machte, dich zu ängstigen. Sage mir, Bastiano, hat dir Piccolomini jemals Geld begehrt, oder hast du ihm jemals geliehen?"

Ich antwortete, jedoch nicht ohne Stocken: „Niemals für sich selbst."

Sie strich mir lächelnd mit der zarten Hand über das Gesicht, und sprach: „Ich mag nicht sehen, wie du lügst. Es steht dir nicht wohl. Also dafür ließ der Betrüger steinerne Bildsäulen wandeln, um dich zu fangen. Selbst seine Freunde betrog er, und machte sie zum Werkzeug seiner gottlosen Plane."

Diese Worte machten mich ernsthaft und ich sagte: „Was weißt du Uebels von dem Mann?"

Sie entgegnete: „Erinnerst du dich der Villa Foscarini? Glaubtest du ernstlich damals, als ich unter den drei Bildsäulen gestanden, ich sei ein Steinbild? oder als ich an einem Tische vorüber wandelte, mit Kreide gebleicht, wie ein weißer Marmor, ein Stein könne wandeln?"

Da fuhr ich auf erschrocken, und schrie: „O Himmel, was sprichst du? Bist du es gewesen?"

„Ich war es allerdings, weil uns deine thörichte Gespensterscheu ergötzen sollte. Auch haben wir redlich auf deine Unkosten gelacht. Doch wir hielten den Piccolomini nur für einen lustigen Zeisig, der uns ein Fest geben wollte. Er aber hat dich geblendet, und ich irre nicht, du verehrst noch heute in ihm einen Zauberer."

Von dieser Rede war ich mächtig betroffen. Und da ich sie noch

weiter wegen der Umstände jenes Abends befragte, antwortete sie mir auf Alles, nannte mir die Namen der Anwesenden, ihre Gestalt und Kleidung, selbst die Speisen, welche auf dem Tische standen, als die Bildsäule vorüberging, also daß ich an der Wahrheit ihrer Rede nicht zweifeln konnte.

Da verbarg ich's nicht länger, und fragte, ob sie niemals davon gehört, daß ein Mensch einen Spiritus familiaris besessen, durch welchen er wunderbare Einsichten erlange, und große Dinge verrichte?

Sie antwortete: „Ich habe wohl davon gehört, aber noch Niemanden gesehen, der im Besitz des Geistes gewesen. Doch wenn der Piccolomini sich desselben rühmt, so glaube ich es nicht, denn seit er der Herrschaft Monte-Marciano verlustig erklärt worden, ist er ein armer Ritter, der nichts hat, als was er zusammenraubt. Er ist ein Schandflecken seines erlauchten Geschlechtes, und die Seinigen erröthen vor Scham, wenn seiner gedacht wird."

---

## Neue Verlegenheit.

Hermingardens Reden hatten mich in große Bestürzung gesetzt, daß ich in tiefes Nachdenken verfiel, bis sie mich daran mahnte, aufzubrechen, um über den Strom zu kommen und Sciarra's Nachstellungen zu entgehen. Wir gingen also dem Wasser entlang, bis wir im Gehölz einen Weg von Baumstämmen darüber fanden, zwischen Felsen. Nach einer halben Stunde erreichten wir ein Bauernhaus, wo wir uns mit schlechtem Brod und Milch erquickten.

Wir hatten nun mühsames Wandern, und mußten zwei Tage lang in schlechten Dörfern Herberg nehmen, bis wir endlich zur Stadt Aquila gelangten. Und ich litt auf dieser Reise großen Kummer um Hermingardens willen, denn ihre zarten Füße waren des Laufens ungewohnt. In Aquila hielt man uns für Pilger,

denn wir hatten unterwegs Kleider gekauft und angethan, wie die Wallfahrer zu tragen pflegen. Auch stand ich in großer Noth, weil ich schier ohne Geld war; denn all mein Gut hatte ich dem Thorhaimer zu Alcini in Verwahrung gegeben.

Da Hermingarde erfuhr, wie übel es mit mir sei, ward sie erst ernst, und sprach: „Könntest du mich gen Rom bringen, so wäre mir und dir geholfen. Denn meine Kasten sind durch den Prinzen von Colleferro nach Rom vorausgesandt, und einer meiner Diener dabei. Auch habe ich großen Theil aus dem Nachlaß des Marchese de Lamentano. Ich wollte dich stattlich kleiden, und du würdest bei mir wohnen und mein Bruder heißen.“

„Wie?“ rief ich mit Erschrecken: „Also warst du doch im Hause des Prinzen Colleferro? Warst du Courtisane des unglückseligen Lamentano? Bist du wieder Donna Lucia, nicht mehr Hermingarde?“

Sie lachte und sprach: „Du bist ein Thor! und ich bin Lucia; aber nie eine Hermingarde gewesen. Ich muß wohl für dich selber sorgen.“ Darauf verließ sie das Zimmer der Herberge, in welchem wir beisammen waren.

Ich aber saß gleich einem Steinbilde da, und wußte nicht, was beginnen. Denn nun ward mir hell, daß ich mit Hermingardens Gestalt reise, und doch nicht Hermingarde habe, sondern daß mich abermals ein böser Geist äffe, wie auf der monteleonischen Hochzeit. Schon waren mir unterwegs oft Zweifel rege geworden, wenn sie vermied, von Olgiato und dem Treffen zu reden, und von unsern Gesprächen in Alcini, was ich ihr Alles wiederholte. Auch erwachte mir Argwohn, wenn ich in ihren Armen lag; denn Hermingarde liebte mit keuscherm Gemüthe, als Donna Lucia, und ein allzu verwegener Kuß, in Alcini gegeben, drohte mir ihre Verachtung und Ungnade.

Und je länger ich erwog, je mehr fand ich zwischen dieser und

Lucia's Gestalt und Art Aehnlichkeit. Oft hatte ich in Alcini Hermingarden von Piccolomini geredet, aber nie nannte sie ihn einen Betrüger. Wohl hat mich Don Alfonso oft gewarnt vor bösen Geistern, die mir den Gewinn des Spiritus familiaris zu entreißen trachten würden. Darum riß ich auch allen Verdacht wieder aus dem Herzen, welchen sie mir gegen Alfonso eingeflößt hatte. Denn konnte diese Lucia mich von ihm abwendig machen, so war ich auch abwendig vom Spiritus familiaris, und selbst der Feuergeist wäre Betrug gewesen, der mir allezeit Wahrheit verkündet, und mich in den blutigsten Gefechten unverletzt erhalten hatte, wie mir Piccolomini vorausgesagt.

Da beschloß ich, den Feuergeist zu befragen, und noch in derselben Stunde Aquila und Lucia zu verlassen und zum Piccolomini zurückzugehen, wenn er mir durch trübes Licht andeuten würde, daß ich in Gefahr sei. Wie ich ihn aber aus dem Gürtel hervorzog, leuchtete er glänzender, denn jemals; dies machte mich sehr irre, und ich beschloß, abzuwarten, was aus den Gaukeleien werden könne, die mit mir getrieben wurden. Denn der Feuergeist hatte noch nie übel geweissaget.

Und als Lucia wieder in das Gemach hereintrat, überfiel mich ein Schauder; denn je länger ich sie betrachtete, je mehr sah ich doch, es war Hermingarde.

---

## Fortsetzung des Vorigen.

Sie aber schien meine Unruhe wahrzunehmen, und belustigte sich sehr daran und sprach: „Welchen Unterschied findest du an mir, wenn ich dir als Hermingarde oder als Lucia erscheine?“

Ich sprach: „Keinen, als daß ich deinen Besitz, sobald du Lucia bist, jedesmal mit einer Mordthat bezahlen muß, wie ich denn deinetwillen mich mit dem Blute Lamentano's und mit dem Blute

des Soldaten in Valva besudelte. Darum ist mir nicht wohl bei dir. Ich bete dich an und verabscheue dich. Mir ist nicht wohl, bis ich fern von dir bin.“

Da hob sie bitterlich an zu weinen, und warf ihre Arme um meinen Hals, flehentlich, daß ich sie nicht allein lasse, in der fremden Stadt, ohne Rath und Beistand. Und sie erinnerte mich an meine Gelübde, die ich ihr zu Loretto gethan, und an die Stunde, da sie mir im Wäldlein bei Assisi zuerst ihre Liebe gestanden. Und sie beschwor mich, ihr den Muthwillen zu verzeihen, welchen sie mit mir getrieben, als könne sie in zweierlei Gestalten erscheinen. Sie habe nur meine eigenen Einbildungen benutzt, und mich darin bestärkt, um sich Vergnügen zu machen. Auch werde Thorhaimer mir sagen, wie sie zu Alcini gelitten, da ich sie verlassen, und wie sie von Sciarra's Leuten hinweggeschleppt worden, habe sie nur meinen Namen gerufen, bis sie ohnmächtig geworden sei.

Und wie sie dies sprach, verschwand mein Grausen, und meine Liebe erwachte von neuem. Denn es war keinem Menschen möglich, sie zu hassen, wenn sie in Thränen verging. Und ich erneuerte mein Gelübde, und erinnerte sie daran, wie sie in Alcini verheißen, mir nach Deutschland zu folgen. So solle es geschehen, und ich wolle sie mir ewig verbinden durch Priesters Hand, doch nicht alsogleich, sondern wenn ich zuvor noch ein großes Geschäft vollendet haben würde, deswillen ich nach Welschland gekommen sei.

Als ich sie besänftigt hatte, ward sie wieder die Holdselige, die sie immer war; doch legte sie ihren bisherigen Muthwillen ab.

Ich gedachte andern Tages, wie ihr Begehren gewesen, sie nach Rom zu führen, wohin ich selbst verlangte, um Don Bevilacqua zu sehen, an welchen für mich Briefe und Gelder aus Deutschland geschickt zu werden pflegten. Denn ich war jetzt sehr arm, und hatte kaum genug, die Reise gen Rom zu thun. Aber Hermingarde klagte über große Müdigkeit, und bat so inständig, sie

einige Tage ruhen zu lassen, daß man nicht wohl anders konnte. Wir blieben also vier Tage müßig in Aquila.

Am fünften Tage kam ein kostbarer Wagen, mit schönen Maulthieren bespannt, vor die Herberge gefahren; ein reichgekleideter Diener trat in das Haus und begehrte Donna Lucia zu sehen. Sie winkte mir, daß ich sie allein lasse, und es verging eine Stunde, bevor sie mich wieder rufen ließ. Da ich zu ihr kam, fand ich viel Gepäck in ihrem Gemach, und sie war köstlich, doch wie zur Reise gekleidet, und hatte goldene Ringe an allen Fingern, und mehrere Goldstücke lagen auf dem Tische.

„Jetzt ist geholfen, Bastiano!“ sprach sie, „und ich danke Euch, daß Ihr mir diese Tage treu geblieben, und mich nicht im Elend allein gelassen, und bitte Euch, mich zu begleiten. Weil aber Eure Kleider zerrissen und vom Staub und Unrath übel zugerichtet sind, sorget dafür, Euch neues Gewand zu schaffen. Nehmet von dem Gelde, so viel Euch beliebt.“

Es that mich dies Wort befremden, und noch mehr die Art und Weise, wie sie mir zusprach. Ich wollte von dem Gelde nicht, und sagte: ich würde sonder Zweifel in Rom für mich finden.

„Vielleicht gehet Ihr lieber zu Euerm Freund Piccolomini zurück,“ versetzte sie darauf, „und nun will ich Euch länger nicht halten, wenn Ihr in Euer Verderben rennen wollet. Denn ich habe zur Genüge erfahren, daß der Bösewicht Euch mehr werth sei, denn meine Person. Und hätten Euch meine Bitten und Thränen nicht bezwungen, Ihr würdet mich schon den Abend nach unserer Ankunft allhier in meiner jämmerlichen Lage verlassen haben. Gehet denn hin! Ich habe meine Gunst einem Unwürdigen verschwendet. Aber hütet Euch wohl, Euch dessen zu rühmen, es könnte Euch gefährlich sein.“

„Wie, ist das die Stimme meiner Hermingarde, die ich höre?“ rief ich: „Also hieltet Ihr mich nur fest, nicht weil Ihr mich liebtet,

sondern meiner zu Euerm Schutz bedurftet? Also waren jene Schwüre und zärtlichen Liebkosungen eitel Trug?"

„Nein, Bösewicht, schöner Bösewicht!". sagte sie: „Ich habe dich geliebt, und liebe dich noch, wie ich keinen Mann geliebt habe. Und ich fürchte durch dich zur Thörin zu werden. Darum ist besser, wir scheiden; denn ich darf und will mein Leben nicht an das Leben eines Abenteurers hängen, der mit Räubern lebt. Seht, Bastiano, welchen Beweis ich Euch von meiner Liebe gebe. Vergesset des Piccolomini und seiner Bande, kommet mit mir gen Rom, und nennet Euch meinen Bruder, so soll es Euch an nichts gebrechen. Selbst wegen Lamentano's Tod habet Ihr nichts zu befürchten, denn Lamentano hat noch reuig ausgesagt, er sei an seinem Unglück schuld, und kein Anderer. Ihr dürfet also ohne Furcht bei mir wohnen und öffentlich erscheinen. Wollet Ihr Piccolomini verlassen?"

Da wandte ich mich mit Verachtung von ihr und sagte: „Nein! eines solchen Weibes willen fällt der Mann nicht ab vom Mann. Daß Ihr mir also redet, ist Zeugniß genug, Ihr habet mich nie geliebt, sondern nur Eure Lust mit mir büßen wollen. Verflucht sei meine Leichtgläubigkeit und der Tag, da ich Euch vor den Schwellen des heiligen Hauses zuerst erblickte; verflucht die Stunde bei Assissi, da ich Eure ersten Gelübde hörte, und verflucht das Bild, das mir die Leidenschaft einhauchte!"

In der Wuth riß ich die Madonna Sclafani's von meiner Brust, und zertrat das Bild auf dem Erdboden, hob die güldene Kette auf und sprach: „Ich will sie zu einem Goldschmied tragen, er wird mir dafür geben, daß ich ohne Eure Almosen reise."

Ich ging aus dem Zimmer und glühte vor Zorn. Sie rief mir ängstlich nach, und wollte mich zur Umkehr bewegen; aber ich blieb taub und ging von dannen.

---

## Abenteuer in Rom.

Der Goldschmied von Aquila zahlte mir kaum die Hälfte dessen, was die Kette werth gewesen, und betrachtete mich gar argwöhnisch, als hielte er mich für einen Räuber. Von ihm begab ich mich in die Kirche, da eben Messe gelesen ward, und verrichtete mit bußfertigem Gemüth meine Andacht. Als ich wieder zur Herberge kam, war Donna Lucia oder Hermingarde in ihrem Wagen abgereiset; und da ich bezahlen wollte, was wir verzehrt hatten, war die Rechnung schon abgethan. Der Wirth übergab mir aber ein Brieflein, welches Lucia für mich hinterlassen, des Inhalts: „Sie warne mich zum letzten Mal vor meinen schlechten Freunden; verzeihe mir auch meinen Zorn, und werde mir in Rom Beweise geben, daß ich ihr noch theuer sei. Sie hoffe, ich werde mich eines Bessern besinnen und ihr gen Rom folgen."

Ich zerriß den Brief und verließ die Stadt, und lief den Weg ins Gebirg zurück, um Piccolomini zu suchen. Da ich aber unterwegs bedachte, wie ich doch besser thue, Don Bevilacqua aufzusuchen, bei dem vielleicht Nachrichten von Hause auf mich warten möchten, kehrte ich wieder um, und wanderte die Straße gen Rom.

Spät Nachts kam ich in einem Flecken an, Vicovaro geheißen. Da fand ich in der Herberge einen Wandersmann, der am Tische saß, Wein zu trinken. Wie ich mich zu ihm setzte, und ihn näher betrachtete, erkannte ich, daß er zu dem Haufen gehöre, welchen Battistella del Aratro führte. Und ich machte mich an ihn, und fragte leise: „Ist der Battistella nahe? oder der Piccolomini?" Da erblaßte der Mensch, und sah mich mit starrem Blick an. Wie er mich aber erkannte, schnalzte er mit den Fingern in der Luft und sagte: Alles vorbei! Alles aus einander!"

Nun begehrte ich mehr zu wissen, und erfuhr, daß Piccolomini von allen Verbannten im Stich gelassen worden sei, und der Mark

Ancona zugeflüchtet wäre, um sich nach Venedig zu retten. Ein großer Haufen der Verbannten treibe sich in der Gegend von Riete umher, wo sie alles Korn auffingen, was den Tiberfluß hinab nach Rom ginge, und sie hätten tägliches Gefecht mit Don Virginio Ursini, dem päpstlichen Feldherrn. Auch Don Marco de Sciarra wäre dabei. Aber die Sache neige zum Ende, und Jeder bringe seine eigene Haut in Sicherheit.

Eben dies erfuhr ich auch andern Tags auf der römischen Landstraße, wo ich mit den Landleuten redete, die Korn nach Rom führten; denn in der Stadt, wie sie sagten, war großer Mangel. Nun gereuete es mich keineswegs, daß ich nicht, wie es anfangs mein Wille gewesen, ins Gebirg gegangen, den Piccolomini zu suchen. Doch fing mir die Flucht des Piccolomini an großes Besorgniß zu erwecken, und der Argwohn, welchen Donna Lucia in mir angeblasen, schien gerechtfertigt werden zu wollen. Falls Don Alfonso Herr des Spiritus familiaris wäre, dachte ich in mir selber, möchte er aller menschlichen Nachstellungen spotten; er würde allezeit des Geldes vollauf haben, und an Anhang könne es ihm nicht fehlen.

Zu Rom kehrte ich in eine geringe Herberge ein, wohin arme Bürgersleute zu gehen pflegen; auch gab ich den Leuten vor, aus Deutschland zu kommen, um zu St. Peter Ablaß zu holen. Ich that es aber, weil mir Geld fehlte. Folgenden Tages kaufte ich mir vor einer Bude sogleich saubere Tracht und einen Degen, und ging damit in meine Herberge und kleidete mich neu. Dann machte ich mich auf, Don Bevilacqua zu suchen und ließ mich zu der Wohnung führen, die er mir schon in Verona bezeichnet hatte. Als ich aber dahin kam, vernahm ich mit großer Bestürzung, wie er vor einem Monat nach Florenz abgereiset sei, weil er die böse Luft von Rom nicht hatte ertragen können.

Nun war ich in großer Noth, denn ich hatte Alles, was mir

zu Aquila für die goldene Kette gegeben worden war, an die neue Kleidung verthan, und das Brod war in Rom so theuer, daß man kaum für Geld bekam. Ich strich den ganzen Tag schwermüthig auf den Gassen und in den Kirchen umher, und wußte meinem Uebel keinen Rath zu schaffen. Ich war zu stolz, die verrätherische Lucia aufzusuchen, und wenn ich gewollt hätte, wußte ich nicht, wo sie finden in der unermeßlichen Stadt. Ich begab mich des Abends ungesättigt auf mein hartes Lager, wo ich jedoch neben vielen andern Pilgern sanft einschlief; denn der Glanz des Feuergeistes gab mir tröstlichen Muth.

Den andern Tag verzehrte ich mein letztes Geld, also, daß ich nicht mehr behielt, mein Nachtlager zu zahlen. Ich war in großer Bangigkeit. Aber der Feuergeist machte mir neue Hoffnung; denn da ich ihn am frühen Morgen beim Dunkeln betrachtete, war er voll Gluth.

Es blieb mir keine Hilfe, als die neuen Kleider wieder zu verkaufen, womit ich mich geschmückt hatte, und mit dem Wenigen, so ich daraus lösen würde, Florenz zu erreichen. Aber man bot mir weniger, denn die Hälfte dessen dafür, was sie mich Tags vorher gekostet hatten.

Da redete ich einen Juden an, und bot ihm die Kleider. Er schüttelte den Kopf und fragte nach Kostbarkeiten; sagte, er sähe wohl, ich sei ein Cavalier, der in der Noth sei, und wäre bereit, mir zu helfen. Er verlange nichts von mir zu kaufen, sondern wolle mir Geld darleihen, wenn ich ihm Unterpfand geben würde. Ich ging mit ihm, wiewohl ich nichts hatte, ihm zu geben. Wie wir nun in sein Haus getreten waren, begehrte er zu sehen, was ich im als Unterpfand geben möchte. Ich gerieth in große Verlegenheit, und versicherte, wenn er mich gen Florenz begleiten würde, ihm seine Reise zu zahlen, weil ich dort mehr Gelder zu heben habe, als ich gebrauche. Er schüttelte zu Allem den Kopf.

Da fiel mir, als letztes Hilfsmittel, der Feuergeist ein, und ich hoffte den Juden zu bewegen, mich gen Florenz zu bringen, wenn ich ihm zeigte, in welchem wichtigen Besitz ich sei. Zwar erinnerte ich mich wohl, wie mich Piccolomini ernstlich gewarnt, Niemandem mein Kleinod zu verrathen; allein die Noth war groß.

Da ich nun dem Hebräer von diesem Geheimniß redete, horchte er begierig auf, und begehrte den Schatz nur zu sehen, mit Verheißen, er wolle ihn gar nicht berühren. Darauf zog ich das Fläschlein, und wies ihm den Feuergeist. Er betrachtete ihn lange mit großer Aufmerksamkeit, und dann rief er: „Der Herr wird mich nicht betrügen! Ist nichts, denn ein bononischer Stein, auf besondere Art zubereitet und eingeglaset. Ich habe auch, und kann dem Herrn davon verkaufen."

Damit ging er und reichte ein Geschirr, worin kleine gelbgrüne Steinlein lagen, und stellte sie an die Sonne. „Sehe der Herr, Feuergeister so viel er mag! Aber sie machen nicht stich- und schußfest. Nach dem hielt er sie ins Dunkle, und ich gewahrte mit Erstaunen, wie sie gleich glühenden Kohlen brannten und leuchteten wie mein Feuergeist. Da fiel es mir schwer auf das Herz. „Stelle der Herr nur sein Fläschlein oft an das Tageslicht, so wird der Stein darin glänzen, wie ein Carfunkel!" sagte der Hebräer, und that sein Geschirr wieder auf die Seite. „Der Herr hat nichts anderes, als den bononischen Stein; so können wir keine Geschäfte machen."

Nach diesen Worten führte er mich an die Thür, und ließ mich auf der Stelle allein stehen.

Darüber bin ich sehr niedergeschlagen gewesen. Ich meinte, ich wolle über die Einfalt und Unwissenheit des Hebräers lachen, und konnte es doch nicht. Zwar hatte sein bononischer Stein viel Gleichheit mit dem in meinem Fläschlein, und hatte im Finstern dessen Licht; auch traf zu, daß man den Feuergeist mit Sonnen-

strahlen nähren müsse, gleich wie den bononischen Stein; aber der Feuergeist hatte meinen Leib doch vor allem Unglück bewahrt, und konnte mir bös und gut wahrsagen, was kein bononischer Stein mag. Dann aber gedachte ich wieder, daß der Feuergeist mir schön gestrahlt, wo ich doch von Hermingarden selbst verrathen worden bin, und seit vielen Tagen hell leuchtete, wo ich nicht hatte meinen Hunger zu stillen. Und wenn ich an Don Alfonso's hilflose Flucht gen Venedig, und an Hermingardens Warnungen, und an den Betrug dachte, welcher mir mit dieser Courtisane gespielt worden, als ich sie für eine Bildsäule halten sollte, entfiel mir alle Lust am Leben. Denn ich sah mich von einem Betrüger ins Elend gebracht, welchen ich für meinen Freund gehalten, und von einem Weibe schimpflich verspottet, welches, seiner Abenteuer zu pflegen, mir wie eine Heilige erschienen war, und meine Leidenschaft und Leichtgläubigkeit mißbraucht hatte zur Sünde. Da schwor ich in meinem Herzen, keinem Menschen mehr zu trauen, und ich sehnte mich nach der Einöde, wo ich in der Welt absterben könne.

In diesen Gedanken vertieft war ich durch manche Straße gegangen, und stand unweit eines alten Mauerwerks, welches vor Zeiten eine Kirche der Heiden gewesen sein mag, worin sie ihre Götzen verehrt. Und wie ich dasselbe betrachtete, fiel mir ein Mann zu Füßen und umarmte meine Knie, daß ich sehr erschrak. Wie er aber sein Angesicht aufrichtete, war es der alte Thorhaimer, der vor Freude und Thränen nicht reden konnte. Da ward mir, als sähe ich einen Engel des Herrn, und fiel ihm um den Hals und küßte ihn, und weinte vor Freuden wie er.

Nach dem gingen wir beide Arm in Arm, gleich Trunkenen, durch die Straßen, und wurden des Erzählens nicht satt. Und wie ich ihm sagte, in wie große Armuth ich gerathen, wie Hermingarde treulos geworden, stand er still und betrachtete mich, und meinte, ich rede irre.

„Wie sprechet Ihr auch, liebster Herr!“ rief er und schüttelte den Kopf: „Das Fräulein ist nicht von mir gewichen, seit wir in jener schrecklichen Nacht Alcini verlassen haben, da die römischen Kriegsleute den Ort überfielen und verbrannten.“

„Nein, Alter!“ unterbrach ich ihn, „Sciarra hat die Wuth geübt aus Bosheit gegen Piccolomini, und hat das Fräulein mit sich gen Valva entführt, wo ich es wieder befreite.“

Er antwortete: „Wenn Ihr mir nicht glaubet, möge Euch das Fräulein selbst sagen, wie in der Nacht die Römischen gekommen sind, wie der Feldoberst Virginio unser Haus umringt hat, und eingetreten ist; wie sie dann demselben zu Füßen gefallen und um Erbarmen gefleht, weil sie von den Räubern gefangen worden, und nichts mit ihnen gemein habe; wie Don Virginio sie darauf huldreich aufgehoben, und ihr und mir erlaubt hat, mit unserm Gepäck und zwei Maulthieren abzuziehen, und er uns durch seine Leibwachten bis auf die römische Landstraße hat führen lassen; wie hinter unserm Rücken die Hütten von Alcini gebrannt haben; wie das Fräulein zum See Bolsena begehrt hat, aber krank geworden, ehe wir Rom erreicht hatten; wie es seitdem auf dem Krankenlager geblieben, und nur durch die Hoffnung genesen ist, daß ich Euch im Gebirg von Abruzzo aufsuchen und wiederfinden würde.“

Da sagte ich: „Wenn dem also ist, wie du sagst, so möge mir Gott gnädig sein. Denn auch ich habe dir die Wahrheit geredet; und das Fräulein ist bei mir gewesen, bis in der Stadt Aquila, wo es mich gar schnöde verlassen hat. Und es ist dasselbe, welches ich in Loretto gesehen, bei Trevi verloren, im Hause des Prinzen Colleferro wiedergefunden, dort verlassen, aus Olgiato gerettet, und in Aquila auf ewig verloren habe.“

„Liebster Herr,“ sagte Thorhaimer, „ich habe schon oft aus Euern Reden verspürt, daß unholde Geister mit Euch spielen

mögen. Darum kommet und fliehet dieses gefährliche Land. Auf deutschem Boden ist doch besser wohnen, und das tugendsame Fräulein führet als Eure Gemahlin in das Schloß der getreuen Welzer ein. Aber schwöret dem Don Piccolomini ab, denn er führet Euch mit seiner schwarzen Kunst in den Rachen des Verderbens; und es ist kein Anderer, denn er, welcher das Teufelswerk treibet, womit er Eure Augen verblendet."

Nun war ich wieder in größter Verwirrung des Gemüthes, und ich wußte mich nicht zu fassen über das, was ich gehört und was ich doch auf ganz andere Weise erlebt hatte. Wie wir nun vor dem Hause standen, wo Thorhaimer und, wie er behauptete, das Fräulein wohnten, bat er mich, zu verweilen an der Thür, auf daß er die Kranke wegen meiner unverhofften Ankunft vorbereiten könnte. Ich folgte ihm aber, ohne daß er es wußte, bis vor die Thür des Gemachs, in das er eingegangen war.

---

## Bekehrung.

Nun hörte ich von innen die Stimme Hermingardens; dann, wie Thorhaimer erzählte, daß er glaube, mich gesehen zu haben; wie Hermingarde zweifelte; wie Thorhaimer sagte, er habe mich gesprochen, bis er ihr beherzt sagte, ich sei in der Nähe. Nun hörte ich das Fräulein einen großen Schrei thun — dann Todtenstille. Nach einiger Zeit schrie Thorhaimer: „Jesus Maria!" und eine fremde Weiberstimme heulte laut.

Da schlug mein Herz gewaltig, und ich stürzte mit Zittern in das Gemach. Thorhaimer lag knieend an einem Bett, und über das Bett beugte sich eine betagte Frau, und im Bett sah ich Hermingarden eingefallen und bleich mit verschlossenen Augen.

„Ach," rief Thorhaimer, „diesen Augenblick ist sie verschieden.

Ich Elender habe das Himmelskind mit der voreiligen Botschaft getödtet."

Aber das Weib winkte ihm und flüsterte leise: „Nein, es ist noch nicht alles Leben geflohen. Rufet den Arzt."

Thorhaimer eilte alsobald hinweg, und wie ich Hermingarden sah, und ihre von Krankheit verzerrte Gestalt, zweifelte ich nicht länger, daß Thorhaimer die Wahrheit geredet, und mich abermals in Valva ein höllisches Trugbild berückt habe. Und ich sank weinend auf den süßen Leichnam meiner Geliebten, und küßte ihre kalten Lippen, und rief tausend Mal ihren Namen. Darauf schlug sie die trüben Augen auf, und starrte mich an, und seufzte einen tiefen Seufzer, und schloß die Augen wieder und ward wie eine Todte.

Da Thorhaimer den Arzt brachte, ward ich in ein anderes Zimmer geführt; da lag ich verzweifelnd auf einem Ruhebett, bis der Arzt wieder zu mir kam, und versicherte, das Fräulein sei gerettet; doch dürfe ich mich nicht zeigen, bis den andern Tag, sonst würde es das Leben der zarten Blume gelten. Welch ein schmerzlicher Tag, welch eine qualvolle Nacht!

Wie ich des andern Morgens zu Hermingarden geführt ward, saß sie aufrecht im Bett, von ihrer Wärterin unterstützt. Sie breitete stumm und lächelnd ihre beiden Arme nach mir aus. Und wie ich sie mit den meinigen umfing, sank sie an meiner Brust zusammen, wie eine geknickte Lilie.

Und ich empfand in meinem ganzen Wesen, daß es die Eine, die Unbescholtene und Reine sei, welche ich in Loretto zuerst ererblickt, und die mein Herz mit unsäglicher Liebe erfüllt hatte. Und ich dünkte mich selbst heiliger zu sein in ihrer Nähe; es war nicht, wie bei dem schönen Gespenst im Hause Colleferro oder Aquila, bei dessen Berührung mich ein ganz anderes Feuer ergriffen hatte.

Der Arzt, die Liebe und die Freude thaten Wunderdinge. Die holde Kranke nahm von nun an sichtbarlich mit jedem Tage an

Kräften zu, und blühete wieder allgemach zu ehemaliger Lieblichkeit. Doch vergingen Tage und Monate; ich verließ sie fast nie. Unterdessen sagte ich ihr nicht, was mir mit der Erscheinung in Balva und Aquila begegnet, damit meine schmähliche Untreue, die ich verübt, mir nicht ihr Herz entfernen möge.

---

## Der Beichtvater.

Aber das Geheimniß drückte mich sehr, und fürchtete ich durch neue Nachstellungen böser Geister wieder von meiner Geliebten geschieden zu werden. Darum beschloß ich, meine bedenklichen Angelegenheiten einem geistlichen Herrn anzuvertrauen; wozu mir auch Thorhaimer oftmals gerathen, auf daß ich mein armes Gewissen erleichtern möge.

Und Thorhaimer brachte mich eines Tages zu einem Franziskanermönch zur Beichte, bei welchem er selbst beichten ging. Ich vertraute mich demselben, denn er war gar ehrwürdig von Gestalt und Geberde, als ein Greis von mehr denn siebenzig Jahren.

Wie ich ihm im Beichtstuhl mein Herz eröffnet und mein Schicksal mit Piccolomini und dem Feuergeist und den bösen Geistern offenbaret hatte, die mich oft unter Hermingardens Gestalt geblendet, befahl er mir, nach ertheilter Absolution, sein an der Pforte der Kirche zu harren.

Bald nachher kam er auch, und führte mich zu seiner Zelle im Kloster, wo er den Feuergeist zu sehen begehrte. Als ich das Fläschlein zeigte, legte er es an die Sonne, und sagte: „Mich dünkt, Ihr seid von dem Piccolomini um Euer Geld betrogen, denn was er Euch gegeben, scheint ein bononischer Stein zu sein und nicht mehr. Aber Piccolomini ist daran, den Lohn seiner verruchten Thaten zu empfangen. Denn in der Gegend von Cesena ist er von dem toskanischen Oberst Bisaccioni gefangen und, an Händen

und Füßen gebunden, durch Imola nach Florenz gebracht worden. Danket dem Himmel, daß er Euch zu rechter Zeit von der großen Gefahr befreit hat."

Als ich Piccolomini's Schicksal vernahm, ward mein ganzer Leib wie Eis. Der alte Mönch aber, nachdem er das Fläschlein wieder zur Hand genommen und lange im Dunkeln betrachtet, gab es mir zurück und sagte: „Es ist der bononische Stein, künstlich in das Gläslein gethan mit einer Flüssigkeit, die ich nicht kenne. Und der Stein hat Euch nicht vor Gefahr behütet, sondern die Hand Gottes. Auch hat Euch der Stein nicht den Muth gegeben, allem Schrecknis Trotz zu bieten, sondern der Glaube an die Wunderkraft des Fläschleins. Piccolomini aber hat Euer Geld und Euern Arm vonnöthen gehabt. Glaubet mir, es ist nichts mit dem Spiritus familiaris, nach welchem Euch Graf Sigismund von der Welz ausgeschickt hat; und ist ein solcher nichts, als menschliche Einbildung. Was aber das Blendwerk ist, von dem Ihr redet, daß Euch ein Weibsbild in der Gestalt Eurer verlobten Braut betrogen, so hütet Euch vor dieser Verlobten, und prüfet sie wohl, denn ich meine, sie überliste Euch."

Nachdem er mir seinen Segen ertheilt, entließ er mich. Ich steckte aber das Fläschlein zu mir, voll großen Unwillens, denn der Mönch hatte mir schlechte Auskunft gegeben, und ich glaubte ihm nicht.

---

## Neue Erscheinung.

Der Mönch begleitete mich bis zur Klosterpforte, und fragte nach meiner Behausung in der Stadt. Dann hob er warnend den Finger und sprach: „Junges Herrlein, es thut mir leid um Euch. Ihr scheint eines guten Gemüthes zu sein, jedoch unerfahren. Ihr seid in üble Hand gefallen."

Ich mochte ihm nicht antworten, und ging von dannen, denn ich sah wohl ein, daß er Hermingarden in Verdacht genommen. Ich sagte aber Hermingarden kein Wort, um sie nicht zu betrüben.

Am Abend des gleichen Tages, da ich bei ihr war, trat Thorhaimer in das Zimmer zu uns. Und er fuhr erschrocken zurück, da er unser ansichtig ward, als sähe er etwas Böses. Und wie ihn das Fräulein um die Ursache solches Entsetzens fragte, wollte er lange nicht die Sprache finden. Endlich sagte er: „Euer Geist betet drüben in der Kirche unter dem Volke. Ich lag während der Messe auf den Knien, und that meine Andacht, da seid Ihr gekommen und neben mir gekniet, und seid geblieben. Da ich diesen Augenblick hinweggegangen bin, wie ist es möglich, daß ich Euch hier finde?“

Hermingarde entfärbte sich, und ward nachdenkend. Ihre Unruhe ging in mich über; denn ich kannte jenes gespenstige Ebenbild, und fürchtete dessen Nähe.

Aber das Fräulein richtete sich bald auf, und sprach freundlich zu Thorhaimer: „Gehet, eilet, flieget hinüber zur Kirche, guter Thorhaimer, und gebet Acht, wohin sich nach gepflogener Andacht die Dame begeben wird, welche Ihr für mich selbst angesehen habet.“

Und als Thorhaimer hinweg war, und ich furchtsam zu Hermingarden sprach: „O du Süße, diese Erscheinung bedeutet unserer Liebe neues Unglück!“ antwortete sie mit der Sicherheit der Unschuld: „Warum fürchtest du Böses? Ich halte dafür, es sei Eugenia, meine Zwillingsschwester, die mir allzuähnlich ist. Aber ich will sie gern meiden, denn sie hat mich nie lieb gehabt.“

Da erschrak ich von Herzen, denn diese Worte rissen einen Schleier von allem Geheimniß meiner letzten Begebenheiten. Ich umfaßte sie und sprach: „Du Liebe, warum verbargst du mir das?“

Sie antwortete: „Die Schwester ist mir geworden, wie eine Fremde; doch hatte ich nicht Ursache, ihr Dasein zu verhehlen.“

Und nun vernahm ich, wie Hermingarde und Eugenia, welche sich lieber Lucia nannte, die einzigen Kinder ihrer Mutter gewesen, die beide zärtlich geliebt hat. Als aber nach dem Tode der Mutter der Vater in die zweite Ehe getreten, habe die leichtfertige Eugenia schon als Kind die Gunst der Stiefmutter genossen, und Hermingarde viel gelitten, besonders nach des Vaters Tode. Eugenia wußte mit Verstellung und Schmeichelei die Stiefmutter zu leiten; war leichtsinnig, eitel und veränderlich, und was sie that, ward gutgeheißen. So täuschend sich die Gestalten der Zwillingsschwestern glichen, so unähnlich waren sich beider Denkarten. Sie flohen einander, und wenn sie zusammentrafen, entsprang Zwietracht. Als darauf durch Thorheiten der Stiefmutter und ihres Sohnes die Güter verschwanden und Mangel einzukehren drohte, sollten die Töchter mit ihrer Schönheit den Reichthum vornehmer Anbeter in das öde Haus locken. Eugenia lieh sich willig dem eigennützigen Spiel der Stiefmutter, aber Hermingardens Sprödigkeit zog ihr den größten Haß Aller zu. Und es war schon daran, daß Hermingarde in ein schlechtes Kloster gestoßen werden sollte, als Eugenia's Leichtsinn dies Schicksal abwendete. Ein Prinz aus dem Hause Colonna war unter den Anbetern Eugeniens der freigebigste, und darum der begünstigste bei Mutter, Schwester und Bruder. Doch bald verdroß es die kaum sechszehnjährige Buhlerin, mit ihren Reizen nur für Andere Ueberfluß zu gewinnen. Sie begehrte in der großen Welt zu glänzen, und jeden Zwang abzuthun, und verschwand mit dem Prinzen, und man erfuhr nichts mehr von ihr, als daß sie in verschiedenen großen Städten Aufwand trieb und die Liebhaber wechselte.

Nach diesem mußte Hermingardens Schönheit wider deren Willen und Wissen einige Jahre lang dienen, die Hand der Mutter und des Bruders mit den Geschenken unbesonnener Liebhaber zu füllen. Als aber ihre strenge Tugend allen ein Aergerniß ward, und der

Kardinal Guiliano großes Gut bot, die Tochter von den Stiefverwandten zu erkaufen, ward sie mit Bitten und Drohungen bestürmt, daß sie keinen heitern Augenblick behielt. Und wie sie mit den letzten Grausamkeiten bedroht ward, sann sie auf Flucht, und suchte durch die Wallfahrt nach Loretto Gelegenheit und Zeit zu gewinnen.

Wie ich dies Alles nun von ihr erfahren, bekannte ich ihr, wie ich vermuthlich die Zwillingsschwester, und keine Andere, auf der monteleonischen Hochzeit gefunden, und aus Valva entführt habe; wie sie mich durch ihre Aehnlichkeit getäuscht, daß sie sich oft über meine Verwirrung mit großem Muthwillen belustigt habe.

Hermingarde hörte mich sehr aufmerksam an. Doch Alles gestand ich ihr nicht, denn ich fürchtete, sie zu betrüben. Aber wie ein Schatten von Verdacht zog es über ihre Seele, und sie sagte plötzlich: „Bastiano, so du mich liebst, führe mich weit hinweg von Rom — in ein Kloster, oder — am Altar vorüber in das Haus deiner Aeltern.“ Ein schönes Roth überfiel bei diesen Worten ihr Antlitz; sie legte es an meine Brust und weinte.

Thorhaimer hatte inzwischen den Gang zur Kirche vergeblich gethan. Das schöne Gespenst war verschwunden.

Ich aber eilte folgenden Tages, Alles anzukaufen, was zu einer langen Reise und für Hermingardens Bequemlichkeit vonnöthen sein möchte. Auch wollte ich Rom nicht verlassen, ohne meines höchsten Wunsches Erfüllung, die Hochgeliebte, als Gemahlin, zu umarmen.

Und da ich nach manchem Geschäft kam, sie zu besuchen, fand ich bei ihr den alten Franziskaner, welchem ich gebeichtet hatte. Er reichte mir lächelnd die Hand und sprach: „Euer Schicksal lag mir am Herzen, darum suchte ich Euch. Zürnet nicht meiner Zudringlichkeit. Ich habe durch das Vertrauen dieses tugendhaften

Fräuleins genug erfahren. Ihr seid in bessern Händen, als ich fürchtete."

Darauf erzählte er auch mir, daß er eine wunderseltsame Entdeckung gemacht; denn ihm sei Donna Lucia wohl bekannt, und er erschrocken gewesen, sie hier zu finden, bis er vernommen, Hermingarde sei die Zwillingsschwester. Doch wolle er der Sache weiter nachforschen.

Nun wandte ich mich an den ehrwürdigen Vater, und bat, daß er mich mit meiner Verlobten vor dem Altar vermählen wolle. Nachdem er unser beider Herkunft und Geschichten von uns vernommen, fand er besonders meine Begebenheiten höchst sonderbar, drückte uns die Hand, und bestimmte freundlich den Tag der Vermählung.

Auch dieser Tag erschien. Wir begaben uns in die Kapelle des Ehrwürdigen, und er sprach über uns vor dem Altar den Segen. Und wie ich hochbeglückt die reizende Gattin heimführen wollte, winkte er mir und sprach: „Ehe wir vielleicht auf ewig scheiden, gewähret mir noch eine Bitte. Euer Schicksal ist so seltsamer Art, daß einer meiner Freunde, ein Mann von hohem Range, begierig ist, Eure Bekanntschaft zu machen. Gewährt mir's, mich zu ihm zu begleiten. Es wird Euch nicht gereuen."

Ich mochte dem Greise die letzte Bitte nicht verweigern. Er setzte sich in unsern Wagen, und ich ließ denselben hinfahren, wohin er begehrte. Wir kamen in einen der schönsten Paläste Roms. Reichgekleidete Dienerschaft empfing uns beim Eingang, und oben an der breiten Marmorstiege erschien zu meiner nicht geringen Bestürzung der Prinz von Colleferro. Er aber schloß mich freundlich in seinen Arm, und inzwischen unser Franziskaner meine Gemahlin in ein Zimmer führte, sprach der Prinz lange mit mir in einem großen Vorsaal von meinen Abenteuern nach Lamentano's Tode. Ueber diesen beruhigte er mich vollkommen. Auch wußte er von

meinen Verständnissen mit Donna Lucia. Dann beschwor ich ihn, meiner Gemahlin nichts zu entdecken.

Nachdem in diesen Gesprächen wohl eine Stunde vergangen war, sehnte ich mich doch wieder, meine Gemahlin zu sehen; aber ich wagte es nicht, den Prinzen daran zu erinnern. Seine Diener brachten uns Erfrischungen und zündeten die Kerzen an, denn es begann Abend zu werden.

Endlich erschien der alte Franziskaner, und nahm mich wie den Prinzen lächelnd bei den Händen, sagend: wir würden erwartet. Er führte uns in ein prachtvolles Zimmer, von unzähligen Kerzen blendend hell, wie der Tag. Darin stand Niemand, denn Hermingarde, aber zu meinem Entsetzen zweimal.

„Nun wählet," sprach der Franziskaner, „welches Eure Gemahlin sei! Ich selbst weiß es nicht mehr."

Der Prinz schien nicht weniger betroffen, als ich, und schwor, dieser Anblick wäre einzig in der Welt. Ich sah wohl ein, daß der Prinz nebst dem Mönche die schönen Schwestern zusammengeführt hatten, um sich an dem wundersamsten Spiel der Natur und an meiner Verwirrung zu weiden. Aber der Prinz war nicht minder betroffen, als ich. Die Täuschung zu vollenden, waren beide fast gleich gekleidet.

Doch wie ich sie verglich, fand ich der zarten Verschiedenheiten viel; am Funkeln ihres Blickes erkannte ich mit geheimem Schauder Donna Lucia. Da neigte ich mich zu der mildern Schwester, die den stillen Himmelsblick der Liebe auf mich senkte, und küßte ihre Hand und sprach: „Ich kann sie nicht mehr verwechseln."

Donna Lucia, oder vielmehr Eugenia, lachte mit ausgelassenem Muthwillen, und sagte: „Wie meinet Ihr, Don Bastiano, habe ich Euch nicht rechtschaffen gequält?"

Ich sagte: „Man verzeihet solche Sünden wohl gern. Aber warum habet Ihr mir das gethan?"

Sie antwortete: „Erst aus Neugier, ob ich meiner schönen Schwester einen frommen Verehrer stehlen könne, dann aus Noth; denn wäre ich ehrlich mit Euch gewesen, Ihr hättet die Höflichkeit gehabt, mich in dem Land der Banditen im Stich zu lassen. Aber ich rächte mich zu Aquila; doch hintennach habt Ihr mir leid gethan." Und sie drückte mir heftig die Hand und flüsterte: „Ja, schöner Bösewicht, wisse es nur, ich liebe dich doch noch! Darf es aber weder mein Prinz, noch deine Prinzessin hören."

Der Prinz gab uns ein kostbares Mahl. Die Schwestern, wiewohl sie sich seit Jahren nicht erblickt, schienen sich selbst hier gern zu meiden. Hermingarde unterhielt sich mehr mit dem Prinzen oder dem Franziskaner; Eugenia wich mir nicht von der Seite.

Spät schieden wir aus einander. Ich führte meine junge Gattin im Triumph heim. Wir fanden auf Hermingardens Zimmer ein Kästlein mit kostbaren Juweelen, welche der Prinz ihr gesandt, mit einem Brieflein, darin die Worte standen: „Der göttlichen Hermingarde zur Aussteuer und Erinnerung an einen Freund." — Aber sie achtete des funkelnden Geschmeides nicht, sondern hing sich um meinen Hals und seufzte: „Ich kann meine eigene Seligkeit nicht glauben! O Bastiano, sage es doch, damit ich es glaube, daß wir einander ewig gehören!"

---

## Ueberraschung.

Die Sonne weckte uns mit ihren goldenen Strahlen. O welche Anmuth und Liebe war über die himmlische Gestalt verbreitet! — Thorhaimer huldigte der neuen Gebieterin und Frau mit Freudenthränen vor ihr knieend. Am Abend desselbigen Tages reiseten wir aus Rom ab, nach Florenz, wo ich Don Bevilacqua aufzusuchen gedachte.

Wie ich nach einigen Tagen in Florenz einzog, kam uns in der Straße viel Volks entgegen; ein armer Sünder ward zum Galgen geführt. Er ging mit gesenktem Haupt zwischen zwei Mönchen, umgeben von Scharwachten des Großherzogs. Wir mußten wegen des großen Gedränges still halten, denn die Vorsehung wollte mich furchtbar an meine Besserung mahnen. Ach, wie der Unglückliche unweit von mir hinging, erkannte ich ihn. Es war Don Alfonso Piccolomini, der den Lohn seiner Schandthat ärntete. Er wurde gehangen, und sein Leichnam an dem Galgen zum warnenden Beispiel viele Tage lang ausgestellt. Es war im Winter, der vierzehnte Hornung 1591.

Also hat dieser Mann schimpflich geendet, der aus einem der edelsten Häuser Italiens entsprossen war, und dessen Gemahlin Hippolyta Picca dem Geschlecht Mirandola entstammte.

Als wir zur Herberg angekommen waren, begab ich mich in ein stilles Gemach, fiel auf meine Knie, und dankte Gott und der heiligen Jungfrau mit Inbrunst, mich vor solchem Schicksal gnädiglich bewahrt zu haben, wie ich doch meiner vielen Sünden willen wohl verdient. Dann habe ich mit gerechtem Zorn das trügliche Fläschlein mit dem Feuergeist im Hof der Herberge gegen einen Eckstein zerschmettert, daß es in viel tausend Splitter zersprang. Und ich erkannte schier allzuspät und mit bitterer Reue, wie der Mensch sich selbst gefährlich verblenden könne, und das Wahre für Trug, und den Trug für Wahrheit halte, wenn er sich einmal mit ganzem Gemüth einer thörichten Meinung hingegeben.

Ich nahm mir auch vor, andern Tages dem Grafen Sigismund nach Deutschland zu schreiben, wie uns Piccolomini irre geführt, und welches Ende er genommen, und in welche Gefahren ich gegangen. Wie ich aber zu Graf Bevilacqua kam, fand ich einen Trauerbrief von meinem Bruder Ulrich von Welz, der mir

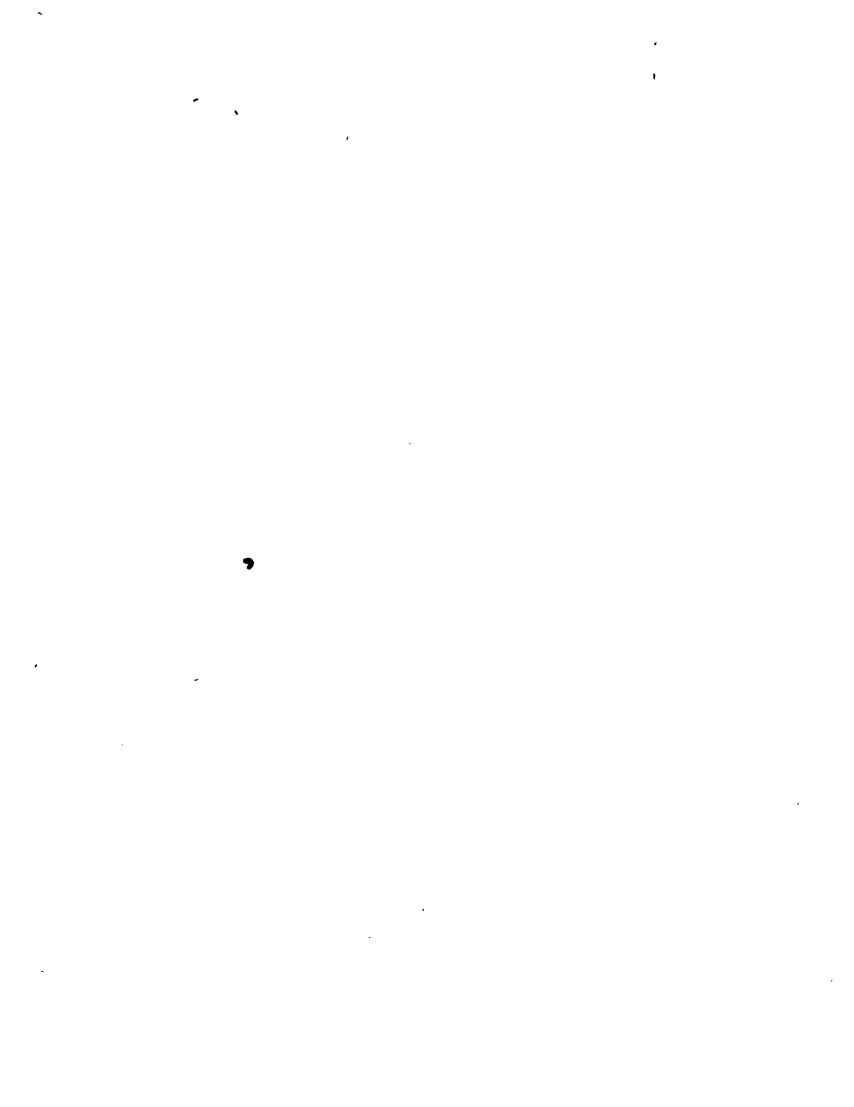
den tödtlichen Hintritt des alten Herrn meldete, auch wie mich derselbe reichlich in seinem letzten Willen bedacht, und alle Güter gegeben, die er für mich verwaltete, als — — — *)

*) Hier endet die Handschrift. Vielleicht ergeht es den Lesern wie uns; gern hätte man noch erfahren, wohin der ehrliche Sebastian mit seiner jungen Gemahlin gekommen. Vermuthlich sind sie zur Stille ihres Erbgutes auf deutschem Boden eingekehrt.

# Inhalt.



Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.





Heinrich Zschokke's

# Gesammelte Schriften.

Zweite vermehrte Ausgabe.

Achter Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.



## Erste Abtheilung.

---

# Novellen und Dichtungen.

In siebenzehn Bändchen.

---

Achter Theil.

---



# Heinrich Zschokke's

# Novellen und Dichtungen.

---

Zehnte vermehrte Ausgabe
in siebenzehn Bändchen.

Achter Theil.

---

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.



# Der Pascha von Buda.

---

Größtentheils wahre Geschichte.

---



Was die Quellen unserer Erzählung betrifft, muß sich eine derselben in den Archiven von Wien, und zwar im Tagebuch der Belagerung von Ofen vom Jahr 1686, befinden. Wir hatten zwar nicht das Glück, unmittelbar aus ihr zu schöpfen, aber doch haben wir Versicherung, daß der Schluß der Geschichte darin bemerkt sei. Eine andere Quelle ist eine sehr zierlich in groß Oktav gedruckte Schrift, 74 Seiten stark, welche, ohne Anzeige des Druckorts, im Jahr 1765 unter dem Titel: „Le Pascha de Bude" erschien. Eine dritte sind Sagen, die zwar für den Geschichtsforscher den geringsten Werth haben mögen, für uns aber nichts minder als verwerflich waren. So viel zur Einleitung.

---

## 1.

An einem tiefen Thale und hohen Felsen liegt im schweizerischen Kanton Waadt ein altes, kleines, doch wohlgebautes Städtlein, mit einem freiherrlichen Schlosse geziert. Das Städtlein heißt La Sarraz. Hier lebt ein gutmüthiges, frohes Völkchen. Und ist es nicht durch seine Reichthümer oder Alterthümer, durch seine Wissenschaften oder Trauben berühmt: so ist es doch durch die Treue und Freundschaft unter sich und mit den Nachbarn, wenigstens ehemals, sehr schätzbar gewesen. Einen Beweis davon gaben zwei kleine, artige Knaben, Eugny und Olivier.

Eugny war der jüngste Sohn eines armen, alten Mannes, der unweit dem Städtchen in einer Bauernhütte unter seinem Strohdache vergnügt lebte. In Eugny's Hause herrschte jederzeit die beste Ordnung, die größte Eintracht, die strengste Arbeitsamkeit. Selbst

der Jüngste mußte schon Geld verdienen, und zur Bestreitung häuslicher Bedürfnisse beitragen helfen.

Aber der alte Vater hatte an diesem Jüngsten wenig Freude, denn er war ein kleiner, wilder Bube, der tausend tolle Streiche machte, zu denen es jeden Tag Gelegenheit gab. Freilich ward der kleine Taugenichts dafür tapfer gezüchtigt; allein was half's? Die Strafen des Abends waren am Morgen jedesmal richtig verschlafen und vergessen. Dabei fehlte es dem kleinen, quecksilbernen Buben gar nicht an liebenswürdigen Eigenschaften. Er war nicht nur ein schöner Knabe, den die Dichter seiner Zeit, wäre er ihnen als Prinz, und nicht im Zwillchkittel und barfuß erschienen, ohne Umstände mit einem Ganymed oder Liebesgott verglichen haben würden: sondern er hatte auch die Gabe, sich, wenn er wollte, Jedem angenehm zu machen. Der Schulmeister hielt viel auf ihn; denn keiner seiner Schüler schrieb eine so zierliche Hand, las mit so lebendigem Ausdruck, rechnete so fertig. Der Schulmeister hatte selbst dem alten Eugny einmal gesagt: „Euer Bube sollte nach Lausanne in die hohe Schule; der versteht beinahe schon so viel, als ich. Der sollte Pfarrer werden!“ — Der Alte hingegen zuckte die Achseln und sagte: „Wir Bauern brauchen auch gute Köpfe, und eher, als die Reichen; denn die, wenn sie keinen Kopf haben, setzen den Geldsack zwischen ihre Schultern. Das können wir armen Leute nicht.“

Der kleine Eugny mußte also mit seiner Liebenswürdigkeit und seinen vom Schulmeister gepriesenen Geistesgaben die Ziegen hüten. Das that er nun auch, und hätte es wohl besser thun können, wenn ihm nicht das Amt zu langweilig gewesen wäre. Er legte indessen so viel Anmuth und Kurzweil hinein, als er konnte.

Lange Zeit z. B. betrachtete er sich als Pfarrer, und die Heerde als seine Gemeinde. Da hielt er derselben die rührendsten Predigten von der Welt; aber an diesen gehörnten Heiden war Hopfen

und Malz verloren, und keiner seiner Zuhörer bekehrte sich. Vielmehr, je eifriger der kleine Redner gegen die Laster der Zeit donnerte, gegen Betrug und Diebstahl und Straßenraub, je ärger trieben es die Ziegen, besonders wenn er, ihre Frömmigkeit und die Wirkung seines Wortes zu prüfen, einmal die Gemeinde zu nahe an einem Kraut- oder Blumengarten vorbeiführte. Sie durchbrachen in ihrer heidnischen Blindheit die Häge und Zäune, und plünderten das fremde Eigenthum rein aus.

Als um dieselbe Zeit ein Vetter ins Land zurückkam, der sich im Kriegsdienste bis zur Würde eines Feldweibels emporgeschwungen und gute Beute gemacht hatte, änderte sich alles. Denn der alte Schnurrbart brachte den Winter in Eugny's Hause zu, und erzählte jeden Abend von seinen und des Marschalls Guebriant Heldenthaten, unter dessen Fahnen er gefochten. Da hörte man von Gustav Adolf, dem Schwedenkönig; da von Bernhard von Weimar, von Tilly, Pappenheim und Wallenstein; da von den Schlachten bei Lützen und Wittstock, von der Zerstörung Magdeburgs und dergleichen. Der Kriegsmann erzählte so lebendig, daß man die Schlachtfelder, die Heere, die Helden vor Augen sah, und den Donner des Geschützes sehr deutlich hörte. Er zeichnete die Schlachtordnungen auf den Tisch, und schwor und fluchte dazwischen, daß allen Menschen angst und bange ward.

Keiner im Hause horchte aufmerksamer, als der Jüngste, dem kein Wort, keine Schlachtordnung, kein Name dem Gedächtnisse entschlüpfte. Sobald das Frühjahr kam, und er wieder zum Ziegenhirt ernannt wurde, nahm er diese Ernennung als Feldhauptmanns-Installation, und erhob auf der Stelle seinen Hund, der im vorigen Jahre bei der Heerde nur Sigristen- und Küsterdienste verrichtet hatte, zum Generaladjutanten. So zog er aus, immerdar siegreich. Er eroberte viele Thäler, Hügel und Wälder, und hatte beinahe, wie Wallenstein der Ehrgeizige, Lust, die Eroberungen

wie sein Eigenthum zu betrachten, und sich zum Herzog von La Sarraz zu machen.

---

## 2.

Eines Tages, da er unweit dem Städtchen beim Steinbruch auf einem Marmorblocke saß und, während die Armee im Freien lagerte, auf Belagerung und Eroberung des schroffen Felsens sann, an welchem einige Ziegen rekognoszirend emporkletterten, vernahm er auf der Felshöhe klägliches Geschrei von Kindern, die um Hilfe riefen.

Alsbald ward beschlossen, die Festung mit Sturm zu nehmen und die Gefangenen droben zu befreien. Der Generaladjutant vereinigte bellend die ganze gehörnte Kriegsmacht; der Felsen ward seitwärts erstiegen, erobert und den Rufenden Hülfe gebracht. Es waren ein paar Kinder aus dem Städtchen; ein Knabe, Namens Olivier, ungefähr fünfzehn Jahre alt, und ein Mädchen von acht Jahren, das Helena hieß. Die Beiden, Kinder angesehener Leute in La Sarraz, des Kletterns ungewohnt, hatten sich auf dem Berge im Spazierengehen verlaufen und verirrt. Um wieder herabzukommen, waren sie zwischen den Felsen und Klippen niedergestiegen, bis sie vor sich einen schauerlichen Abgrund erblickten und nicht weiter konnten.

Der kleine barfüßige Feldmarschall nahm sich ihrer sehr dienstfertig an; zog beide über die Klippen zurück; zeigte ihnen durch sein Vorschreiten, wie sie festen Fuß fassen könnten; brachte sie glücklich auf die Bergebene, und von da auch glücklich ins Thal hinab. Die Geretteten wußten nicht, was sie ihrem Erlöser alles Schöne aus Dankbarkeit sagen sollten. Die Freundschaft war unter den Leuten bald gemacht. Eugny erzählte von seinen Schlachten, Siegen und Eroberungen. Dem kleinen Olivier war das schon recht.

Er nahm sofort eine Stelle bei der Armee an, die Eugny sogleich in zwei Hälften theilte. Er behielt den Oberbefehl über die eine, Olivier ward der andern Anführer, als Feind gegen Eugny. Helena aber mußte sich gefallen lassen, bald bei dem einen, bald bei dem andern Heere, als Marketenderin, zu dienen. Man vertheilte das Gebiet von La Sarraz, man setzte Regeln fest, und das Spiel gefiel Allen so wohl, daß man sich einander versprach, den folgenden Tag wieder zusammenzutreffen.

Olivier, ein lebhafter Knabe, hatte für das Kriegführen und Soldatenwesen nicht minder Neigung, als Eugny. Beide, obwohl sie bei ihren Heeren immer als Feinde gegen einander standen, schlossen dabei unvermerkt die allerinnigste Freundschaft. Tag um Tag, so oft Olivier aus dem väterlichen Hause oder von der Schule abkommen konnte, war er bei seinem Eugny. Und ihre gemeinschaftliche Freundin Helena erschien die Woche wenigstens ein paar Mal mit Brod, Kastanien, und Wasser in einem Fläschchen, die Rolle der Zeltkrämerin zu spielen. Mit Olivier zwar kam sie, bei ihm fand sie gewöhnlich ihre Anstellung; beide waren Nachbarskinder. Allein am Ende des Spiels stand sie gewöhnlich, als Kriegsgefangene, bei Eugny, und es schien beinahe, als ließe sie sich gern von ihm fangen. Darüber gab es denn zuweilen Vorwürfe her und hin. Zwar Eugny und Olivier entzweiten sich um ihre Helene nie; aber Olivier zankte desto öfter mit dieser, daß sie sich von dem Paris so oft kapern ließe. Helena hatte nun zwar ihren Mitbürger und Nachbar recht lieb. Er war in der That ein artiger Knabe, und hatte den wichtigen Vorzug, daß er hübscher gekleidet war, als Eugny. Indessen hatte das kleine Mädchen doch bemerkt, daß die Natur den schwarzlockigen Eugny noch weit zierlicher geschmückt habe, als irgend ein Schneider schmücken könne.

Unter Krieg und Liebe, Zank und Versöhnung verstrich der

Sommer und Herbst, und bald sollte der Winter die Feldzüge auf immer enden.

---

## 3.

Ehe aber noch der Winter kam, setzte sich Olivier eines Tages zu Eugny, und sagte mit wichtiger Miene: „Anno 1644 haben wir mit Geißen Krieg geführt, Anno 1645 aber wird's Ernst. Denk' nur, Eugny, mein Vater hat diesen Morgen einen Brief von meinem Oheim, dem Obersten bei der kaiserlichen Armee, bekommen, und die Zusage, wenn ich im Frühling zur Armee komme, soll ich angestellt werden, als Unterlieutenant. Ich bin im Frühjahr sechszehn Jahre alt, und mein Vater will mich nicht länger in La Sarraz lassen; er meint, hier würde aus mir nichts als ein Geißhirt. Freust du dich nicht?“

— Warum denn? sagte Eugny, und hing das Köpfchen.

„Ei, daß ich Soldat, daß ich Lieutenant werde. Es ist Krieg. Ich bring' es da bald zum Hauptmann und Oberstwachtmeister. Du sollst von mir hören! — Ja, hören sollst du Wunderdinge von mir, das sag' ich dir.“

— Nun ja, Olivier, das glaub' ich. Es freut mich für dich, obgleich ich bitterlich weinen möchte. Denn bist du fort, bin ich ganz verlassen. Wen hab' ich, wenn du, lieber Freund, mir fehlst?

„Ei, Eugny, es thut mir auch weh', dich zu verlassen. Allein du hast ja doch künftigen Sommer noch Helenen. Das Mädchen hat viel Kopf. Du kannst ihr deine halbe Armee geben.“

— Was denkst du auch, Olivier? Ich führe mit keinem Mädchen Krieg. Ohnedem wird sie nicht mehr kommen, wenn du fort bist, und wird eine Stadtjungfer werden, die sich um unsereins wenig bekümmert.

„Sei nur ruhig, Eugny, und weine nicht. In ein paar Jahren

komme ich wieder zum Besuch nach La Sarraz. Da sollst du deinen Augen nicht trauen, wenn du mich siehst — ein Knebelbart — ein Schlachtschwert — hier eine Narbe — da eine Narbe. Du wirst mich kaum kennen.“

— Das glaub' ich, Olivier, und du mich noch weniger. Was fragt dann der Kriegsmann nach dem armen Ziegenhirten? — Ich weiß das wohl.

„Pfui, Eugny, das ist schlecht von dir gesprochen! Sieh', Eugny, und wenn ich Feldmarschall wäre, und käme nach La Sarraz — meine erste Frage wäre nach dir. Das schwör' ich dir; da hast du meine Hand darauf. Da hast du mein Taschenmesser mit der Perlmutterschale zum Pfand darauf. Nimm hin; nimm's zum Andenken.“

— Weißt du, Olivier, Freunde sollen sich keine Messer schenken? Man sagt, das zerschneide die Freundschaft. Aber ich glaub' es nicht. Ich nehm' es. Und wenn du mich einst nicht mehr kennen willst, dann nehm' ich es wieder, und halt' es dir vor die Augen und sage: Olivier, unsere Freundschaft ist zerschnitten.

„Dann wäre ich werth, das Messer im Herzen zu haben. Nun aber freue dich mit mir. Denke, ich habe auch schon Plane für dich gemacht.“

— Sage doch!

„Wenn ich nach einigen Jahren Hauptmann oder noch mehr bin, und nach La Sarraz komme, nehm' ich dich mit zur Armee.“

— Nein, ich will lieber im Frühjahr mit dir gehen und Soldat werden, Reiter, was es ist. Weil du vornehmer Leute Kind bist, macht man dich sogleich zum Lieutenant. Ich aber will tapfer sein und durch meine Kriegsthaten Lieutenant werden. Verlaß dich darauf, ich will.

„Das geht nicht, Eugny. Du bist erst vierzehn Jahre alt, und viel zu jung. Du kannst die Muskete noch nicht tragen.

— Aber die Trommel. Und ich weiß mit den Pferden umzugehen. Ich kann Troßbube werden.

„Das geht nicht, Eugny. Als Bube beim Troß kommst du nie in die Schlacht, kannst dich nirgends hervorthun. Warte lieber, bis ich zum Besuch nach La Sarraz komme und dich mitnehme. Da stell' ich dich gleich als Feldweibel an. Du kannst schön schreiben, gut rechnen. Ich will dich schon gebrauchen und dem Obersten empfehlen. Sei ohne Sorgen!“

Da hub Eugny bitterlich an zu weinen, und Olivier hatte genug zu trösten. Eugny schwor, er wolle nicht länger Geißhirt bleiben, sondern im Frühjahr mit in den Krieg gehen..

---

4.

Die Sache kam anders, als beide Freunde berechnet hatten. Eugny ward trauriger und nachdenkender von Tag zu Tag. Oliviers Gesellschaft und die Scherze der schmeichelnden Helena heiterten den armen Jungen nur sehr vorübergehend auf.

Eines Tages saß er am Abhang eines Hügels in Träumereien verloren; seine Heerde weidete um ihn her; der Herbststurm wirbelte im abgefallenen Laub des Waldes. Da hörte er jählings seinen Hund gewaltig bellen. Eugny sah sich nicht einmal danach um. Der Hund sprang bellend herbei und wieder davon, und wieder zurück. Eugny ward endlich aufmerksam, stand auf und ging einige Schritte vorwärts. Da erblickte er in der Tiefe, vor der Schlucht eines Waldberges, eine seiner Ziegen von einem Wolf überfallen, der das arme Thier zerriß.

Hastig griff Eugny zu seinem Stecken, und sprang, von seinem Hunde begleitet, den Hügel hinab, dem Räuber entgegen. Der Wolf entfloh; aber die Ziege war todt und zerfleischt. Mit Entsetzen stand der junge Hirt da. Doch faßte er sich bald. Er be-

deckte das getödtete Thier mit dürrem Laub, Reisern und Steinen, ging wieder zu seiner Heerde, und trieb sie Abends zur gewohnten Zeit heim. Dann begab er sich ins väterliche Haus, legte, sobald es dunkel ward, seine Sonntagskleider an, machte aus dem Besten, was er hatte, sein Bündel, und wanderte davon.

Er ward schon am Abend vermißt, da der Eigenthümer der verlornen Ziege erschien und großen Lärmen machte. Aber weil der Bursche sich auch am folgenden Morgen nicht im Hause zeigte und überall vergebens gesucht ward, erhob sein alter Vater großes Jammergeschrei.

Untröstlicher noch, als der Alte, waren Olivier und Helena, als sie die Nachricht von Eugny's Flucht vernahmen. Man konnte sich nicht genug über Helenens Schmerz um den Geißbuben verwundern, und Oliviers Thränen wurden von seinen Aeltern umsonst verlacht oder gescholten.

Nach einigen Tagen empfing Olivier durch einen Bauer aus der Nachbarschaft von Romainmotier einen Brief. Eugny schrieb ihm das Schicksal der vom Wolf zerrissenen Ziege; dann, daß er, theils aus Furcht vor der Strafe, theils aus Ekel gegen das Hirtenleben, davongelaufen, um besseres Glück in der weiten Welt zu suchen.

„Fürchte dich nicht, Olivier!“ schrieb Eugny: „Ich werde nicht verhungern. Ich habe arbeiten gelernt. Sag' es nur Helenen, sie solle sich nicht ängstigen; und meinem Vater sag' es, ich wolle ihn aus der Fremde noch unterstützen, wenn ich einmal etwas verdient habe. Dein Messer hab' ich mit mir genommen. Ich will es zeitlebens aufbewahren. Es erinnert mich immer an dich. Vielleicht finden wir uns im Kriege irgendwo wieder.“

Olivier sprang närrisch vor Freude umher, las allen Menschen den Brief von Eugny vor, und hatte sogar nichts dagegen, als Helena das Papier laut weinend an ihre Brust drückte.

Indessen war es für Olivier doch ein trauriger Winter. Denn er hatte sich allzusehr an Eugny gewöhnt, und der Freund mit dem zärtlichen, geistvollen Geplauder fehlte ihm überall. Zum Glück mußten nach einigen Monaten schon die Vorbereitungen zur Abreise getroffen werden. Das brachte mancherlei Zerstreuungen. Es wurden Abschiedsbesuche in Romainmotier, in Vevay, in Nyon bei Verwandten und Freunden des väterlichen Hauses gemacht. Man rüstete das Gepäck, und mit Ostern ging es nach Deutschland zur kaiserlichen Armee.

Die kleine Helena weinte jetzt eben so bitterlich wieder um ihren Nachbar Olivier, wie sie im Herbst um Eugny getrauert hatte. Aber Mädchen trösten sich bald, und Olivier, als er einmal durch die Schweiz gegangen, den Rhein hinter sich sah, deutsche Luft athmete, Soldaten von allen Nationen, Feldlager und Kriegslärmen fand, vergaß Eugny, La Sarraz, Helenen, Aeltern, Alles.

---

5.

Der junge Olivier fand seinen Oheim erst zu Wien, und dieser nahm ihn mit sich ins ungarische Lager bei Preßburg. Hier fochten die Kaiserlichen unter dem Befehl des Feldmarschalls Götz gegen Ragoczy von Siebenbürgen, der das halbe Ungarn in Aufstand gebracht und sich mit den Schweden vereinigt hatte, die der tapfere Held Torstensohn führte. Es gab rauhe Tage, blutige Köpfe. Olivier kam in die rechte Kriegsschule. Er lernte das wüste Lagerleben; Sengen, Brennen, Morden, Rauben war Gespräch und That jedes Tages. Der Oheim hatte wohl anfangs ein wenig Mitleiden mit dem jungen Burschen; aber schon nach dem ersten Vierteljahr ließ er ihn ohne anders, wie er es nannte, „Pulver riechen,“ und nach dem ersten Feldzuge wurde Olivier wirklich als Lieutenant angestellt, denn er hatte sich als Frei-

williger bei verschiedenen Gelegenheiten so brav, oder vielmehr so verwegen betragen, daß er die Freude aller Soldaten geworden. Anfangs nannten sie ihn nur das Milchgesicht, hintennach aber den kleinen Teufel.

Ich möchte hier gar nicht die bunte und wilde Kriegsgeschichte des jungen Olivier beschreiben, wie er bald in Böhmen, bald in Schlesien, bald in Bayern übel hausen half. Man kennt die ungebundene Mannszucht aller Heere, auch der besten, in langen, anhaltenden Kriegen; man kennt die Ausschweifungen der Kriegsknechte und Feldherren, mit welchen sie am Ende des dreißigjährigen Krieges ihre früheren Lorbeeren besudelten. Das muß man indeß sagen, der junge Schweizer betrug sich mit altritterlichem Sinn überall; im Lager züchtig, mäßig, nüchtern; im Gefecht fröhlich und unerschrocken; streng gegen seine Untergebenen, viel strenger noch gegen sich selbst; gegen seine Obern voll blinden Gehorsams.

Das half ihm im Dienste empor. Er ward in den Hauptstab des Feldherrn gezogen, und blieb auch nach dem dreißigjährigen Kriege im kaiserlichen Heere angestellt. Unter dem Grafen von Hatzfeld machte er den Feldzug in Polen gegen die Schweden mit, und hier führte er, als Hauptmann, ein Geschwader schwerer Reiterei. Mit allen seinen Kriegsgefährten lebte er in bester Eintracht. Jeder hielt den jungen, geistvollen Mann hoch. Nur ein einziger Offizier schien gegen ihn angebornen Widerwillen zu haben, und das war noch dazu ein Schweizer, ein Herr von Asperlin von Raron, Sohn des Oberherrn zu Bavois.

Dieser, weil er kein anderes Verdienst hatte, als seine etwas vornehmere Herkunft, machte es, wie es alle dergleichen Menschen zu machen pflegen. Er warf sich in die Brust, prahlte viel, hielt Alles neben sich für Kleinigkeit, und haßte ohne Umstände Jeden, der sich um ihn nicht bekümmerte. Unter denen, die sich um Herrn

von Asperlin wenig bekümmerten, war auch Olivier. Daher verursachte ihm Asperlin hinterrücks allen möglichen Verdruß, und schwor sogar, er wolle nicht ruhen, bis er vom Regiment verjagt wäre. — Olivier achtete dergleichen Drohungen wenig.

Olivier hatte einst, vielleicht bei übler Laune, in Gesellschaft anderer Kriegsgesellen, über die Langsamkeit der Unternehmungen des kaiserlichen Oberfeldherrn geklagt; über Mangel an Gelegenheit, sich auszeichnen zu können; am Ende über Ungerechtigkeiten bei Beförderungsfällen im Heere, wo nur Geburt und Herkunft, hingegen Verdienste nichts gälten. Erhitzt durch Widerspruch ging er immer weiter, und behauptete zuletzt, es gehe vernünftiger und billiger bei den Türken zu. Er wollte wetten, daß er sich binnen drei Jahren im Dienste des Großsultans zum Pascha von drei Roßschweifen emporschwingen wollte.

Das erfuhr Asperlin. Er riß Oliviers Worte aus dem Zusammenhang, und hinterbrachte sie mit allerlei beigefügten Betrachtungen und Folgemachereien dem Oberfeldherrn, in dessen Gefolg er war, und bei dem er viel galt. Olivier wurde zur Verantwortung gezogen, und hatte wegen seines Trumpfs, *Pascha von drei Roßschweifen zu werden*, vielen Verdruß. Manche nannten ihn seit der Zeit wohl den „*Pascha*".

---

## 6.

Er nahm es eben nicht übel; desto mehr aber, als sich unter den Hauptleuten seines Regiments die Sage verbreitete, er habe sich im Städtchen seiner Heimath durch nichts bemerkbar gemacht, als daß er Ziegen gehütet hätte.

Olivier kam endlich auf die Quelle dieser Sagen. Sie rührten von Keinem, als dem Herrn von Asperlin, her. In dem Augenblick, da er darüber Gewißheit empfing, beschloß er, den Lästerer

zu züchtigen. Angekommen in dessen Quartier, erfuhr er, Asperlin sei mit Urlaub in die Schweiz gereiset, aber erst am Morgen dahin aufgebrochen. Schnell machte er sich aufs Roß, ihn einzuholen. Der Weg, den Asperlin eingeschlagen hatte, war leicht erfahren. Olivier sparte die Spornen nicht.

Mittags erreichte er ein Städtlein. Vor dem Wirthshause sah er die Knechte und Rosse seines Feindes reisefertig und ihres Herrn gewärtig. Er sprang vom Gaul, gab seinen ihn begleitenden Dienern einige Aufträge, und so ins Haus. Man führte ihn ins Gastzimmer.

Da saß Herr von Asperlin wohlgemuth am Tisch mit einem andern jungen Offizier, bei vollen Weinbechern. Beide sprachen Französisch. Asperlin war eben im Begriff, dem Jüngling freundlich über den Tisch die Hand zu reichen und Abschied zu nehmen, als Olivier eintrat.

Dieser, ohne sich um den Fremden zu bekümmern, ging in kürzester Richtung gegen Asperlin, begrüßte ihn mit dem lakonischen Gruße, der alles Vergangene und Nachfolgende erklären mußte: „Verläumder, Ehrendieb!“ — hob die Hand, und versetzte seinem Landsmann eine so gewaltige Maulschelle, daß dieser sammt dem Stuhl, auf dem er gesessen hatte, rücklings zu Boden fiel, den Tisch vor sich, mit den Beinen, hoch in die Luft hob, also, daß er, der Stuhl unter ihm, Tisch und Gastmahl über ihm, mit entsetzlichem Krachen zusammenstürzten. Das ganze Haus erdröhnte, als wäre Erdbeben oder Weltuntergang. Olivier, wie er den Ehrenmann unter den Trümmern aller seiner Freuden am Erdboden liegen sah, konnte sich des Lachens nicht erwehren. Wirthsleute, Knechte, Mägde liefen erschrocken zusammen. Asperlin entwickelte sich mühsam vom Tischtuch, Tisch und Speisewirrwar; stand verblüfft auf, sah umher mit stieren Augen; erkannte den Olivier, von dem der zermalmende Streich gekommen war; rief: „Bösewicht, das zahlst du mir mit deinem Blute!“ und ging eilig

davon. Nach einiger Weile hörte man Pferdegetrappel auf der Gasse; Asperlin, in seinen Mantel gehüllt, ritt mit seinen Knechten von hinnen.

Olivier stand noch am Fenster, lachend, dem Gedemüthigten nachsehend, als der fremde Offizier ihm mit der Hand auf die Schulter schlug, und sagte: „Mein Herr, welches auch die Ursache Ihres tollen Betragens sei, oder welche Ursachen auch mein Freund haben mag, daß er Ihre Grobheit nicht auf der Stelle züchtigte: Sie haben mich in ihm beleidigt; er ist mein Landsmann, mein Freund. Ich will ihm eine Arbeit ersparen. Kommen Sie mit mir vor's Thor."

„Warum nicht hier auf der Stelle?" rief Olivier, schickte die Wirthsleute mit dem Befehl hinweg, ihm in einem andern Zimmer eine gute Mahlzeit zu rüsten, verschloß hinter ihnen die Thür, zog den Säbel und erwartete seinen Mann.

Der Fremde stand schon bereit. Indem ihn Olivier betrachtete — einen schönern Mann hatte er sein Leben lang nicht gesehen — senkte jener plötzlich den Degen und sagte mit scharfem, spähendem Blicke: „Mein Herr, damit ich auch meinen Gegner kenne, wie heißen Sie?"

„Olivier von La Sarraz."

„Teufel! dacht' ich's doch!" rief der Fremde: „Und ich bin Cugny!"

Die bloßen Säbel in den Fäusten, umarmten sich die entzückten Jünglinge mit einer Innigkeit, als wollten sie auf immer zusammenwachsen. Ihre Lippen riefen nur gegenseitig ihre Namen, oder hingen an einander, als möchte Jeder die Seele des Andern in sich saugen.

7.

Erst, wie sie mit den Bechern in der Hand bei Tische einander gegenüber saßen, betrachteten sie sich mit zärtlichem Wohlgefallen ruhiger. Da war nun unter den beiden Jugendgespielen des Fragens viel her und hin. Einer bewunderte den Andern, wie er so gewachsen, so männlich und schön geworden. Nun wollte Jeder wissen, wie alt der Andere sei. Es war leicht zu berechnen. Es waren volle zehn Jahre, seit sie sich zum letztenmal am Steinbruche bei La Sarraz gesehen. So hatte Olivier ein Alter von sechsundzwanzig, Eugny ein Alter von vierundzwanzig Jahren. Olivier mußte haarklein alle seine Abenteuer berichten; mußte erzählen, was er indessen vom väterlichen Hause vernommen, von allen Vorfällen in La Sarraz. Natürlich ward auch der kleinen Marketenderin Helena angelegentlich gedacht. Doch von dieser hatte Keiner erfahren, ob sie noch lebe, oder schon bei den lieben Engeln im Himmel sei.

Endlich erzählte auch Eugny, der nur immer fragen und hören wollte:

„Du weißt, Olivier, wie ich von La Sarraz meinem Vater entlief. Unterwegs, ich wußte selbst nicht, wohin ich wollte, war ich unbekümmert um mein Schicksal. Ich war ja ein starker Bursch; man sah mir meine vierzehn Jahre kaum an. Arbeiten hatte ich gelernt und alle Wetter ertragen. An Leckerbissen war ich nicht gewöhnt. Was brauchte ich viel? Ich konnte mich schon durchschlagen. So war ich bei meinen paar Schillingen reich.

„Aber als ich mich — denn ich lief die ganze Nacht hindurch — im Mondschein hinsetzte, mein Brod zu verzehren, und ich dein Andenken, dein Messer hervorzog, um das Brod zu schneiden, da weinte ich bitterlich. Denn nun erst warst du mir ganz gegen-

wärtig; nun erst fühlte ich, was du mir warst, und was ich verloren und verlassen hatte.“

Bei diesen Worten zog Eugny das Taschenmesser mit der Perlenmutterschale hervor, hielt es seinem Freunde vor und sagte: „Siehst du, Olivier, es lebt noch!“ — Olivier konnte sich nicht halten, sprang auf und küßte den Jüngling.

Eugny erzählte weiter: „Nun höre. Wie ich so da saß und weinte, dachte ich, wie du nun als ein vornehmer Herr zur Armee gingst, da sogleich Lieutenant würdest; ich nur als ein armer Bauernbube Troßjunge werden, höchstens zum Stallknecht oder zum gemeinen Soldaten vorrücken könnte. Das schmerzte mich. Ich machte allerlei Plane, reich zu werden, Geld zu verdienen, und mich dann als Sohn von einem guten Hause, wohlgekleidet bei einem General zu melden. Ich träumte allerlei. Und aus den Träumen ward zuletzt doch etwas.

„Ich kam nach Pontarlier. Hier nahm mich ein angesehener Mann in seinen Dienst. Weil ich ihm gefiel, zog er mich aus dem Stall und vom Holzspalten nach wenigen Wochen in sein Wohnzimmer. Da, besser gekleidet, spielte ich erst seinen Aufwärter, und als er zufällig meine Handschrift bemerkte, machte er mich ohne anders zu seinem Schreiber und Rechner, weil er selbst, wie ich bald bemerkte, im Schreiben und Rechnen übel bestellt war. Ich empfing ein schönes Wochengeld. Frau und Kinder meines Herrn hatten mich lieb. Ich hätte sehr glücklich sein können. Und doch war ich es nicht. Die Thaten des großen Condé ließen mich nicht schlafen. Man erzählte in Pontarlier nichts Anderes, als von seinen Siegen am Rhein. Ich las mit Begier alle Zeitungen, alle Flugblätter, Geschichtbücher, alt und neu. Mein Herr hatte deren viel.

„Früher, als ich's selbst beschlossen hatte, führte mich das Schicksal zur Armee. Ein Schlagfluß raubte meinem guten Herrn

im Frühling 1645 das Leben. Die Wittwe verabschiedete mich mit einem ansehnlichen Geschenk. Nun schrieb ich meinem Vater noch einmal, erzählte ihm meine Glücksgeschichte, um ihn zu beruhigen; bat noch einmal wegen meiner Flucht um Verzeihung, und meldete ihm meinen Entschluß, fortan im Kriege mein Heil zu versuchen.

„Ich verließ Pontarlier, und begab mich über Basel und den Rhein, Condé's Heer aufzusuchen. Als ich bei den Vorposten der Franzosen erschien, verlangte ich zum befehlshabenden Offizier geführt zu werden. Man brachte mich dahin. Es war der Marquis de Bellefonds.

„„Was gibt's, junger Mensch?“ fragte dieser mit barscher Stimme. Ich sagte ihm ganz unbefangen, ich sei ein Schweizer, von guter Familie, habe von meinem Vater aber nichts geerbt, als Muth und Ehrgefühl; ich wünsche als Freiwilliger unter den siegreichen Fahnen des Prinzen Condé zu dienen, und hoffe, durch mein Betragen sein Wohlwollen zu erwerben.

„Sei es, daß meine Jugend, oder die Art, wie ich alle Fragen des Marquis beantwortete, oder mein schwärmerischer Ungestüm, Kriegsmann zu werden, den Marquis rührte: genug, nach einer langen Unterredung behielt er mich bei sich, und versprach, mich zu versorgen. Ich empfing Degen und Kriegsrock, und in der Kriegsschreiberei Anstellung, als Freiwilliger.

„Es gab täglich Gefechte. Ich fehlte dabei nicht. Marquis de Bellefonds gewann mich lieb. Er brauchte mich viel. Ich mußte ihm überall folgen. Bald erfolgte die mörderische Schlacht bei Nördlingen, in welcher der bayerische Feldherr Mercy selbst umkam. Da konnte ich mich, trotz meiner Jugend, meinem Gönner einmal zeigen. Als unsere Schaar im Begriff war, die Flucht zu nehmen, und der Kugelhagel mörderisch wüthete, der Fahnenträger sank, sprang ich vom Pferde. „Teufel wohin?“ rief Bellefonds. —

„Zum Sieg oder Tod!“ schrie ich, ergriff die Fahne und ging vorwärts. Einige beherzte Soldaten, die ihre Fahne nicht verlieren, oder sich von einem Knaben nicht beschämen lassen wollten, folgten mir; diesen gingen mehrere nach, endlich eine ganze Kompagnie, endlich links und rechts die Uebrigen. Und wir drangen durch.

„„Du bist ein braver Junge!“ sagte der Marquis, als wir Feierabend hatten, und umarmte mich vor allen Soldaten. Ohne Zweifel hatte er dem Prinzen Condé von mir gesprochen; denn folgenden Tags ward ich zum Prinzen berufen. Der Marquis und mehrere Obersten und Generale waren zugegen. Der Marquis stellte mich dem großen Helden vor. „Ah, sieh' da!“ rief der Prinz, indem er mich verwundert und freundlich ansah: „Ist das der Freiwillige von Bellefonds?“ Er lobte mich und ernannte mich zum Offizier. Man hieß mich seitdem nur den Freiwilligen von Bellefonds bei der Armee. Ich gab mir Mühe, dem Namen Ehre zu bringen, der mich ehrte.

„Nach dem Frieden in Deutschland diente mein Regiment in Flandern gegen die Spanier unter Turrenne's Befehl. Ich hatte die Ehre, vom Marschall gekannt und hervorgezogen zu sein, und wirklich habe ich jetzt eine Sendung von ihm an den Grafen Hatzfeld. Da hast du meine Geschichte.“

---

8.

Beide reiseten mit einander ins Lager zurück. Eugny war beim Grafen Hatzfeld so glücklich, durch sein Fürwort dem wackern Olivier einen halbjährigen Urlaub zu erwirken, um seine Verwandten in Sarraz nach zehnjähriger Trennung besuchen zu können.

„Ich eile zu meinem Marschall zurück,“ sagte Eugny, „und bitte ihn ebenfalls um Erlaubniß, auf einige Monate in die Schweiz

zu gehen. Da wollen wir dann Himmelstage mit einander in der Heimath leben. Da wollen wir Hütten bauen über dem Steinbruche; dir eine, mir eine, und der kleinen Marketenderin eine. Da wollen wir alle die alten süßen Erinnerungen der Kindheit wieder lebendig werden lassen."

Man schied nun mit den frohesten Hoffnungen des baldigen Wiedersehens von einander. Olivier packte ein, und begleitet von zween seiner Knechte reisete er durch Deutschland in die Schweiz. Wie schlug ihm das Herz, als er das Städtlein seiner Heimath vor sich am Berge liegen sah! Es war ihm, als wäre er gestern erst aus demselben abgereiset. Aber je näher er kam, je veränderter fand er Vieles; freilich nur in Kleinigkeiten; und doch jeder ausgerissene Hag, jedes verschwundene, baufällige Gartenhäuschen, jedes neu errichtete Gebäude erregte seine Aufmerksamkeit und Verwunderung. Was ihm einst als Kind groß vorgekommen war, schien ihm jetzt klein, der himmelhohe Thurm niedriger, die breite Gasse viel enger, das väterliche Haus viel zusammengedrückter, als er sich vorgestellt hatte.

Ich darf nicht sagen, welchen Jubel Oliviers Erscheinung im Hause der Eltern, welches Aufsehen es im ganzen Städtchen gemacht habe. Jeder wollte den kleinen Olivier sehen, der nun so groß und kaiserlicher Hauptmann geworden war.

Schon des andern Tages machte er die Runde bei allen Verwandten und Bekannten. Natürlich die kleine Marketenderin und Nachbarin Helena ward nicht vergessen. Aber wie erstaunte er, als er im Zimmer bei ihren Aeltern stand, und sie hereintrat! Es ging ihm heiß vom Wirbel bis zur Sohle. Die Jungfrau nahte sich ihm erröthend. Eine frische, blühende Gestalt, von aller Anmuth der Jugend umflossen, mit ihren flammenden, schönen Blicken fähig, Herzen von Eis zu schmelzen. Olivier hatte kein Herz von Eis, aber geschmolzen war es doch. Er küßte schüchtern und zit-

ternd ihre zarte Hand, und wußte nicht, was er stammeln sollte. Helena, weit unbefangener, musterte den alten Spielgenossen von oben bis unten, sagte ihm viel Verbindliches, und brachte ihn durch ihr vertrauliches Gespräch bald wieder zu sich selbst.

Von diesem Augenblicke an entzündete sich in Olivier eine unbesiegbare Leidenschaft. Täglich besuchte er Helena's Aeltern, eigentlich nicht die Aeltern, sondern Helena zu sehen, deren immer gleich rosenfarbige Laune, deren Muthwille ihn abwechselnd bald unter die Seligen des Paradieses, bald unter die Verdammten und in ihre Qualen versetzte. Denn das hübsche Mädchen schien Alles zu verstehen, nur kein Wort von Liebe. Es war noch immer gegen ihn so traulich und harmlos, wie vor zehn Jahren bei den Geißheerden; aber mehr, als damals, schien auch jetzt noch nicht das neunzehnjährige Mädchen zu fühlen. Ja, wenn Helena recht aufgeräumt war, fing sie ihn sogar an zu duzen; aber auch in dem Du lag nichts Bedeutsameres, sondern wohl etwas Komisches, das den armen Liebeskranken peinigte.

So vergingen einige Wochen, einige Monate. Manches hübsche Mädchen von La Sarraz, Vevay und Lausanne lächelte den schönen, kriegerischen Jüngling bedeutsamer an, als Helena; ja, Olivier war sogar boshaft genug, Versuche anzustellen, ob er Helenen nicht ein wenig eifersüchtig machen könne. Allein umsonst. Das unbefangene Mädchen blieb sich gleich, und neckte ihren Freund allenfalls mit seiner Liebschaft, die er gegen eine andere Schöne heucheln wolle. Dabei wußte sie ihren Seladon in so strenger Ehrfurcht zu halten, daß er es nur nie wagen mochte, ihr eine Silbe von seiner Leidenschaft zu sprechen. Aber seine Blicke, seine Aufmerksamkeit, seine Zerstreuungen sprachen.

Olivier fing an, sich seines Zustandes zu schämen. Er kämpfte mächtig mit sich selbst. Er that kleine Reisen in die Nachbarschaft.

Allein er fühlte wohl, so lange er im Zauberkreise der schönen Helena athmete, war für ihn keine Genesung zu erwarten.

Um diese Zeit erfuhr er durch das Gerücht, was man ihm im Hause von Helenens Aeltern sorgfältig verschwiegen hatte. Herr von Asperlin von Raron, der Helenen in Lausanne kennen gelernt und ihr den Hof gemacht hatte, war durch Erbschaft zu beträchtlichen Reichthümern gelangt, der Kriegsdienste satt, nun entschlossen, im Vaterlande zu bleiben, und hatte bei Helenens Aeltern förmlich um die Hand ihrer Tochter geworben. Die Aeltern fanden sich durch den Antrag sehr geehrt, hatten ihn genehmigt, Helenen davon unterrichtet und ihre Einwilligung dazu verlangt. Helena aber, die auch ihr Köpfchen hatte, lachte über Herrn von Asperlin und seinen Reichthum, wollte nicht Oberherrin von Bavois sein, und setzte den Beschwörungen ihrer stolzen Mutter und dem Dräuen ihres gestrengen Vaters ein festes, entschiedenes Nein entgegen.

Nun wußte wohl Olivier um Asperlins Bewerbung, aber nicht von Helenens Widerwillen gegen dieselbe. Er fiel auf den Gedanken, Asperlin sei ein beglückter Nebenbuhler, und er schwor ihm tausendmal den Tod. Wenn er es aber recht vernünftig überlegte, fand er doch, mit dem Tode des Nebenbuhlers sei ihm am Ende auch wenig geholfen. Dieser quälende Gemüthszustand machte ihn ganz niedergeschlagen und traurig.

Helena bemerkte es und gab sich alle Mühe, ihren Freund zu erheitern.

„Wie soll ich denn heiter sein, da ich unglücklich bin?“ sagte er: „Ich liebe Sie, ich bete Sie an, Fräulein, und Sie sind schon einem Andern versprochen. Sie sind die Braut des Herrn von Asperlin.“

Helena lächelte unbefangen und erwiederte: „Ich bin Niemands Braut. Herr von Asperlin ist mir unausstehlich geworden, seit er um mich wirbt. Bleiben Sie mein Freund, aber beten Sie mich

nicht an. Lieben Sie mich, aber verlangen Sie nichts, und werden Sie nicht gleich böse, wie ein kleines eigensinniges Kind, dem man nicht seinen Willen thut. Ich habe ein Herz, das zur Freundschaft von jeher fähig war. Aber das Lieben, und was man sich darunter denkt, halte ich für eine wahre Narrheit, die, wie ich es bei Andern gesehen habe, in wahre Tollheit ausarten kann. Ich hoffe, Sie sind ein vernünftiger Mann, lieber Olivier, und werden es bleiben. Wollen Sie sich vermählen? Gut, ich helfe Ihnen eine Frau suchen; aber mich verschonen Sie ja mit allen Zumuthungen und Anträgen. Ich habe zum Ehestand einstweilen herzlich schlechte Lust. Es ist gut, daß wir uns mit einander darüber erklären. Wir sprechen also nicht weiter darüber. Die Sache ist abgethan."

Dabei blieb es. Bei Helenen war die Sache nun wirklich abgethan, aber nicht so geschwind bei Olivier. Und doch mußte er sich in sein Schicksal fügen. Zum Glück gab es bald für ihn Zerstreuungen, die ihm wohl thaten.

---

## 9.

Unerwartet — denn schon lange hatte Olivier vergebens gehofft — trat eines Tages sein Freund Eugny zu ihm herein.

„Aber es ist nur im Flug," sagte Eugny, „und meines Bleibens hier nicht lange. Urlaub erhalten konnte ich nicht, aber dafür erhielt ich einen Auftrag nach Mailand. Ich kann acht Tage in La Sarraz sein. Dafür bin ich bis hieher Tag und Nacht unterwegs gewesen."

Olivier war berauscht vor Freude. All sein Kummer verflog. Er stellte den Freund seinen Aeltern vor, der nun bei ihnen Wohnung nehmen mußte. Das ganze Städtchen sprach vom Glück des ehemaligen Ziegenhirten. Wo er durch die Straßen ging, riß

man die Fenster auf. „Wer hätte das je denken sollen!“ rief Jeder, der ihn sah. Seine stolze Haltung, sein kühnes Wesen, die feine Gewandtheit und die Anmuth seiner Gesichtszüge nahmen Jeden für ihn ein. Mit einer Art Furcht und einer Art Liebe blickte man ihm in die dunkeln, blitzenden Augen. Alles schien an ihm anders, als an Andern. Man mochte von seinen schwarzen Locken sprechen, die ihm über die Schläfe niederfielen, oder von dem wunderlichen Zug über seine Lippen, oder von seiner Kriegstracht, oder auch nur, wie er den Degen trug, oder wie er grüßte — Alles war etwas Anderes, als bei Andern. Hätten die Frauen und Mädchen von La Sarraz damals schon Gedichte gelesen, sie würden geradezu gesagt haben: er sei ein Apollino im Gewande des Mars.

Eugny besuchte seine noch lebenden Verwandten der Reihe nach — der Vater war schon todt — und dann mußte ihn Olivier auch zu ihrer ehemaligen Zeltkrämerin Helena führen.

„Sie ist ein bildschönes Mädchen geworden!“ sagte Olivier zu ihm, aber kalt und spröde wie Eis. Verwahre dein Herz!“

Helena hatte Eugny's Ankunft schon durch das Gerücht vernommen. Sie erinnerte sich noch ziemlich klar des hübschen Geißbuben und fand das Gerede, wie schön er nun geworden, ganz natürlich. Als er aber an Oliviers Seite zu ihren Aeltern ins Zimmer trat, schien sie wie von einem angenehmen Schrecken gelähmt. Kaum die ersten allgemeinen Höflichkeiten konnte sie erwiedern. — Eugny's Blick ruhte unter angenehmen Erinnerungen mit Wohlgefallen auf dem reizenden Bilde. Ihre Augen glänzten ihm von einem hellern Lichte, und wenn sie ein Wort zu ihm sprach, erglühten ihre Wangen, wie von einer fieberhaften Röthe. Zum Glück beachtete das Niemand, als Eugny, der das für des hübschen Mädchens Art nahm, und während seines kurzen Aufenthalts in La Sarraz fleißig wieder zu kommen versprach.

Das verstand sich von selbst unter Nachbarsleuten. Wohin sollte man in der kleinen Stadt, ohne beständig auf einander zu treffen? Man gab sich also gegenseitige Mahlzeiten, machte mit einander gemeinschaftliche Spaziergänge und kleine Lustfahrten. Natürlich, die Gegenden, wo einst der Krieg mit den Ziegenheerden geführt worden war, blieb dabei nicht vergessen. Auch Helena machte diesen Gang zur Feier angenehmer Erinnerungen mit, jedoch fein ehrbar in Gesellschaft von Vettern, Muhmen und Basen.

Merkwürdig war, daß sich bei diesen Spaziergängen das alte Verhältniß gewöhnlich wiederholte, welches schon in den Kinderjahren stattgefunden. Wenn nämlich Olivier Helenen hinausführte, gerieth sie zuletzt durch eine Verkettung von Zufällen immer an Eugny's Arm. Wandelten die Beiden aber beisammen, so vergaßen sie Olivier, Gesellschaft, Weg und Steg, und es war ihnen zu Muth, als gingen sie Beide allein über den Erdball spazieren.

Schon als sie zum ersten Mal hinausgegangen waren, die Schlachtfelder der Kinderzeit zu betrachten, und im Gebüsche, sie wußten selbst nicht wohin, sich verloren hatten, sagte Eugny mit Innigkeit, indem er Helenens Hand an seine Brust drückte: „Ach, warum dürfen wir nicht mehr Kinder sein! Wissen Sie, Fräulein, wie glücklich wir damals auf diesen Stellen waren? Damals machte ich Sie immer zur Gefangenen. Nun hat sich Alles verkehrt. Ich fühle, Sie machen mich zum Gefangenen."

„Wenn ich das könnte, Eugny," sagte Helena hoch erglühend, „so dürften Sie nicht gekommen sein, um sogleich wieder zu verschwinden."

„Vielleicht, schöne Helena, wäre es besser, ich wäre nie gekommen."

„Vielleicht, lieber Eugny? Nein, warum denn? Besser, Sie sind gekommen. Man wohnt nur einmal unterm Himmel. Was liegt hintennach am Schmerz? Man zahlt keine Freude zu theuer!"

„Sie haben Recht. Für einen Augenblick, wie diesen an Ihrer Seite, gebe ich, was ich gelebt habe und noch leben werde. Ich wünschte, wenn ich von Ihnen scheide, der Tod nähme mich."

„Sie haben Unrecht, Eugny. Es ist Thorheit, den Schlaf lieber als das Wachen zu verlangen. Was hindert mich, aus einem seligen Augenblick ein ganzes seliges Leben zu spinnen, indem ich nach Jahren, um keine andere Gegenwart bekümmert, immer nur mit dem Geiste in diesem einzigen Augenblicke wohne?"

„Das hieße doch nur träumen!"

„Wie man will. Ich heiße mein Leben Traum, und meinen Traum Leben."

„Sie sind genügsamer, als ich. So kann es Ihnen gleichgültig sein, ob wir einander nahe oder hundert Meilen weit getrennt sind. Mir ist es nicht so. Und Ihnen?"

Helena blieb die Antwort schuldig. Eine Thräne blitzte in ihren schönen Augen; ein helles Roth glühte von ihren Wangen. Eugny schloß sie in seinen Arm. Ihre Seelen flossen wie zwei Flammen in einander.

Beide redeten noch so viel, was hier nur langweilig zu lesen sein würde, und trafen mit einander vertrauliche Abreden, ohne zu wissen, wie sie Wort halten könnten. Helena liebte mit einer Leidenschaft, die man furchtbar heißen darf, nicht weil sie aller Welt sichtbar aufloderte — nein, keine Seele ahnete von dem geheimen Bunde dieses Paars das Mindeste, — aber Helena, die einst der Liebe gespottet hatte, war bei der natürlichen Entschlossenheit und Unerschrockenheit ihres Gemüthes zu den verzweiflungsvollsten Maßregeln fähig.

Acht Tage waren bald vorbei. Eugny rüstete zur Abreise. Helena befahl ihm, noch acht Tage zuzugeben, dann wolle sie zufrieden sein. Eugny gehorchte ohne Widerstand der zauberischen Gebieterin. Aber sie lohnte es ihm auch süß. Es wurde ewige

Treue, Briefwechsel und dergleichen beschlossen, Alles, um sich über den Schmerz des Scheidens zu trösten. Daß Eugny gelobte, in einem oder in zwei Jahren zu kommen, seine Braut zu fordern, oder, wenn man sie verweigern würde, sie mit Gewalt wegzunehmen, versteht sich von selbst.

Die zweite Woche verstrich noch schneller, als die erste. Eugny flog über die Alpen nach Italien.

---

## 10.

In La Sarraz war keinem Sterblichen eingefallen, daß sich zwischen beiden Leutchen so wunderschnell ein so inniges Verständniß entwickelt habe. Eugny und Helena waren in der letzten Stunde, nämlich vor Anderer Augen, ganz dieselben, wie in der ersten, geblieben. Selbst Olivier hatte nicht den leisesten Argwohn. Vielmehr schien ihm Helena nach Eugny's Abreise sanfter, ja er hätte glauben mögen, zärtlicher, als sonst. Er nahm es für aufkeimende Gefühle, deren sie sich ehemals gegen ihn unfähig gestellt hatte. Gewiß ist, daß sie, lieber als sonst, seine Gesellschaft suchte, traulicher zu ihm redete, daß er ihr, als Eugny's Busenfreund, nun eine heilige Person geworden war, oder daß es ihre Wollust war, nur viel von Eugny erzählen zu hören.

Helenens Aeltern bemerkten mit Unruhe diese engere Freundschaft, und hätten viel darum gegeben, Olivier wäre tausend Meilen weit von La Sarraz. Denn die Heirathsverhandlungen mit Herrn von Asperlin waren schon zu weit gediehen, und es war den guten Leuten Alles darum zu thun, ihre Tochter als Frau Oberherrin von Wavois verehrt zu sehen. Sie konnten sich daher nicht enthalten, dem Herrn von Asperlin mancherlei Besorgnisse zu äußern. Eine Folge davon war, daß Asperlin sich selbst schnell

nach La Sarraz aufmachte, wo er im Hause von Helenens Aeltern, als künftiger Schwiegersohn, wohnte.

Die erste Zusammenkunft zwischen Olivier und Asperlin war, wie sich denken läßt. Die Herren gingen mit kalter Höflichkeit um einander herum. Beide thaten, als hätten sie sich noch nie gekannt oder gesehen. Helena behandelte den ihr bestimmten Gemahl mit stolzer Kälte, und legte es darauf an, ihn durch jede Art von Beleidigung zurückzuschrecken. Alle Vorwürfe ihrer Aeltern fruchteten nichts. Aber auch Asperlin machte sich aus dem widerspenstigen Betragen des närrischen Mädchens nichts. Er sagte ohne Umstände: „Einmal Hochzeit gehalten, und der ganze Handel steht anders.“ Die Aeltern waren ebenfalls der Meinung, und in ihrer Art so eigensinnig, wie es die Tochter auf andere Art war. Wie sehr auch Helena sich sträuben wollte, wie sie weinen, bitten, drohen mochte — die förmliche Verlobung mit Herrn Asperlin ward vollbracht, und Helena mußte sich gefallen lassen, als Braut des Oberherrn, die Glückwünsche des ganzen Städtchens anzunehmen.

Niemand litt dabei mehr, als Olivier. Er schwor, zu ihrer Rettung Alles aufzuopfern. Er fragte sie in seiner Verzweiflung sogar, ob er sie mit Gewalt befreien, und den elenden Asperlin, mit welchem er ohnehin noch einen alten Handel abzuthun habe, aus der Welt schaffen sollte? — Sie antwortete ruhig: „Es ist nicht der Mühe werth. Das Glück hat Launen. Sie könnten sich verrechnen, und wider Erwarten das Loos ziehen, welches Sie ihm zudenken.“ — Olivier erstaunte über eine Antwort, die er am wenigsten erwartet hatte.

In der That hatte er Ursache zu erstaunen. Denn seit dem Verlobungstag war wirklich eine Veränderung mit dem Mädchen vorgegangen, die von Jedermann bemerkt und besonders von den Aeltern mit Wohlgefallen angesehen wurde. Zwar äußerte sich Helena als Braut gegen ihren Verlobten nicht gütiger, als vorher;

doch beobachtete sie gegen ihn eine gewisse Anständigkeit, die sie sonst vernachlässigt hatte. Sie nahm, was sie sonst nie gethan, von ihm Geschenke an, die er ihr kostbar genug machte; und er pries sich glücklich genug, wenn er für das Opfer der theuersten Perlenschnüre und Diamantringe die Erlaubniß empfing, ihre Fingerspitzen zu küssen. Auch von der bevorstehenden Hochzeit konnte sie ohne Empörung reden hören; nur verlangte sie noch Aufschub von einer Woche zur andern, wogegen der Bräutigam selbst wenig einzuwenden hatte, weil in seinem Schlosse noch nicht alle Vorbereitungen zum würdigen Empfang der Gemahlin vollendet waren. Er unterhielt sie viel von seinen neuen Einrichtungen im Schlosse, fragte um ihre Meinung, horchte auch ihre Wünsche, und verhieß, sie mit mehr, als sie selbst bescheiden wünschte, zu überraschen.

Olivier verwünschte im Herzen alle Weiber. Denn nie hätte er geglaubt, daß ein Mädchen von Helenens fester und stolzer Denkart so schnell den Sinn ändern könne. La Sarraz hatte jetzt keinen Reiz mehr für ihn. Nur den Bitten seiner Aeltern zu Gefallen blieb er noch; lieber wäre er zu seinem Regiment zurückgekehrt. Er besuchte Helenens Haus immer seltener; denn mit freundlichen Blicken ward er ohnedem dort nicht empfangen, und Helenens Blicke, die so freundlich noch jetzt wie ehemals waren, machten ihm deswegen mehr Unmuth als Freude.

---

## 11.

Um so überraschender war es ihm, als ihn Helena eines Tages auf die Seite zog und sagte: „Mit dem Schlage neun Uhr diesen Abend kommen Sie in das Gärtchen hinter dem Hause. Fehlen Sie nicht.“

Wie bitterböse er auch auf Helenen sein mochte, fehlte er doch nicht. Um neun Uhr, da Alles dunkel war, stieg er über den

Zaun und stand er im Gärtchen. Asperlins Braut kam einen Augenblick später. Sie führte ihn in eine Gartenlaube, und schloß seine Hand in die ihrige und sagte: „Lieber Olivier, Sie haben mehrmals geschworen, für mein Glück Alles zu opfern.“

— Ich bin ein Mann von Wort.

„Sie wollen?“

— Ja. Stellen Sie mich auf die Probe. Ich springe in den Tod, wenn Sie wollen.

„Gut. So erklär' ich Ihnen, daß ich Asperlins Gemahlin nicht werde.“

— Ist's möglich? Warum gaben Sie die Verlobung zu?

„Lassen Sie das für den Augenblick gut sein. Hören Sie. Meine Aeltern opfern mich ohne Erbarmen den Reichthümern des Herrn von Bavois auf. Ich habe keine Aeltern mehr. Ich stehe allein. Die angedrohte Vermählung ist unaufschieblich. Morgen verlasse ich heimlich dies Haus und La Sarraz. Ich habe in Frankreich Verwandte. Wollen Sie mich begleiten? Meine besten Sachen sind schon acht Tage voraus.“

Olivier erschrak, aber ohne Bedenken sprach er sein Ja.

Da fühlte er sich von Helenens Armen umfangen, und ihre Lippen im heißen Kusse auf seinen Lippen. Er war berauscht. Was hätte er für diesen Kuß nicht gewagt! Die ganze, so lange und mühselig unterdrückte Gluth seiner Leidenschaft schlug ungestüm in heller Flamme auf. Helena aber drängte ihn sanft zurück und sprach: „Schicken Sie Ihre Knechte noch diese Nacht auf dem Wege nach Jougne voraus. Morgen um zehn Uhr Nachts erwarten Sie mich am Kreuzwege vor dem obern Thor; sorgen Sie für ein Pferd, das sicher geht.“

Er wollte antworten, aber Helena war mit dem letzten Worte fortgeflogen.

Olivier ging selig über den Zaun zurück, und vollzog die un-

erwarteten Befehle seiner schönen Gebieterin; schickte die Knechte in aller Stille voraus; packte seine Sachen; schrieb einen Abschiedsbrief an seine Aeltern, worin er ihnen sagte, daß er sich und ihnen durch plötzliche Abreise den Schmerz des mündlichen Lebewohls ersparen wollte, und ließ folgenden Tages den Brief zurück, als er Nachmittags fortritt, unter dem Vorwande, einen Freund in Lausanne auf einige Tage besuchen zu wollen.

Weit aber ritt er nicht, sondern bis zu einem Waldhause, wo einer seiner Knechte mit einem Handpferde für Helena auf ihn wartete. Mit dem Schlage zehn Uhr des Nachts war er wieder vor dem Thor von La Sarraz. Bald darauf erschien Helena. Sie war als Knabe gekleidet, einem jungen Reitknecht ähnlich, in einen Mantel gehüllt. Olivier hob sie auf's Roß. Man trabte davon. In der Morgenfrühe fand man die vorausgeschickten Knechte mit wohlgeruhten Pferden am bestimmten Orte. Olivier und Helena bestiegen die frischen Rosse und setzten ihren Weg eilfertig fort. Erst gegen Abend ward in einem Flecken Halt gemacht, in einem engen Gebirgsthale. Gern wäre Olivier noch bis zum nächsten Städtchen mit seiner Geliebten gezogen, um ihr bequemere Herberge zu schaffen. Allein Helena schwor, sie sei so ermüdet, daß sie, noch einen Schritt weiter, den Geist aufgeben müsse.

Es war ihr wohl zu glauben. Sie ließ sich in das Wirthshaus mehr tragen, als führen. Zufrieden mit einem kärglichen Nachtessen, verlangte sie zugleich ein eigenes Zimmer und Nachtlager. Man beschloß, mit Tagesanbruch die Reise fortzusetzen. Helena schloß ihren Befreier dankbar noch einmal in ihre Arme, und begab sich in das bestimmte Gemach.

Olivier, von zwei schlaflosen Nächten und dem langen Ritt nicht minder ermüdet, warf sich in seinen Kleidern auf's Bett, nachdem er Degen und Pistolen vorher auf jeden Fall bereit gelegt

hatte. Den Wirthsleuten befahl er, ihn zeitig zu wecken. Er sank in einen festen, erquickenden Schlaf.

Des Morgens, da der Tag zu grauen begann, ward er geweckt. Er sprang fröhlich auf, gebot die Pferde vorzuführen, und begab sich selbst in Helenens Gemach, die holde Schläferin zu wecken. Die Thür war verschlossen. Er pochte leise an, er pochte lauter. Es kam keine Antwort. Ihm ward bange. Er rief und pochte umsonst. Die Wirthsleute besorgten, dem jungen Herrn möchte ein Unfall begegnet sein. Olivier selbst ward von nicht ungerechter Furcht ergriffen, das Fräulein könne von den Wirkungen der unmäßigen Anstrengung des vorigen Tages Schaden genommen haben. Er sprengte in unbeschreiblicher Angst die Thür, und sah mit noch unbeschreiblicherm Erstaunen das Zimmer leer. Er sah das Bett, auf welchem Helena vermuthlich in Kleidern geruht hatte. Wohin sie nun gekommen sei, war nicht zu enträthseln. Aber ein Fenster stand halb offen. Es war nicht zu bezweifeln, das arme Mädchen war geraubt. Asperlin mußte die Spur der Flüchtigen entdeckt haben.

Indessen versicherte der Wirth, dessen Weib, alle Knechte und Mägde, es habe in der ganzen Nacht Todtenstille im Hause geherrscht; es sei kein Fremder gekommen, nicht einmal ein Roß oder ein Wagen vorbeigegangen. Man durchsuchte noch einmal das ganze Haus, alle Plätze vor und hinter dem Hause, um eine Spur von der Verschwundenen zu entdecken — Alles fruchtlos.

Olivier kam fast von Sinnen. Gestohlen war sie, und von keinem Andern, als dem feigen Asperlin, der das arme Mädchen vielleicht im Schlaf überfallen, geknebelt, mit seinen Helfershelfern zum Fenstern hinaus und auf ein bereit gehaltenes Pferd geworfen hatte, um kein Geräusch zu machen, und nicht ihren Beschützer zu wecken. Jach befahl Olivier seinen Knechten, aufzusatteln. So sprengte er mit ihnen den Weg nach La Sarraz zurück, fest entschlossen, das Leben daran zu setzen, um Helenen zu befreien.

Unterwegs ward Jeder ausgefragt. Er hörte von Reisenden aller Gattung Nachricht, ohne bestimmt von denen zu erfahren, die er suchte. Der Tag endete, und er hatte noch nicht die Räuber Helenens, ja selbst noch nicht einmal Spuren von ihnen gefunden.

---

## 12.

Darum blieb er im Vorsatze fest, folgenden Tages nach La Sarraz zu gehen. Mit erster Morgendämmerung machte er sich wieder auf. — Kaum war er einige Stunden geritten, als er Pferdegetrappel seitwärts hörte. Aus einem Nebenwege sprengten Reiter gegen ihn. Der Vorderste donnerte ihm, den Säbel in der Faust, Halt! zu. Es war der Herr von Asperlin.

„Ehrenräuber! Jungfrauenräuber! Gut, daß ich dich habe!“ schrie Asperlin: „Herab vom Gaul! Ich fordere Rache, du Schändlicher; du sollst die Entführung meiner Braut mit Blut zahlen, verruchter Pascha!“

Mit diesen Worten sprang Asperlin vom Pferde; seine Leute, alle bewaffnet, umringten Oliviers Knechte, und versicherten sich derselben. Olivier, mit einem Sprunge vom Pferde, fuhr, ohne ein Wort zu verlieren, mit der Klinge seinem Gegner auf den Leib. Das Gefecht beider war von kurzer Dauer. Asperlin fiel tödtlich verwundet; seine Leute sprangen voll Schrecken herbei. Olivier kniete neben dem Sterbenden nieder, und sagte: „Unglücklicher, der Pascha hat dir den längstverdienten Lohn gegeben. Warum verfolgst du mich von jeher? Bekenne, wohin hast du Helenen gethan, und scheide nicht mit einer Lüge aus der Welt!“

— „Bösewicht!“ rief Asperlin, „mein Blut komme über dich! du hast Helenen geraubt. Gib das Kind seinen Aeltern zurück, oder du stirbst unter Henkershänden.“

„Lüge nicht in der letzten Stunde!“ erwiederte Olivier: „Sage mir, wo ist Helena?“

— „Das weißt du besser, als ich. He, Leute, kommt mir zu Hilfe!“

Olivier fragte Asperlins Begleiter Mann um Mann. Jeder sagte, sie wären mit ihrem Herrn aus, das Fräulein zu suchen: man habe Olivier im Verdacht, daß er sie entführt habe.

Nun sah er wohl, daß Asperlin an Helenens Wiederentführung unschuldig sei. Er warf sich auf's Roß, winkte seinen Knechten, und jagte davon, den Weg zurück, den er gekommen. Abends erreichte er das Wirthshaus wieder, wo er die Geliebte verloren hatte. Da wußte noch immer Niemand, wohin das Fräulein gerathen sei. Man hatte die sorgfältigsten Nachfragen und Forschungen angestellt. Im ganzen Flecken war die Geschichte bekannt geworden, und Jedermann im Ort hatte, aus eigener Neugier getrieben, gespäht, gesucht, einander ausgefragt.

Die Sache blieb dem armen Olivier unerklärlich, und Helena für ihn verloren. Seines Bleibens war nach allem Vorgefallenen nun in dieser Gegend nicht länger mehr. Er mußte in Eile die Schweiz verlassen, weil er voraussah, nach Entführung Helenens, und Erlegung des Herrn von Bavois im Zweikampf, würden alle Gerichte und Obrigkeiten auf ihn Jagd machen lassen. Er schied daher schon früh Morgens aus dem Unglückshause, eilte über den Rhein hinaus nach Deutschland, und reisete zu seinem Regimente zurück.

---

## 13.

Alles, was Olivier während der Abwesenheit vom Regiment erlebt hatte, kam ihm, als er nun wieder in das ewige Einerlei des Kriegsdienstes der Besatzungen eingetreten war, wie leere Ein-

bildung vor. Es schwand auch wie Einbildung, besonders da Jahre und Tage vorübergingen, ohne daß er durch Freunde in seiner Heimath, denen er anfangs oft genug schrieb, weitere Aufschlüsse über das räthselhafte Schicksal Helenens empfing. Er hatte das Mädchen wirklich leidenschaftlich geliebt, und dachte auch nach Jahren noch nicht ohne innere Bewegung an dasselbe. Allein der Jüngling reifte unter der Zeit zum Mann, und da sieht man doch die Schwärmereien des Jünglingsherzens mit andern Augen an. Inzwischen war doch eine Wirkung jener Tage die geblieben, daß er kein Mädchen in der Welt mehr so schön, so liebenswürdig fand, wie Helena gewesen.

Er, besonders da nach einigen Jahren die Aeltern gestorben waren, dachte wenig mehr nach La Sarraz zurück. An Heimkehr war, wegen Asperlins und Helenens Verwandten und ihrer unverloschenen Rache, nicht zu denken. Also war der Entschluß leicht genommen, zeitlebens Kriegsmann, und als solcher auch Hagestolz zu bleiben.

So verstrichen zehn Jahre, ohne alle Merkwürdigkeit für unsere Leser, vielleicht auch für Olivier; und er blieb dem Entschlusse ehrlich getreu. Zwar lächelte ihn wohl manche Schöne bedeutsam genug an, denn er war auch in seinem sechsunddreißigsten Jahre ein schöner Mann, der wohl ein zartes Herz rühren konnte. Allein nun gab er den Gedanken an irgend eine Liebschaft oder Vermählung gänzlich auf. Er weihte sich ganz dem Kriegsdienste, und das Angenehmste, was ihm widerfahren konnte, war Ankündigung eines neuen Feldzuges.

Daran ließen es die Unruhen Siebenbürgens und Ungarns, und die Vergrößerungssucht der Türken nicht fehlen. Kaiser Leopold hatte beständig Händel mit diesen. Im Jahr 1663 fiel der tapfere und kluge Großwessier Achmet Kiuperli an der Spitze von hundert und vierzigtausend Mann in Ungarn ein. Die ungarischen

Stände, unzufrieden mit der österreichischen Regierung, leisteten schwache Gegenwehr. Ihr Aufgebot betrug kaum zwanzigtausend Mann, und stärker war auch das kaiserliche Heer nicht, welches Kaiser Leopold, unter Anführung des trefflichen Feldherrn Montecuculi, damit vereinigen konnte. Kein Wunder, daß Türken und Tartaren bis Preßburg und Mähren drangen, und bei vierzigtausend Mann Christen in die Sklaverei schleppten. Der Kaiser, in großer Noth, rief das deutsche Reich, rief den Papst, rief Frankreich zu Hilfe. Sie ward ihm aber nur sehr mäßig. Von Frankreich kamen nur sechstausend Mann; was das deutsche Reich mitbrachte, betrug kaum fünfzigtausend.

Olivier hatte sich bei vielen Gelegenheiten während des ersten Feldzuges in diesem Kriege rühmlich ausgezeichnet. Bei einem Gefechte fehlte wenig, er wäre in türkische Gefangenschaft gerathen. Doch hieben ihn seine Soldaten frei; er kam mit einer schweren Wunde davon, derentwillen er nach Wien zurückgeschickt wurde.

---

## 14.

Seine Genesung war nach einigen Monaten vollendet, und er wieder bereit, auf seinen Posten zu gehen, als ihn das unerwartetste Abenteuer länger in Wien festhielt. Er hörte eines Tages auf der Straße Trompeter, und trat ans Fenster. Ein französisches Regiment zog durch. Ihm schwanden fast die Sinne, als er in der Nähe des französischen Generals einen Offizier reiten sah, der kein Anderer als Cugny sein konnte.

„Cugny! Cugny!“ schrie er, und breitete seine Arme nach der Straße hinab aus.

Der Offizier sah herauf zu ihm, schien bestürzt, lächelte, grüßte mit dem Degen und ritt vorbei, sah sich mehrmals um und winkte.

Olivier eilte dem Regimente nach. Er erreichte den Offizier. Es war in der That Eugny. Hand in Hand begleitete er den Freund, bis das Regiment hielt und in die Quartiere entlassen war. Oliviers und Eugny's Freude war grenzenlos. Inzwischen waren noch Dienstsachen abzuthun. Man schied auf baldiges Wiedersehen. Olivier rüstete ein Freudenmahl in seiner Wohnung.

Gegen Abend ward gepocht. Helena trat in Oliviers Zimmer; Eugny folgte ihr. Olivier stand sprachlos da. Eugny und Helena umarmten ihn abwechselnd.

„Wie kommen Sie nach Wien?“ fragte er endlich Helenen.

„Mit meinem Manne,“ antwortete sie; „sollte ich ihn verlassen?“

„Ihr Beide seid vermählt?“ rief Olivier außer sich.

„Seit zehn Jahren. Wissen Sie das nicht? Haben Sie denn keinen meiner Briefe erhalten?“ fragte Helena entgegen.

„Keine Silbe. Aber ihr Beide vermählt? Wie ist das möglich? Ich glaube, ich träume.“

„Und wir,“ sagte Helena, „wir glaubten, weil Sie uns keiner Antwort würdigten, Sie wären voll unversöhnlichen Zorns gegen uns, und besonders gegen mich. Also, lieber Olivier, Sie wissen gar nichts? So muß ich, was ich mit Thränen schriftlich vergebens gethan, noch einmal thun, mündlich, und um Ihre Verzeihung bitten. Nicht wahr, lieber Freund, Sie verzeihen mir?“ — Mit diesen Worten schloß ihn das reizende Weib in ihre Arme und küßte ihn herzlich.

Wer hätte da nicht gern auch Todsünden vergeben? Nur wußte Olivier nicht, was er zu verzeihen hatte. Doch nachdem die ersten Fragen, Antworten, Umarmungen und Aufwallungen vorüber waren, und man ruhiger beisammen saß, klärte sich Alles auf. Helena erzählte ihre Geschichte ungefähr folgendermaßen:

„Sie erinnern sich, guter Olivier, meines Verhältnisses im

väterlichen Hause zu La Sarraz. Ich gestehe es, Sie waren mir lieb, recht lieb, wie Sie es mir noch heute sind. Aber ich glaubte an keine Leidenschaft. Indessen ward ich bestraft. Wie mein Mann hier, der Wildfang, erschien, wußte ich, was Leidenschaft und Liebe sei. Ich kann nun nicht sagen, wie es kam, daß ich binnen wenigen Tagen und Stunden vertrauter gegen ihn geworden bin, als ich es vorher gegen Männer und Frauenzimmer in Jahren nicht werden konnte. Er erfuhr mein trauriges Verhältniß. Er schlug mir Flucht vor. In meiner verzweifelten Lage, und da ich fühlte, ohne Eugny nicht leben zu können, willigte ich in Alles. Was nöthig war, wurde verabredet. Er ging nach Mailand. Wir schrieben uns einander heimlich. Ich machte meine Aeltern, meinen Bräutigam sicher, und schickte meine Kostbarkeiten nach Basel voran, sobald mir Eugny seine Rückkunft meldete. Tag und Stunde und Ort wurden bestimmt, wo wir zusammentreffen wollten. Ich vertraute mich Ihnen, ich entkam glücklich.

„Weil ich gewiß wußte, daß Eugny meiner schon in der Nähe wartete, drang ich darauf, wenn Sie sich dessen erinnern, im elenden Wirthshause zu bleiben, wo wir übernachteten. Kaum glaubte ich, daß Alles schlafe, machte ich mich auf, und ging, so müde ich war, zum Flecken hinaus, die Straße nach dem Städtchen, wohin Sie mich noch an demselben Abend hatten bringen wollen. Aber ich wußte, daß Eugny schon dort war, daß er von dorther mir um Mitternacht entgegen gehen wolle. — In der That, ich war noch keine Viertelstunde gegangen, traf ich auf ihn. Sein leichter Wagen stand am Eingang eines Gehölzes. Ich war unbeschreiblich glücklich. Wir fuhren davon. Kein Hinderniß, kein Verrath traf uns. Er brachte mich nach Brüssel. Dort ward ich sein Weib. Und mein Erstes war, Ihnen Alles zu schreiben, und mir Ihre Verzweiflung zu erflehen, da ich Ihre Großmuth so grausam mißbraucht hatte. Wir erhielten aber nie Antwort.“

So ungefähr erzählte Helena. Und Eugny setzte hinzu: „Du warst binnen den seligen zehn Jahren, die wir gelebt hatten, glaub' es, unser tägliches Gespräch. Sieh', in der Hoffnung, wenn du noch am Leben wärest, dich zu finden, oder wenigstens eine Nachricht von dir, war mein höchster Wunsch, mit den Hilfsvölkern, die unser König deinem Kaiser schicken sollte, nach Ungarn zu gehen. Es gelang mir durch Empfehlungen, in Coligni's Korps versetzt zu werden. Das Glück ist mir holder gewesen, als ich hoffen konnte. Wir haben dich nun! Du wirst verzeihen. Sieh'," fuhr Eugny fort, und zog das Messer mit Perlmutterschale hervor, „sieh', Olivier, das alte Messer lebt noch. Es hat unsere Freundschaft noch nicht zerschnitten."

Olivier drückte den Freund mit Innigkeit an sein Herz und sagte lachend: „Ich hätte es doch wohl denken sollen, wie die Sachen zusammenhingen! — Hast du mir nicht meine ungetreue Helena schon immer, als Knabe, bei den Geißheerden weggekapert? Ich zürne dem schönen Paris nicht, und will darum kein Ilion zerstören."

---

## 15.

Drei Wochen lang lebten die glücklichen Freunde in Wien beisammen. Jeder Tag war ihnen ein Fest. In Olivier regte sich zuweilen zwar die alte Gluth der ersten Leidenschaft für Helena noch unter der Asche; aber er besiegte sie männlich. Die Liebe ging in eine zärtliche Freundschaft über. Helena war ohne Schwäche. Eugny ohne Eifersucht.

Eugny's Regiment brach nach Ungarn auf. Er ließ seine Gemahlin in der Sicherheit der Hauptstadt zurück, mit der Hoffnung, sie nach Beendigung des Feldzuges, während des Winters, zu sich zu rufen. Olivier mußte wenige Tage nach ihm zu seinem Regi-

ment. Er verließ Wien nicht, bis er seine schöne Freundin vollkommen wohl versorgt wußte.

Ich mag weder den Schmerz der glücklichen Menschen bei ihrer Trennung, noch den Feldzug in Ungarn beschreiben. Es ist bekannt, daß der Großwessier Achmet Kiuperli gegen den Raabstrom vordrang; daß sich der kaiserliche Feldherr Montecuculi ihm bei dem Flecken St. Gotthard entgegenlagerte; daß es hier endlich am 1. August 1664 zur entscheidenden Schlacht kam, in welcher die Christen einen vollkommenen Sieg über die Verehrer Muhameds erfochten.

In dieser Schlacht focht auch Olivier mit gewohntem Heldenmuth. Die Türken leisteten mörderischen Widerstand. Links und rechts fielen die Tapfersten von Oliviers Waffengenossen; er aber drang vor mit denen, die ihm blieben, und hatte bei der Ehre, zu dem großen Siege reichlich mitgewirkt zu haben, indem er, als ältester Hauptmann, die Trümmer seines Regiments befehligte, das Glück, vom Oberbefehlshaber bemerkt zu werden. Montecuculi ernannte ihn auf dem Schlachtfelde noch zum Major.

Die Siegesfreude, wie das Vergnügen, welches ihm seine Beförderung gewährte, ward aber nach einigen Tagen schrecklich verbittert. Bekümmert um das Schicksal seines Freundes, der ebenfalls in der Schlacht bei St. Gotthard mitgestritten, erkundigte er sich nach dem Zustande der französischen Regimenter. Er empfing die Anzeige vom Tode des Kapitäns Eugny. Mit Thränen las er den theuern Namen bald darauf im Verzeichnisse aller Gebliebenen. Eugny, durch sein Ungestüm hingerissen, hatte sich an der Spitze eines Geschwaders zu weit vorgewagt. Er ward von einer ungeheuern Uebermacht umzingelt. Als er sich abgeschnitten sah, hatte er den Seinigen befohlen, sich den Rückweg mit dem Säbel in der Faust zu bahnen. Er war vorangegangen. Es entstand ein gräßliches Gemetzel. Nur zehn oder zwölf kamen, mit Wun-

den bedeckt, zurück zum Regiment. Alle Uebrigen, unter ihnen auch Eugny, waren niedergehauen worden. Man fand nachher seinen Leichnam unter einem Haufen erschlagener Janitscharen, ganz entstellt, zertreten und zerfetzt.

So hatte der wackere Eugny geendet. Olivier war von unbeschreiblichem Schmerze zerrissen. Er verfiel in wahre Schwermuth. Er wünschte und suchte von nun an den Tod. In allen nachfolgenden Gefechten stürzte er sich, nicht mehr mit Unerschrockenheit, sondern mit verzweiflungsvollem Leichtsinn, in die augenscheinlichsten Gefahren. Er fand den Tod nicht.

Der Feldzug endete zu früh für ihn. Der kaiserliche Hof, ungeachtet des glänzenden Sieges bei St. Gotthard, erneuerte mit der Pforte auf zwanzig Jahre den Waffenstillstand. — Die Regimenter rückten in ihre Besatzungen. Olivier kam nach Neuhäusel.

Er hatte lange nicht den Muth, oder die Macht über seinen eigenen Schmerz gehabt, Helenen das Schicksal Eugny's zu melden. Er that es endlich, als der Friede, oder vielmehr der Waffenstillstand verkündet ward. Helenens Antwort erneuerte seine Schwermuth. Sie hatte den Tod ihres Mannes schon, bald nach der Schlacht, durch ein Schreiben seines ehemaligen Feldherrn Coligni, der ihn sehr geliebt, erfahren. Sie war vom Schmerz und Schreck erkrankt, nun auf dem Wege der Genesung. Sie wünschte Olivier zu sprechen, da ihre Lage nach dem Tode Eugny's allerdings betrübt war, weil sie, wohl nicht ohne Vermögen, doch einsam, ohne Verwandte und Freund, in der Fremde sich befand.

---

## 16.

Sobald er Urlaub erhalten, begab sich Olivier nach Wien. Die schöne Wittwe empfing den Freund ihres Mannes mit verjüngter Heftigkeit des Schmerzes. Es ward beschlossen, Frau von

Cugny sollte die Erbschaft ihres Mannes, so wie ihr eigenes Vermögen, zu Brüssel in Empfang nehmen, und dann sich in die österreichischen Staaten zu ihrem und ihres Mannes treuen Freund begeben.

Sie reisete ab. Die Zerstreuung war ihrem Gemüthe wohlthätig. Es verstrich mehr als ein Jahr, ehe sie die Geschäfte in den Niederlanden abgethan hatte. Unterdessen war der Briefwechsel zwischen ihr und Olivier desto lebhafter. Olivier war noch immer der Alte; das heißt, er konnte sein Herz nicht verwandeln. Die ehemalige kleine Zeltkrämerin, — die aufgeblühte Jungfrau, die ihn nur Freund nennen wollte, — die reizende Frau von dreißig Jahren im Wittwenschleier — waren eine so schön, so liebenswürdig für ihn, als die andere. Er schwor zwar in seinen Briefen, er liebe sie nicht mehr, er sei über alle Leidenschaft und jugendliche Aufbrauserei himmelhoch erhaben; aber die Briefe waren Feuer und Flamme der Freundschaft, die jeder Andere für Liebesflamme erklärt hätte.

Frau von Cugny kam endlich aus den Niederlanden zurück. Sie hatte ihren Freund nicht mehr in Ungarn zu suchen; er war in Wien angestellt. Bis Linz eilte er der Kommenden entgegen.

Die ersten Begrüßungen und Umarmungen waren zärtlich-ungestümer, als sich beide vorgenommen hatten, daß sie sein sollten. Helena zerfloß an seiner Brust in Thränen. „Ich stehe so allein in Gottes weiter Welt," sagte sie, „so verwaiset. Ich habe Niemanden mehr, als Sie, lieber Major. So gehöre ich Ihnen ganz."

„Und wem denn gehöre ich an?" erwiederte er: „Ich bin ohne Verwandte, ohne Freund. Es ist ja wohl des Himmels freundlichste Gunst, daß er mir wieder die Gespielin meiner Kindheit zuführt."

In Wien hatte Olivier schon für die schöne Wittwe die bequemste und angenehmste Wohnung ausgewählt, ganz in seiner

Nähe. Helena wußte ihm für seine Aufmerksamkeit nicht Dank genug zu sagen. Beide wurden wieder glücklicher, als sie es lange gewesen. Beide wurden sich zum Bedürfniß; aber beide blieben noch in dem unveränderten Verhältnisse, wie es zwischen ihren Herzen von jeher geherrscht hatte. Das war zuletzt nicht nach Oliviers Sinn. „Gehört mir allein in der Welt dein Herz, Helena," sagte er, — „und wem gehört es sonst? — so gib mir auch deine Hand. Wozu die Scheidewand für zwei Menschen, die sonst im Leben keinen mehr haben, als sich?"

„Ich wollte, Olivier," sagte Helena, „Sie begehrten es nicht von mir. Aber kann Sie das glücklich machen, so bin ich schuldig, es nicht zu verweigern. Ich habe kein Recht, Ihnen das Kleinste und Größte abzuschlagen."

Dies Jawort hätte freilich auf annehmlichere Weise gegeben werden können; aber Olivier versöhnte sich mit den herben Worten von so schönen Lippen.

So ward Helena Oliviers Gemahlin. Sie waren das liebenswürdigste, das stillglücklichste Paar. Im Umgang mit wenigen, aber edelsinnigen Freunden verfloß ihr Leben in selten gestörter Heiterkeit.

Nachdem ihre Ehe neunzehn Jahre gedauert hatte, starb Helena. Viel trug, zur Verschlimmerung ihrer begonnenen Kränklichkeit, Schrecken und Noth während der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 bei. Ihren Tod glaubte der treue Olivier nicht überleben zu können; er suchte muthwillig auch den seinigen bei jedem Ausfall gegen die Türken, ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Die kaiserlichen Soldaten glaubten zuletzt, er verstehe etwas von der schwarzen Kunst; er könne sich stich-, hieb- und kugelfest machen. Denn wenn rings umher Alles unter dem feindlichen Geschosse zusammenstürzte, stand er unversehrt.

Wien ward endlich durch den Heldengeist des Polenkönigs Jo-

hannes Sobiesky von der Gewalt der Osmanli gerettet. Die Türken flohen nach Ungarn zurück und weiter. Aber die Festungen dieses Landes waren in ihrer Gewalt geblieben, selbst, und lange schon, die alte Hauptstadt der Magyaren auf der Höhe an der Donau, Ofen, oder wie es die Ungarn heißen, Buda. Diese Stadt betrachteten die Türken als ihre Vormauer gegen die Christenheit der Abendländer. Deswegen hatten sie hieher den Kern ihrer Tapfersten gelegt, und dem Apti Pascha, dem kühnsten, einsichtsvollsten und glücklichsten der ottomanischen Feldherren, den Oberbefehl über die ungarische Veste gegeben.

Dieser Apti, welcher bald für den guten Olivier wichtiger wurde, als man glauben sollte, hatte schon, ehe er Pascha war, als Agi nicht wenig dazu beigetragen, daß die Türken die Insel Candia im Jahr 1669 eroberten, wie tapfer sie auch von den Christen vertheidigt war. Als Seraskier war's eben dieser kühne und kluge Apti wieder, welcher in Polen die Festung Kaminiek im Jahr 1672 eroberte. Der Großsultan machte ihn dafür zum Pascha von Bender. Als der Großwessier Kara Mustapha im Jahr 1683 vor Wien geschlagen worden, und bei seinem Heere Alles in größter Unordnung war, stellte Apti die Zuversicht der Osmanen unter den Mauern von Buda wieder her. Apti Pascha wurde sogleich zum Befehlshaber der Festung selbst gemacht, da der vorige an seinen Wunden den Geist aufgegeben hatte.

---

## 17.

Man schlug sich im Ungarlande ein paar Jahre lang vergebens herum. Buda schien durchaus unereoberlich. Im Sommer 1686 rückte der Herzog von Lothringen mit frischer Kraft vor den Platz; unter ihm diente der Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern und Fürst Ludwig von Baden Also drei der damals namhaftesten

Feldherren vereinigten sich zum Untergange Buda's. Die Arbeiten wurden mit unsäglichem Eifer betrieben, Stürme um Stürme gethan, alle aber durch des Apti Pascha kluge und muthige Vertheidigung fürchterlich zurückgeschlagen.

Inzwischen rückte man mit den Laufgräben und Stückschanzen immer näher gegen die starke Stadt. Der Herzog von Lothringen schickte den Grafen von Königsegg an den Pascha mit einem Brief und der Aufforderung, sich zu ergeben. Der Pascha antwortete: „Leichnam und Schutt.“ Der Brief war in blutrothe Seide gewickelt, um den Inhalt ahnen zu lassen.

Diese spartanische Antwort erbitterte die Belagerer; sie verdoppelten ihre Arbeiten. Der Pascha mochte wahrscheinlich auf Hülfe vom Großwessier zählen, der mit einem Beobachtungsheer in der Nähe stand. Allein dieser ward von dem Herzog von Lothringen geschlagen, und unterdessen in die Mauer von Buda Bruch geschossen.

Als der Bruch offen genug war, beschloß man abermals Sturm. Allein die verzweiflungsvolle Tapferkeit des Pascha erregte doch allerlei kleine Bedenklichkeiten. Man hoffte, wenn man ihn nochmals aufforderte, ihm glänzende und ehrenvolle Anträge machte, würde er vielleicht jetzt geneigter sein, sich in Uebergabe-Unterhandlungen einzulassen. Es kam darauf an, wen hinein senden? — Fürst Ludwig von Bayern, in dessen Regiment Olivier als Major diente, schlug diesen vor, als den gewandtesten und zuverlässigsten seiner Offiziere.

Olivier empfing also den Auftrag, sich nach Buda zu begeben und den Pascha zur Uebergabe zu bewegen, weil demselben keine Hoffnung mehr zur Rettung übrig sei; widrigenfalls dem Pascha zu erklären, daß beim nächsten glücklichen Sturm man ihn und die ganze Besatzung ohne Gnade über die Klinge springen lassen würde. Major Olivier gehorchte. Begleitet von einem Offizier, einem

Dolmetsch und Trompeter, ritt er gegen die Festung. Er ward eingelassen und auf der Stelle in den Palast des Pascha geführt.

---

18.

Apti Pascha, ein starker, kräftiger, man kann sagen, schöner Mann von fünfzig bis sechszig Jahren, empfing den Abgeordneten des christlichen Heeres mit jenem angebornen, ruhigen Stolz, der den Türken so wohl ansteht. Es war etwas Riesenhaftes, Majestätisches in seinem Wesen, welches durch die weite und reiche Morgenlandstracht erhöht ward. Er gab mit der Hand einen Wink, und Olivier machte seinen Antrag mit der Würde, Festigkeit und schonenden Höflichkeit, wie die Feldherren ihm befohlen hatten. Der Pascha stand mit der kalten Ruhe des Siegers vor ihm, und verwandte kein Auge von dem Redenden, bis der Dolmetsch den Vortrag Oliviers türkisch gab. Da stieg in den Mienen des Pascha ein wunderbares Lächeln auf.

Olivier bemerkte es, und erwartete die Erklärung des stolzen Muselmannes. Dieser aber redete lange nicht, und schien zweifelhaft, welchen Entschluß er fassen sollte. Endlich fragte er durch den Dolmetsch den Major, wie er heiße, woher er sei, wie lange im Dienst, von welchem Regiment. Olivier beantwortete die Fragen kurz, und bat den Pascha um gefällige Erklärung wegen der Uebergabe von Buda. Der Pascha aber ging nachdenkend durch die Länge des prächtigen Saals, wandte sich dann im Hintergrund desselben plötzlich seitwärts, ging in ein Nebenzimmer, kehrte nach einer Weile in den Saal zurück, und trat wieder vor den Major hin.

„Fa reteri tè geins, y fari reteri lé min!“ rief der Pascha ernst und hastig. Olivier sah den Dolmetsch an; dieser, welcher den Pascha nicht verstand, bald den Major, bald den Pascha. — Der Türke, welcher vermuthete, nicht verstanden worden zu sein,

weil er zu geschwind gesprochen, wiederholte seine Worte zu Olivier sehr langsam und bestimmt: „Te dio, fa reteri tè geins, y fari reteri lé min!“ (Ich sage dir, daß deine Leute sich zurückziehen, ich lasse die meinigen abtreten!)

Olivier war wie aus den Wolken gefallen, als er hier in Buda, von den Lippen des Pascha, die Sprache des Waadtlandes, das Plattfranzösische von La Sarraz, vernahm; noch mehr, als Apti Pascha zwischen den Fingern das bekannte Messer mit dem Perlmutterhefte in die Höhe hielt. Olivier beobachtete bestürzt des Pascha Bewegung, Gestalt, Antlitz — wahrlich, es war Eugny, und kein Anderer. Olivier hieß den Dolmetsch und den Trompeter zurücktreten. Apti Pascha befahl den türkischen Offizieren seines Gefolges, ihn allein zu lassen, und jenen Christen Erfrischungen zu geben. Kaum schloß sich hinter denselben die Thüre des Saals, lagen Olivier und Eugny einander mit Freudenthränen an der Brust in einer langen, wehmüthigen Umarmung.

„Müssen wir denn noch als beginnende Grauköpfe einander feindlich gegenüber stehen, wie einst in den Kindertagen mit den Ziegenheerden?“ rief Eugny: „Sage mir, wo ist unsere Zeltkrämerin, meine Helena?“

Olivier war aufs Tiefste erschüttert, und schluchzte laut. Dann, wie er sich gefaßt hatte, erzählte er seinem Freunde Alles, was seit der Schlacht bei St. Gotthard vor ungefähr zwanzig Jahren, da man Eugny's Tod beklagte, geschehen sei, die endliche Vermählung mit Helena, und endlich, wie sie vor etlichen Jahren gestorben.

„Ihre Asche ruhe sanft!“ sprach der Pascha mit gebrochener Stimme, indem er seine Augen trocknete: „Ihr unsterblicher, herrlicher Geist erwartet uns Beide drüben. Wir wollen nicht klagen. Sie gehört uns noch an. Im Palaste unsers Vaters, im Universum, ändern wir nur die Zimmer.“

„Aber du lebst noch auf Erden?“ rief der Major, und betrachtete seinen Eugny, indem er einen Schritt zurücktrat: „Du ein Muselmann? Du der furchtbare Apti Pascha? Wie ist das? Ich wollte schwören, meine Augen und Ohren wären Lügner.“

„Frühstücken wir mit einander, Olivier!“ sagte Eugny, und führte den Major in ein prachtvolles Nebenzimmer. Auf seinen Wink ward ein auserlesenes Morgenessen aufgetragen.

---

## 19.

Sobald die Diener verschwunden, die Freunde allein waren, lösete Eugny dem Major das Räthsel.

„Ich konnte mir's wohl denken,“ sagte Eugny, „daß man mich zu den Todten rechnen würde, weil bei St. Gotthard Keiner, glaub' ich, von meinen Leuten lebendig zurückgeblieben ist. Ich aber stürzte, einer der Letzten, mit meinem erschossenen Pferd; ward von den Janitscharen entwaffnet, hervorgezogen und gefangen fortgeschleppt, ohne nur geplündert zu werden. Nachmals erfuhr ich, daß ich das letztere Glück dem Befehl des Großwessiers Achmet Kiuperli zu danken gehabt, der in der Nähe mich und meine Leute, zum großen Verderben der Seinigen, hatte fechten gesehen. Auch hatte er mich als seinen Sklaven bezeichnet und behalten. Ich ward nach Konstantinopel geführt und unter Aufsicht eines provençalischen Renegaten, Namens Ali Muhamed, gegeben. Mit diesem Manne ward ich bald vertraut. Er war ein rechtschaffener Mann, der mich besonders lieb gewann. Er war es auch, der den Großwessier, als derselbe nach Konstantinopel zurückkam, auf meine Kenntnisse im Artillerie- und Kriegsbauwesen aufmerksam machte. Ich mußte mehrere Pläne aufnehmen. Der Großwessier ließ mich selbst zu sich kommen, und unterhielt sich mehrmals mit mir über Kriegssachen und Befestigungskunst.

„Ich hoffte, man werde mich auswechseln und freilassen nach dem Kriege. „Daran denke nicht," sagte der Wessier, „du bist zu den Todten gezählt. Ich behalte dich. Es steht bei dir, in den Dienst der Pforte zu treten und frei zu werden. Nimm den Turban an; ich mache dich auf der Stelle zum Aga. Durch deine Talente schwingst du dich binnen wenigen Jahren in der Türkei zu den höchsten Würden. Du dienst den Franken schon seit zwanzig Jahren, und hast es mit all' deinem Muthe, mit all' deinem Diensteifer, mit all' deinen Kenntnissen noch nicht höher, als zum Kapitän bringen können. Schwerlich treibst du es da weiter. Das liegt in der unverständigen Einrichtung und Ordnung der Christen, welche, um die Würdigkeit des Mannes zu prüfen, nicht den Mann, sondern seine Großältern und Vorfahren ansehen, und den Platz, der Muth und Einsicht erfordert, nicht mit den Muthigsten und Einsichtsvollsten besetzen, sondern mit dem, der darauf, vermöge sonderbarer Titulaturen seiner Vorfahren, Anspruch macht. Nimm den Turban; du bist Aga."

„Ich fand den Antrag anfangs widerlich, ob ich dem Minister gleich nicht in Allem Unrecht geben konnte. Ali Muhamed verschwendete jede Kunst der Ueberredung, mich nach dem Sinn des Wessiers zu stimmen, der damals das große Reich der Osmanen in allen drei Welttheilen beherrschte. Du glaubst nicht, welche Mittel angewandt wurden, mich zu bewegen. Der Großwessier ließ mich mehrmals zu sich rufen, aber immer entließ er mich wieder mit Zorn. „Du Thor," rief er einst, „wenn der französische König in einem Kriege Hilfstruppen an uns gäbe, würdest du Bedenken tragen, mit denselben an der Seite meiner Tapfern und unter meiner Leitung zu fechten?" — Als ich es verneinte, sagte er: „Du bist mein Sklave, und nicht mehr Eigenthum und Unterthan deines Königs. Nun fordere ich dich auf, an der Seite meiner Tapfern zu streiten, — ist dies entehrender? Ich belohne dich herrlicher,

als dich je die Franken lohnen und ehren können. Wer hält dich? Du bist durch keinen Eid mehr an die Franken gebunden. Deinen Eid brach die Gefangenschaft. Durch das Kriegsrecht gehörst du mir. Was hält dich ab, wenn es nicht dein unverständiges Vorurtheil ist, einer der obersten Offiziere im Dienste der hohen Pforte zu werden?“

„Ich entgegnete: „Herr, wenn ich meinen Glauben und meinen Gott verließe, wer könnte mir Glauben und Vertrauen schenken?“ — Der Großwessier zuckte mitleidig die Achsel und sagte: „Thor, hast du denn einen andern Gott als wir? Oder gab es einen eigenen Türkengott und einen besondern Christengott? Dein Gott ist auch der meinige, und es ist kein anderer außer ihm. Wer verlangt, daß du deinen und meinen Gott verlassen sollest? — Aber deinen Glauben? Wenn du einen bessern findest, wirst du nicht den schlechtern verlassen, ohne Aufforderung? Und kennst du denn schon den Glauben Muhameds, des großen Propheten?“

„Als ich es verneinte, sagte er: „Geh' und lerne ihn erst kennen.“ — Von dem Tage an empfing ich Besuche von mehrern muhamedanischen Gelehrten. Ich hatte mich während meines ersten Sklaverei-Jahres mit der türkischen Sprache ziemlich vertraut gemacht. Wir stritten viel über Religionssachen, wiewohl ich von Kindesbeinen an in der Theologie nichts Großes gethan hatte. Einer meiner Bekehrer war ein feiner Kopf; ich unterhielt mich mit ihm am liebsten. Da alle Mühe aber vergebens war, mir Geschmack an Beschneidung, Moscheen und Waschungen beizubringen, verließ auch er mich, wie schon die Andern früher gethan hatten, und sagte: „Höre, Freund, du streitest nicht mehr wegen Gott und Erwartungen von der Ewigkeit, sondern wegen Kalk und Stein der Kirchen, wegen Wein und Opium und dergleichen. Ich hielt dich für weiser, religiöser und verständiger, als du bist. Wisse denn, das höchste Wesen, der Schöpfer und Vater des Univer-

sums, sieht nicht an die Person, nicht den Halbmond, nicht das Kreuz. Er redet zum Herzen seiner Geschöpfe aller, und in welcher Sprache oder Form, ob im Turban oder Hut, ob in der Moschee oder Kirche sich die Seinigen vor ihm demüthigen im Geiste und Herzen, sie finden Alle Gnade vor seinen Augen."

„Diese schönen Worte drangen mir ins Gedächtniß und Gemüth. Wenn ich aber an Helena, wenn ich an dich, wenn ich an meinen alten Wohlthäter, den Marschall von Bellefonds, dachte, sträubte sich meine treue Freundschaft für euch gegen den Turban. So waren zwei Jahre vergangen. Ich konnte nun wohl glauben, daß ihr mich nicht zu den Lebendigen zählet. Ja, mehr als einmal war's mir wie Ahnung, Helena könnte nun wohl deine Gemahlin geworden sein. Wie sehr sich mein Innerstes zuerst gegen diese Möglichkeit empörte, wünschte ich sie zuletzt, weil ich euch Beide liebte, und mich doch für euch auf immer verloren sah.

„Ali Muhamed kündigte mir eines Tages mit nassen Augen an, daß ich bestimmt sei, mit einem Haufen Sklaven des Großwessiers auf eine seiner Ländereien ins Innerste Asiens geführt zu werden. „Nie hat sich," sagte er, „ein Mensch, des besten Glückes würdig, durch unbegreiflichen Starrsinn ein traurigeres Loos erworben, als du!"

„Der Großwessier ließ mich an demselben Tage vor sich rufen. „Es ist das letzte Mal," sprach er, „daß ich mit dir rede, und das letzte Mal, daß ich dir die Wahl gebe, zwischen Freiheit und Knechtschaft. Hast du dich eines Bessern besonnen? Hat dein gesunder Menschenverstand obgesiegt? — Wisse, noch steht es bei dir, entweder als freier Mann im rühmlichen Kriegsdienste des Großherrn eine deiner Gaben würdige Bahn zu betreten, oder zeitlebens in Asien, als gemeiner Sklave, gemeine Arbeit unter dem Stocke meiner Sklavenwächter zu treiben, bis du dort in schimpflicher Dunkelheit endest."

„Als er so sprach, und ich meine Zukunft in Asien, und mich auf immer für Europa, für dich, für Helena, für Bellefonds verloren sah, kam ich mir vor, wie ein Verstorbener für das bisherige Leben. Ich war Bürger einer zweiten Welt. Ich mußte eine neue Laufbahn betreten, die mit der ersten nichts gemein hatte. Ich nahm den Turban. Ich hätte ihn früher genommen, wenn ich hätte wissen können, daß mein Weib das deinige sei. Ich empfing den Namen Apti. Es ward mir sofort eine schöne Wohnung auf dem Landgute des Großwessiers eingeräumt. Achmet Kiuperli sandte mir einen kostbaren Turban, ein reiches Gewand, einen Säbel, von Edelsteinen blitzend, und zwei reich gearbeitete Beutel; der eine derselben war mit Goldstücken gefüllt, der andere enthielt meine Ernennung zum Aga oder Kriegsobersten.

---

## 20.

„Von nun an ward mein Leben thatenreich!“ fuhr Eugny fort. „Seit mehr denn zwanzig Jahren belagerten die Türken die starke Stadt Candia, die Hauptstadt auf der großen Insel dieses Namens. Die Venetianer fochten Verzweifelten gleich hinter den Wällen und Mauern der Festung. Achmet Kiuperli setzte seinen Stolz darein, daß er die unbezwingbar scheinende Stadt nehmen wollte. Er ging im Jahre 1666 mit furchtbarer Macht dahin. Auf meinen Rath und unter meiner Leitung ward eine zahlreiche Menge Belagerungsgeschützes gegossen; ich leitete die verschiedenen Arbeiten und Angriffe. Es gelang. Candia fiel nach drei Jahren in unsere Gewalt. Schon während der Belagerung empfing ich die Seraskierwürde, die der eines Generals bei den Europäern gleich steht. Der Großwessier stellte mich selbst dem Sultan Muhamed IV. vor.

„Zwei Jahre später rückten unsere Truppen in Polen ein. Mir ward die Belagerung von Kaminiek übertragen. Ich eroberte die

Festung im Jahr 1672. Zur Belohnung ernannte mich der Großherr zum Pascha von Bender. Erst nach dem Frieden begab ich mich in mein Gouvernement. Hier öffnete sich mir, neben dem Genusse alles orientalischen Luxus im Innern meines Palastes, ein großer Kreis wohlthätiger Wirksamkeit; ich versuchte es, Gerechtigkeit statt roher Willkür geltend zu machen, den Barbaren edlere Gesittung, tartarischen Halbwilden Menschlichkeit zu geben. Ich hatte keine Sklaven, sondern nur Diener; ich hatte keine Diener, sondern nur Freunde. So oft ich Europäer zum Geschenk bekam oder kaufen konnte, ließ ich sie nach einiger Zeit frei, alle mit der Bedingung, sich nach Wien zu begeben und Erkundigungen von dir einzuziehen, ob du, ob Helena noch am Leben wären. Ich versprach dem, der mit bestimmten Nachrichten wieder zurückkommen würde, eine wahrhaft fürstliche Belohnung. Es kam keiner derselben wieder zurück. Unter allen Sklaven in Bender fand ich nur einen einzigen, der französisch reden konnte. Dies war einer von den dreihundert Edelleuten, welche Herr de la Feuillade zur Vertheidigung Candia's mit sich geführt hatte. Er hieß du Mont, und war zu Candia bei demselben Ausfall gefangen worden, bei welchem der Herzog von Beaufort getödtet ward. Auch diesem gab ich Aufträge für dich und den Marschall Bellefonds, ohne ihm mein Abstammen zu verrathen. Ich ließ ihn frei. Ich zählte auf sein Ehrenwort. Auch von ihm empfing ich kein Lebenszeichen wieder.

„So lebte ich in Bender, geehrt, geliebt, wohlthätig. Ich war mit meinem Loose zufrieden. Dich und Helena einst noch bei mir zu sehen, war zuweilen mein Traum der Sehnsucht. Er blieb Traum. Aber unter meinen köstlichen Juwelen hing dein Messer. Du siehst, ich habe es in goldene Kapsel, mit deinem Namen geziert, fassen lassen. Das war das Liebste und Letzte aus dem Paradiese der Kinderwelt, das so weit hinter mir lag.

„Der Ungarkrieg rief mich endlich wieder aus meiner langen

Ruhe hervor. Ich empfing einen Oberbefehl unter dem Großwessier Kara Mustapha, und nach dem Unglück vor Wien wurde mir die Vertheidigung von Buda gegeben. Ich habe sowohl vor Wien, als hier in Buda, manchen Kriegsgefangenen um dich befragen lassen. Seltsam, daß es eben Leute traf, die nichts von dir wußten. Ich hielt dich schon für todt. Wie danke ich dem Schicksal, das dich, mein Olivier, nun sonderbar genug und so unverhofft zu mir führt!"

Beide sanken sich einander wieder in die Arme und vergaßen für den Augenblick, unter welchen widerwärtigen Verhältnissen sie zusammengeführt waren. Die Morgenstunden verflossen unter tausend Erinnerungen und Erzählungen aus der Vergangenheit, oder Unterhaltungen über den letzten Krieg, über die Feldherren, über die von denselben begangenen Fehler, über die Ursachen gegenwärtiger Siege und Niederlagen. Olivier gab seinem Freunde besonders bisher ihm unbekannt gewesene Aufschlüsse über das letzte Treffen vom 14. August, in welchem der Großwessier, der nur dreißigtausend Mann bei sich hatte, dennoch aus den Verschanzungen herrückte, und durch die Uebermacht der Kaiserlichen gänzlich geschlagen worden war. Der Pascha von Buda fluchte wild und sagte: „Ich habe ihn vorher warnen lassen; es war der rechte Augenblick noch nicht gekommen."

---

## 21.

„Auf Entsatz hast du also nicht mehr zu hoffen!" versetzte der Major Olivier: „Du hast für deinen und den Ruhm der Pforte genug gethan. Was du mehr thun willst, kann nur dein und der Pforte Verderben werden. Buda kannst du unmöglich retten; aber du kannst eine tapfere Besatzung durch ehrenvollen Abzug retten und sie dem ohnehin geschwächten Heere des Großwessiers zuführen.

Bruch ist geschossen. Wir stehen draußen vor den letzten Mauern Alles ist auf morgen zum allgemeinen Sturm vorbereitet. Mit welchem Heldenmuth du dich immerhin noch vertheidigen, und welche Mittel du immerhin noch in deiner Gewalt haben magst: der Platz, ich sag' es dir, wird genommen und dann dem schauerlichen Schicksal preisgegeben werden. Warum dieser unzeitige und fruchtlose Stolz, der eine volkreiche Stadt und eine brave Besatzung zum Untergang bringt, und dem Vortheil des Sultans so offenbar widerstreitet? Biete mir die Hand! Sparen wir Menschenblut! Der Herzog von Lothringen ehrt dich. Er erklärte und befahl mir ausdrücklich, dir zu sagen: würdest du der Menschlichkeit Gehör geben, werde seine Dankbarkeit gegen dich keine Grenzen kennen, als die du dir selbst setzen möchtest. Biete mir die Hand. Schließen wir, um das Leben von Tausenden zu erhalten, die Bedingungen der ehrenvollsten Uebergabe ab. Kannst du wollen, daß wir Beide morgen mit den Waffen gegen einander stehen? — Stirbst du, was gilt mir das Leben? Fall' ich — Freund, wär's nicht an dir, mich zu retten?“

Der Pascha von Buda beobachtete während dieser Rede des Majors düsteres Schweigen. Als Olivier geendet hatte und Antwort erwartete, warf der Pascha einen ernsten Blick auf den Major, und erwiederte: „Major, du ließest da Worte von Erkenntlichkeit und Belohnung fallen, wenn ich die Festung übergeben würde. Ich hoffe, du hältst mich solcher Niederträchtigkeiten nicht fähig. Wäre das? wahrlich, Olivier, unsere Freundschaft wäre gebrochen. Ich würde dir den Rücken zuwenden und deine Entartung beklagen. — Aber nein, ich kenne dich. Du hattest die Aufträge für den Pascha von Buda. Du thust deine Pflicht; ich werde die meinige thun. Dein Beispiel ist ein Beweggrund mehr für mich, zu leben und zu sterben, wie es der Ehrenmann soll. So höre denn, und sag' es deinen Generalen wieder: In diesem Augenblicke kenne ich kein

anderes Interesse, als das, was Pflicht und Ehre mir geben. Buda ist nicht mein, sondern des Großherrn Eigenthum; es steht nicht bei mir, es seinen Feinden auszuliefern, man bringe mir denn einen Befehl dazu vom Großherrn. Aber daran ist jetzt nicht zu denken. So werde ich denn die Festung für ihn behaupten, oder umkommen unter ihrem Schutt. Das ist mein unwiderruflicher Entschluß."

Dies ungefähr war der Hauptinhalt der Antwort, wie redliche Treue und Ehrgefühl sie dem Pascha vorschrieben. Und darauf hatte die Freundschaft wieder ihre Rechte. Eugny umarmte Olivier mit Innigkeit und sagte: „Freund, nun will ich auch meinerseits dir einen Vorschlag thun. Eile mit meiner Antwort ins Lager zurück, vollstrecke morgen deine Pflichten, aber schone deines Lebens. Dein Leben ist mir köstlicher, als mein eigenes. Und wenn, wie ich hoffe, ich mein Leben und die Festung glücklich davon bringe, Freund, dann komm' und verlebe deine alten Tage bei mir. Du sollst Ruhe, du sollst Ueberfluß haben. Wegen der Religion mache dir keinen Kummer. Wir haben Beide einen Gott und einen Glauben. Was geht uns das Nebengeschwätz der Derwische, Mönche und Priester an?"

Olivier stand eine Weile sinnend; dann sprach er: „Der Himmel entscheidet morgen über uns. Aber je nachdem das Loos fällt, Eugny, ich danke dir. Ich nehme deinen Vorschlag an. Ich möchte noch einmal glücklich in dieser Welt werden. Ich kann es nur bei dir sein."

Eugny zwang seinen Freund, noch eine mit Goldstücken gefüllte Börse von ihm anzunehmen. Dann schieden sie.

---

## 22.

Olivier war von dieser unerwarteten Begebenheit, der außerordentlichsten seines Lebens, in ein Gewühl von lebhaften und

einander widerstreitenden Empfindungen gestürzt, daß er, als er außer der Festung war, fast alle Haltung und Besonnenheit verlor. Er hörte den ihn begleitenden Offizier lange nicht, der ihn um den Ausgang der Unterhandlungen befragte. Er lachte zuweilen laut auf über die Unglaublichkeit und seltsame Wahrheit des Abenteuers, und konnte sich dann wieder der Thränen nicht erwehren. Seine Begleiter sprachen ihm geraume Zeit vergebens zu. Sie fürchteten am Ende, der brave Major habe den Verstand verloren, oder Apti Pascha habe ihm ein gottloses Pulver eingegeben, woran er verrückt geworden sei.

Als sie zu den kaiserlichen Vorposten kamen, ermannte sich der Major, sah mit nassen Augen den ihn begleitenden Offizier an, drückte ihm die Hand und sagte: „Verzeihen Sie mir mein Betragen. Ich konnte aber nicht anders. Es hat sich das Außerordentlichste ereignet. Denken Sie nur, ich habe in Apti Pascha meinen ältesten und geliebtesten Jugendfreund wieder gefunden!“

Er erzählte darauf flüchtig das Merkwürdigste von der langen Unterhaltung mit dem Pascha, und setzte hinzu: „Kommen Sie heut' Abend zu mir in mein Zelt. Bei einem Glase Wein erzähle ich Ihnen mehr, meine und des Pascha Freundschaft und Schicksale. Ich muß Jemandem mich mittheilen können, sonst springt mir das Herz vor Lust und Schmerz aus einander.“*)

Der Major begab sich, sobald er im Lager angekommen war, ins große Hauptquartier und stattete dort den versammelten Fürsten und ihren Generalen den Bericht über den Erfolg seiner Sendung ab. Er verschwieg ihnen auch nicht, daß eben der Pascha, von welchem er eine so entscheidend verwerfende Antwort brachte, sein Landsmann, sein Jugendfreund wäre, den man seit der Schlacht

---

*) Eben diesem Offizier dankt man ohne Zweifel die nachmals gedruckten Berichte.

bei St. Gotthard für todt gehalten habe. Er sprach mit großer Bewegung von ihm, mit Rührung und Bewunderung.

Die Fürsten vernahmen die Erzählung des Majors mit dem Lächeln des Erstaunens, fanden die Geschichte sehr romanhaft, gaben einen witzigen Einfall dazu, und sahen mehr auf das, was ihnen selbst durch den Entschluß des unerschrockenen Pascha von Buda bevorstehen möchte. Einige anwesende Offiziere, die dem Major Olivier ohnehin nicht wohlwollten, gaben seinen Lobreden, die er dem Pascha gehalten, nachher nicht die freundschaftlichste Auslegung. Sie ließen sogar durchblicken, Olivier möge bei seiner Sendung dem kaiserlichen Heere wohl üble Dienste geleistet haben. Olivier erfuhr es von demselben Hauptmann, der ihn nach Buda begleitet, und welchen er zum Abendwein eingeladen hatte. Er begab sich auf der Stelle zum Prinzen von Baden, und verlangte zu seiner Rechtfertigung, man solle ihn beim Sturm folgenden Tages auf den gefahrvollsten Posten befehligen.

Die Festung ward am andern Tage von allen Seiten bestürmt. Es war der zweite September im Jahr 1686. Selten ward in diesem Kriege mit so großer Ordnung, nach so wohlberechneten Entwürfen und mit so gewaltigem Ungestüm angegriffen; selten mit so unbeschreiblicher Todesverachtung und Wuth Angriff um Angriff von den tapfern Vertheidigern Buda's zurückgewiesen. Was Kriegskunst und große Talente leisten konnten, das ward von beiden Theilen an diesem denkwürdigen Tage geleistet.

Apti Pascha selbst befehligte da, wo der Kampf am wüthendsten war — auf dem Mauerbruch. Durch seine Disposition, durch seine und seiner Soldaten Tapferkeit, die er selbst disziplinirt hatte, wurden die Anfälle der Belagerer jedesmal standhaft und mit ungeheuerm Verluste derselben zurückgetrieben.

Darauf ließ man kaiserlicher Seits ein frisches Truppenkorps gegen den Mauerbruch vorrücken. Dabei befand sich auch das Re-

giment Prinz Ludwig von Baden, bei welchem der Major Olivier war. Dieser wackere Offizier, an der Spitze seiner Leute, näherte sich, mitten durch das fürchterlichste Feuer des Platzes, dem Hauptpunkte, um welchen das mörderische Gefecht galt. Jedermann erkannte im Hintergrunde bei den Türken den kommandirenden Pascha. Das Regiment Ludwig von Baden gab Feuer und schritt im Sturmschritt mit dem Bajonnett gegen die Türken. Jedermann sah den kommandirenden Pascha durch einen Schuß gestürzt. Man sah den Major Olivier mit dem Degen in der Faust nach der Gegend dringen, wo sein Freund gefallen war. Bald aber erblickten ihn die Seinigen selbst, von mehrern Schüssen getroffen, zu Boden stürzen, nicht weit vom Pascha. Die Türken, rasend um den Tod ihres geliebten Anführers, verzehnfachten ihre mörderische Thätigkeit. Aber alle Anstrengungen zur Vertheidigung des Mauerbruchs waren eitel. Die Christen drangen ein. Die Stadt Buda ward mit Sturm erobert, nachdem sie dritthalb Monate lang alle Schrecken und Leiden der heftigsten Belagerung ausgestanden hatte.

„Ainsi périrent par les armes l'un de l'autre ces amis vertueux et magnanimes," schreibt der im Eingang dieser Geschichte erwähnte Berichterstatter, „respectables par leur mérite personnel, sans le secours de la naissance."

# Der Creole.

## Statt einer Vorrede.

### Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten in Genf.

Aarau, 7. Dezember 1829.

— — — Werden Sie mir übrigens ja nicht böse, daß ich Ihr Septemberbriefchen heute erst beantworte. Ich ward nicht, wie Sie, durch die Gesellschaft einer fürstlichen, schönen Anastasia gehindert; sondern hatte nur ein armes Mädchen bei mir, wenn auch göttlicher Abkunft. Denken Sie, ich sah meine Muse nach drei, vier Jahren wieder. Schon fürchtete ich alles Ernstes, mein philosophischer Nachbar Troxler habe das schüchterne Kind für immer aus meiner Blumenhalde vertrieben.

Mit größerm Recht, als Montesquieu von sich, sage ich: „J'ai la maladie de faire des livres, et d'èn être honteux quand je les ai faits.“ Kurz, ich habe wieder ein Bild gemalt; diesmal einen Creolen. Ich wollte es Ihnen zu den Rosinen und Makronen unter Ihren Weihnachtsbaum legen lassen. Es sollte Ihnen, mein ewiger Jüngling*), wenn's möglich ist, ein paar lange Jänner-Abende verkürzen helfen oder den Schlaf verlängern.

*) Bonstetten war damals 84 Jahre alt.

Im Sommer 1808, also vor zwanzig Jahren — eheu! fugaces labuntur anni! — kam ein wackerer Mann von Glarus zu mir, Namens Heinrich Stauffacher, der eben auf dem Wege nach Amerika war. Er ließ mir zum Geschenk das Tagebuch seiner Reise zurück, die er, im Jahr zuvor, von Triest nach Messina gemacht, und auf welcher er, besonders in Calabrien, sonderbare Abenteuer erlebt hatte. Vielerlei erzählte er mir nebenbei, was ich zu seinem Tagebuche anmerkte. Daraus ward nun die Erzählung vom Creolen. Sie enthält also, was man ohnehin leicht wahrnehmen wird, eine Grundlage von wirklichen Thatsachen. Das Schmuckwerk legte obengedachtes armes Mädchen, kraft seiner göttlichen Abkunft, bei.

Da dieser Brief also nur Vorläufer der Erzählung für Sie ist, so heben Sie ihn einige Wochen auf, bis Ihnen unser Remigius Sauerländer das Büchlein selbst schickt. Dann vergessen Sie nicht, daß ich, aus guten Gründen, einzig bei den Namen des Fortunatus Linthi, des Georg Down, der geracesischen Familie Marcoli, der Marchesa Bioganni und dessen, was zu deren Familie zählt, der strengen Wahrheit nicht getreu bleiben konnte. Die Uebrigen nannte ich, wie sie ohne Zweifel noch heute in den Taufbüchern aufgezeichnet stehen; und wahrlich leben noch mehrere ihrer Eigenthümer, so gut, wie wir beide.

Wenn denn wohl auch Mancher die Achsel zuckt, daß aus mir zuletzt nur ein Erzähler, so eine Art Spielmanns für die müßige Welt, geworden ist: ich weiß ja, Sie und meine Nanny, die mit der Nase selbst viel Aehnlichkeit der Gemüthsweise hat, hören mich gern an. Man schmuggelt mit einem guten Mährchen manche Wahrheit in die Welt ein, manche Erinnerung ins Herz, die von Kanzel und Katheder herab sich zu Tode fällt. Nenne man des Dichters Gabe nichtigen Goldschaum; mit Goldschaum deckt man Arzneipillen. — — —

## Karl von Bonstetten an H. Zschokke in Aarau.

Genf, 10. Dezember 1829.

— — — Den heiligen Besuch der pierischen Jungfrau habe ich in seiner ganzen Würde gefühlt. — Lieber Herzens-Zschokke, ich wollte zwar erst ein wenig Scherz treiben; aber Ernst ergreift mich, daß Sie sich selbst oder Leutchen in der Schweiz Sie, mit einem Spielmann vergleichen, der in einer Schenke fiedelt. — Seelentod ist das ärgste Uebel, und Sie sind einer von den Weckern derer, die bei uns gähnen. Ihre Erzählungen sind Aetherfläschchen für Schlafsüchtige. Wann können wir in der Schweiz sagen, was Tacitus unter einem Kaiser: rara temporum felicitas, ubi sentire quid velis, et quæ sentias dicere licet? Was uns fehlt, ist das sentire. Daher kömmt, daß die Bessern nicht schreiben, weil ihre Gedanken den harten Boden fühlen. Alles, die Empfindung wekkende, Schöne ist Noth für uns Schweizer.

Sie sagen, Ihre Erzählung sei zum Theil wahr? Aber Ihre lustige Tante Sara ist ja auch wahr*). Eben hat man hier eine alte Jungfrau geheilt, wie Sie die Tante Sara. — Sie sind ein prächtiger Mann, am wühlenden Ameisenhaufen fortzudenken, wie an dem Olymp. Ich verstehe diese Kunst gar nicht. Sobald ich in einem Winkel eine unharmonische Seele fühle, fallen alle meine Gedanken zusammen. So weit ich liebe, oder mitfühle, erwacht meine Seele bis zur Begeisterung. Darum sind mir die Zschokke's alle lieb. Sie tragen mich auf ihren Flügeln in die Pracht der Gedankenwelt. Nichts ist seltener, als wahres Mitgefühl. O Dumont, um den ich traure, die Stael, die Pictets, Johannes Müller — wie entblättert stehe ich schon da! Wunderbar genug, daß eine zwanzigjährige Anastasia die Freundschaft solcher

*) Anspielung auf die Erzählung: „Das blaue Wunder."

Männer bei mir beinahe ersetzt. Aber sie ist eine zweite Stael, hohen Geistes. Jetzt ist sie in Rom. Sie schreibt mir: „J'aime la Toscane. On respire librement dans un pays que l'on sent heureux. Depuis votre canton mignon je n'ai pas éprouvé pareille chose.“

Ungefühl, lieber Zschokke, tödtete immer von außen her mein innerstes Leben. Das ist eine große Sünde; allein ich war für keinen Kampf geboren. Nur wo ich Mitgefühl fand, habe ich meine Kraft empfunden. In Genf stoßen Herz und Geist wenigstens nirgends an. Man kann hier frei denken. Und das ist viel. Aber den Creolen her! — — —

---

## 1.

### Die Reisegesellschaft.

Nachts den 15. März 1807 lichtete das Kauffahrteischiff, die Austria, unter Kapitän Lorenzo Bosich, auf der Rhede von Triest die Anker. Es war mit Waarenballen aller Art befrachtet, besonders mit böhmischen Tüchern und Schweizermousselinen für Messina und Malta.

Während frischer Wind die Segel aufblähte und die Wellen vor sich her trieb, bewegten sich die Ufer zurück. Die Gebäude der Stadt am Gestade, bis hinauf zur Anhöhe, verblichen in Nachtdunst und Mondschein zu immer falberm Grau. Wie zuletzt der Molo von St. Carlo verschwand, und das Schiff nun einsam auf der Lichtstraße dahin glitt, welche der Wiederglanz des Mondes über die dunkle Wasserfläche in langen zitternden Streifen zeichnete, schlug es zwölf Uhr im Triestiner Dom. Die Glocken der andern Thürme fangen einzeln den dumpfen Scheideruf an die Seefahrer

nach. Nun ward das Verdeck von den Reisenden nach und nach leer, die ihre Schlafstätten suchten.

Nur ein junger Mann, in seinen Mantel gehüllt, blieb noch still träumend auf dem Verdeck stehen, vielleicht von der Neuheit des Schauspiels zurückgehalten. Unweit von ihm saß ein etwa sechszehnjähriger Knabe auf einem Waarenballen: die Hände gefaltet und vor sich hin gestreckt, den Kopf niedergesunken auf die Brust, unbeweglich, wie im stummen Schmerz. Eine hohe weibliche Gestalt warf von Zeit zu Zeit den Blick auf den Knaben, entfernte sich bald, und trat bald wieder zu ihm. Endlich schien ihr die nächtliche Kühle oder Langeweile lästig zu sein. Sie berührte die Achsel des Knaben mit den Fingern, und sagte halblaut auf Italienisch: „Ist's endlich gefällig? Mitternacht ist vorüber!“

„Mir gleich! Ich werde noch bleiben!“ antwortete der junge Bursch trotzig und kurz, indem er die Augen dem Mond zuwandte.

„Ich aber darf es nicht länger gestatten. Eure Gesundheit, lieber Cecco!“ versetzte das Frauenzimmer und faßte den Arm des Knaben.

„Mir gleich!“ entgegnete der kleine Eigensinnige, welcher seinen Arm wieder befreite: „Meine Gesundheit ist nicht die Ihrige, Signora.“

„Ohne Umstände, Cecco!“ rief die Dame mit zürnender Stimme: „Muß ich meine Leute herbeiholen oder den Schiffskapitän? Ich verlange Gehorsam auf der Stelle.“

„Und ich Freiheit, oder . . .“ sagte der Knabe und legte auf das letzte Wort einen drohenden Ton.

„Oder? und was denn oder?“ wiederholte die Dame etwas spöttelnd.

„Den Tod!“ erwiederte der Trotzkopf: „Das Grab ist jeden Augenblick offen, weit und tief.“ Er deutete bei diesen Worten mit der ausgestreckten Hand auf's Meer.

Der Fremde im Mantel, welcher das Gespräch gehört hatte, wandte sich verwundert seitwärts zu den Redenden, ohne seine Stellung zu verändern. Er sah in diesem Augenblick die weibliche Gestalt, halb knieend vor dem Knaben, mit weit ausgestreckten, in einander gefalteten Händen. Mit zitternder, leiser Stimme seufzte sie: „O mein Cecchino! Warum wollt Ihr mich verderben?"

In diesem Augenblick sprang der junge Bursch auf, mit einem Satz gegen das Schiffsbord, — und vermuthlich wäre er in die Wellen hinabgestürzt, hätte ihn nicht der Fremde, während die Dame einen Schrei ausstieß, mit beiden Armen umfangen.

„Keine Unbesonnenheit, junger Mensch!" sagte der Fremde, und seine Lippen dem Ohr des Knaben zuneigend, flüsterte er leise: „Sie scheinen unglücklich. Vertrauen Sie mir, ich will über Sie wachen auf dem Schiffe."

Cecco wandte sich im Arm des ungebetenen und unerwarteten Vermittlers um. Beide beobachteten sich gegenseitig, so viel das Licht des Mondes gestattete. Der Knabe sah ein ihm unbekanntes, aber angenehmes Gesicht mit einem Ausdruck voller Kraft und Gutmüthigkeit, welcher selbst durch einige Pockengrübchen erhöht zu werden schien. Unter dem runden Hut kräuselte sich blondes Haar wie Gold, im Schein des Mondes. Der junge Mann war etwa fünf- bis siebenundzwanzig Jahre alt. Hinwieder der Fremde erblickte dicht vor sich das verschattete, zarte Antlitz eines Knaben, welches, im finstern Ebenmaß seiner Verhältnisse, wahrhaft schön genannt werden konnte, und eben jetzt durch den seelenvollen Ausdruck von innerm Schmerz und stolzem Erstaunen einen, wenn ich so sagen darf, ganz eigenen Ton empfing, welchen man sonst nicht in einem etwa fünfzehnjährigen Knabengesicht zu finden erwartet.

Nach einer Weile stummen Anstarrens riß sich der junge Bursch aus den Armen, die ihn gefangen hielten; sagte zum Frauenzimmer, das wie unbeweglich dastand: „Ich folge!" und beide wan-

derten, nach einer leichten Verneigung gegen den Fremden, der Kajüte zu.

„Seltsame Reisegefährten!“ murmelte der Fremde: „Indessen die Fahrt verspricht anziehend zu werden; morgen erfahren wir mehr von einander.“

Er irrte sich. Am folgenden Tage, da die Austria, schon fern von den Küsten, über die adriatische Wasserwüste bei schwachem Winde hinschwebte, füllte sich das Fahrzeug allmälig mit Leuten aus allerlei Volk. Sie stiegen aus dem Boden hervor, als wüchsen sie unter den jungen Sonnenstrahlen, wie jene Gewappneten aus der Erdscholle, die Kadmus mit den Zähnen des Drachen besäet hatte. Verwundert drehten sich die Köpfe erst nach allen Himmelsgegenden, um sich in der weiten Einöde des Ozeans zurecht zu finden; dann musterte jeder die bunte Versammlung, mit der er wochenlang, inner dem engen Gefüge von Brettern, Abenteuer und Gefahren bestehen konnte, wie sie das treulose Element des Wassers irgend den Kindern der Erde zu bereiten pflegt. Da waren Sprachen und Trachten von allerlei Nationen. Aber was der Zufall zusammengewürfelt hatte, vereinte sich bald zu geselligem Verkehr. Geschieden von der übrigen Welt, ist die menschliche Gestalt für sich allein schon ein Empfehlungsbrief für das menschliche Herz.

Die meisten Reisenden waren Leute ganz gemeinen Schlages: Krämer, Wallfahrer, Bauern u. dgl. m. Nach den Mundarten unterschieden sich Lombarden, Neapolitaner, Deutsche, Griechen, Engländer und Schweizer. Auch der junge, blondköpfige Mann erschien unter ihnen; aber gerade von ihm konnte man nicht sagen, weß Landes er sei, weil er mit einerlei Leichtigkeit deutsch, englisch oder neugriechisch, wie italienisch sprach. Man hätte ihn schon aus dem Grunde für einen Engländer halten können, weil zwischen ihm und einem andern jungen Briten auf dem Schiffe durchaus keine Gemeinschaft stattfand. Doch zeigte er viel zu viel Gesellig-

keit und zuthunliche Leutseligkeit, als daß man ihn mit einem der spröden Kinder Albions hätte verwechseln dürfen. Eher glich er einem Franzosen, würde nicht seine apostolische Gabe, in Zungen zu reden, die jedem Franzmann, trotz der Geläufigkeit der eigenen Zunge, ewig versagt bleibt, offenbares Zeugniß dagegen gegeben haben. Nicht minder sprach auch eine gewisse bequeme Lässigkeit seiner Bewegungen, die ihm aber wohl stand, gegen alle Stammgenossen der beweglichen, leichten Gallier.

Man sah seine schlanke Gestalt im grünen Frack und runden Hut, mit strohgelbem, recht italienisch schlaff umgeworfenen Halstuch, bald hie, bald dort auf dem Schiffe. Er schien zu suchen; man erräth leicht, wen? Doch weder die Dame noch ihr hübscher und trotziger Cecchino ließen sich erblicken. Es verstrichen sogar mehrere Tage; sie erschienen nicht. Es hieß, sie seien seekrank.

---

## 2.

### Die Rose von Messina.

An der Tafel des Schiffskapitäns Lorenzo Bosich speisete nur der junge Engländer, welchen sein Schiffswirth Sir Georg Down nannte, und der schon öfters erwähnte Grünrock, welchen Herr Bosich bald Signor Fortunato, bald Signor Linthi hieß. Sir Down war ein Mann etwa im Alter des Letztern; schmächtigen Wuchses, bläßlichen, feinen Gesichts. Brillantringe an den Fingern und ein Kleiderschnitt im neuesten Londonergeschmack deuteten an, daß er kein ganz gemeiner Sir war. Bei Tische zeigte er sich übrigens stumm oder vornehm-einsilbig. Zwar beantwortete er jede Anrede mit verbindlichem Ton; aber zugleich lag in der Miene immer eine Art feierlicher Verwahrung gegen jeden Versuch vertraulichen Annäherns.

So bestritten gewöhnlich Kapitän Bosich und Signor Fortunato allein die Unkosten des Tischgesprächs; jener mit überlauter Stimme und reichem Hände= und Mienenspiel; dieser mit einer Gemächlichkeit, welche fast auf Mangel an Federkraft des Gemüths zu schliessen berechtigte.

Das Wort kam natürlich unter beiden auch auf die einzige Schöne am Bord der Austria. Sie hatte seit einigen Tagen schon die allgemeine Neugier um so mehr erregt, je geheimnißvoller sie lebte, und je weniger man von ihren zwei Bedienten, oder Verwandten, oder Wächtern über sie erfuhr, ein Paar langen, dürren Gestalten, mit unerfreulichen Gesichtern. Einigemal hatte man auch unter dem Gesurre von Zithertönen aus ihrem Kajütenzimmer den süßesten Gesang einer weiblichen Kehle vernommen, und mit Recht beklagte jeder die Zurückgezogenheit der allzu bescheidenen Sängerin.

„Wer ist diese Dame eigentlich?“ fragte Sir Down, an den das Fragen sonst selten kam.

Der Schiffshauptmann zog mit bedauerndem Kopfschütteln die Achseln bis zu den Ohrläppchen und sagte: „Laut ihren Päſſen und meinem Register eine Donna Rosa di Centi, die mit ihrer Dienerschaft nach Messina geht.“

„Und der Knabe bei ihr?“ fiel Signor Linthi ein: „Auf keinen Fall gehört, denk' ich, der zur Dienerschaft.“

„Warum nicht?“ versetzte der Kapitän: „Ihr Jokei, ihr Page, ihr Gallopin. Allein, ihr Herren, das ficht einen braven Seehauptmann wenig an. Er bringt seine Fracht, wohin sie bestimmt ist, und bekümmert sich nicht um Inhalt und Werth der Ballen.“

„Sie sind ein gewissenhafter Mann, Kapitän,“ gegenredete Signor Linthi, „daß der schönste Theil Ihrer Ladung Sie nicht neugieriger, als der schlechteste Pack Flanell macht!“

Alle Mühe war eitel, von der schönen Sizilianerin mehr zu erfahren, bis sie endlich selber für gut fand, sich auf dem Verdeck zu

zeigen. Aber täglich erschien sie nur einmal; nur auf kurze Zeit; nur um Sonnenuntergang und auch dann noch verschleiert, von ihrem Pagen begleitet, und unter Veranstaltungen des Kapitäns, daß sie auf dem Verdeck allein bleiben, wenigstens einen freien Spielraum von zehn ihrer Schritte für ihre Lustwandelei behalten konnte.

Sir Down verletzte, doch mit dem besten Anstand von der Welt, die Grenzen des Spielraums schon am ersten Tage, und fand, woran er vermuthlich nicht gezweifelt hatte, vor den Augen der bescheidenen Schönen, wegen der Sünde der Neugier, Gnade. Die übrige Reisegesellschaft hielt sich in ehrfurchtsvoller Ferne zurückgezogen; mit ihr auch Signor Linthi, der, dem Aeußern nach, vielleicht nebst dem Briten am ersten Anspruch auf Zutritt hätte machen können. Nach dem ersten und zweiten Abend verlor sich aber der Reiz des täglichen Schauspiels, und man achtete wenig mehr auf die vornehme Unbekannte, die regelmäßig eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang vom Verdeck verschwand. Auch Signor Fortunato, der doch, seit jenem Vorfall in der ersten Nacht, allerdings einen nicht ganz verwerflichen Entschuldigungsgrund für eine Neugiersünde gehabt hätte, fühlte wenig Gelüst, weder sie unmittelbar zu begehren, noch mittelbar durch Fragen an den schweigseligen Engländer, der übrigens in Gesellschaft der Messinerin keine stumme Rolle spielte.

Inzwischen zog ihn nach einigen Tagen ein anderer Umstand an, und dem erwähnten Schauspiel näher. Es war ihm nicht entgangen, daß er von den Augen des jungen Cecchino überall hin verfolgt wurde; und daß dieser Knabe, den er im täuschenden Mondlicht so wunderschön gefunden, nach europäischen Begriffen nichts minder, als schön sei. Seine dunkle, bräunliche Gesichtsfarbe, unangenehmer und tiefer, als sie von der Sonne am Mittelmeer gegeben zu werden pflegt, verkündete seine creolische Abkunft jenseits des Ozeans. Das Gesichtchen des kecken Buben blieb übri-

gens zart und regelmäßig geschnitten; und der geschmeidige, schlanke Leibesbau, der alle Creolen auszeichnet, kam auch ihm zu Statten. Ein grünes Wämmschen, ein breiter feuerfarbener Gurt um den Leib, ein lockeres, schwarzes Seidentuch um den Hals, ein strohgelbes um die Haare, darüber ein leichter Hut, etwas schief stehend, stellte den lieblichsten Damen-Jokei dar.

Signor Fortunato erlaubte sich zu vermuthen, daß zwischen diesem Knaben und seiner verschleierten Gebieterin ein ganz eigenes Verhältniß walten müsse, in welchem sich jener nicht sehr glücklich fühle; denn wegen einer Kleinigkeit droht man nicht mit dem Sprung über Bord. Daß ihm Cecchino's Blicke beständig nachschlichen, schien eine Art schüchterner Einladung, näher zu kommen. Vielleicht wollte ihm der Kleine etwas vertrauen. So oft er sich aber dem Verdeck wirklich nahte, wandte der Bursch die Augen, mit unbefangener Gleichgültigkeit, hinweg, oder drehte ihm gar den Rücken zu.

Wir wollen hier nicht entscheiden, ob es zufällige oder absichtliche Selbstvergessenheit war, daß Signor Fortunato eines Abends in der Ecke des Verdecks auf einem Kranz von Schiffsseilen sitzen blieb, als die Verschleierte erschien, und bald darauf Sir Down in ihrer Gesellschaft. Er sah nicht einmal nach ihnen um, sondern unverwandt in das Buch, welches er eben las; und würde noch lange hineingesehen haben, hätte nicht die muthwillige Hand des Pagen einen kleinen Regen von Sägespänen über die ariostischen Stanzen fallen lassen.

Verwundert blickte Fortunato auf, aber dann sagte er lächelnd: „Machen Sie allen Büchern Ihren Krieg, junger Herr?"

Statt der Antwort legte der Page einen Finger auf die eigenen Lippen, indem er bedeutsam nach der Gegend hinschielte, wo Signora Centi sich mit dem jungen Briten unterhielt. Dann drehte er ihm den Rücken zu, und lehnte sich mit beiden Armen auf das

Bordgeländer, den Blick auf den Tanz der Wellen gerichtet. Fortunato verstand die Einladung, und war sogleich neben ihm.

„Verzeihen Sie mir die Unart!“ flüsterte der Knabe, ohne zu ihm aufzuschauen: „Man wird aus Langerweile hier auf dem Schiff närrisch. Ist's noch weit bis Sizilien?“

— Der Kapitän spricht noch von mehr denn acht Tagen, wenn der Wind nicht dienstfertiger wird.

„Ach, selig sind die Todten!“ seufzte der Knabe.

— Warum die Todten, und nicht ebenso gut wir?

„Die athmen ja nicht in ihrem Sarg; aber wir, sind wir nicht in unserm Sarg Lebendigbegrabene?“

— Ist's nicht Ihre Schuld, liebes Kind, daß Sie die übrige Schiffsgesellschaft meiden? Warum gehen Sie und Ihre Signora für uns Andere leider erst auf, wie der Abendstern, wenn die Sonne untergeht?

Cecco seufzte leise in sich bei der Frage, blickte schüchtern hinter sich nach seiner Gebieterin und sagte, indem seine schwarzen Augen mit durchdringendem Blick, aber schnell, über Fortunato hinstreifen: „Sie sind kein Toskaner, trotz Ihrer Mundart.“

— Auch geb' ich mich nicht dafür; ich bin aus der Schweiz.

„Dacht' ich's doch!“ rief der Kleine mit Lebhaftigkeit, und sah wieder, aber flüchtig, ins Gesicht des Nachbars: „O herrliches Land, wo die kalte Sonne nie Schnee und Eis schmelzen kann; aber wo die Herzen warm schlagen! Ich kannte in Sizilien von Ihren Landsleuten. Ich hatte sie gern. Haben Sie Freunde in Messina?“

— Einen Offizier vom Regiment Wattenwyl. Hoffentlich hab' ich dort das Vergnügen, auch Sie wieder zu sehen?

Cecco antwortete nicht, sondern runzelte einen Augenblick die Stirn, und senkte den Kopf so tief er konnte; fuhr aber rasch wieder auf, und fragte: „Sie sind also Militär?“

— Ein geborner, wie jeder Schweizer.

„Und gehen zum Regiment Wattenwyl?“

— Zum Schweizerregiment Frohburg, das in Malta errichtet werden soll.

So spann sich das Gespräch zwischen beiden über die gleichgültigsten Dinge fort; aber das seelenvolle Geberdenspiel des jungen Creolen, seine eigene Betonung manches Wortes, und zumal mancher Gedanke desselben, der weit über die Zartheit seines Alters erhaben zu sein schien, machte das Gleichgültigste anziehend. Daneben fand Signor Fortunato in dem Gesicht des Pagen, in der Nähe betrachtet, etwas unnennbar Anmuthiges, das selbst von der ausländischen Farbe nicht litt, die nur, wie ein bräunlicher Schatten, darüber geworfen war. Nicht minder mußt' er die Gewandtheit des schlauen Burschen bewundern, mit der er allen Fragen entschlüpfte, die sich dem geheimnißvollen Betragen der sizilianischen Donna zu nahen drohten. Und, als Fortunato endlich gerade an jenen Auftritt in der Mondscheinnacht erinnern wollte, sprang der behende Jokei jählings davon, weil ihn ein lauter Schrei der Gebieterin mahnte.

Diese war nämlich mit Sir Down in einen Streit um den neidischen Schleier gerathen, den er zu lüpfen suchte. Cecco reihte sich zu seiner Herrin, um die kühne Hand des Briten zu bezwingen. Fortunato blieb ruhiger Zuschauer. Als aber die Schöne von Messina ziemlich laut und zornig rief: „Signor Inglese, keine Beleidigung!“ — trat der Schweizer hinzu, und sagte halblaut dem jungen Engländer in dessen Landessprache: „Ehrfurcht dem schönen Geschlecht, Sir!“ — aber zu spät. Das Geheimniß war schon entschleiert; und der Sohn Alt-Englands, statt sich des Siegs zu freuen, stand ziemlich verblüfft beim Anschauen der Donna Rosa.

Denn die Rose von Messina, statt im Morgenroth ihrer übrigen Schwestern zu blühen, prangte unerwartet in gelber Schönheit, und in einem Alter, welches gewissenhafte junge Männer in

Verlegenheit setzt, ob sie ein Frauenzimmer noch liebenswürdig oder schon verehrungswürdig nennen sollen. Signora Centi konnte allerdings Cecchino's Mutter sein. Bei dem Allem hätte sie noch durch das Gefällige ihrer Gesichtsbildung, und den edeln Gliederbau, zärtlichere Empfindungen, als jene Verblüfftheit, erregen können, wäre sie nicht vom Verdruß zu sehr entstellt worden. Und zornige Schönheiten sind, man weiß es, jedesmal nur verschönte Häßlichkeiten.

Sir Down, des Sieges reuig, wie zwanzig Jahre später seine Regierung des ihrigen bei Navarino, machte eine tiefe Verbeugung, die einer Bitte um Verzeihung glich. Die Beleidigte aber, mit dem Flammenblick des Zorns, wandte ihm den Rücken und verließ das Verdeck. Der Page folgte schweigend.

---

## 3.

### Nationalstolz.

„Verdammt, mich führt keine sizilianische Rose mehr in Versuchung!“ sagte Sir Down in verengländertem Italienisch mit verdrossenem Lächeln, etwas beschämt, als er an dem Alpensohn vorbeiging, ohne ihn anzusehen.

„Bestrafte Neugier, Sir. Wissen Sie nicht, daß die Verhüllung immer das Reizendste des Verhüllten ist?“ erwiederte der Andere, still lachend, auf Englisch.

Der Brite kehrte mit halbem Leibe wieder nach ihm um, und fragte mit kalter Artigkeit, die fast Empfindlichkeit schien: „Sie sind doch kein Engländer? Dem Flachshaar nach ein Russe.“

— Ein Schweizer, Sir.

„Hm, aus den italienischen Vogteien.“

— Sie irren; aus der Kernschweiz, vom Fuße des Gotthard.

„Ihr Name aber lautet italienisch, denk' ich."

— Ich heiße Fortunat Linthi, gutdeutsch.

„In dem Stück find' ich Schweizer und Deutsche wahrhaftig bewundernswerth!" sagte der Brite mit vornehm spöttelndem Lächeln: „Es sind die Chamäleone unter den Völkern; in wessen Land sie kommen, dessen Sprache, Sitte, Tracht, Glauben und Grundsätze haben sie; ganz Gegenstück der Juden."

— Sie mögen nicht Unrecht haben. Juden und Engländer, mit und ohne Bart, erkennt man überall im Augenblick.

Sir Down, dem die Vergleichung mit dem Volk Gottes unbehaglich sein mochte, warf den Kopf etwas stolz zurück, und betrachtete so, mit halbgesenkten Augenliedern und aufwärts zuckender Unterlippe, seinen Mann, der aber kaum zu ahnen schien, daß er mehr, als eine Naivetät ausgesprochen. Plötzlich verlor sich der Ernst des Briten in ein schalkhaftes Lächeln. „Ist's denn wahr," sagte er, „daß die Schweizer ihre ehemalige Heimwehkrankheit verloren haben? Man sagt, durch Napoleons Kunst sei das Wunder vollbracht."

— Vielleicht in den aristokratischen Städten. Bei uns Andern in den Bergländern und freigewordenen Unterthanenschaften könnt' Heimathsliebe und Heimweh vergrößert sein.

„Wahrhaftig? Nehmen Sie sich in Acht, Sie Fortunatus Linthi, ich kann den Kühreihen singen!"

— Singen Sie nur.

„Ich bin gar nicht grausam. Aber es ist etwas Närrisches um euch Schweizer mit dieser Krankheit."

— Jedes Volk hat seine Eigenheiten, Sir. Mancher von uns, wenn er außer der Heimath ist, stirbt vor Sehnsucht nach ihr; und mancher Engländer, wenn er in der Heimath ist, stirbt vor Ueberdruß derselben am Spleen, sobald er nicht auswandern kann.

„Waren Sie in England?"

— Zwei Jahre in London, Liverpool, Manchester. Ich sah viel Geld, aber nicht Alles golden dort.

„Aber doch die größten Handelsplätze der Welt, die größten Flotten, die größten Fabriken, und Anderes, wovon Sie sich in Ihren Felsenthälern wohl nichts träumen ließen.“

— Allerdings, zum Beispiel die größte Armentaxe, die größte Nationalschuld — —

„God dam! Sir Fortunatus Linthi, doch keine französischen Soldaten, als nur Gefangene. Darin steht's denn anders bei uns aus, als in Ihrer napoleonischen Schweiz, die nicht mehr die alte, freie ist. Sprechen Sie nur ganz offen. Hier haben Sie keinen Coporal aus Frankreich zu fürchten. Wir sind auf einer Domäne Albions, auf dem Meere, und Sie sind frei, wie auf englischem Grund und Boden, dem letzten Asyl europäischer Freiheit.“

Herr Linthi schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Wir wollen Beide nicht prahlen.“

„Warum schütteln Sie den Kopf?“

— Ich dachte an Ihre Radikalen, an Ihre irländischen Katholiken, an den Strick, mit welchem man die Weiber — — —. Brechen wir ab. Wär' ich kein Schweizer, möcht' ich Bürger des freien Nordamerika's sein.

„Warum nicht lieber ein Bürger von Botany Bay?“ erwiederte Sir Down mit feinem, boshaftem Lächeln.

— Hm, das behalten die Engländer ausschließlich nur sich und ihren Kindern vor.

„Ihr Witz, Sir, rief der Brite mit dem Tone des Beleidigten, „fängt an frostig zu werden.“

— Nun, so taugt er Ihnen zum Abkühlen. Enden wir also; denn unser Wortwechsel streift etwas ans Alberne, dünkt mich.

„Sir, wenn Sie von Albernheit reden wollen, bitt' ich, die Höflichkeit zu haben, sie auf eigene Rechnung zu setzen, wohin sie

gehört.“ Der Engländer, dem ein unverhohlener Aerger das blasse Gesicht röthete, sagte diese Worte rasch und drohend, indem er dem Schweizer nah' auf den Leib trat. Dieser aber entgegnete gutmüthig und besänftigend: „Ich glaube, Sie suchen Händel mit mir. Gehen Sie, liebes Freundchen, ich liebe dergleichen nicht.“ Er drückte ihn mit vorgestrecktem Finger sanft von sich zurück. Sir Down stieß die Hand des Schweizers entrüstet ab und sagte: „Ich verbitte mir eine Vertraulichkeit, die Unverschämtheit heißen könnte.“

— Es war nicht so böse gemeint! — sagte der treuherzige Sohn des Alpenlandes. Scheiden wir in Frieden. Sie könnten mich sonst zu einem Narrenstreich verlocken. Also, nichts für ungut. — Damit ging er langsam von hinnen.

„God dam! Sie werden mir anderswo Rede stehen!“ rief ihm der Engländer nach.

— Wenn ich Lust habe; heut' machten Sie mir herzlich schlechte dazu! — rief jener zurück und begab sich aufs Verdeck der Austria.

---

## 4.

## Nachwehen.

In der muntern, wenn auch nicht auserlesenen Gesellschaft, die er dort fand, hätte Fortunatus des unangenehmen Wortwechsels ganz und gar vergessen, wär' er nicht einige Stunden später wieder durch den Schiffskapitän daran erinnert worden, der ihn persönlich zum Nachtessen in die Kajüte einlud.

„Diesen Abend speisen wir allein, ohne unsern God dam!“ sagte Lorenzo Bosich.

„Wie so?“

„Bst!“ flüsterte der Kapitän, plötzlich stillstehend, indem er die flache Hand auf den Mund legte, die Augenbraunen in die Höhe

zog, und ohne den Kopf zu bewegen, seitwärts mit den Augen deutete, wo Sir Down, an einen Mast gelehnt, einsam stand. Eben so plötzlich zog er den Schweizer mit sich fort zur Kajüte. Hier stellte er sich nun vor seinen Gast hin, blies mit vollen Backen, und schüttelte, die Augen rollend, die Hände mit ausgespreizten Fingern hoch in der Luft. „Puh! Signor Fortunato, ich richte die Komplimente nicht an Sie aus, die mir Signor God dam an Sie gab. Ich wette, der möchte Sie kielholen. Was hatten Sie mit einander?

„Nichts, das ich wüßte!“ erwiederte Signor Linthi. „Vielleicht hätt' er mich gern, als Zeugen, bei einer Beschämung entbehrt, die er sich von der Signora Centi mit täppischer Strudelköpfigkeit einkaufte.“

„Dem Signor Inglese ist ein Leck gesprungen!“ rief der ehrliche Lorenzo Bosich, und zeigte mit dem Finger auf die Stirn: „Das Frauenzimmer ließ sich bei mir über sein Betragen beschweren. In Triest trug man den jungen Herrn auf den Händen. Er war die Liebenswürdigkeit in eigner Person. Seit er aber unter Segel gegangen, treibt der Teufel mit ihm vor Top und Takel, und zieht er jeden Tag andere Flaggen auf. Nun, ich weiß wohl, in Schiffen und Klöstern ist selten Friede, und der Mensch wird wie das Element, worin er lebt. Aber der Signor God dam soll mir auf der Austria kein grober Schwabber werden! — Doch, setzen wir uns geschwind zu Tisch; die Suppe wird kalt und der Wein warm.“

Als Fortunatus den Vorfall mit dem Schleier beim Essen gar umständlich erzählt hatte, machte Lorenzo Bosich die Bemerkung: „Basta! ich gebe für das kein faules Spartenseil. Aber, jeder auf seine Seite. Weichen Sie ihm aus; er könnte Ihnen noch in Messina Händel machen, wo seine Landsleute jetzt den Meister spielen, und General Fox allmächtig ist. Will doch heutzutage jeder Londoner Schiffsjunge wie ein Admiral thun.“

Die Worte, und besonders der Name des Generals Fox, fielen dem jungen Schweizer etwas schwer aufs Herz. Er ward nachdenkend und still, indem er erwog, daß ein Mann, der mit dem Degen in englischem Kriegsdienst sein Glück suchen wollte, nicht mit einem Sonderling anbinden müsse, der ihm leicht die Hausthür des Generals verriegeln könnte. Fortunatus Linthi war einer von den jungen Leuten, die, bei allen Geschicklichkeiten und Kenntnissen, in ihren allzubevölkerten Alpenthälern kein Plätzchen mehr für sich finden, und daher wohlgemuth Brod und Weltkenntniß in der Ferne zu erwerben gehen. Lorenzo Bosich wußte dies sehr wohl, denn der offene Schweizer hatte ihm nicht verhehlt, wie er England, Frankreich und Italien als löblicher Musterreiter manches Jahr durchkreuzt, zuletzt seine ersparten Pfennige fast insgesammt durch ehrlichen Bankbruch eines Triestiner Hauses eingebüßt, und nun den Vorsatz hatte, Musterkarte und Elle gegen Habersack und Degen auszutauschen.

Indessen ließ sich der neue Kandidat der Schlachten- und Wachtenkunst das Schreckbild des Generals Fox nicht lange anfechten. Man plauderte lustig bis in die Nacht. Da Fortunat aber in sein Schlafkämmerchen trat, erneuerte sich doch die vorige Bedenklichkeit. Auf einem Klapptischchen an der Wand lag eine beschriebene Karte, mit den Worten: „Hüten Sie sich vor dem Engländer; er führt Böses im Schilde!“

Der Gewarnte betrachtete das Blättchen lange von jeder Seite. Endlich, in seiner Hangmatte ausgestreckt, war ihm nur noch der Warner, und durch welche Hexerei dieser die Karte in das wohlverschlossene Gemach eingeschwärzt haben konnte, zuletzt sogar dies nicht mehr, der Neugier werth.

Und Alles war im leichten Sinne des jungen Mannes untergegangen und vergessen, nicht nur während er schlief, sondern auch als er folgenden Morgens erwacht war, aufs Verdeck stieg, und

eine prächtige Seelandschaft vor seinen geblendeten Augen schwebte. Frischer Wind strömte durch den Wellenglanz des Meeres. Links und rechts, in fast gleichen Fernen, schwammen Küstengegenden, wie farbige Luftgebilde. Die Austria drang nämlich eben mit geschwellten Segeln in die Meerenge von Corfu ein; links die niedere, flache Landzunge von Denta, rechts die kahlen, aschfarbenen Uferfelsen von Corcyra, nur sparsam, in Schluchten und Riffen, mit grünendem Gestrüpp wie übermooset. Was die Sonne einiger Jahrtausende von diesen Massen nicht ausgebrannt und zerbröckelt hatte, war durch Regenstürme zerstört. Einzelne Klippen, getrennt von ihren senkrechten Kalksteinflötzen, traten, wie schwarze Basaltsäulen, weit ins Meer, um stolz den siegenden Elementen den letzten Trotz zu bieten.

Wie allmälig das Meer wieder zur breiten Fläche aus einander ging, wickelte sich, links am albanesischen Ufer, die Bergkette von Mezzovo von einander, unter deren Gipfeln nun der heilige Pindus unbekannt steht, welcher einst dem Gott des Gesanges und allen Musen ein Lieblingsplätzchen hienieden hieß. Von daher leuchteten auch die weißen Mauern des Städtchens Butrinto, in der weiten Entfernung kaum erkennbar, wie weißer Schaum des Gestades, welcher von Zeit zu Zeit aus den tanzenden Wellen auftaucht.

Die Austria flog aber in gerader Richtung gegen die Stadt Corfu, welche mit ihren Festungswerken, wie auf einer Halbinsel, ins Meer hinaus lagert. An einem kleinen Eiland vorbei, das den geräumigen Hafen verbirgt, schwamm das Schiff bis zum steilen Felsen, der auf seinem Haupte das alte Schloß, wie seine Krone, zur Schau trägt. Eine Pfahlbrücke bindet das Schloß an die Stadt.

---

5.

## Ischarioths Haus.

Weil der Kapitän hier einige Ballen Leder auszuschiffen hatte, und erst gegen Abend wieder Anker lichten wollte, ließen sich die meisten der Austriafahrer ans Land bringen, um ihren Füßen den Genuß des festen Bodens zu geben. Auch Fortunatus Linthi setzte über.

Er hatte sich schon geraume Zeit dort an dem Gewühl zerlumpter Corfunesen, russischer Uniformen und griechischer Morgenlandstrachten auf dem Hafenplatz ergötzt, ohne zu bemerken, daß ihn ein kleiner, halbnackter Bettelbube mit hungrigen Blicken ansah, und zuweilen die Hand gegen ihn streckte. Er warf ihm einige Paolo hin; der Knabe warf ihm dagegen einen kleinen Zettel vor die Füße, und lief laut lachend davon. Der Schweizer hob das Blättchen von der Erde. Darauf standen die Worte: „Der Engländer sucht Sie! Meiden Sie ihn!“

Nicht die wiederholte Warnung, sondern, wie am Abend vorher, die romanhafte Heimlichkeit des Warners befremdete ihn, von der sich kein Grund erkennen ließ. Auch schien diesmal eine andere Hand geschrieben zu haben. Ohne Zweifel kamen ihm die Winke aus seiner Schiffsgesellschaft, und nach Ueberlegung fand er sich sehr geschmeichelt, wenn er der Signora von Messina so viel Theilnahme für sich zuschrieb.

Indessen ging er, die Stadt zu besehen, durch die unreinlichen Gassen, längs unansehnlichen Häusern, auf den hölzernen Fußbahnen hin. Endlich dessen und des Geschrei's der Eseltreiber müde, welche auf dem Rücken ihrer Lastthiere Wasser führten, und ein Glas voll um zwei Paoli feil boten, trat er in ein Gasthaus. Es mochte Mittag sein. Mehrere Tische waren schon von Corfioten und Fremden und russischen Offizieren hiesiger Besatzung in Beschlag genommen, die sich, bei vollen Schüsseln und Gläsern, in allen Mundarten Italiens, Macedoniens und Scythiens lärmend unterhielten.

Der Schweizer hatte kaum an einer freien Stelle einen Platz gewählt und seine Mahlzeit angeordnet, siehe, da trat auch Sir Down herein. Er musterte anfangs stillstehend die Anwesenden, heftete dann seinen Blick auf Fortunatus, und setzte sich mit der verbindlichen Erklärung zu ihm, daß er dem gütigen Zufall danke, der ihn zu seinem bisherigen Tischgenossen zu Tisch führe. Es gab anfangs ein paar unwillkührliche Pausen im Gespräch dieser Reisegefährten, die aber jedesmal durch das Geschäft des Essens sehr gerechtfertigt ausgefüllt wurden. Je tiefer nach und nach in den Flaschen die Ebbe des Weins ward, je höher stieg die Fluth ihrer gegenseitigen Mittheilungen und witzigen Einfälle. Der Brite, sonst am Kapitänstische der Austria mit einem Glase gewässerten Weines zufrieden, trank jetzt den rosenfarbenen Chiarello piccante in ungeschwächter Kraft, daß seine Laune zuletzt selbst die rosenfarbenste wurde. Linthi hatte ihn nie so liebenswürdig gesehen. Sir Down war das volle Gegentheil des gestrigen Abends.

Um so weniger lehnte Fortunatus die Einladung ab, in Gesellschaft mit ihm die Gegend des alterthümlichen Corcyra zu beschauen, dessen Bewohner einst mit mehr denn hundert Trieren das jonische Gewässer beherrschten und den Stolz Korinths demüthigten; gegenwärtig aber den scheuen Blick ihrer Ehrfurcht auf den Stock moskowitischer Korporale senkten. Im Vorübergehen betrachteten sie den Reichthum der Kirche St. Maria, wo die andachtlos umherknienden Beter, in zerrissenen Kleidern, einer Haupt-Versammlung aller jonischen Bettler glichen. Der Glanz des Tempels, im Abstich mit diesen Bildern der Noth und Blöße, versinnlichte wenigstens, wie der geistliche Arm von jeher besser die Sache der Kirche, als der weltliche die Sache des Volks zu pflegen verstanden habe.

Beide Lustwanderer freuten sich wieder, jenseits der Wälle und Zugbrücken, ins Freie zu gelangen, wo einzelne Getreide- und Flachsfelder, Rebenhügel und Kalksteinberge, mit dazwischen ge-

streuten, halbsichtbaren Dörfern, Höfen und Kapellen, kein unfreundliches Bild machten.

In die Nähe eines Olivenwäldchens und eines dabei zur Hälfte in Schutt zerfallenen Hauses gelangt, sprach sie ein alter Bettler um eine Gabe an. Sir Down warf ihm ein paar Geldstücke in den zerrissenen Strohhut und fragte: „Wie heißt die Gegend hier?“

„Das ist,“ antwortete der Alte demüthig, indem er auf die Mauertrümmer zeigte, „das Haus, wo vor Zeiten Judas Ischarioth wohnte, der den Heiland um dreißig Silberlinge verrieth.“

„Was?“ schrie der Brite, mit Geberde des Erstaunens: „Der saubere Bursch war also Euer Landsmann? und wohnte er da, vor oder nachdem er sich erhenkt hatte?“

„Das weiß Niemand,“ erwiederte der gläubige Bettler, „aber das ist sein Haus, und immer kommt der Stein wieder auf seine Stelle zurück, den man davon trägt.“

Lachend gingen die jungen Leute ins Wäldchen.

„Es ist eigentlich da nichts zu lachen,“ sagte Fortunatus, „wo man, über die Verthierung des menschlichen Geschlechts, Blut weinen sollte. Dahin haben es stolze Höflinge, Aristokraten und Pfaffen mit ihrer gefräßigen Selbstsucht bei den Völkern gebracht.“

— Und wohin haben es die Aufklärereien der Voltaire's und Rousseau's gebracht? — fragte Sir Down entgegen: zum Umsturz aller Ordnungen, zu den Rebellionen Amerika's, Frankreichs und der halben Welt haben sie es gebracht. Wer das gemeine Volk nicht als eine Schafheerde sehen will, verwandelt es in eine Heerde von Wölfen.

„Nicht Schafe, nicht Wölfe; Völker sind Menschen, Revolutionen sind Kämpfe der Natur gegen die Unnatur; und wer die Vernunft zur Unvernunft, und die Unnatur zum Gesetz macht, der ist der Revolutionär. Der wachsende Baum sprengt endlich seine Rinde.“

— Larifari! Ich kenne die Phrasen; will aber in dieser besten

Welt mir lieber unter rohen Caraiben Hütten bauen, als unter französischgeleckten Vielwissern, Halbwissern, Aufgeklärten und Abgeklärten.

„Das ist Ihr Ernst nicht, Sir. Singen Sie Ihr Rule Britannia, und schauen Sie auf die Majestät Ihres bildungsreichen Vaterlandes; dann auf dies Corfu, auf jenes Italien voller Klöster, Banditen und Bettler; auf das asiatischgewordene Land der Hellenen; auf Spanien und Portugal. Ueberall liegt in ungebauten Feldern, hungernden Dörfern und verfallenen Städten der Fluch der Regierungsbarbarei und Priesterschlauheit zur Schau."

Sir Down blieb zwischen den Oelbäumen stehen und rief ärgerlich: „Wir verstehen uns heut' so wenig als gestern. Erklären wir uns auf andere Weise. Sie sind mir für eine erste Grobheit Genugthuung schuldig; ich will die zweite nicht erwarten."

Fortunatus sah den Engländer mit Erstaunen an, brach dann in ein lautes Lachen aus und sagte: „Wie denn, Sir Down? Wollen wir unter diesen friedlichen Oelzweigen mit einander boxen? Ich habe die edle Kunst aber nicht gelernt."

— Wählen Sie, mein Herr! — versetzte der Engländer, indem er ein Paar kleine Pistolen aus dem Unterfutter seines Fracks zog: beide sind geladen. Sie haben den ersten Schuß, oder wir drücken Beide zugleich ab."

„Ich schieße mich nicht mit Ihnen."

— So sind Sie, wofür ich Sie längst hielt, ein feiger Bursch, dem ich die Pistolen um die Ohren schlagen kann."

„Sir Down, ich fänd' es für Sie eben nicht gerathen!" sagte der Schweizer gelassen: „Also darum lockten Sie mich hierher? Ihre Freundlichkeit bis zum Hause des Judas Ischarioth war Falschheit? Ich hielt Sie für besser, als Sie sind. Geben Sie mir eine Ihrer Schlüsselbüchsen; denn ich habe Ursache, bei Ihnen nicht feige zu scheinen.

Der Engländer gab eine seiner zierlichen Pistolen hin, sprang ungefähr zwölf Schritte zurück, so weit freier Raum zwischen den Oelbäumen war, und rief dann: „Sie haben den ersten Schuß!“

— Ich verlang' ihn nicht.

„So schießen wir zugleich.“

— Wenn Sie eine Narrheit fordern, Sir, so erlauben Sie, daß ich Sie allein Narr sein lasse.

„God dam, ich jage Ihnen die Kugel durch den Leib.“

— Ich warte darauf.

„Feiger Patron, wenn Sie nicht augenblicks . . .“

— Gut, Sir. Erhitzen Sie sich nicht! Schlagen Sie an. Ich zähle dreimal.. Beim dritten Ruf der Schuß!

Mit diesen Worten hob Fortunatus das Pistol, zählte mit lauter Stimme dreimal, und zog beim dritten Ruf schnell den Arm zurück. Der Schuß des Engländers fiel

„Was soll das?“ schrie dieser bestürzt und zornig: „Sie haben nicht abgedrückt. Spielen Sie hier keinen Grandison. Schlagen Sie an. Ich habe Sie verfehlt.“

— Ich glaube nicht, denn es läuft mir warm vom Halse herunter, scheint mir's.

Indem sich der Schweizer bei diesen Worten das Genick betastete, brachte er blutige Finger zurück. Sir Down sprang hinzu: er fand Rockkragen und Halstuch zerrissen, und im Dickfleisch des Halses, hart über der Achsel, einen Zoll langen Streifschuß. Während der Brite beschäftigt war, das Blut zu stillen, und die leichte Wunde zu bedecken, rief er einmal um's andere: „Ich wünsche Ihnen Glück, daß das Blei keinen Zoll tiefer fiel.“

„Sehr gütig! Ich werde das Andenken an Sie und an Judas Ischarioth nicht verlieren. Bin ich noch ein Feiger?“

— Nein, auf Ehre, Sie sind ein Ehrenmann. Aber ich bin Ihnen Genugthuung schuldig. Erwiedern Sie den Schuß.

„Keine neue Thorheit. Ich mag nicht Komödie spielen und Sie absichtlich verfehlen; denn was ich aufs Korn nehme, treff' ich."

Sir Down sprang auf seinen vorigen Platz zurück, und rief: „So treffen Sie! Hier steh' ich Ihnen breit genug." Er nahm bei diesen Worten die nachlässige oder bequeme Stellung eines Mannes an, der etwa den Zuschauer eines gleichgültigen Ereignisses machen will. Er faßte mit erhobener Hand den zolldicken Stamm eines neben ihm stehenden jungen Oelbaumes, um welchen er den Arm gelegt hatte, und schlug, so auf ihn gelehnt, die Füße über einander.

„Sie zucken nicht, Sir?" fragte der Schweizer.

„Kein Strohhalm breit!" war die Antwort.

„Geben Sie Acht, Sir!" rief Herr Linthi und zielte. „Es gilt Ihrer Stütze!" Der Schuß geschah im gleichen Augenblick, und der Engländer stürzte seitwärts taumelnd zu Boden. Er hielt noch, zum eigenen Erstaunen, das Baumstämmchen in der Hand, welches eben erst den größern Theil seines körperlichen Gewichts unterstützt hatte. Die Kugel war tief unten durch das schwanke Holz gefahren, der Baum gebrochen, und, weil es doch nicht ohne Unheil enden sollte, die Langhose des Briten von weißem Perkale auf furchtbare Weise, beim Fall, von dem zersplitterten Wurzelstock zerschlitzt und zerrissen.

„God dam!" rief Sir Down, indem er sich aufraffte und rieb: „Sie haben festere Hand als ich. Ihre unbegehrte Großmuth ist aber Beleidigung. Ich bleibe Ihnen Genugthuung schuldig. Doch zum Teufel, wie bring' ich mich mit meinen zerrissenen Hosen am hellen Tag durch die Stadt?" setzte er in komischer Verlegenheit hinzu, indem er an den Lappen zupfte.

Fortunatus lachte laut auf: „Kommen Sie ohne Scheu, Sir! Die Corsioten, wir haben's gesehen, lieben diese Tracht leidenschaftlich. Sie finden außerdem einen Schneider, ich einen Wundarzt; und beide werden uns leidlich aussticken."

„Sir," murrte der Engländer ärgerlich und steckte die Pistolen ein: „Lieber eine Ehrenwunde auf dem Leib, als solchen Gräuel um die Beine! Man läßt sich leichter ein Jahr lang beklagen, als eine Stunde auslachen."

Indessen war im Judaswäldchen nichts zu ändern. Sir Georg befolgte, sobald sie zur Stadt kamen, den weisen Rath seines gutherzigen Gegners, und Niemand vermuthete Abends auf dem Schiffe, was zwischen beiden vorgefallen war.

---

## 6.

### Briefschaften.

Die Morgenhelle des andern Tages fand die Austria wieder, fern von Corcyra, in der uferlosen Einsamkeit des Meeres. Das Schiff flog durch die jonischen Gewässer mit vollen Segeln den Küsten Calabriens zu, wo damals König Joseph Napoleon, unterstützt von den Bayonnetten seines kaiserlichen Bruders, die wilden Calabresen zu zähmen suchte, welche der Hof von Palermo fort und fort zu frischen Kämpfen ermunterte. Mittags stieg in der Ferne schon das Kap St. Maria de Leuca, die äußerste Spitze der Halbinsel Otranto, aus den Fluthen auf. Abends zog eine englische Fregatte heran, die der Austria Zeichen gab, Halt zu machen; es aber eben so schnell zurücknahm, da sie Flagge und Namen des Fahrzeuges erkannt hatte. Lorenzo Bosich schien die Zeichen nicht sogleich beachtet oder verstanden zu haben. Er zauderte, und ward dem argwöhnischen Briten verdächtig. Das Zeichen zum Stillhalten wiederholte sich im Augenblick, als die Austria weiter segeln wollte. Da donnerte die Fregatte. Eine Kanonenkugel fuhr durch das Triestiner Segel und ging, wie ein feuriger Drache, in alle Lüfte davon.

Erschrocken ließ Lorenzo Bosich die weiße Flagge wehen und hielt. Ein britischer Offizier, begleitet von vier Andern der Fregattenbesatzung, kam an Bord, untersuchte des Kapitäns Papiere und dann einzeln die Pässe aller Reisenden mit ungewöhnlicher Strenge.

Als die Reihe an Fortunatus Linthi kam, der bescheiden unter den Allerletzten stand, betrachtete ihn der Fregattenschreiber beim Lesen des Passes mit forschenden Augen, und sagte dann: „Sie sprechen, weiß ich, englisch. Folgen Sie mir." — Beide traten abseits.

„Ich habe Bestellung für Sie, Sir," sagte der Sekretär, „oder vielmehr Sie um eine Gefälligkeit zu bitten."

— Mit Vergnügen, wenn Sie nicht in meiner Person irren.

„Mit nichten. Sie sind mir genannt und genau bezeichnet. Ich bitte Sie um Ihr Ehrenwort, gleich nach Ihrer Ankunft in Messina, sich zum Kloster St. Lucia in der Vorstadt von Porte Reale zu begeben; hier der Aebtissin nachzufragen; von ihr den Aufenthalt der Marchesa Vioganni zu erforschen, und dieser Marchesa unfehlbar eigenhändig einen Brief zu übergeben; bevor dies aber geschehen ist, ein tiefes Schweigen gegen Jedermann über Brief und Auftrag zu beobachten. Hier auf dem Zettel sind alle Namen, um Ihrem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen."

— Wer aber beehrt mich von Ihrer Fregatte mit diesem Auftrag?" sagte der erstaunte Schweizer: wer konnte dort von meinem Hiersein wissen?

„Ich darf nicht antworten. Alles kommt von einer angesehenen Person; und für Sie selbst sind durchaus keine unangenehmen Folgen damit verbunden. — Werden Sie also die Güte haben? Geben Sie Ihr Ehrenwort?"

Fortunatus gab es, und, auf Schweizerweise, einen Handschlag dazu. Dagegen empfing er ein dickes Briefpäckchen mit großem Siegel. Schnell mußte er Alles verbergen. Der Fregattenschreiber

verließ ihn mit einiger Höflichkeitsbezeugung und, nach wenigen Minuten, nebst den übrigen Leuten der Fregatte, das Schiff. Herr Linthi hatte sich indessen beeilt, den anvertrauten Schatz in volle Sicherheit zu bringen. Bevor er denselben aber in die Reisekiste verschloß, welche sein sämmtliches irdisches Hab und Gut umfaßte, betrachtete er wiederholt, bald das gewaltige Insiegel, mit dem hochadelichen, helm- und kronenreichen Wappen, links und rechts von einem Basilisken und Einhorn gehalten, bald die breite Aufschrift an die „erlauchteste und gnädigste Frau Marchesana Donna Olivia Margherita Catarina di Bioganni.“ Er mochte dabei jene einfältige Miene machen, deren sich in gewissen Dingen auch der Klügste nicht erwehren kann, und die, in Worte aufgelöset, fragt: „Wie kommst du eigentlich zu mir? oder wie komm' ich zu dir?“ In Ermangelung besserer Antwort nahm er das ganze Abenteuer als einen freundlichen Wink seines Schicksals, es wolle sich ihm in Messina das Thor einer neuen Glücksbahn öffnen.

Die Seefahrt nahte ihrem Ende. Er hatte ihre gewöhnliche Langweiligkeit gefürchtet, und sehr unerwartete Mannigfaltigkeit gefunden, wenigstens Beschäftigung für die Einbildungskraft. Selbst die Begebenheit im Judaswäldchen hatte ihre angenehme Seite. Der menschliche Geist, ewig in sich der Gleiche und Selbige, wie die Natur, will nicht das Gleiche, sondern wirken und ändern. Ruhe ist ihm mühseliger, als Selbstthätigkeit. Das Große und Erhabene des einfachen Fluges durch die Einöde des Meeres hat in den ersten Tagen einer Seereise unnennbaren Reiz; zuletzt stirbt der Geist fast an der todten Einförmigkeit der Dinge, und er schmachtet mit brennender Sehnsucht nach dem lebendigen Wechsel jener kleinen Erscheinungen, die auf dem Lande begegnen können, wie Fürsten und Hofleute im Glanz der Gallatage nach der Wollust des freien Hauslebens einer Bürgerfamilie seufzen.

Am zehnten Tage der Fahrt verkündete endlich Kapitän Lorenzo

Bosich mit heiterm Antlitz, das erwünschte Ziel sei nahe, Messina nur kaum noch fünfzig Seemeilen fern. „Morgen," rief er, „morgen, meine Herren, speisen wir mit einander zu Nacht, in der Kornkammer Neptuns, sicilianische Macaroni und Sardellen; und der süße Syrakuser wird unser Herz erfreuen!"

Allgemeiner Jubel verbreitete sich über die Austria. Die Matrosen jauchzten; die Reisenden brachen in Freudenlieder aus; andere tanzten; andere holten ihren ersparten Wein hervor und verspendeten ihn freigebig.

Aber, als wollte der Himmel die vorwitzige Weissagung des guten Schiffshauptmanns auf der Stelle zur Lüge stempeln: ehe eine Viertelstunde verstrich, ermattete der bisher günstige Wind, und immer schwächer wurde sein Odem. Es war ein schöner, sonniger Nachmittag, der fünfundzwanzigste des Märzmondes. Die vorhin noch hochbusigen Segel welkten zusammen; Flaggen und Wimpel spielten nicht mehr, sondern senkten sich, wie geknickte Blumen. Volle Windstille, keine Bewegung mehr, als vom leisen Wanken des Schiffs. Auch dieses endete mit dem Leben aller Wellen, die sich zur reinen Fläche eines stillen Landsees ausglätteten und sogar aufs treueste das umgekehrte Bild des Schiffes spiegelten.

Lorenzo Bosich, zwar sonst ein gewissenhafter römisch-katholischer Christ und eifriger Mitmacher der vorgeschriebenen Gebete, fluchte jetzt alle bösen Geister aus der Hölle zusammen, ungeachtet es Vorabend des grünen, oder wie die Italiener sagen, heiligen Donnerstags war. Keiner der angerufenen Dämonen aber bemühte sich zum Windmachen herbei. Die Schiffsgesellschaft ergötzte sich inzwischen wohlgemuth, bis lange nach Sonnenuntergang, am ungewohnten Schauspiele eines todtstillen Oceans.

---

7.

## Die Marina von Siderno.

Nach Mitternacht erst erhob sich neuer Wind; doch war es jener glühende Verderbenbringer, dem die Neapolitaner Thüren und Fenster zu verschließen pflegen. Aus der heißen Sandwüste Afrika's auffliegend, furchet er, in langen, mächtigen Stößen, das Meer bis in den Grund; versengt das junge Grün der Frühlingsfluren, und bricht sogar noch, als Föhn, von den Eisbergen Helvetiens donnernde Lavinen ab. Seine Gewalt stieg von Minute zu Minute. Lorenzo Bosich, mit seinen Matrosen, hatte vollauf Arbeit. Ihr Geschrei durcheinander, das dumpfe Tosen von Sturm und Wasser, das heftige Schlagen des Schiffs verschüchterte schnell alle Morgenträume der Schlafenden. Mehrere der Erschreckten krochen in der Finsterniß hervor, um zu erfahren, was es gäbe? Lorenzo Bosich ertheilte ihnen Trost, der Sturm werde sich mit Tagesanbruch mäßigen.

Allein, als wär' es darauf abgesehen, unsern Propheten jedesmal Lügen zu strafen, vermehrte sich der Ungestüm des Wetters bei Sonnenaufgang. Die Rippen der Austria krachten von den Stößen. Das Toben der Wogen, das dumpfe Rollen der Waarenballen, machte dem Beherztesten Furcht. In den Gemächern der Kajüte stürzten alle Habseligkeiten umher, und die Reisekisten wälzten sich nach allen Richtungen. Keiner da des Lebens sicher, rettete sich jeder hinauf ins Freie.

Die aufgehende Sonne glühte, wie ein Eisenballen, der aus dem Ofen des Schmiedes hervorgeht. Kupferfarbene Wolken brannten einzeln am bleichen Himmel, wie ungeheure Feuerkugeln, die in den rasenden Wogenschwall niederzustürzen drohten. Das Erbrausen des weit umher kochenden Meeres, das schneidende Pfeifen und Heulen der Winde im Tau- und Takelwerk, das Getümmel und

Rufen der Schiffleute, deren keiner den andern verstand, das Knarren der Masten, das Geprassel der Kettenpumpe betäubte die Ohren.

Mit verstörten Mienen standen die Reisenden schweigend umher, an Stricken und Barren festgeklammert, um nicht bei einem Wurf des Schiffes über Bord zu fliegen, oder von einer überschlagenden Welle weggespült zu werden. Einige starrten gedankenlos in die lärmende Wogenschlacht hinab; andere schrien betend und doch kaum hörbar ihren Rosenkranz her. Selbst Signora Rosa di Centi hatte des wichtigen Schleiers vergessen. Sie saß in einer Vertiefung auf den Stufen einer kleinen Treppe, unterstützt von ihren beiden Bedienten, und selbst über den jungen Cecchino hingebeugt, der, den Kopf auf ihren Schoos gelehnt, das Gesicht verbarg. Ohnfern davon stand Sir Down und Herr Fortunatus, jeder sich an Seilen haltend und her und hin schwankend. Beide betrachteten das grauenhafte Schauspiel der aufrührerischen Elemente mit scheinbarer Ruhe, indem sie einander den Rücken zuwandten, als könne selbst der drohende Untergang ihre gegenseitige Abneigung nicht ändern.

Die Matrosen zogen betend das Bild einer Mutter Gottes am Hauptmast auf, wie das letzte aller Mittel zur Rettung. Sturm und Wellen schwollen. Die Austria schnitt von Zeit zu Zeit zwischen zwei finstere, hohe Wogen, wie zwischen zwei finstere Hügel, ein, daß der Himmel nur einen langen, schmalen Streif von sich zeigte. Dann wieder hob sie sich, wie von einer Riesenfaust emporgelüpft, hoch über das weißschäumende Meer, welches einem vom Erdbeben umhergeworfenen Schneefelde glich; und eben so jählings glitt sie wieder in ein schwarzes Wogenthal hinunter, als wollte sie den nie erblickten Boden des Ozeans suchen.

Ein Windstoß brach zersplitternd den Hintermast, der das Takelwerk des Hauptmastes zerriß und nach sich zog. Das Gewicht dieser Masse, die über Bord fiel, drückte das Fahrzeug auf eine Seite so tief, daß der Umsturz desselben erfolgen mußte. Die Matrosen, von

Arbeit oder Todesangst erschöpft, beteten nur. Befehle wurden nicht mehr weder gehört, noch ertheilt. Selbst Lorenzo Bosich stand, vom Schrecken betäubt, wie von Gott und Welt verlassen. Erst als ihn mehrere Reisende mit Fäusten packten und zur gefahrvollen Stelle schleppten, wurden Anstalten zur Abhilfe getroffen und die Seile abgeschnitten. Der Mastbaum stürzte ins Wasser, aber zerschellte im Fallen das Steuerruder. Nun erst war die Austria dem wilden Spiel der Wogen und Winde vollkommen überliefert.

„Signor Lorenzo!“ rief Fortunatus: „das heißt mir allzu gewissenhaft Wort gehalten. Sie lassen uns ohne Barmherzigkeit mit Sack und Pack im Gasthause Neptuns zu Nacht speisen, oder verspeist werden.“

„Hol's der Teufel und helfe uns die liebe, heilige Jungfrau!“ schrie der würdige Kapitän: „Wir sind nicht weit von der Küste, und der Wind treibt gerade dem festen Lande zu. Sieht uns Gott mit allen Heiligen nicht in Gnaden an, sind wir in wenigen Stunden Kinder des Todes.

In der That zeigte sich von fern ein langer, dunkler Streifen zwischen Meer und Himmel. Er schwamm düster über dem Wasser und schwoll merklich mit jeder Viertelstunde an.

Wie das Land deutlicher wurde, taumelte der Kapitän in die Kajüte hinab. Nach geraumer Zeit kehrte er mit Buch und Karte wieder; las bald, bald warf er die Augen nach allen Richtungen umher, und sagte endlich mit bebender Stimme: „Meine Herren, wir sind verloren.“ Bald werden wir die Klippen sehen, wo binnen drei Jahren schon vier Schiffe scheiterten und bei zweihundert Menschen umkamen. Dies gesagt, zog er seinen braunen Ueberrock aus und schleuderte ihn über Bord ins Meer.

„Angenehme Nachrichten für uns!“ sagte der Schweizer, und sah dabei den Engländer an, der sich ebenfalls, nach dem Beispiel des Kapitäns, entkleidete. Allgemeines, klägliches Geschrei stieg

nun durch das eintönige Sausen des Sturms und der Wogen himmelan, oder vielmehr nur allernächst zum Bilde der Gottesmutter oben am Mastbaum. Der Himmel aber blieb taub, wie das Bild. Signor Bosich ermahnte mit weinenden Augen die Schiffsgenossen, Gottes Erbarmen um Vergebung der Sünden und um ein seliges Ende anzuflehen. Doch Niemand hörte auf seine Rede. Die Einen hielten mit bleichen Gesichtern Segelstangen, Bretter und Balken umarmt, um durch dieselben dem Tode zu entrinnen; die Andern lagen in starrem Entsetzen mit gefalteten Händen da, das Angesicht auf dem Boden. Wieder Andere, welche ans Schwimmen dachten, entkleideten sich bis aufs Hemd. Noch Andere lagen mit hochgehobenen Händen auf den Knien.

„God dam!“ schrie der Engländer: „Hier neben mir betet wahrhaftig noch ein Kerl mit guter Eßlust sein Tischgebet um gesegnete Mahlzeit. Sorge doch nicht, du Armen-Sünder-Gesicht; es wird den Gästen nicht an Hunger fehlen, die uns verschmausen sollen!“

Fortunatus wendete dem Briten das Gesicht entgegen und sagte: „Lassen Sie ihn gewähren, Sir Down. Seine Seele klammert sich an das unzeitige Tischgebet, wie wir uns im Wasser bald an Strohhalme klammern werden. Sagen Sie mir, wie steht's bei Ihnen? Gehen Sie ruhig aus dieser Welt?“

— Wäre ich nur endlich schon hinaus. Ich war von jeher den feierlichquälenden Vorbereitungen bei Hinrichtungen feind, und ich wüßte Ihnen Dank, wenn Sie mich, statt des Bäumchens im Olivenwald — nun, die Genugthuung bleib' ich Ihnen schuldig; drüben also im Paradiese mehr davon. —

„Also machen Sie mir noch in der andern Welt den Krieg? Sprechen wir im Angesicht des Todes offen. Ich hätte gern um Ihre Freundschaft geworben. Warum wiesen Sie mich immer ab?“

— Ihre Mutter war ohne Zweifel eine wissenslustige Frau, daß den Sohn noch im Sterben die Neugier plagt. Wohlan, wir

taugten Beide, wie Stahl und Stein, zusammen, drum gab's Feuer zwischen uns. Sie sind ein Ehrenmann, meinethalben mögen Sie ganz liebenswürdig sein. Auf der Austria spielten Sie die erste Rolle, und wie klein auch dies wackelnde Theater war, es war immer Etwas! Ich aber, nichts für ungut, konnte Ihre werthe Person nicht ausstehen. —

Der Schweizer kehrte sich mit unwilligem Schweigen von ihm ab.

„Nein," sagte Sir Georg bald darauf, „plaudern wir doch Beide noch, wie die Schächer am Kreuze! Es hilft und zerstreut die peinliche Empfindung des Wartens beim jetzigen Weltuntergang."

Indem Fortunatus wieder das Gesicht gegen ihn wendete, sah er den Briten mit vollen Zügen aus einer kleinen Kürbisflasche trinken, und beim Absetzen sie ihm mit den Worten darbieten: „Nehmen Sie! Jamaica-Rum! Wahrhaftig die beste Arznei für eine unsterbliche Seele, mit deren Philosophie es zur Neige gehen will."

„Also aus dieser Quelle haben Sie Heldenmuth und Witz geschöpft?"

„Possen, Sir Linthi, dem Durstigen gilt der Name der Quelle gleich, wenn er nur Wasser findet. Ade, falsche Welt, die der ersten Thränen in meinen Windeln nicht werth war! Kein klägliches Gesicht, Sir Linthi! Machen Sie eine Miene, wie im Judashaine. Oder haben Sie eine Frau oder ein Liebchen daheim? Weiber sind bald getröstet. Mich betrog meine Braut noch am Abend vor der Hochzeit. Sagen Sie mir, wozu sind wir in der Welt? Ich hab's nicht begriffen von Anfang her. Dummheit, Bosheit, Sektenreiterei da in allen Ecken, und Jeder ist zuletzt der Narr im Spiel! God dam, ich beklage alle vernünftigen Leute von Herzen."

Des Briten Gesprächigkeit dauerte noch lange, ohne daß der Schweizer weiter darauf achten mochte. Seine Aufmerksamkeit war der herannahenden Küste Calabriens zugelenkt. Man erkannte schon Ortschaften auf Bergen, Hütten, einzelne Baumgruppen, Men-

schen am Ufer, die Zeugen des Schiffbruchs werden zu wollen schienen; denn Hilfe konnten sie wegen der Macht der Wellen nicht bringen. Einige Matrosen, die ein Boot ins Meer lassen wollten, verloren es im Augenblick unter dem Schaum aneinanderprallender Fluthen.

Die Austria, bald von der Seite, bald mit dem Hintertheil, bald mit dem Vordertheil voran, kam endlich dem Lande beinahe auf zwei Büchsenschüsse nahe. Man entdeckte aber nirgends Klippen, wie sie Lorenzo Bosich verkündet hatte. Die Deutlichkeit der Gegenstände am Gestade gab den Schiffsgenossen neue Hoffnung, sich retten zu können. Die Gebete verstummten. Jeder raffte sich voll frischen Muthes auf, um den Augenblick zu erwarten, wo der Wrak an die sandige Uferfläche getrieben werden würde.

„Wo sind wir jetzt, tapferer Kapitän?“ rief Sir Down dem armen Lorenzo Bosich zu, der noch immer mit bleichem Gesicht, stieren Blicken und schlaff herabhängenden Armen dastand.

„Eine Spanne weit vom Schiffbruch. Das ist die Marina Siderno vor uns!“ antwortete er mit matter Stimme.

„Gleichviel, und wär's auch die höllische Marina. Wir entkommen mit Schwimmen!“ sagte der Brite.

„Geduld!“ rief der Kapitän: „Das Ufer ist noch fern, die Wellen schlagen zu hoch. Nur Vertrauen auf die gebenedeite Mutter der Gnaden, die allerheiligste Jungfrau!“

„Daraus wird nichts!“ entgegnete jener, und streifte von den Füßen die Schuhe: „Ich vertraue auf dieser Welt keiner Jungfrau mehr; selbst der tückische Ozean meint's ehrlicher.“

„Halt!“ schrie Lorenzo Bosich noch einmal: „die Brandung ist zu mächtig.“

In demselben Augenblick erdröhnte das ganze Schiff. Unter entsetzlichem Gekrache der Tiefe, stürzte, alles Gleichgewichts verlustig, zu Boden, was da saß, oder stand, oder kniete. Eben so

hastig, unter namenlosem Entsetzen, raffte sich Jeder wieder auf. Das Wasser quoll brausend auf von unten. Die Masten zogen den geborsteten Kiel seitwärts zum Abgrund.

„Frisch gewagt!“ rief Sir Down, und flog mit gewaltigem Satz in die riesenhaft auftanzenden Wogen. Ihm nach sprang Lorenzo Bosch. Beide verschwanden. Die Wogen brüllten und tanzten über den verschlungenen Raub, und schienen nach neuer Beute zu lechzen. Fortunatus stand ebenfalls am Bord zum Sprung fertig, nur den Rückzug einer ungeheuern Welle erwartend. Doch, vorwärts gestoßen von einem Verzweifelnden, der sich hinten an ihn warf und mit den Armen seinen Hals umrankte, fuhr er in die Tiefe, ehe er's wollte.

---

## 8.

### Das Wiederfinden.

Ein wirbelndes, kochendes Geströme trieb ihn wieder aufwärts zur Oberfläche. Eine sich hochbäumende Welle wölbte ein Dach über ihn und begrub ihn wieder unter ihrem Gewicht. Fest hing die fremde Last ihm an, seine Bewegungen hemmend. Bald trug ihn eine Wogenspitze in die Luft zurück; bald jagte ihn ein Wasserschwall in den Abgrund; bald mit der Brust, bald mit dem Rücken oben, hinter sich und vorwärts gewälzt, wollte ihm das Bewußtsein schon erlöschen.

Plötzlich fühlte er festen Sand unter sich. Er war von der Brandung ans Ufer geschleudert. Sonder deutliche Vorstellung, dem Lebenstrieb folgend, kroch er auf allen Vieren hastig davon, ohne zu gewahren, daß er dem Meere wieder entgegeneilte, dem er entrinnen wollte. Dieses streckte leckend eine Woge über den Sand hinauf, und zog ihn zurück in die nasse Tiefe, mit seiner

allzugetreuen Bürde. Purpurn flirrte es unten vor seinen Augen. Eine zweite Woge legte ihn abermals spielend ans Land. Mit verzweiflungsvoller Anstrengung kroch er aufwärts, bis er, statt Sandes, grasigen Boden fühlte. Hier sank er zitternd und odemlos zusammen. Lange dauerte es, bis er sich erholt hatte und die Augen aufschlagen mochte. Dann riß er die fremden Hände auseinander, die sich über seine Brust krampfhaft verschränkt hatten. Da erblickte er im sonnenhellen Grase leichenhaft neben sich den jungen Creolen der Signora Centi.

Der Knabe schien in demselben Augenblick zur Besinnung zu genesen, die aber noch traumhaft, weder Gegenwart und Vergangenheit, noch was die Augen sahen, unterschied. Hingefallen auf den Rücken, stumm und reglos, starrte er mit weiten Augen in den Himmel über sich. Die zarten, kindlichen Züge des Gesichts waren todtenhaft steif; über die fahle Stirn und Wange klebte ein nasser Streif vom schwarzen Haar, das sich unter dem gelben Haupttuch gelöset hatte.

„Bist du's, armer Cecchino?“ sagte Fortunatus von Mitleid bewegt, und nahm die kalte, nasse Hand des Kindes, indem er sich mit halbem Leibe aufgerichtet hatte. — Der Knabe, ohne sich zu regen, wandte die großen, schwarzen Augen hin, von wannen die Stimme kam; stierte lange so in verworrenem Nachsinnen; raffte sich dann aber eilfertig auf; taumelte, wie trunken, mit unsichern Schritten umher; suchte rings mit Blicken voll Entsetzens und seufzte mit zitternder Stimme leise: „Hilf, Gott, wo denn bin ich?“

„An der kalabrischen Küste, liebes Kind.“

— Ich bin auf dem Schiffe gewesen; auf dem Schiffe —

„Allerdings, aber seitdem mir auf dem Nacken.“

— Das Schiff! Ich muß zum Schiffe! Wo ist das Schiff? rief der Knabe mit wachsendem Entsetzen, und ohne Fortunatus

Antworten zu hören, rannte er hinab zum hochbrausenden Meer und schrie lautrufend die Namen: „Barnaba! Barnaba Zucco! Signora Centi! Micheli! o Barnaba!"

Der Schweizer eilte ihm nach, ergriff ihn und führte mit halber Gewalt den armen Wahnsinnigen zurück: „Lieber Cecchino, die Austria ist gescheitert; Alles untergegangen, was darauf war, wenn der Himmel sich nicht Anderer, wie unser, erbarmet hat."

Der Kleine stand, von diesen Worten betäubt, lange sprachlos. Die nächste Vergangenheit schien jetzt erst wieder in der verfinsterten Erinnerung hell zu werden. Ein tiefer Schmerz schien seine Brust zu sprengen. In furchtbarer Bewegung rang er die Hände. In bebenden Tönen hauchte er die Worte vor sich hin: „O Gott! o Gott! was ist's nun mit mir?" Plötzlich stieß er einen jammervollen Klagelaut aus; ein Thränenguß stürzte über seine Wangen. Schluchzend warf er sich in den Sand, das Antlitz zur Erde.

Fortunatus überließ ihn seinem Schmerz, denn er sah drunten die brandenden Wellen mit einem Leichnam spielen. Er sprang zur Rettung. Seitwärts, in der Nähe von Felsriffen, erblickt' er die Gestalt wieder emportauchend, als wäre noch Leben in ihr. Ohne Säumen watete er längs den ausgewaschenen Klippen ins Meer vor, bis an die Brust ins Wasser. Jener Unglückliche verschwand; und ihn selber überwallte eine antreibende Wassermasse, daß er sich kaum an dem Fels aufrecht und fest halten konnte. Ein heftiger Schmerz seiner Lenden, als hätt' ein hungriger Haifisch das scharfe Gebiß eingeschlagen, rettete unterm Wasser seine Besonnenheit. Sobald er wieder mit Kopf und Brust, bei der zurücktretenden Woge, hervortauchte, fuhr er mit der Hand nieder, sich von dem Ungeheuer der Tiefe zu befreien. Er ergriff ein menschliches Haupt. Es war Georg Down, den er hinaufzog, der seine starren Augen aufschlug. Er schleppte ihn längs den Klippen zum Ufer, und hinauf zum Rasenplatz, wo vor den Wellen keine Gefahr war.

Beide lagen lange erschöpft und ohne Sprache neben einander. Dann reichte ihm Fortunatus die Hand und sagte: „Wie geht's, Schicksalsgenosse?"

„Fort, fort von hier! die Fluth brüllt heran!" schrie der Brite mit Geberde wahnsinnigen Grausens, raffte sich auf, um landeinwärts zu flüchten, hinkte stöhnend einige Schritte und sank wieder zur Erde; raffte sich noch einmal auf und fiel abermals nieder.

„Fürchten Sie nichts. Wir sind geborgen!" sagte sein Retter ihn beruhigend.

Jener zitterte am ganzen Leibe und seufzte, um sich her stierend: „Schreckliches Verhängniß! Ich kann nicht weiter. Glauben Sie hier an Sicherheit? Und wenn mich der Rachen des Meeres jetzt verschlingen wollte, ich könnte nicht fliehen."

„Nicht so kleinmüthig, Sir Down!" erwiederte Fortunatus: „Sieh da, die umgehangene Rumflasche! Also die Quelle Ihrer Philosophie ist gerettet. Nehmen wir unsere Zuflucht zu ihr. Wir bedürfen des stärkenden Trostes." Er faßte Sir Georgs Korkflasche, that ein paar kräftige Züge, und ermunterte durch sein Beispiel zur Nachfolge.

Der feuerige Geist des Zuckerrohrs stellte Kraft und Muth der jungen Männer bald genug her; und Herr Linthi suchte nun den kleinen Creolen auf, welcher ohnweit von ihnen im Sande dasaß, und mit verweinten Augen in das wilde, siedende Meer hinüberschaute. Sobald der Knabe die Schritte des Kommenden hörte, stand er auf, ging mit einer Fassung, die jener kaum erwarten mochte, ihm entgegen, reichte ihm die Hand und sagte: „Signor Fortunato, Sie sind der Retter meines elenden Lebens. Wie lange dies noch dauere, ich werde Ihnen nie meine Verpflichtungen vergessen. Wir sind arme Schiffbrüchige; ich bin der Unglücklichste von Allen. Fragen Sie nicht, warum? Nur um Eines noch fleh' ich, inbrünstig fleh' ich; verlassen Sie mich Verlassenen nicht,

bis ich mir selber helfen kann. Ich hoffe zu Gott, es soll nicht allzulange währen.“

„Nein, liebes Kind, ich werde den letzten Bissen mit dir theilen. Vertraue mir, wie einem Bruder!“ — sagte Herr Linthi bewegt. Der Knabe hatte seine Worte mit so rührender Betonung, mit so einschmeichelnder Stimme gesprochen, mit einem so zärtlich fordernden und doch demuthsvollen Blick begleitet, daß der gutmüthige Fortunatus wohl Schwereres gewährt hätte, als begehrt ward.

Cecco küßte die Hand seines Freundes, indem er sie leise drückte und sagte: „Ich ergebe mich in mein Schicksal. Ich folge Ihnen. Sie sind ein Schweizer. Sie werden meinen Glauben nicht brechen; denn Sie würden damit mein Leben brechen. — Ach, wäre nur Barnaba noch unter den Lebendigen!“ seufzte er leise nach.

„Und wär' er's nicht mehr, lieber Cecchino, so führ' ich dich mit mir nach Sizilien hinüber.“

— Nein, Signor Fortunato, lieber zurück wieder in den Abgrund der Wellen, als nach Sizilien. Doch darüber ein anderes Mal. Fragen Sie nicht weiter. Ich folge Ihnen, wohin sonst Sie es befehlen.“

In der Fortsetzung dieses Gesprächs kamen sie zu Sir Down, der, von einer vermuthlich an Klippen erlittenen Quetschung seines Knies lahm, umher hinkte, und die Gegend musterte. „Willkommen unter der alten Sonne, Kleiner!“ rief er: „An deiner Stelle wär ich im Schoose der schönen Signora Centi gestorben. Vielleicht athmet sie noch in dieser besten Welt mit uns. Suchen wir sie dort hinten am Strande, wohin noch immer viel Volks rennt. Du, kluger Bursch, spielst mit deinen Kleidern unter uns die beste Rolle, obgleich dich Sand, Schlamm und Seetang, wie einen Meergott verhüllen. Aber wir armen Teufel, ohne Schuhe, Rock und Weste, werden Noth haben, für ehrliche Leute zu gelten.“

Die Schiffbrüchigen machten sich auf den Weg, Menschen und

vielleicht andere Genossen ihres Schicksals zu finden. Nachdem sie einen niedrigen Hügel überstiegen hatten, der seitwärts den Strand zur Hälfte verbarg, fanden sie in der That, was sie suchten.

---

## 9.

## Der Empfang.

Es bot sich ihnen ein herzerschütterndes Schauspiel dar. Auf dem Ufersande lagen, wie auf einem Schlachtfelde, mehrere Todte zerstreut. Andere Leichen trieben noch zwischen schwimmenden Brettern, Kisten, Tonnen, Masten und Waarenballen im Wasser umher. Ohngefähr acht oder neun bleiche Jammergestalten in Hemden, oder halb entkleidet, die mit dem Leben entronnen waren, irrten längs dem Strande, angeschwemmte Leichname aufs Trockene zu ziehen.

Hundert Schritte davon stand, ohne Theilnahme, ein Haufe gaffender Bauern, lärmender Weiber und schmutziger Kinder; Alles in lebhaftem Gespräche, schreiend und mit den Händen rednerisch umherfahrend. Keiner von ihnen nahte sich den Schiffbrüchigen. Diese aber umringten alsbald die ankommenden Leidensgefährten wehklagend, ohne ihnen zu einer Rettung Glück zu wünschen, deren sie selbst nicht froh sein konnten.

„Ist der Schiffskapitän am Leben?“ fragte Herr Linthi.

„Dort liegt er unter den Todten!“ antworteten Mehrere.

„Neben meinem würdigen Prinzipal Gregori dort!“ rief ein Anderer.

„Hätten uns doch die Wellen des ungestümen Meeres verschlungen! Besser, durch die Hand des Herrn gestorben sein, als durch die Hand der Unbarmherzigen!“ klagte ein Dritter.

„Sie nennen uns gefährliches Gesindel, das die Pest ins Land führte. Sie wollen uns morden!“ jammerte ein Vierter.

„Auch der treue Barnaba Zucco ist unter diesen Todten!“ schluchzte Cecco, der von der Besichtigung der Ertrunkenen händeringend zurückkehrte.

„Unserer sind zu wenig, und wir sind zu erschöpft, die Leichen und Waaren zu retten, welche das Meer an den Strand treibt. Laßt uns Hülfe rufen!“ sagte Herr Linthi, und ging rasch gegen den versammelten Schwarm der Calabresen. Schüchtern folgten ihm die Uebrigen in einiger Entfernung.

Er selbst aber verlor fast den Muth, als er näher kam, und die wilden, sonnenverbrannten Gesichter, mit zolllangen Bartstoppeln um's Kinn, sah. Viele hatten, außer einem schmutzigen Hemd, keine andere Bedeckung, als zerrissene Beinkleider. Andere trugen schwarz- oder baumwollene grobe Wämmser; Hosen, die bis zum Knie reichten, Stumpfstrümpfe, und um den nackten Fuß Schuhe von ungegerbten Kuhfellen, mit Schnüren zusammengebunden. Eine baumwollene ellenlange Mütze, welche das ungekämmte Kopfhaar bedecken mußte, hing bis auf den Rücken nieder.

„Ihr, liebe Leute!“ rief ihnen der Schweizer zu: „Ihr sehet unsere Noth. Wir sind Schiffbrüchige, die unter kaiserlich-königlich österreichischer Flagge, auf dem Schiff Austria, Kapitän Lorenzo Bosich, von Triest nach Messina reiseten. Ist nun einer eurer Vorgesetzten unter euch, tret' er zu mir, daß ich mit ihm rede.“

Statt der Antwort schrie eine Stimme aus dem Haufen: „Hört ihr den ketzerischen Franzosenschelm? Kaum aus dem Nassen ans Land gekrochen, will er hier schon den Meister machen.“

„Nein, ihr braven Männer Calabriens,“ entgegnete der Fürsprecher der Verunglückten: „wir wollen nicht meistern, denn wir betteln. Und ihr werdet nicht fühlloser, als das wilde Meer sein, das unseres Lebens schonen wollte.“

„Zurück, Kläffer, oder ich büchse dich nieder!“ schrie ein Kerl, indem er seine Flinte auf den Schweizer anlegte: „Macht Alles nieder! Es ist Franzosengesindel.“

Der Schweizer trat furchtlos einen Schritt vor und erwiederte: „Morde mich, aber hilf den Andern!“

Es entstand jetzt verworrener Lärm in der Menge. Die Entschlossenheit des Schweizers schien Einigen zu gefallen; Einige aber schrien ergrimmter: „Schießet, schießet!“ Andere wieder wehrten aus allen Kräften. — Die übrigen Gefährten des Schweizers drängten sich näher hinter ihm zusammen. Einige von ihnen fielen auf die Knie und riefen mit zum Himmel gestreckten Armen um Gnade; Andere schrien: „Tödtet uns, ihr Unmenschen, tödtet uns Alle!“

„Sehen Sie da ein Müsterchen Ihrer liebenswürdigen Caraiben, Sir Down?“ sagte Fortunatus zum Engländer, der ebenfalls herangekommen war: „Hätten Sie nicht Lust, Hütten hier zu bauen?“

— Reizen Sie doch nicht die tollen Hunde mehr, denn Noth ist! antwortete der Brite: Hätten wir Waffen, das Gesindel wäre in wenigen Minuten auseinander gesprengt.

Indem drüben das Getümmel unter den Blaumützen wuchs, sprang ein vierschrötiger Kerl durch das Gedränge hervor, vergebens von schreienden Weibern zurückgehalten, die seiner Faust ein Stilet entreißen wollten. Aber in demselben Augenblick, da er auf den bisherigen Anwalt der Schiffbrüchigen mit großen Schritten zuging, trat ihm in raschen Sätzen der Knabe Cecco in den Weg, der es, wie ein David gegen Goliath, mit ihm aufnehmen zu wollen schien. Er schwang spielend eine Weidenruthe in der Hand und rief: „Wahre dich, du wüste Tarantel, einen Eilboten und Geheimschreiber des Herrn Kardinals Fabricio zu stechen! Ist denn keiner der tapfern Marucca's von Gerace, kein Tigrelli von Sciglio hier? Schau mich nur an, Bursch, wie du willst. In meiner Tracht erkennst

du freilich den Edelknaben des Herzogs von Bagnorara nicht. Aber, Bursch, noch ein Zuck und Muck von dir, und es soll dir eingetränkt werden!"

Der Calabrese staunte den jungen Menschen bestürzt an, der in gebieterischer Stellung dastand, und die Weidenruthe drohend gegen ihn ausstreckte. Es war rings im Volk still geworden. Der struppige Pocher vor ihm steckte das Messer sehr langsam in den Hosenschlitz an der Hüfte, und sah fragend nach der verstummten Menge zurück, die ihre Augen aber unverwandt, und wie es schien nicht ohne Ehrfurcht, auf den herzoglichen Pagen und den Courier des kriegerischen Kardinals Ruffo heftete.

Jetzt vernahm man in der Nähe den Schlag einer Trommel, welche man vorher im Getümmel nicht bemerkt hatte. Schweigend lösete sich der gedrängte Haufen der Blaumützen von einander. Nur der Kerl, welcher eben noch mit seinem Dolche gedroht hatte, machte zwei Schritte gegen den Creolen, und mit vorgestrecktem Leib und Hals sagte er ihm halblaut: „Signor Cavaliere, die Franzosen sind da: Laßt die Hunde nicht wittern, wer ihr Beide seid. Sie füsiliren Euch auf der Stelle. Damit schwenkte er sich und verlor sich unter den Uebrigen.

Während Fortunatus noch gegen den muthigen Jokei der Signora Centi die Bewunderung seiner Geistesgegenwart ausdrückte, zog eine Kompagnie französischer Soldaten hinter einem niedrigen Hügel hervor, der sie bisher verdeckt hatte. Ihre Erscheinung wirkte auf die Calabresen, wie ein Zauber. Sie begaben sich unaufgeboten zum Strand, die herumschwimmenden Waaren und Leichen aufzufischen.

„God dam! Franzosen!" rief Sir Georg: „das heißt vom Regen in die Traufe!"

Der französische Hauptmann, Namens Lucerne, und, wie er nachher dem Schweizer sagte, aus der Gegend von Strasburg,

empfing die ihm entgegenkommenden Schiffbrüchigen mit großer Leutseligkeit, hörte die Geschichte ihrer vierzehnstündigen Todesangst, des Untergangs so vieler Menschen; zeichnete vieles von den Berichten in seinem Taschenbuche auf und wandte sich einige Male hinweg, seine Rührung zu verbergen. Unter den Soldaten, die, Gewehr am Fuß, die geringe Zahl der Erretteten umringten, trockneten mehrere ihre naßwerdenden Augen, oder stießen, in kriegerischer Scham ihre Gemüthsbewegung verhehlend, gewohnte Flüche gegen die Calabresen aus, als von deren Hartherzigkeit die Rede war.

„Den Raubthieren wässert das Maul nach Euerm Schiffsgut!“ sagte Hauptmann Lucerne: „Zweifelt nicht, sie hätten Euch sammt und sonders kalt gemacht und ins Wasser geworfen, würden sie nicht die Besatzung von Gerace gefürchtet haben.“

Alsbald gab er Befehl, ein großes Feuer anzuzünden. Die Bauern mußten, begleitet von einer Wacht, am Strande schaffen. Andere holten Wein, Brod, Früchte, Stroh von den benachbarten Ortschaften Siderno und Gerace herbei. Ein langes, steinernes, halbzerfallenes Haus an der Marina oder dem Gestade, vielleicht zum Waarenlager der landenden Schiffe bestimmt, wurde zur Nachtherberge eingerichtet, und Kleider, wie man sie auftreiben konnte, wurden den Entblößten für den folgenden Tag verheißen.

„Ich lasse,“ sagte der menschenfreundliche Hauptmann beim Abschiede zu den Getrösteten, „sechs Mann Wache bei Euch und zur Hut des gestrandeten Gutes zurück, und schicke noch in der Nacht Bericht ins Hauptquartier Monteleone an den Obergeneral Reynier. Ihr müsset Euch, der Antwort willen, einige Tage gedulden.“

Vom lauten Segensruf der Unglücklichen begleitet, trat er, unter Trommelschlag, mit seiner Mannschaft den Heimweg nach Gerace an, da es schon dunkelte.

---

## 10.

### Leben in der Strandhütte.

Der Entscheid des Obergenerals verzögerte zwölf Tage. Unterdessen wurden die Nackten gekleidet; die Erkrankten durch französische Feldärzte mit Arzneien hergestellt; am vierten Tage die Todten unter großer Feierlichkeit und Zulauf vielen Volks zur Erde bestattet. Kapitän Lucerne war mit seiner Mannschaft dabei anwesend. Voran zog das Musikkorps des 23. französischen Linienregiments; mit den Trauertönen desselben setzte sich der ganze Zug von zweiundvierzig Särgen in Bewegung. Die den Schiffbruch überlebt hatten, folgten der langen Reihe ihrer Todten mit weinenden Augen. Unweit einer einsamen Kapelle wurden die Särge in ein allgemeines Grab auf dem Felde, unter kirchlichen Gebräuchen, verscharrt.

Nun begann aber bald an der unheilvollen Marina Siderno täglicher Hader unter den am Leben Gebliebenen über die gestrandeten Waaren. Die meisten verlangten deren Verkauf und Vertheilung des Geldes. Einige entwandten sogar Tücher und verkauften sie heimlich den Bauern. Der gute Lucerne war nicht ungeneigt, sie der schiffbrüchigen Mannschaft zu überlassen. Nur einer aus diesen, ein ehrlicher Schweizer, Namens Heinrich Stauffacher, aus dem Kanton Glarus, widersetzte sich mannhaft. Ungelenk in französischer wie italienischer Zunge, wandte sich Stauffacher im rauhen Alpendeutsch an den elsaßischen Hauptmann Napoleons und erklärte: die Schiffsladung gehöre so wenig den Reisenden, deren die meisten, außer ihrem Leibgepäck, nichts zur Austria gebracht hätten, als den Calabresen. Er rufe die Entscheidung des Obergenerals an. Das gerettete Gut müsse zur Verfügung der Triestiner Seeassekuranz gestellt werden, welche ohnehin den wahren Eigenthümern Ersatz zu leisten habe.

Diese Vorstellungen des schlichten Mannes hatten bei dem fran-

zösischen Hauptmann Gewicht. Und wirklich sind späterhin sämmtliche Waaren den Meistbietenden verkauft, und die dafür gewonnenen Summen, 18,349 fl. 52 kr., auf Befehl des Generals Reynier, nach Triest übermacht worden.

Das Leben in der alten Strandhütte war inzwischen nicht das behaglichste; und wahrhaft grauenvoll waren besonders die ersten Nächte gewesen. Denn kaum hatten die vom Unglück des Tages Ermüdeten die Augen geschlossen, als die Höllenbilder des Schiffbruchs vor ihnen wieder lebendig wurden, ihre Brust beengten und ihren Stirnen den kalten Schweiß auspreßten. Aus bangen Träumen von Sturm, Wogenkampf und Todesnoth fuhren sie plötzlich mit durchdringendem Schrei der Angst in die Höhe und flohen sie in der Verwirrung der Sinne vor die Hütte. Da lagen im falben Mondlicht die Leichname der Todten, die Güter der Austria, und die wachthabenden Soldaten forschten vergebens nach dem Grund des Aufruhrs. — Zitternd kehrten die Menschen in die Strandhütte zurück, und nahmen ihr Lager auf dem Stroh mit einer Bangigkeit ein, als fühlten sie sich im Sarge lebendig begraben. Und kaum entschlummert, kamen die entsetzensvollen Traumgestalten wieder, und das allgemeine Jammergeschrei erhob sich von Neuem. Niemand wußte, wer von Allen das Geheul am ersten ausgestoßen. Erst nach mehreren Nächten verlor sich dieser Zustand allmälig. Der arme Creole wagte sich nicht mehr in das Haus. Er lagerte draußen allnächtlich in der Nähe des Feuers, wo ihn mitleidige Krieger in einen ihrer Mäntel zu hüllen pflegten. Am Tage zerstreute man sich lustwandelnd in der Gegend.

Sir Down hielt sich aber auch hier von seinem ehemaligen Besieger im Zweikampf entfernt, wie er auf der Austria gethan. Als dieser ihm von seinem kleinen Geldvorrathe Anbietungen machte, lehnte er es ab, weil auch er mit Baarschaft entkommen sei. „Und bin ich nicht leider,“ rief er, „tiefer in Ihrer Schuld, als es meiner

Seelenruhe zuträglich ist? Hätten Sie mich nicht aus dem Seesalz gezogen, so wäre ich schon längst im Magen der Seehunde und Haifische verdaut. God dam! und Sie haben obendrein noch einen Schuß zu gut. Ich komme mit Ihnen wahrhaftig nie ins Reine. Aber Sir Fortunatus, ich beschwöre Sie, verdoppeln Sie die Last meiner Verpflichtungen nicht. Ich ehre Sie, ich liebe Sie sogar, ich bin Ihnen lebenslang dankbar; — doch bleiben wir auf sieben Schußweiten von einander."

— Und, Sir Georg, warum streben Sie jetzt noch so geflissen, mir auszuweichen?

„Kann denn ums Himmels willen einem Schuldner der Anblick seines Gläubigers einladend sein?" erwiederte Georg lachend: „Sprechen wir davon nicht. Ich verehre Sie aufrichtig. Aber wir Beide sind allzugleichnamige Pole; darum stoßen wir uns in der Nachbarschaft ab. Ich schwöre, hundert Meilen von Ihnen bin ich in sie sterblich verliebt. Da werd' ich sehnsüchtige Elegien und Nachtgedanken, wie Young, schreiben; aber hier . . ."

— Sie sind der wunderlichste und liebenswürdigste Kauz, den ich jemals erblickte. Gehen Sie, Sir Georg. Ich plage Sie nicht mehr.

In der That fanden sich beide fortan auch nur selten in der Einsamkeit der Marina Siderno zusammen. Der Brite schloß sich vielmehr jenem ehrlichen Stauffacher von Glarus an, mit welchem er Freud' und Leid zu theilen schien; Herr Linthi dagegen fand im Umgang mit dem jungen Creolen volle Entschädigung.

Beide thaten viele kleine Streifzüge durchs Land. Für den Schweizer war es eine neue Welt. Die Lieblichkeit des Himmels, die Fruchtbarkeit der Erde entzückten ihn oft. Aber wenn er die Armuth des Volks, den nachlässigen Anbau des Bodens sah, schüttelte er den Kopf und erzählte seinem Begleiter von der sorgsamen Landwirthschaft der Heimath. Uebrigens fand er die calabrischen Bauern zuletzt gutmüthiger und gastfreier, als er sie anfangs

geglaubt und als ihre äußere Unreinlichkeit hoffen ließ; unter den Weibern und Mädchen viele schlanke Gestalten, die sein goldiges krauses Haar lachend bewunderten. Desto weniger bewunderte er die calabrische Frauentracht, die keineswegs zur Erhöhung ihrer Reize erfunden war; kurze, faltenreiche Röcke; blaue Wämmser mit vielen Metallknöpfen und aufgeschlitzten Aermeln, durch die ein grobes Hemd blickte; von der großen schwarzen Haube bis über die Nase ein Stück roher Leinwand hängend, mit zwei Löchern, zu Gunsten der Augen.

Auch das Städtchen Siderno, auf dem benachbarten Berge droben gelegen, wurde besucht. Ein trauriges Nest. Schlechte, niedere Häuser oder Steinhütten; schmale Löcher, statt der Fenster; die Küche zugleich Schlafstätte, oft auch Stallung; das Gemeindehaus unansehnlich wie jedes andere; selbst das Kloster nur eine lange Steinhütte, ohne Fenster; auf der Gasse mehr Mönche und Priester, als Laienvolk, sichtbar.

---

## 11.

### Die Verbrüderung.

Wie sie aus dem Städtlein den Rückzug antraten, blieb Fortunatus im Schatten einer Palme, am Rande eines Absatzes stehen, welchen die Berghöhen von Siderno bilden, und von wo der Weg schroffer zu den Niederungen der Küstenfläche hinab geht.

Das Bild der Landschaft hielt ihn festgezaubert. Hinter ihm die blauen Apenninen; Höhen über Höhen. Vor ihm Meer und Himmel, wetteifernd in endloser Ausdehnung; ein einziges Segel leuchtete am Horizont; am Himmel ein einziges Wölkchen. Links und rechts, längs dem weitgekrümmten Gestade, zurücktretende Buchten, umbüschte Vorberge, schwarze Felsenriffe, wie alterthümliche Schloßtrümmer. In der Nähe kleine Olivenwäldchen, oder

Reihen von Zitronen= und Pomeranzenbäumen, zwischen halbverwilderten Fruchtfeldern. Granatenbüsche und Myrthengesträuche schmiegten sich freundlich an nacktes Gestein der Felsblöcke, deren Haupt Aloe und indische Feigen bekränzten.

Weder der Reichthum noch die Wohlgerüche fremder Blüthen, die ihn umflossen, erfreuten den Schweizer aber so sehr, als der unerwartete Anblick eines Kartoffelfeldes. Das edle Gewächs, unter nordischem Himmel die Aegide gegen Hungersnoth, lächelte den Sohn der Alpen, wie ein Verwandter aus der Heimath, an.

Während er, im Betrachten verloren, an die Palme gelehnt, dastand, betrachtete ihn der junge Sizilianer mit träumerischem Wohlgefallen stumm und stillselig. Er schlug aber, als der Blick seines Freundes über ihn hinstreifte, wie beschämt die Augen nieder und sagte, als wenn er seine Ueberraschung bemänteln wollte: „Gewiß, der grobe Strohhut und das calabrische Wamms stehen Ihnen zwar drollig genug, aber doch gar nicht übel."

„Närrchen," versetzte jener, der den Einfall nicht sogleich mit seinen bisherigen Gedanken verspinnen konnte; „also von allen Prachtstücken dieses Paradieses beschäftigt dich meine schwarze Jacke zumeist?"

„Warum nicht, Signor Fortunato? Sie gehört zum Paradiese, wie die beiden Priester und Bauern, welche dort unten am Feldwege beisammen sitzen und Karten spielen, oder wie jene armen Schiffbrüchigen dort zwischen den Trümmern der Austria. Ach, man sage doch nur nicht, der Mensch sei allein Wunderwerk und Schande der Schöpfung. Ist die Natur nicht eben so grausam, so entsetzlich, als schön?"

Herr Linthi, durch diese sonderbare Gedankenwendung betroffen, streichelte lächelnd mit der Hand das zarte Gesicht des Knaben, der diese Hand mit wunderbarer Innigkeit fest hielt, an seine Lippen, dann an seine Brust drückte, und mit einem Blick voll

unnennbarer Wehmuth und Zärtlichkeit den leisen Seufzer: „o Fortunato!“ hauchte.

„Ich hoffe,“ sagte der Schweizer, „dein herrlicher Verstand wird das Alles in der Ordnung finden. Siehst du, wer zum Ewigen lebt, soll sich ins Vergängliche nicht einhausen. Drum stoßen uns Welt und Natur, wie reizend sie auch sind, immerdar zurück, weil unsere Seelen nichts mit ihnen gemein haben; drängen uns zu uns selbst, und zum Unwandelbaren hin, wo allein Ruhe, Vollendung und Seligkeit bestehen. Ja, liebes Herz, die Dornen der Natur und des Schicksals weisen unsere Hand zurück und hinauf zur Herrlichkeit der ewigen Rose, die dort für uns blüht.“

— Nun ja, schön gesagt, aber auch schön gedacht; aber gewiß doch ohne Liebe. Warum denn diese Feindseligkeit der Dinge in sich selber? Warum muß ich in dieser Welt zerfleischt sein, um in einer andern froh zu werden? Warum soll ich denjenigen zuvor martern, welchem ich eine Freude bestimmt habe? In solchem Sinn wohnt ja keine Liebe; und wenn das Liebe wäre, hätte sie ja keinen Sinn. Alle meine Freuden wiegt die Bewußtlosigkeit dieses Felsens auf; jene waren nur Windstillen zwischen Stürmen!

„Du betrübst mich wieder mit der Rückkehr deiner schwermüthigen Laune.“

— Nein, betrüben will ich Sie nicht! — sagte Cecchino, indem er mit beiden Armen den Arm seines Freundes an sich drückte, und dabei liebkosend, mit einem ihm eigenen, verführerischen, kindlichen Lächeln ihn ansah.

„Beruhige dich. Das Entsetzliche des Schiffbruchs hat dich überreizt. Ich bewundere dich, wie du das Ungeheure überstandest.“

— Ich weiß nun, was ich vermag. Ach, der Mensch ist an sein klägliches Dasein mit einem Paar unzerreißbaren Hoffnungen fester, als der Sklav mit Eisen an das Galeerenruder geschmiedet. Und drum rudere ich noch!

„Cecchino, wer bist du? Deine Erziehung war eine andere als die eines Jokei. Wer sind die Deinigen?“

— Fragen Sie nicht, Signor Fortunato. Ich habe keine Meinigen. Ich bin, wundern Sie sich nicht, so unglücklich, daß der Schiffbruch selber für mich nicht einmal Unglück ist. Oder — hier seufzte Cecchino leise mit niedergeschlagenen Augen — er könnt' es noch werden!

„Noch werden? Wie so?“

— Ich bin ein armes Kind, das von seiner unmenschlichen Mutter ans öde Eiland des Lebens ausgesetzt ist. Ich habe eigentlich noch nichts gehabt; drum ist nichts verloren; vielleicht erst das Bessere gefunden. Aber — wenn Sie, ja, wenn Sie mich verlassen, — wenn Sie den armen Cecchino nicht mehr lieb haben könnten! — —

„Dich verlassen? Ich! Wer spricht davon? Bist du ein Fündling am öden Eiland, ich hebe dich auf. Ich habe dich durch die Fluthen des Meeres getragen; ich werde dich durch das öde Land des Lebens tragen und dich empor halten.“

Er schloß mit diesen Worten den Knaben gerührt in seine Arme, und drückte ihm einen Kuß auf seine Lippen, den Cecchino zitternd erwiederte. Aber eben so rasch wandte sich dieser los aus der Umarmung, und ging schweigend hinweg, den Berg hinab, ohne sich nach Fortunatus umzusehen. Dann, in einiger Entfernung, eben als der erstaunte Schweizer ihm nachzueilen anfing, blieb der Knabe stehen und kam ihm mit sichtbarer Verwirrung entgegen, die Augen unter Thränen zurück.

„Verzeihen Sie, Signor,“ sagte er, den Blick zur Erde gesenkt: „Ich bin ein Strudelkopf; mein Betragen ist kindisch, vielleicht beleidigend. Aber würden Sie mich im Innern erkennen, Sie würden mich vielleicht Ihrer Achtung nicht ganz unwürdig halten.“

— Sei dem, wie ihm wolle, lieber Cecco, dies Verhältniß

darf unter uns nicht dauern. Dich quält und bindet irgend ein unheilvolles Geheimniß. Mache mich zum Vertrauten desselben. Ich will dein Bruder sein; gib mir das Du zurück, das ich dir gebe.

Bittend hob der Knabe die zusammengelegten Hände empor und sagte: „Fragen Sie mich nie über mich. Erfahren Sie durch ein unglückliches Ohngefähr mehr, als gut ist: so werd' ich von Ihrer Seite verschwinden müssen. Und das“ — so fuhr er mit sehr leiser Stimme fort — „wäre die Vollendung meines fatalen Looses. Ach, Fortunato, Sie wissen nicht, wie gar arm ich bin; in wie tiefer Abhängigkeit ich von Ihnen lebe. Behüte Gott, daß mich Nothwendigkeit oder Ohngefähr von Ihnen trenne? Was würde aus mir? Ja, lieber, edler Mann, geben Sie mir den Brudernamen und das traute Du. Es klingen davon alle Saiten des Herzens in mir Wohllaut. Verlangen Sie aber keine Erwiederung. Ich werde, ich mag nicht erwiedern. Meine Jugend, meine Stellung, meine Vergangenheit, meine Zukunft verbieten es mir.“

— Eigensinn, ich kenne dich! Am Ende gleichviel! Aber du bist arm! sagst du. Ich glaub' es gern, du darfst nicht ohne Mittel sein, wenn uns ein Schicksal aus einander führt. Nimm diesen Perlenbeutel mit 25 Dukaten. Ich trage deren noch 150 in meinem Gurt eingenäht. Dem Bruder darfst du es nicht verweigern. Nimm, Cecco.

Dieser nahm, drückte dabei mit stummer Dankbarkeit, und indem er den brennenden Blick seiner schwarzen Augen bewundernd auf Linthi heftete, die freigebige Hand; entfernte sich einige Schritte, wie um den Perlenbeutel zu verbergen, und kehrte mit einer goldenen Brustnadel zwischen den Fingern zurück. Auf jeden Fall hin tragen Sie diese Nadel zum Andenken Cecco's!“ sagte der Knabe. „Mir selbst ward sie, als Andenken, aus der Erbschaft eines großen Herrn gegeben, in dessen Dienst ich gestanden war.“

Fortunatus, indem er das Geschenk nicht ablehnte, betrachtete

daran das mit größter Zartheit in einen Türkis geschnittene Wappen. Es mahnte ihn an das große Siegel des Briefes, welchen er vom englischen Fregattenschreiber für eine Marchesa in Messina erhalten hatte. Zum Unglück lag der Brief im Meer, und Siegelbild und Name der Marchesa waren aus seiner Erinnerung verloren.

„Weß ist das Wappen?“

— Meines verstorbenen Herrn und Gebieters.

„Und wie hieß er?“

— Fragen Sie nicht; und nie über meine Vergangenheit. Ich will und muß schweigen! — seufzte der Kleine.

Der Schweizer schüttelte den Kopf etwas verdrossen. Doch wollte er nicht weiter dringen, da sich Cecchino's Gesicht wieder verdüsterte. Indessen blieb ein Argwohn zurück, daß jener Brief, durch zweite Hand, von der geheimnißvollen Signora Rosa di Centi an ihn gelangt sein möchte.

„Also denn unserer Strandhütte zu!“ rief er. Und sie stiegen den Berg hinab.

---

## 12.

### Das Haus Marcoli.

Folgenden Tages wurden die Schiffbrüchigen insgesammt nach dem Städtchen Gerace geführt. Es war anderthalb Wegstunden bis dahin, und der lieblichste Frühlingsabend, den je ein Apriltag bringen konnte; Alles Blüthe, Alles Wohlgeruch. Die Unglücklichen jauchzten, als wären sie nun jedes Leidens entbunden.

Die Stadt lag auf einem ziemlich hohen Berge, gar malerisch mit den weiß getünchten Mauern, hervorragenden Klöstern, Kirchen und Kapellen. Aber die angenehmen Erwartungen, welche das Aeußere erregte, wurden durch den Anblick der Gassen und öffentlichen Plätze, der niedrigen Häuser, meistens ohne Fenster,

nur mit Fensterläden versehen, und den Mangel aller Reinlichkeit und Ordnung sehr getäuscht. Mehrere Gebäude, sogar Kirchen, lagen öde und zerfallen seit dem Erdbeben von 1783. Selbst ein weiland herrschaftliches Schloß zeigte von jener Zeit her nur noch seine Ruinen.

Desto erfreulicher war der Empfang der Schiffbrüchigen von Seiten der gastfreien Bürger. Man stritt sich um sie. Jeder verlangte einen der Verunglückten in sein Haus. „Sie hab' ich einem braven Mann versprochen, der mir lieb ist!“ sagte Hauptmann Lucerne zu Herrn Linthi, und führte ihn und den Creolen zu einem neugebauten Haus außerhalb der Stadt.

Der Hausherr, Signor Marcoli, ein kleiner, runder, munterer Mann, in schwarzer, seidener Jacke, spielte, nebst seiner Gemahlin und zwei geistlichen Herren, eben sehr andächtig, bei Lampenlicht, Karten. Am Kamin- oder Herdfeuer saß ein junges fast reich gekleidetes Frauenzimmer, etwa zwanzigjährig. Theils ihre Beschäftigung am Herde, theils das rothseidene Wamms ohne Aermel, mit vielen kleinen Silberknöpfen verziert, welches einen schlanken Leib umspannte, ließ in ihr die Tochter des Hauses vermuthen. Hinter ihrem Sitz, am Boden, lag oder saß eine dunkle Mannsgestalt in blauer Jacke und Mütze, mit der Guitarre auf dem Schoos.

Die Erscheinung des Hauptmanns und der Schiffbrüchigen störte die bisherige Unterhaltung. Man umringte die Ankommenden. Nur der Guitarrespieler blieb zurück auf seinem Platz, und das Fräulein schüchtern in einiger Ferne. Der gefällige Hauptmann ärntete Danksagungen für die überbrachten Gäste; aber entfernte sich, gerufen von seinen Geschäften, bald.

„Eufemia!“ rief Signor Marcoli: „Wein, Erfrischungen, Orangen, Backwerk! Die Cavaliers werden die Schöpfungen deiner Kunst nicht verschmähen.“

Das Rothwämmschen verschwand und erschien bald wieder, begleitet von einer Magd, den Spieltisch mit Leckereien zu bedecken. Die beiden Gäste mußten unterdessen den Fragen einer mitleidigen Neugier über den Untergang der Austria volles Genüge leisten. Die Priester riefen dabei voll Entsetzens einmal ums andere die Namen aller Heiligen aus; Frau Marcoli's reichliche Thränen verhehlten die Weichheit ihres Herzens nicht; und Eufemia's Flammenblick haftete unverwandt, mit Verwunderung oder Bewunderung, auf der Gestalt des jungen Schweizers, wie er, ein neuer Aeneas, seine Abenteuer erzählte.

Selbst der Musikus erhob sich leise vom Boden. Wie er aber aus dem Schatten hervorstieg, der ihn bisher verdeckt hatte, zeigte er den Fremdlingen eines von jenen Gesichtern, die, einmal gesehen, nicht wieder zu vergessen sind. Linthi hielt die dürre Gestalt im ersten Augenblick für einen Affen in calabrischer Tracht. Den weiten Mund, die Hälfte der hohlen Backen, das vorgestreckte Kinn schwärzten die dichten Haare eines halbgeschornen Bartes. Ueber die Stirn bis zur Wurzel der platten Nase hingen spitzig ungekämmte Haare. Kleine, tiefliegende, altkluge, mißtrauische Augen waren in ununterbrochener Bewegung nach allen Richtungen; sie schienen dem Creolen Furcht zu machen, der sich wegwandte, und doch immer wieder nach ihnen hinschielen mußte.

Die Unterhaltung wurde endlich allgemeiner. Die Fremden gewannen frohe Laune. Cecco ließ Witz und Muthwillen mit aller Keckheit eines Pagen glänzen. Und, als er endlich die Sehnsucht nach einem Bette nicht verschweigen konnte, welches ihm, statt des Soldatenmantels auf harter Erde beim Strandfeuer, zu Theil werden sollte, bestand er darauf, daß ihm die reizende Signora mit dem Flammenblicke den Tempel des Schlafgottes anweisen müsse. Die Schöne gehorchte lachend und führte ihn davon. Nach einer halben Stunde erst kehrte sie zurück und führte auch die Mutter,

mit der sie heimlich flüsterte, ab. So blieben die Männer sich überlassen, deren Gespräch sich um die Politik des Tages drehte. Die beiden Priester, von der Gluth des edeln Weins entzündet, weissagten das Zorngericht des Himmels, den Untergang des Königreichs, weil Joseph Napoleon Kirchen in Spitäler, Kapellen in Pferdeställe verwandelt und mit einem Federzug dreihundert Klöster aufgehoben habe.

Bescheiden erinnerte Fortunatus: ob nicht der Zorn des Himmels, wenn derselbe das ganze neapolitanische Reich mit gesammten Kirchen, Priestern und Frommen ins Meer würfe, der Religion mehr schaden würde, als König Josephs Dekret, das sich nur mit dreihundert Klöstern begnügt habe?

„Keineswegs," rief einer der Hochwürdigen: „denn besser, Mann und Maus verderben, als Christen, statt im blinden Heidenthum zu leben!"

„Böse Zeit! böse Zeit!" seufzte Signor Marcoli: „aber meine Frau hatte vorige Nacht einen merkwürdigen Traum. Der alte Hof, ich sag's euch, kommt gewiß von Palermo wieder zurück in voriger Herrlichkeit. Denn meine Frau sah den alten Ferdinand, mit der königlichen Krone auf dem Kopf, im Golf von Neapel fischen, und die Königin Karoline ihm selber die Netze halten."

„Schaum und Traum!" rief der Musikus heiser dazwischen und setzte die Fingerspitzen bedeutsam auf seine Stirn: „das weiß ich besser. Aber wartet; die Vesper wird euch ein anderer Fischer läuten. Was König Joseph? Was König Ferdinand? Hinaus mit euch, packt euch, Signori! wie die Gerichtsdiener in der Reggia Udienza rufen: packt euch! die Sache ist zum Spruch reif; das ganze Volk hat sich ins Sagro Consiglio di S. Chiara*) verwandelt, und richtet. Ich sage: richtet! wohlverstanden!"

---

*) Der höchste Gerichtshof in Rechts- und Gnadensachen unter der alten Regierung zu Neapel.

„Schweig doch, Vetter Pasquale!“ sagte Signor Marcoli. „Wer mag doch deine Grillen hören wollen? Ihr Herren,“ fuhr der gastfreundliche Wirth fort, indem er sich zu den Andern wandte: „der Signor Capo Ruota *) hat mitunter unverdauliche Einfälle; übrigens,“ und hier richtete er das Wort ausschließlich an den Schweizer: „ist der Cavaliere Pasquale, mein Vetter, ein grundgelehrter Herr, das kann ich nicht läugnen.“

Der Cavaliere Pasquale grinsete widerlich und mit Schadenfreude unter seiner Blaumütze, streckte den langen hagern Hals weit vor und flüsterte halblaut: „Hat aber unverdauliche Einfälle? Nun, da hast du einen über Nacht zum Verdauen; höre, Vetter!“ — Und nun sprach er mit langsamem, gewichtigem, einförmigem Wesen und Ton: „Seit zehn Tagen sind vom Cap Spartivento bis zur Rocco Imperiale bei tausend tapfere Verbannte gelandet und in den Bergen zerstreut; das hab' ich veranstaltet! Ich! Ihr wißt nicht, wer ich bin! Ehe sechs Wochen verstreichen, — merk' es! — steht das Königreich unter Waffen, und der Prinz von Hessen-Philippsthal mit zehntausend Sizilianern vor dem Thor von Neapel. Addio! Nun kaue, und verdaue, Vetterchen.“

Damit erhob sich, die an einem Band um die Achsel hangende schmutzige Zither unterm Arm, der ehrsame Capo Ruota, und schlich, triumphirend in sich lachend, auf den Zehen, mit langen, leisen Schritten, zum Hause hinaus.

„Achten Sie auf den nicht!“ sagte Signor Marcoli zu Herrn Linihi: „er hat ein wenig übergeschnappt, obwohl er der beste Advokat im Lande und endlich beim Obergerichtshof von Calabrien Capo Ruota war. Weil er sich aber in den Kopf gesetzt hatte, unsere Gerichtsverfassung und Gesetzgebung zu verbessern, und kein Gehör

*) Capo Ruota hieß einer von den drei rechtsgelehrten Gliedern des Obergerichts in den neapolitanischen Provinzen.

fand, auf Hof und Minister schimpfte; ein Jahr lang dafür im Gefängniß faulte: half er nachher den Franzosen. Und da diese ihn wegen seines gottlosen Maulwerks ins Narrenhaus schicken wollten, flucht er auch auf diese nun tapfer."

„Er träumt noch von Anno 99 her seine parthenopeische Republik, glaub' ich!" bemerkte einer der Priester.

„Es muß doch etwas daran sein," sagte der zweite: „die Leute sprechen, er stehe bei der alten Königin zu Palermo in Gnaden! Er wird oft unsichtbar; und nie fehlt's ihm an Geld. Es steckt etwas hinter ihm. Manchmal spricht er so vernünftig, man könnte seine Narrheit für Gaukelei halten."

So ging das Gespräch in die Mitternacht hinein, und der Schweizer lernte damit ziemlich die sämmtlichen kleinen Verhältnisse seiner neuen Umgebung kennen.

---

## 13.

### Die Erklärung.

Er hatte allerdings ein Loos zu preisen, welches ihn, nebst seinem Liebling, zu diesem Hause geführt. Denn die übrigen Schiffbruchsgefährten konnten sich zwar einer gleichen Herzlichkeit und Gastfreundlichkeit ihrer calabrischen Wirthe, aber nicht gleichen Wohlstandes derselben und gleich angenehmen Umgangs freuen. Unter einander sahen sie sich selten, wenn nicht zufällig in Gassen oder Kirchen. Sir Down kam nie in das Haus Marcoli; er hielt sich ausschließlich zu dem Glarner Stauffacher, mit welchem er in der Marina die vertrauteste Freundschaft geschlossen zu haben schien. Und Linthi's Genügsamkeit, oder Stolz, nicht zudringlich um die Huld des Sonderlings betteln zu wollen, hielt hinwieder auch ihn von dessen Nähe zurück.

Der Aufenthalt in Gerace verlängerte sich von Woche zu Woche. Der französische Obergeneral schien die Schiffbrüchigen wie eine Art Kriegsgefangener anzusehen. Nun erst um die Mitte Aprils wurden Sir Down und der Glarner nach Monteleone ins Hauptquartier berufen; jener vermuthlich als Glied eines Volkes, mit welchem Napoleon im Krieg stand, dieser, weil er die Rolle eines Geschäftsführers beim Verkauf der gestrandeten Waaren gehabt hatte. Sie brachten aber, zum größten Leid ihrer Gefährten, die Entscheidung des Generals zurück: Alle hätten in Gerace zu verharren, bis, von Triest aus, Zeugnisse erschienen sein würden, daß sie diejenigen wären, für die sie sich ausgäben, und in den Geschäften reiseten, zu denen sie sich bekannt hätten. — Man mußte sich dem Ausspruch des Gebieters schweigend unterziehen. Alles seufzte unter dem Joch der Langeweile. Nur im Hause Marcoli empfand es Keiner, wo die beiden Gäste bald heimisch, wie Genossen der Familie, standen.

Besonders schnell schwang sich Cecchino, durch Anmuth, Witz und Muthwillen, in die Gunst der Frauenzimmer ein. Dabei versäumte er nicht, auch sein Aeußeres gefälliger auszustatten. Schon in den ersten Tagen trat er verwandelt auf, wie die Raupe in den glänzenden Schmetterling, mit wechselnder Tracht; bald in königsblauem, bald in grünem Wamms, vom feinsten Tuche; dazu Schifferhosen von Nankin; dann die feinste Wäsche; um den Kopf ein schwarzes Seidentuch geschlagen, unter welchem stellenweis noch schwärzeres Lockenhaar hervorkroch; darüber ein leichter Strohhut mit breitem Rande. Der junge Mensch nannte Frau Marcoli, die mit sichtbarem Wohlgefallen seiner Laune pflegte, nur Mütterchen; und die schöne Eufemia ließ sich's gern gefallen, wenn er sich ihren Cavalier servante hieß. Sie stickte ihm dafür auch mit künstlichen Fingern in die Zwickel seines Kopftuchs Kränze von Rosen. Sogar Fortunatus fand ihn liebenswürdiger, und selbst die Gesichts-

farbe des Creolen um vieles milder als sonst, sei es, daß sich die Augen an dieselbe gewöhnt, oder Kopftuch und Haar mit ihrer Schwärze eine angenehme Täuschung bewirkt hatten.

Auch Herr Linthi hatte sich, nach Cecco's Beispiel, der Schiffbruchgewänder entledigt, und seine jugendlich-kräftige schlanke Gestalt mußte dabei nicht wenig gewinnen. Die Schönen von Gerace waren Kennerinnen. Sie zeichneten ihn aus, und Eufemia mußte es dulden, von ihren Gespielinnen oder Freundinnen seinetwillen eben so viel geneckt, als beneidet zu werden.

Die Tochter Marcoli's, in ihrer Unbefangenheit, nannte ihn aber selbst den schönsten Mann beider Sicilien; bewunderte vor Allem sein lockiges Haar, aus gediegenem Golde gekräuselt, wie sie es nannte, und betrachtete ihn oft aus der Ferne mit brennenden Blicken. Dennoch verlor sie sich nie gegen ihn aus den strengsten Formen der Höflichkeit; ihr Wohlgefallen schien mehr Sache des Geschmacks, als des Herzens. Sie trat ihm nicht näher, nicht ferner, als seit dem ersten Abend.

Er hinwieder, bei allen Anstrengungen zarter Aufmerksamkeit, blieb sich nicht minder gleich. Für Mutter und Tochter war er derselbe. Mit ruhiger Gutmüthigkeit nahm er eben so gern die Einladung zu einem Kartenspiel an, als den Arm der reizenden Eufemia zu einem einsamen Lustgang. „Die Natur hat ihm Alles gegeben," sagte Eufemia, sagten die Mädchen von Gerace: „Alles, aber das Herz vergaß sie bei ihm."

Wir wollen nicht entscheiden, ob es Mangel des Gefühls, oder Macht der Grundsätze war, was in so gefährlichen Umgebungen seine Besonnenheit rettete. Aber läugnen konnte man nicht, daß er zu lieben fähig sei, wenn man seine Freundschaft voll inniger Zärtlichkeit gegen den jungen Sizilianer sah, die dieser mit noch größerer Innigkeit und Begeisterung erwiederte. Man nannte sie auch nur die Unzertrennlichen.

Das hinderte aber den kleinen Sizilianer nicht, mit eben so vieler Schwärmerei an Eufemien zu hängen, die dagegen nicht unempfindlich war. Sie bewunderte nur den Schweizer, aber für den lieblichen Cecchino schien sie mehr als Bewunderung zu kennen. Die ersten, leichten Tändeleien beider gingen bald in stille Vertraulichkeit über, und schon nach den ersten Tagen bemerkte man, daß sie Geheimnisse mit einander zu theilen hatten.

Fortunato mochte es etwas seltsam finden, daß ein Mädchen so leicht das Herz an einen hübschen Knaben verlor, der ungleich jünger, als seine Geliebte war; oder daß selbst Frau Marcoli voll mütterlichen Wohlgefallens den bedenklichen Tändeleien der zwei lebhaften Wesen zusah. Aber ihm ward es für Frieden und Ruhe des unerfahrnen Cecchino bange, der an den Schwellen des Jünglingsalters das Vorwehen jener stürmischen Leidenschaft mit Vergnügen empfand, die so manches Lebensglück zu verwüsten pflegt.

„Es wäre Wohlthat, wenn uns General Reynier bald von Gerace fortschrickte, oder freispäche," sagte er zu Cecchino, da sie beide am Abend eines heißen Tages mit einander lustwandelten.

— Wohlthat? Ist's Ihr Ernst? Sie scheinen sich in Gerace aber doch zu gefallen?

„Und warum nicht, so lange die Nothwendigkeit gebietet? Zwar bekenn' ich, daß mir die calabrische Wirthschaft nicht ganz zusagt, wo man auf Felsen nistet und die üppigen Thäler verwildern läßt; wo es von Kirchen strotzt, von Betern wimmelt, und man einander mit Messerstichen zahlt. Aber ich könnte mit den Blaumützen Blaumütze, mit den Hottentoten Hottentot werden, und mich in Alles fügen, wenn ich hierher verdammt würde. Allerdings das Haus Marcoli —"

— Und Marcoli's schöne Tochter nicht vergessen, Signor Fortunato!

„O Cecchino, bewahre dein Herz vor den Strahlen dieser Sonne!

Du spielst ein gewagtes Spiel, in das dich Langeweile und Schönheit lockten."

— Sie erweisen mir doch nicht die Ehre, ein wenig eifersüchtig zu werden?

Fortunato warf einen Seitenblick auf Cecco, der ihn schelmisch bei einer Frage anlächelte, die mit seinem Alter von fünfzehn oder sechszehn Jahren noch keine Verbindung haben zu können schien. Indessen erinnerte er sich, daß die sizilianische Sonne eine andere, als hinter den kühlen Alpen sei, und daß sich hier junge Mädchen und Knaben schon mit Blumen werfen, wenn dort noch mit Schneeballen.

„Eifersüchtig?" sagte der Schweizer lächelnd: „Nein, wahrhaft gar nicht."

— Sie sind Ihrer Eroberung allzugewiß.

„Davon ist keine Rede. Ich möchte nur einen gewissen, hübschen Pagen, den die Weiber schon früh verhätschelten, ein wenig warnen, sein Herz zu hüten."

— Ihre Güte, Signor Fortunato, verpflichtet mich sehr, selbst wenn sie auch an mir irre geht. Also Sie warnen mich vergebens. Und wie? erlauben Sie, Ihnen die Warnung für sich zurückzugeben. Lieben Sie Eufemia wirklich?

„Warum fragst du mich das? Was bewegt dich dazu?"

— Weichen Sie mir nicht damit aus, Signor Fortunato.

„Antworte mir zuvor, liebes Kind, und offen."

— Offen — fragte Cecco zurück, indem er stehen blieb und in sonderbarer Verwirrung, das Gesicht bald abwandte, bald einen Blick voll verborgener Gluth auf Fortunato lenkte, als möcht' er dessen tiefstes Innere ergründen. Dann verbarg er das Gesicht in beiden Händen und sagte: O Fortunato, stürzen Sie mich von der ersten Felswand in einen Abgrund, ich werde zerschmettert weniger leiden, als wenn Sie die Tochter Marcolt's — —

„Höre mich an, Cecchino!“ unterbrach ihn Fortunato bestürzt, als er den jungen Menschen in fieberhafter Wildheit vor sich erblickte.

— Nein, nein! lassen Sie mich ausreden. Ich will, ich muß ein Geständniß vollenden. Lange schon hab' ich diesen Augenblick gesucht. Wenn Sie Eufemien lieben — —. Hier verstummte Cecco plötzlich. Ein Schauder schien ihn zittern zu machen.

„Vollende!“ rief Fortunato ungeduldig.

— Wissen Sie noch nicht Alles?“ sagte jener und ließ sein Haupt auf die Brust sinken.

„Und was denn?“

— So werd ich verloren sein! — seufzte Cecchino leise vor sich hin.

„Nicht doch, liebe Seele!“ sagte Fortunato, indem er die Hand seines jungen Freundes ergriff: „Eufemiens Liebenswürdigkeit hat meinen Pulsschlag noch keinen Augenblick geändert. Es wäre in meinem Verhältniß einem Verbrechen gleich, eine Leidenschaft, eine Hoffnung im Herzen der harmlosen Jungfrau zu entzünden, selbst wenn ich mich gegen sie nicht gleichgültig fühlen würde. Es wäre Verbrechen, Marcoli's Gastfreundschaft gewissenlos zu benutzen, um seinem Hause den Frieden zu stehlen; es wäre — —“

— Sie sind also vermählt? — fragte Cecco und schlug voll Ernstes die Augen zu ihm auf.

„Keineswegs. Wer spricht denn davon?“

— Einer Andern verlobt?

„Noch minder. Ich trage mein Herz frank und frei in der Welt herum, wo es noch Niemand verlangte, und ich's Niemandem anbieten konnte. Bei geringem Vermögen, überall Fremdling, von jeher auf Reisen, im eigenen Vaterlande entbehrlich, ohne Vater und Mutter wie Melchisedek, nur kein König und Priester wie er, steh' ich in Geraee, wie in London und Peking, oder in der Wüste Sarah, allein.“

— Allein? — sagte der Knabe schmeichelnd, aber mit einem Ton freundlichen Vorwurfs.

„Nur dich hab' ich!“ setzte Fortunatus verbessernd hinzu: „ich bin nicht mehr allein.“

— Ich glaube und vertraue! Und Sie? trauen und glauben Sie mir?

„Muß ich denn nicht, trotz deinem verschwiegenen und räthselhaften Wesen? Und wenn mich zuweilen mancherlei Bedenklichkeiten über dein Geheimthun anwandeln, widerlegt mich dein verführerisches Unschuldsgesicht. Nein, du bist zu jung, um schon die Verbrechen verbergen zu müssen.“

Der junge Mensch trat bei dieser Aeußerung einen Schritt zurück, warf einen festen, kundschaftenden Blick auf jenen und sagte mit einer stolzen Haltung: „Signor Fortunato, ich sehe ohne Erröthen in meine Vergangenheit zurück. Jetzt sind wir französische Gefangene. Meine Zunge ist gefesselt; sie wird's nicht immer sein. Trauen und glauben Sie Ihrem jungen Freunde ohne Arg.“

„Und Eufemia?“ fuhr Herr Linthi lächelnd fort.

— Lassen Sie mich tändeln. Bleiben Sie für mich und meinen innern Frieden ohne Sorge, wie mich Ihr Wort auch für Sie beruhigt hat.

---

## 14.

### Ein Aufschluß.

Bei aller Gutmüthigkeit des Schweizers mußte ihm doch das verlangte „Trauen und Glauben“ nicht ganz leicht werden. Denn der Zufall machte ihn ungesucht zum Zeugen von einzelnen, kleinen Ereignissen, die das Treiben des Creolen noch zweideutiger darstellten.

Er sah diesen bald anfangs im Hause Marcoli auffallend bemüht, Gunst oder wenigstens Aufmerksamkeit des närrischen Capo Ruota an sich zu ziehen. Er neckte ihn auf lustige Weise; er überhäufte ihn mit bombastischen Lobreden auf seine Gelehrsamkeit, auf seine demosthenische Rednergabe; er pries seinen politischen Tiefblick und weissagte aus den Linien seiner Handfläche, daß er die höchsten Staatsämter zu bekleiden bestimmt sei.

Alles das schien nur auf Belustigung der übrigen Gesellschaft berechnet zu sein. Man lachte, man stimmte in den Ton des muthwilligen Burschen ein, und bewunderte dessen Einfälle. Aber mitten in diesen Neckereien, oft gerade dann, wenn sie am ausgelassensten oder kindischsten waren, und Jedermann fürchtete, Signor Pasquale werde Unrath merken, zornig werden, ließ sich gewahren, daß der Page nicht nur seinen Mann vollkommen kannte, sondern daß er mit dessen frühern Verhältnissen vertrauter sein müsse, als selbst die Familie Marcoli. Denn der wunderliche Cavaliere, als wenn er Anspielungen auf ihm, wie er glaubte, allein bekannte Dinge erriethe, sprang dann jählings in die Höhe, starrte den Knaben mit vorgestrecktem Hals an, und stieß seinen gewöhnlichen Schimpf- oder Fluchruf in sizilianischer Mundart aus: „Vacabunnu Mariolu! wer sagt das?“ ließ sich dann aber eben so plötzlich wieder, bethört durch die Schmeicheleien des listigen Burschen, besänftigen und von ihm, wie ein Lamm, dem geselligen Vergnügen opfern.

Cecco schien aber eben so viel Geschmack an dem häßlichen Guitarrespieler zu finden, als dieser an dem unruhigen, quecksilbernen Plagegeist. Fortunato bemerkte mit Erstaunen die neue Freundschaft der zwei ungleichartigsten Wesen in der Welt, und zugleich, daß sein Schützling auf jede der deshalb an ihn gerichteten Fragen ausweichend oder scherzweise antwortete. Cecchino ging vielmals mit Signor Pasquale allein in Marcoli's Weinberge und

Güter. Sie hatten Heimlichkeiten mit einander. Man sah sie zuweilen in der Ferne beisammen in lebhaftem Gespräch, wobei Signor Pasquale nach seiner Weise den beweglichen Leib oft und wunderlich verdrehte und mit Händen und Armen umherfocht.

Zu diesen Unterhaltungen gesellten sich nach und nach einzelne Bauern. Eufemia machte diese Entdeckung zuerst, als sie einmal ihren flüchtigen Liebling aufsuchte, und ihn, mit einigen handfesten Calabresen beisammen, im abgelegenen väterlichen Obstgarten fand. Cecco erklärte ihr aber mit gleichgültigem Wesen, wie die Leute von ungefähr zu ihm gerathen seien. Eufemia freute sich indessen des Stoffs zur Belustigung der übrigen Gesellschaft; neckte den Creolen, als triebe er sich mit Verschwörungs-Entwürfen um; nannte ihn einen kleinen Brutus, und plagte ihn mit Fragen, wozu er doch den breitschultrigen Marucca gebrauchen könne, den sie unter den Bauern erkannt hätte.

Vielleicht würde Fortunat Eufemiens Scherz für Scherz genommen haben, hätte ihn nicht der Name Marucca zu ernstern Vorstellungen gebracht. Er erinnerte sich desselben aus Cecco's Anrede an die Bauern der Marina Siderno. Es war für ihn Gewißheit, daß Cecco, obgleich Creole, oder Sizilianer, in diesen Küstengegenden Calabriens bekannt sein müsse. Doch, da der junge Mensch ihm nie deswegen Rede stand, ließ er's dabei bewenden, bis ihn ein neuer Zufall reizte.

Einst war er in der Morgenfrühe, da noch Alles im Hause Marcoli schlief, über die Höhe des Berges hingegangen, als er in der Ferne, zwischen Felsen und Kastanienbäumen, einige Personen erkannte und unter denselben den Pagen der Signora Genti, so wie den Signor Pasquale. Er wagte es nicht, die Versammelten zu stören, und verharrte beobachtend auf seinem Platz. Was die Zusammenkunft allerdings verdächtigen konnte, war nicht minder das Ungewöhnliche der Zeit, oder die Abgelegenheit des Ortes,

als die Traulichkeit, mit welcher zwei Bauern dem zierlich gekleideten Knaben und dem Capo Ruota beim Abschiede die Hand reichten, und dann Alle, jeder einzeln nach einer andern Richtung, aus einander gingen. Signor Pasquale, die Zither, seine treue Gefährtin, unterm Arm, strich in halblautem Selbstgespräch, mit mannigfachem Geberdenspiel, nicht weit vom Schweizer vorüber.

Als dieser nach einiger Zeit ihm zur Stadt folgte, fand er auf dem Wege ein zerrissenes Papier. Er nahm es auf und las die unzusammenhängenden Worte: „Franzosen in Mileto, also nicht Palma — Sciglio aber sicher gehen —." Nicht diese Worte, sondern die Handschrift erregte das Erstaunen des Schweizers. Denn er erkannte sie an ihrer Eigenthümlichkeit für dieselbe, die er auf dem warnenden Zettel des kleinen Bettelbuben im Hafen Corfu, vor kaum zwei Monaten, gefunden hatte.

Er zweifelte keinen Augenblick länger am Urheber der Warnungen auf der Austria.

„Sei vorsichtiger, liebes Kind!" sagte er zu Cecco, als er diesem nachher das Blatt unter vier Augen zurückstellte: „General Reynier könnte dich vor dem Kriegsgericht um den übrigen Theil des Inhalts fragen."

„Und wer sagt Ihnen, daß ich das gekritzelt?" lächelte Cecco.

— Ein gewisses Blättchen, worin mich Jemand vor dem Engländer auf der Austria warnte.

„Oh!" rief der Knabe laut und hielt beschämt beide Hände vor's Gesicht: „Er weiß es! Er weiß es! Er weiß es!"

— Nun weiß ich noch mehr.

„Und was denn?"

— Das Wappen auf dem Türkis deiner Nadel, und auf dem Brief, welchen mir der englische Fregatten-Sekretär gab, sind sich nicht unähnlich.

„O, welch ein Strudelkopf bin ich!" rief Cecco überrascht und

lachend: „und Sie, sind Sie so schlau? Ich traut' es Ihrer frommen Miene kaum zu. Man muß sich vor Ihnen wohl hüten."

— Du bekennst mir also? Wie kamst du dazu, mich vor Sir Down so ängstlich und heimlich zu warnen?

„Nun ja, ich will beichten. Der treue Barnaba, einer unserer Leute, sagte mir, der Engländer drohe, Sie umzubringen. Sie hatten mir Theilnahme eingeflößt. Mit Ihnen zu sprechen, war mir auf dem Schiffe nicht erlaubt. Also mußte Ihnen Barnaba meinen Zettel durch einen Corsioten in die Hand spielen; den ersten schrieb er selber. — Wissen Sie nun, was Sie daraus zu lernen haben?"

— Zum Beispiel? denn ich liebe die Nutzanwendungen.

„Daß Sie mir auch auf der Austria schon theuer waren, ehe Sie mich kannten; ferner, daß ich, trotz dem schelmischen Blick der blauen Augen da, die Bürgschaft Ihrer Gesichtszüge annahm, und Ihnen den Brief an die Marchesa Bioganni durch den Fregattenschreiber zustellte, den der unglückliche Barnaba aus Messina kannte."

— Aber der Brief ist verloren.

„Lebt doch der Briefträger! Ich habe nun einen andern geschickt; und Sie selbst bringen mir ja hier ein Stück von der Weisung, die ich demselben durch den närrischen Vetter Pasquale, über den zu wählenden Weg, ertheilte. — Sind Sie nun aufrichtig erbaut?"

— Die Beichte ist nicht vollständig. Was hast du, wie ein Verschwörer, mit calabresischen Bauern heimlich abzuthun?

„Man beichtet keine Sünde, bis sie vollbracht ist. Ich bin vollkommen unschuldig. Addio, lieber Beichtvater."

---

## 15.

### Der Schreckenstag von Gerace.

Von dieser Zeit an betrachtete Herr Linthi Leben und Treiben seines jungen Freundes schärfer; weniger aus Neugier, als Besorgniß für den wunderbaren Knaben, den leichter Sinn, Lebhaftigkeit seines ganzen Wesens und Erfahrungslosigkeit zu gefährlichen Uebereilungen winken konnten. Aber nichts ließ sich mehr von jenen etwas verdächtigen Zusammenkünften entdecken; und der Capo Ruota war, mit seiner Guitarre, seit jenem Tage in Gerace unsichtbar geworden. Dagegen konnte gegen Eufemien das feurige Blut des Creolen die Leidenschaft der ersten Liebe um so weniger verhehlen, je länger und vertrauter er in der Nähe des Mädchens lebte, welches, unbewacht und spielend, die Flamme selbst mit Vergnügen anzufachen schien. Nicht ohne Grund fürchtete Fortunat, bei der heftigen Gemüthsart seines Lieblings, den Augenblick, da sie von Gerace scheiden müßten. Ein Zufall, Folge eines schreckenvollen Ereignisses, entschleierte ihm Cecchino's Zustand ganz.

An einem schönen Abend, es war der zweiundzwanzigste April, begab sich der junge Schweizer in die Weingärten des Signor Marcoli, wohin die Familie schon Nachmittags vorausgegangen war. Längs dem Berge weideten, im hohen Grase der Wiesen, Schafheerden, zwischen blühenden Birnen- und Aepfelbäumen. Wilde Granatenbüsche streuten hin und wieder ihre feuerfarbenen Blumen, wie glühende Kohlen, auf den Fußweg aus; während lange Reihen von Zitronen- und Pomeranzenbäumen ihn abwechselnd mit Schatten und Wohlgerüchen bedeckten. In zauberhafter Abendbeleuchtung braunten Meer und Land. Fortunatus glaubte nie die Natur in einer wollüstigern Ueppigkeit erblickt zu haben.

Ziemlich gleichgültig gegen diesen Zauber, saßen hinwieder

Herr Marcoli nebst dessen Gemahlin, einige Bürger von Gerace und einige Mönche und Weltpriester im Schatten einer alten Mauer, mit Kartenspiel beschäftigt. Rankende Weinreben und barbarisches Lycium flochten eine künstliche Laube über den Tischen, von welchen her Fortunatus schon aus der Ferne das Auflachen oder Fluchen der geistlichen und weltlichen Herren hörte. Cecco aber und Eufemia fehlten. Sie waren im angrenzenden Wäldchen. Er ging, sie aufzusuchen.

Noch nicht weit in die grüne Dämmerung der alten Kastanienbäume eingedrungen, sah er beide; allein in einer Beschäftigung, welche dem Lauscher verrieth, mit wie vertraulicher Zärtlichkeit sie die Einsamkeit zu benutzen wußten. Unter einer breiten Steineiche saß die schöne Eufemia; neben ihr, im dunkelgrünen Rasen, lagerte der glückliche Knabe, halb auf ihren Schooß gelehnt. Sie hatte sein Haupt mit einem Kranz wilder Blumen geschmückt, die sie noch malerischer zu ordnen im Begriff stand. Er schien ungeduldig zu sein und davon gehen zu wollen. Sie hinderte es kosend, und belohnte seinen Gehorsam von Zeit zu Zeit mit einem ihrer Küsse. Endlich gab sie ihm die Freiheit. Er flog davon. In einiger Entfernung suchte er an den Felsen und offenen Waldplätzen Blumen, die er, vermuthlich zu einem Kranz für die Geliebte, mit Sorgfalt pflückte. Sie verfolgte unaufhörlich mit ihren Blicken den liebenswürdigen Sammler.

Noch betrachtete Fortunatus, nicht ohne Wohlgefallen und nicht ohne gewisse Beklemmung, dies idyllische Schauspiel. Da ward die tiefe Stille des Waldes plötzlich von einem schweren Schlage unterbrochen. Es hallte, wie dumpfer Donner. Der Boden dröhnte. Der bestürzte Schweizer fühlte unter seinen Fußsohlen ein Hin- und Herzucken des weichen Rasens, auf dem er stand, und verlor das Gleichgewicht. Er taumelte gegen einen dicken Baumstamm hinterrücks.

Es war volle Luftstille. Aber ein wunderbares Geräusch, wie Sturm, zog schwer durch den Wald her. Es kam langsam näher, mit dumpfem Getöse, etwa wie das Treiben wilder Eber, welche verwachsenes Walddickicht durchbrechen. An einer Stelle bewegten und schüttelten sich die Bäume, beugten ihre Gipfel tief in das Gezweige der nahe stehenden, und zerrissen sie gewaltsam. Es ließ sich unklar im Finstern der Gebüsche, zwischen stillstehenden und nebenbei zersplitternden Bäumen, ein dunkles, gestaltloses Ungeheuer gewahren, gleich jenen ungeschlachten, schwerfälligen Riesenthieren der Urwelt, deren kolossale Gerippe noch die Ohio-Ufer und Sibirien der erstaunten Nachwelt zeigen. Die Erde zitterte unter jedem Schritt, und das Gehölz ward, wie schwaches Schilfrohr, zertreten.

„Jesus Maria!“ schrie eine Stimme. Eufemia flog, ein bleiches Bild des Entsetzens, mit diesem Angstruf daher. Ihre Schritte waren hastig und unsicher. Fortunatus trat ihr entgegen, fing sie in seinen Armen auf und hielt die Schwerathmende an seiner Brust. In einiger Entfernung ließ sich wildes Klaggeschrei und lautes Beten mehrerer Menschen vernehmen; ohne Zweifel aus der Laube, von welcher vorher noch fröhliches Gelächter erklang.

In eben diesem Augenblick trat aus dem Gebüsch und Unterholz, schwerfällig und ruckweis, wie ein wandelnder Berg, in Moos, Gras und zerquetschtes Laub gehüllt, ein mächtiger Felsblock hervor, welcher die ihm von der Hand des Schöpfers angewiesene Heimath des Gebirgs verließ. Nun aber, am Abhang der Höhe, sprang er mit wachsender Stärke, in großen Sätzen, Alles und sich selber zertrümmernd, mit Krachen in den Thalgrund.

Fortunatus, der dies mit Grausen gesehen, das zitternde Mädchen im Arm tragend, war auf die Seite gewichen. Ihre Wangen an die seinigen gelehnt, seufzte sie endlich: „Ein Erdbeben! Steh' uns Gott mit allen seinen Heiligen bei!“ Indem sie sich erholte,

bog sie erröthend den Kopf zurück, und wand sich schämig aus dem Arm ihres schönen Beschirmers.

Aber zugleich ertönte nahe bei ihnen ein kurzer und durchdringender Schmerzensschrei. Sie blickten hin. Es war Cecco. Er stand mit erdfahlem Antlitz, stumm und bewegungslos vor ihnen. Nur in seinen Augen funkelte ein Blitz zorniger Verachtung.

„O Cecco! helf uns Gott, ein Erdbeben!“ rief Eufemia, indem sie zu ihm eilte: „Welch ein Unglück!“

Er stieß sie mit vorgestreckter Hand zurück und erwiederte mit bitterm Lächeln: „Allerdings Unglück; ich beklag' es, die Umarmung gestört zu haben. Legen Sie sich nicht Zwang an. Ich werde mich entfernen.“

„Wollen Sie noch scherzen, während die Berge zusammenfallen?“ fragte Marcoli's Tochter.

„Bemerkten Sie wirklich die Kleinigkeit, Signora?“ entgegnete er: „Ich glaubte, Sie hätten an seiner Brust einen Weltuntergang vergessen müssen.“

Fortunatus betrachtete ihn kopfschüttelnd und sagte: „Cecchino, welche Sprache!“

„Signor Fortunato Linthi, es ist die Sprache des Enttäuschten!“ versetzte mit stolzer Kälte der junge Mensch; dann, die Augen gen Himmel gewandt, drückte er die Handfläche gegen seine Brust, als leide er einen tiefen Schmerz, wandte sich ab und verschwand im Gebüsch.

Fortunato führte Eufemien schweigend zu ihren Aeltern. Diese waren aber mit den Mönchen und Priestern schon auf der Flucht zur Stadt. Aus der Stadt flüchteten hinwieder die Menschen ins freie Feld. Hie und da lagen einige Beter, oder Haufen derselben, knieend in Wiesen und Aeckern; Andere rannten, gejagt von Todesschrecken, den Berg hinunter. Man sah sogar die französische Besatzung in großer Eile nach der Küste ziehen, wo sie in der That

auch die Nacht, theils am Strande, theils auf Fischerboten, zubrachte.

Es ist unglaublich, welche Furcht das Naturereigniß über das Städtchen gebracht hatte, ungeachtet fast kein Jahr vergeht, ohne daß sich dergleichen Erscheinungen wiederholen. Fortunatus, der im Getümmel der Leute und in der Dämmerung Eufemien verloren hatte, sah die Gassen von Gerace ausgestorben, die Häuser verlassen. Er trieb sich einen guten Theil der Nacht in den Feldern suchend umher; ohne einen der Hausgenossen zu finden. Dann kehrte er zurück und schlief im leeren Gebäude allein.

---

## 16.

### Die Trennung.

Erst am folgenden Tag bevölkerte sich allmälig die stille Bergstadt wieder; eben so das Haus Marcoli. Auch Cecco fand sich ein, aber nicht mehr der Vorige. Sein ganzes Wesen hatte Verwandlung gelitten. Der alte Muthwille war bedachtsamer Ernst geworden; das einschmeichelnde Gefällige, trockene Höflichkeit, der muntere Witz, erzwungener Scherz. Fortunatus errieth den Grund dieser Veränderung; aber vergebens bemühte er sich, den Erzürnten zu versöhnen, oder ihn auch nur zu bewegen, ihm eine Unterredung unter vier Augen zu gestatten, damit er ihm den Dorn der Eifersucht aus der Brust ziehen könne. Etwas glücklicher schien Eufemia zu sein. Ohne ihr wieder so nahe, als sonst, zu stehen, beobachtete Cecco doch gegen sie alle die kleinen Artigkeiten, zu welchen ihn Achtung gegen das weibliche Geschlecht, Sitte und Gastfreundlichkeit des Hauses verpflichteten.

Zwar gewann er endlich nach mehreren Tagen die sonstige Lebhaftigkeit wieder, aber sie schien mehr aus einem innern Kampf

und einer glücklichen Selbstüberwindung, als aus jenem änderlichen Flattersinn des Knabenalters hervorgegangen zu sein, worauf sein Freund gerechnet haben mochte. Diesem wich er überall aus, so viel es irgend der Anstand erlaubte; und nur zuweilen, wenn er sich unbemerkt glaubte, heftete er auf denselben lange, düstere Blicke. Wie viel der junge Mensch litt, verrieth sich in den verweinten Augen, mit denen er zuweilen in der Gesellschaft erschien.

Der alte Friede war gebrochen. Fortunatus duldete dabei nicht viel minder, als das wunderliche Kind. Er hing an diesem mit einer größeren Zuneigung, als er vorher gewußt. Er konnte den Verlust von dessen Freundschaft nicht ertragen. Vergebens ward er über die Thräne unwillig, die ihm, wenn er allein war, ins Auge stieg, sobald er des abtrünnigen Lieblings gedachte. Er konnte, wenn Cecco ganze Tage außer dem Hause in anderer Gesellschaft zubrachte, was von nun an nicht selten geschah, seine ungeduldige Langeweile kaum verbergen, seiner Sehnsucht nach dem Knaben nicht Meister werden. Ja, diese ging in eine Art Eifersucht über, als er dem halbvergessenen Sir Georg Down mehrmals in Cecco's Begleitung begegnete. Er hatte den Muth nicht, beide anzureden. Es trat eine Bitterkeit in sein Gemüth, wie Menschenhaß, da er sich von denen zurückgedrängt fühlte, welchen er das Leben gerettet, und die er geliebt hatte, wie undankbar sie auch gewesen sein mochten.

In diesen martervollen Verhältnissen verstrichen drei Wochen. Er sehnte sich weit hinweg von Gerace, durstig nach einer großen Zerstreuung, die ihm allein die ehemalige Stille des Gemüths zurückgeben konnte. Aber aus dem Hauptquartier erschien weder Befehl zum Aufbruch, noch zur Freilassung der Schiffbrüchigen. Es half ihm nichts, den neuen Befehlshaber des Platzes — denn auch der menschenfreundliche Lucerne war nicht mehr hier — einen Tag um den andern in seinen Besuchen zu bestürmen. Kapitän

Abram, ein sonst wackerer Degen, wies ihn Tag um Tag zur Geduld. Es half ihm nichts, bei Eufemien über Cecco's Trotz zu klagen. Das gute Mädchen hatte nur Thränen für ihn. „Ich weiß es wohl," seufzte es dann: „Er thut Ihnen schmerzliches Unrecht, und mich liebt er nicht mehr. So mag er denn gehen. Bin ich ihm gleichgültig, kann ich ihn vergessen."

Auch Fortunatus machte den Versuch des Vergessens. Aber er vergaß zuletzt nur sich selbst und seinen Vorsatz. Sein Herz entbehrte zu viel; die Macht der Gewohnheit heischte und herrschte zu heftig. Immer und immer wieder schwebte der liebenswürdige Knabe vor ihm, dessen geistvolle Tändeleien, dessen kindliche Güte und Anhänglichkeit, dessen Starrsinn und unbestechliche Beharrlichkeit neben dem schnellsten Wechsel der Gemüthsstimmungen ihn bisher ununterbrochen auf eine eben so sonderbare als angenehme Weise ausschließlich beschäftigt hatten.

Zuletzt, ärgerlich über die eigene Schwäche, führte ihn, im Kampf mit übermächtigen Gefühlen, gegen welche alle Gründe der Vernunft eitel bleiben, ich möchte sagen, ein Instinkt des Geistes, der seine Hoheit nicht aufgeben kann, den richtigen Weg. Er beschloß, sich und die Sache gehen zu lassen; nicht das Unmögliche, nicht plötzliche Ausrottung seiner Erinnerungen, Gewöhnungen und Neigungen zu versuchen, sondern mit dem Leichtern zu beginnen; Zerstreuungen aller Art zu wählen; den Knaben auf dem ehemaligen Fuß zu behandeln, ohne höhere Theilnahme gegen ihn, als gegen Andere, und immer gleichsam sich selber im Lauf der Gedanken und Empfindungen zu unterbrechen, sobald sie ihre alte Richtung nehmen wollten. In diesem innern Kriege gegen sich selber — und der ist ja der schwerste sogar des Welteroberes — bewaffnete er, wider Gefühle, Gefühle, Männerstolz gegen weinerliche Weichheit, und Selbstachtung reifern Alters gegen Schmerz und Kränkungen von einem verzogenen Kinde.

Er mußte sich im Stillen freilich selber über seine Kunst und Mühe wundern, in einer dem Aeußern nach unerheblichen Sache, Herr von sich zu werden. Aber er irrte mit vielen andern Söhnen Adams, die eine allfällige Neigung für bedeutungslos halten, oder es Thorheit nennen, ihr zu entsagen, so lange sie keine Schädlichkeit zeigt. Die unschuldigste Neigung ist schuldig an uns geworden, wenn Nichtstillung derselben größeres Mißbehagen, als ihre Befriedigung Lust bringt.

Was jedoch der besonnene Jüngling thun mochte, sich vom Zauber der Verhältnisse loszuringen: sein Schicksal verstrickte sich immer tiefer in die Schicksale des Creolen.

---

## 17.

### Zufall in der Ruine.

Mehrere Tage nach dem Erdbeben kehrte er von einer jener Lustwanderungen zurück, die er allein oder in Gesellschaft Anderer zu machen liebte, und eben jetzt mehr, denn sonst, seiner Zerstreuung willen, wiederholte. Es war ein schwüler Tag gewesen. Die abendliche Sonne, durch Wetterwolken ziehend, schoß von Zeit zu Zeit stechende Strahlen.

Der junge Mann befand sich schon nahe am Städtchen, als unversehens ein Gewitterregen mit wolkenbruchartigen Strömen niederrauschte. Er floh gegen ein verfallenes Gebäude, welches unweit seines Weges halb im Schutte lag, ein trauriges Denkmal der furchtbaren Naturereignisse vom Jahr 1783. In einer Art Vorhalle, unter dem Bruchstück eines vom Erdbeben zur Hälfte niedergestürzten Gewölbes, fand er Schutz. Das Mauerwerk umher, in mannigfaltigen Rissen zerspalten, hing kaum noch zusam-

men. An einer Wand sah man das in Stein gemeißelte Wappen des fürstlichen Hauses Grimaldi, welches seit alten Zeiten oberherrliche Rechte über Gerace und die Umgegend gehabt.

Fortunatus stand im Begriff, um die leere Zeit des Wartens auszufüllen, die übrigen Theile der Ruine zu besichtigen, als er Tritte und Stimmen von Personen hörte, die wahrscheinlich aus gleicher Ursache, wie er, in dies öde Gemäuer geflohen waren. Eine der Wände trennte sie von ihm. Er erkannte deutlich, an Ton und Redensarten, den gelehrten Vetter Pasquale, welcher schon seit mancher Woche nicht mehr im Städtchen erblickt worden war. Aber mit noch höherm Erstaunen vernahm er dazu die Stimme Cecco's. — Fortunatus verhütete nun die leiseste Bewegung.

„Welchen Grund hatte er, Sie, vortrefflicher Cavaliere, zu verhaften?" sagte Cecco: „Ihr langes Ausbleiben hat mich fast krank gemacht. Nun sterb' ich vor Ungeduld, Alles zu erfahren. Geschwind, den Brief von Marchesa Vioganni?"

— Zum Glück gab sie mir keinen. Sie und Graf Ribera leben in Todfeindschaft gegen einander.

„Keinen Brief? Und das nennen Sie Glück? Ich nenn' es mein Unglück!"

— Mit nichten, Signor Cecco. Ich bin so alten Adels, glaub' ich, als der Graf. Aber wär' ihm ein Brief in die Hände gefallen, er hätte mich, wie seinen Lehnbauer, gestriegelt. Meinen Sie, man würde mir, wie einem guten Edelmann, den Kopf mit dem Beil abgeschlagen haben? Nimmermehr; an den ersten besten Baum hätten sie mich aufgeknüpft!

„Mein Schreiben aber an die Marchesa?"

— Das ist eine andere Frage! Merken Sie sich, junger Herr: Signor Pasquale hat schon tausend Advokaten mit langer Nase aus den Gerichtssälen verschickt; Vacabunnu Mariolu! was sind ihm sizilianische Bauern dagegen.

„Der Ruhm Ihrer Klugheit, Signor Cavaliere, ist weltkundig. Erzählen Sie, mit welcher List Sie zur Marchesa gelangten? Ich brenne vor Begierde, Ihre Thaten zu bewundern. Warum brachten Sie den Pietro Marucca nicht mit sich her?"

— Pietro? Ho, der dient unter den Fahnen des tollen Cancellieri und fährt im Lande herum, oder im Lande der Todten.

„Wo sahen Sie den Cancellieri? Sie meinen den Vivenzio?"

— Ja, den wüthenden, tollen Hund! Graf Ribera ist neben dem ein heiliger Engel; aber freilich ein blinder. Der rasende Cancellieri führt ihn, wie ein Hund den augenlosen Herrn. Im Grunde sind sie Alle blind. Sie wissen nicht, daß sie mir in die Hände arbeiten und immer mir. Sobald ich mit Marucca nach Reggio kam — —

„Um Gotteswillen, nach Reggio? Ich befahl nach Sciglio!"

— Sciglio? Warum? Die Dinge haben längst geändert. Der Prinz von Hessen-Philippsthal hat, von Messina herüber, 6000 oder 8000 Sizilianer in Reggio ausgeschifft. Vorn schwärmten zu Tausenden calabresische und sizilianische Bauern. Still, ganz still! sag' ich. Alles ist von mir, ich sage, von mir angestellt. Die Leute wissen nicht, wer ich bin. Geduld! in wenigen Tagen sind die wilden Banden bei uns in Gerace. Ich lasse sie kommen.

„Also der Prinz von Hessen-Philippsthal wirklich schon in Reggio?"

Weiter, weiter! schon in Seminara. Die Franzosen können nicht Stand halten; laufen wie Hasen vor Windhunden. Weiter, weiter! der Prinz steht schon zu Gioja, zu Nicotera. Weiter, weiter! er marschirt gegen Mileto. Mit den Franzosen ist's aus! König Joseph packt ein. Ferdinand und Karolina in Palermo sind reisefertig, ihren Einzug in Neapel zu halten. Aber, merken Sie sich's, junger Herr: Keine Rechnung ohne Wirth! Mehr sag' ich nicht. Gewisse Leute, wohl verstanden, gewisse Leute, werden dem

alten König und seiner Königin die Rechnung machen. Damit ist Alles gesagt! Alles!

„Alles und Nichts! Belieben Sie sich deutlicher zu erklären. Also wären wir vor den bewaffneten Banden der Sizilianer keinen Augenblick mehr gesichert? Ich glaube kaum daran. Die französische Besatzung würde davon Wind bekommen haben."

— Blind sind sie, blind, alle blind, Franzosen und Sizilianer.

„Und Graf Ribera selbst ist mit den bewaffneten Bauern?"

— Versteht sich! Dick, wie Bienenschwärme, wie Heuschreckenschwärme fahren sie durch's Land. Der Graf ging von Sciglio gegen Monteleone. Der Cancellieri will mit seinen Leuten auf englischen Schiffen nach St. Eufemia oder Amantea, den Franzosen in Rücken.

„Das steht schlimm, Signor Capo Ruota. Was wird denn aus uns armen Schiffbrüchigen?"

— Pah! man metzelt nur die Franzosen nieder; euch Andere läßt man leben. Weiter nichts. Dann machen wir uns an die Sizilianer, und setzen alle Prozeßformen auf die Seite. Wir vespern sie kurzweg. Merken Sie sich das! Wir vespern sie auf gut sizilianisch. Aber das bleibt unter uns.

„Allerdings! doch möcht' ich — —"

— Beileibe, keine Silbe davon! Sie schwören mir — —

„Nun, ich schwöre bei allen Heiligen. Wollen Sie mir aber endlich auch das Schicksal meines Briefes sagen?"

— Ich übergab ihn der Signora Marchesana Vioganni; und Pietro händigte ihr zugleich, mit mir, den seinigen ein.

„Sie sind ein unvergleichlicher Mann, Signor Cavaliere. Und weiter! Wo, wie war die Marchesa?"

— In ihrem Palaste vor der Stadt. Wir wurden köstlich bewirthet. Ich empfing ein Prachtzimmer und drei Bediente. Sie

nannten mich nicht anders, als Signor Cavaliere. Doch das beiläufig; denn man weiß doch nicht, wer ich bin.

„Sagt' ich's Ihnen nicht vorher, man würde Sie auf Händen tragen?"

— Die Marchesana gab mir beim Abschiede ein Reisegeld, nicht geringer, als ein Präsident der königlichen Kammer Monatssold bezieht. Im Nothfall soll ich Sie, junger Herr, mit Geld unterstützen, um nach Sciglio zu gelangen.

„Ich? allervortrefflichster Cavaliere, ich? nach Sciglio? wie gerathen Sie auf den tollen Einfall? Das kann die Marchesa nicht wollen. Gewiß hat die Marchesana nicht davon gesprochen. Ihr herrliches Gedächtniß irrt."

— Signor Cecco, merken Sie sich das: Ein Mann, der alle Constitutionen des Reichs, seit König Rogers Zeiten, inne hat, item, die Uebungen des Gran Corte, dazu neun Quartbände der sämmtlichen Dispacci Karls III. und so weiter, ungerechnet den dicken, doch überflüssigen Codice Canonnico*), — ein Mann, sag' ich — — merken Sie das! — ein Mann — — was wollt' ich eigentlich sagen?"

„Sie wollten mir sagen, warum ich nach Sciglio müsse?"

— Weil die Marchesana Vioganni Sie dort erwartet oder erwarten will, und müßten Sie da, wie sie sagte, ein Jahr lang wohnen. Auf dem Schlosse werden Sie beim Kommandanten den Aufenthalt der Marchesa erfahren. Sie solle, wolle, müsse mit Ihnen vom Schicksal der Donna Beatrice Piff — — Puff — — der Teufel behalte den Namen! Uebrigens es ist die Tochter des Herzogs — — von Piff — Puff —. Merken Sie das wohl, unser einer hat an andere Dinge, als an Weibernamen, zu denken.

„Gut, gut; die Staatsgeschäfte des Königreichs reißen alle

---

*) Gesetzbücher des Königreichs Neapel.

Aufmerksamkeit Ihres großen Geistes an sich. Ich verlange nichts mehr von Ihnen zu wissen, als zu welcher Zeit die Marchesa nach Scigliо herüber zu kommen denkt?"

— Pünktlich gaben Sie den Tag an; Sie sollten, wo möglich, nicht fehlen. Also richten Sie sich darnach.

„Vortrefflich; geben Sie mir aber den Tag an. Ich werde mit unterthänigem Gehorsam erscheinen."

Der Tag? Ich glaube, — ja, richtig! Mai, Juni, Juli — — übrigens mag Marucca das besser behalten haben. Auf jeden Fall steht dieser verlangte Tag im Kalender. Er wird sich also wohl darin finden lassen.

„Das glaub' ich, Scharfsinniger aller Capo Ruota's; doch bitt' ich, besinnen Sie sich. Es liegt mir zuviel daran, den Tag zu wissen."

— Wir und unsers Gleichen sagen zu dergleichen Richtigkeiten: Minima non curat Prætor! Konnte sich doch selbst Graf Ribera nicht erinnern, Sie, junger Herr, je in seinem Leben bei der Marchesa Viganni gesehen zu haben. Ich beschrieb Ihre kleine Figur, Ihre Tracht und das Creolengesicht dazu pünktlich. Kein Steckbrief ist treuer. Umsonst. Er hatte keinen Cecco gekannt.

„Was? Wie? Hätten Sie vielleicht — —? Welcher böse Geist plagte Sie, dem Grafen Alles auszuplaudern? O allereseligster der Esel?"

— Vocabunnu Mariolu! Wer ist der Esel? Antwort!

„Welche Frage! Sprechen Sie nicht vom Grafen? Sagten Sie nicht, er erinnere sich meiner nicht? Und doch wissen Sie selber, wie oft Sie ins Haus der Marchesa kamen, als die schlanke Zofe Bettina Ihre Huldigungen empfing, die Undankbare, die Ihnen so manchen Streich gespielt! Und doch wissen Sie selber, daß sich die Marchesana meiner erinnerte, sobald Sie ihr das Schreiben von mir gaben? Und der Graf wußte nichts von mir?"

— Kein Wort. Er wollte immer mehr von mir erfahren; er ließ mich verhaften; drohte, mich gefangen zu halten, foltern zu lassen, bis ich ihm vom untergegangenen Triestiner Schiff alle Leute genannt haben würde.

„Der Graf ist Tyrann von Haus aus. Ich erstaune, daß Sie dem Wüthrich entwischen konnten.“

— Ich? ha ha! Niemand habe Kummer um mich. Ich vertröstete ihn auf Ihre baldige Ankunft zu Messina, begleitet von Ihrem Castor oder Pollux, Ihrem Reisegefährten, Signor Fortunato, der in englischen Kriegsdienst treten möchte.

„Auch das sogar schwatzten Sie aus? Was ging das den Grafen an?“

— Warum sollt' ich aber Geheimniß aus einem rothhaarigen Menschen machen, der am hellen Tag auf den Gassen von Gerace lustwandelt?

„Sie sind ein gewäschiges, altes Weib! Schaffen Sie mir den Pietro Marucca zur Stelle her, mög' er stecken, wo er wolle. Ich muß ihn morgen, muß ihn heut' sprechen. Bringen Sie mir den Marucca nicht: so verwett' ich Kopf und Hals, nicht Präsident, nicht einmal Stubenfeger und Büttel der Republik sollen Sie werden.“

Hier verstummte das Gespräch. Vermuthlich hatte sich Cecco rasch entfernt; denn Pasquale rief ihm mehrmals nach, murmelte undeutliche Flüche, und stolperte über den Schutt davon.

Eine Weile später verließ auch Fortunato seinen Schlupfwinkel. Die angehörte Unterredung gab mancherlei Stoff zum Nachdenken und Vermuthen. Aber sein erster Weg war zum französischen Befehlshaber des Platzes, dem er die Nachricht von der Landung des Prinzen von Hessen-Philippsthal, und die Anzeige vom Rückzug der Franzosen, als allgemeines Volksgerücht, mittheilte.

„Ich weiß das!“ sagte Kapitän Abram trocken, oder vielmehr mit erkünstelter Ruhe: „und weiß leider mehr, als das. Wir haben

bei Seminara einige Leute verloren. Die Räuberbanden wachsen täglich, von Sciglio her verstärkt; machen die Wege unsicher und fangen unsere Ordonnanzen auf. Der General läßt mich auf dem verlornen Posten hier ohne Verhaltungsbefehle. Die Briganten können uns zu jeder Stunde aufheben. Ich habe meine Maßregeln jedoch getroffen. Schließen Sie sich mit Ihren Gefährten an uns, sobald der erste Flintenschuß fällt."

---

## 18.

### Eine Zumuthung.

Mit diesem unerfreulichen Bescheid entlassen, kehrte der Schweizer in das Haus Marcoli zurück, wo er den Signor Pasquale zu finden hoffte. Seine Erwartung schlug fehl. Bloß im Vorbeigehen vernahm er, der närrische Vetter habe sich zwar wieder gezeigt, aber nur auf kurze Zeit. Cecco fügte mit der gleichgültigsten Miene bei, der Vetter sei ihm vor der Stadt, mitten im Regen, davon gelaufen.

Es lag dem Schweizer zu viel daran, den Capo Ruota zu sprechen und auszuforschen. Er verließ daher den ganzen folgenden Tag das Haus nicht, um Gelegenheit zu finden, sich seiner zu bemächtigen. Signor Pasquale aber erschien nicht. Des andern Morgens ging Fortunatus selbst auf Kundschaft nach ihm aus; und kaum vor die Thür auf die Gasse hinausgetreten, schritt ihm grüßend einer der geistlichen Herren entgegen, der in der Familie Marcoli ziemlich heimisch war. Er hatte sich müßig auf dem Platz vor dem Hause mit andern seiner hochwürdigen Brüder gesonnet. Als der fromme Mann Fortunato's Frage nach Pasquale vernommen hatte, nickte er dienstfertig mit dem Kopf und versicherte, der sei nicht weit,

Beide gingen ihn aufzusuchen. Der Priester verließ ihn einige Male, unter dem Vorwand, in den Häusern nachzufragen, wo der Capo Ruota einzukehren pflegte. Nach einer guten halben Stunde Suchens versicherte der Priester, man habe den Cavaliere so eben nach der Kapelle della Croce wandern gesehen. Fortunato kannte diese Kapelle. Sie lag, eine Viertelstunde vor der Stadt, sehr romantisch auf der Höhe, an einem Felsen, zwischen schattigen Kastanienbäumen. Der dienstfertige Priester ließ sich das nicht hindern, ihn eine Strecke Weges zu begleiten, und dann ihn wenigstens mit den Augen noch bis zur Kapelle zu verfolgen.

In der That saß hier unter dem Vordach der Kapelle ein Bauer, der sich bei Fortunato's Eintritt freundlich von der Steinbank aufrichtete und ihn anredete, aber versicherte, der Capo Ruota, den er wohl kenne, sei nicht da. Ein Wort gab das andere. Der Bauer schien von den neuesten Kriegsereignissen in Calabrien und der gefährlichen Lage der Franzosen sehr genau unterrichtet zu sein. Dies befremdete den Schweizer, bei der herrschenden Volksstimmung, so wenig, als die Neugier des Mannes, alle kleinen Umstände vom Untergang der Austria erfahren zu wollen. Fortunatus erzählte wieder, was er schon hundert Male erzählt hatte.

Immer aber kam der Frager auf Signora Rosa di Centi und deren Begleitung zurück, indem er großes Bedauern mit deren kläglichem Tode äußerte. Wie einfältige Miene der Mensch auch machte, ward er doch dem gutmüthigen Antworter bald durch die Art seiner Erkundigungen verdächtig, z. B. wie der Creole zu der unglücklichen Signora gekommen sei? Wie die zwei andern Begleiter derselben geheißen hätten? Von welcher Gestalt, von welchem Alter sie gewesen wären? Ob noch andere Frauenzimmer das Schicksal der Signora gehabt? Ob man von den Habseligkeiten dieser Donna nichts, gar nichts gerettet habe?

Als Fortunatus ihm überall mit einem: Ich weiß nicht; ich be-

kümmere mich um die Leute nicht u. s. w. erwiederte, brach der Calabrese ab, gab dem Gespräch andere Richtung, indem er dem Schweizer wohlwollend den Rath ertheilte, mit dem Pagen der unglücklichen Signora schleunigst Gerace zu verlassen, und sich in Schutz der königlich-sizilianischen Heere zu begeben. Die siegreichen Waffen derselben wären im vollen Anzug; die Streifparteien schon in der Nachbarschaft; die Besatzung von Gerace würde, mit Allem, was zu ihr gehöre, gnadenlos niedergemetzelt werden. Da Fortunato die Achsel zuckte, und sich mit dem Ehrenwort entschuldigte, welches er dem französischen Befehlshaber gegeben, ohne Bewilligung des Generals Reynier sich nicht zu entfernen, warf der Bauer links und rechts flüchtige Blicke, und sagte mit auffallend geändertem Ton: „Signor Linthi, Ihre Umstände und der Zweck Ihrer Reise nach Sizilien sind mir nicht mehr fremd. Sprechen wir daher offen mit einander Sie suchen im Regiment Frohberg eine Offizierstelle. Es hängt von Ihnen ab, sie diesen Augenblick zu erhalten, und morgen das Patent. Haben Sie schon gedient, als Hauptmann, so versprech' ich Ihnen Majorsrang bei den Truppen des rechtmäßigen Königs beider Sizilien. Ich bin ein Anderer, als der ich Ihnen schien."

„Und wer also sind Sie?" fragte Fortunato, ohne Verwunderung oder Verlegenheit zu äußern.

— Im Dienst des Königs Ferdinand. Verlassen Sie Gerace auf der Stelle. Die Handvoll Franzosen in der Stadt ist schon jetzt verloren. Ich kam und überzeugte mich von der Lage der Dinge hier mit eigenen Augen. Das Nest, sammt den Vögeln d'rin, gehört mir. Meine Leute stehen, auf allen Wegen ringsum, im Gebirg.

„Ganz gut. Aber ich muß den Mann kennen, dem ich mich anvertrauen soll."

— Wollt' ich Sie betrügen, würd' ich um keinen Namen verlegen sein, und Ihnen Rechenpfennige statt der Goldstücke geben.

Gehen Sie. Führen Sie unter einem Vorwande Ihren Mulatten oder Creolen hierher; ich will Sie bei dieser Kapelle erwarten. Morgen tragen Sie Hauptmannsuniform; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. Verlieren Sie keine Zeit, denn mir ist die meinige wichtig

„Können Sie mir ein Ehrenwort anbieten, mir, dem Sie anrathen, das seinige zu brechen?"

— Sehen Sie her! Ich legitimire mich. — Der verkleidete Bauer riß vorn das grobe Wamms und Hemd auseinander, und ließ auf einem Brustleibchen von feinster Wolle das silbergestickte Ordenskreuz des heiligen Januarius sehen.

„Ich bin königlicher Oberst; mein Name Vivenzio, Cancellieri genannt," fügte er hinzu, während er sich wieder einknöpfte: „haben Sie noch andere Bedenken?"

Der Schweizer betrachtete den Fremden, nun er den Namen desselben gehört hatte, mit größerer Aufmerksamkeit. Er erinnerte sich zu wohl, wie Pasquale und Cecco von diesem Manne gesprochen hatten, und erstaunte eben so sehr über dessen Verwegenheit, sich in eine von Franzosen besetzte Stadt, mitten unter die Feinde zu wagen, als über die Wichtigkeit, welche man auf die Person der Signora Rosa di Centi legte. — „Entschließen Sie sich!" rief der sizilianische Oberst.

Und wenn mir der Page der Signora nicht folgt?" sagte Fortunato.

— Führen Sie ihn her. Wir machen's ab. Er geht mit uns.

„Warum sprachen Sie ihn nicht selber, da Sie doch in der Stadt gewesen sind?"

— Er war unsichtbar. Man konnte ihn nicht von der Seite eines gewissen Engländers bringen, mit dem er den ganzen Tag beim französischen Kommandanten zubrachte. Der Kommandant begleitete den Burschen sogar bis zu dessen Quartier zurück. Und, Sie begreifen wohl, für mich ist Gerace kein sicherer Ort. Ich

bin nicht ganz unbekannt, und überall gibt's Schelmengesindel und Verräther. Führen Sie den Burschen, Cecco heißt er, glaub' ich, mit sich her. Brauchen Sie Geld?

„Nein, Herr Oberst!“ antwortete Fortunato, der sich erinnerte, daß Cecco mit Sir Down beim Kapitän Abram zu Mittag gespeist und einen guten Theil des Tages daselbst zugebracht hatte.

— Wohlan, Signor Linthi, säumen Sie nicht. Aeußert der Mulatte keine Lust, so dringen Sie nicht zu stark in ihn; aber auf jeden Fall führen Sie ihn zu mir. Ich möcht' ihn sehen. Vielleicht bered' ich ihn, uns zu begleiten. Sehen Sie. Dort kömmt eine starke französische Streifwacht aus der Stadt, den Berg herauf. Ich verberge mich in dieser Gegend und erwarte Sie.

„Verbergen Sie sich nicht, Herr Oberst. Sie schweben in doppelter Gefahr. Sehen Sie eine zweite Streifwacht dort hinten mit uns auf gleicher Höhe, und wie es scheint in der Richtung hieher. Uebrigens werden Sie mir erlauben, daß ich den Bruch eines Ehrenwortes für eine Sünde halte, von der ich im Beichtstuhl zwar, aber nicht in meinem Gewissen absolvirt werden könnte.“

Beide schwiegen hier und betrachteten einander unschlüssig; dann verbeugten sich beide in gleicher Zeit gegen einander und trennten sich. Der Oberst schritt raschen Ganges bergauf; Fortunato bergab. Drunten fand er noch den Priester, welcher ihn mit aller Unbefangenheit befragte: warum der Capo Ruota ihn nicht begleite? Und als er hörte, der sei nicht droben gewesen, eben so unbefangen hinzusetzte: „So hat der, welcher jenen Bauern für den Pasquale hielt, sich und uns zugleich betrogen.“

Der Schweizer ging mit leisem Kopfschütteln an dem frommen Mann vorüber, der ihm, Alles zusammen gerechnet, in dieser Sache nicht ganz lauter schien. Vermuthlich kannte Fortunatus aus früherer Erfahrung, die Berngeschäftigkeit und Neigung der meisten italienischen Geistlichen jener Zeit, überall daheim zu sein, und in

Herzens= und Kirchen=, Haus= und Staatssachen kleine Gelegenheitsmachereien zu treiben.

---

## 19.

### Rüstungen zum Aufbruch.

Indessen hatte das Gespräch bei der Kapelle einen Eindruck in seinem Gemüth hinterlassen, dessen er sich gern erwehrt hätte. Er fühlte sich wieder in jene qualvolle Ungewißheit über Alles zurückversetzt, was ihn anging, dergleichen er nur einmal, und zwar vor dem Schiffbruch an der Marina Siderno empfunden hatte; in einem Zustand, wo alle Erinnerungen des Vergangenen sowohl, als alle Hoffnungen der Zukunft, bedeutungslos verschwinden, weil Grundlage und Bedingung von Allem, nämlich das Leben selbst, in ein zweifelhaftes Spiel geworfen liegt. Es stand ein neuer Schiffbruch bevor; der nahe Ueberfall der wehrlosen Stadt Gerace von Seiten der wilden, regellosen Horden sizilianischer Bauern, calabresischer Flüchtlinge, neapolitanischer Banditen, welche, vom palermitanischen Hofe bewaffnet, von glaubenswüthigen Priestern gespornt, sich in gesetzloser Wildheit zum Morden und Verwüsten heranbewegten. Ihre unmenschlichen Handlungen, ihr viehisches Rasen kannte jeder. Man erzählte davon schauderhafte Beispiele. In Calabrien selbst waren schon Städte und Landschaften früherhin gegen sie in Waffen getreten. Die Franzosen nannten dieselben zwar nur schimpflich „Straßenräuber und Briganten"; aber konnten ihre Furcht vor diesen Raubheeren nicht verhehlen.

Fortunato hatte jetzt Ueberzeugung von ihrer Nähe durch das Erscheinen des Cancellieri, und vom Einverständniß mancher Einwohner des Städtchens, selbst mancher Geistlichen mit ihnen. Die französische Besatzung war zum Widerstand allzuschwach. Kapitän

Abram wußt' es, aber mich nicht. Es blieb diesem keine Wahl, als pflichtgemäß, und der Ehre des französischen Heeres treu, auf seinem Posten unterzugehen. Er war seit einigen Tagen viel thätiger, als je, gewesen, und hatte die Mannschaft zu jeder Stunde schlagfertig gehalten. Die Wachen standen verstärkt. Ausgesandte Streifparteien schwärmten eine Stunde weit um den Ort. Von Zeit zu Zeit hörte man, vom Städtchen her, das Schlagen von Trommeln.

Hätte der Schweizer, Waffen in der Hand, thätigen Theil an Bekämpfung der heranziehenden Gefahr nehmen dürfen, er würde ohne Zweifel weniger Furcht empfunden haben. Aber daß er, wehrlos, nur Zuschauer, wie am Bord der Austria, den Augenblick der Entscheidung und das ungewisse Loos des Ausgangs erwarten mußte, lähmte ihm allen Muth.

In diesen Ueberlegungen, ohne Zuversicht auf die Handvoll französischer Krieger, im Mißtrauen gegen die Einwohner des Städtchens, ängstigte ihn aber weniger sein eigenes Verhängniß, als die schutzlose Unberathenheit des armen Knaben, welchen er aus den Wellen wahrscheinlich nur einem schrecklichen Schicksal entgegen getragen hatte. Denn aus den räthselhaften Aeußerungen sowohl des Capo Ruota, als des Cancellieri, zwischen welchen ein unverkennbarer, wenn auch dunkler, Zusammenhang stattfand, ging für ihn mehr, als bloße Ahnung hervor, daß dieser Creole in traurige oder widerwärtige Verhältnisse mächtiger sizilianischer Familien verflochten gewesen sein müsse. Cecco's Furcht und Abscheu, Messina wieder zu sehen, seine Verschlossenheit, wenn von der Vergangenheit Rede war, das sonderbare Verhältniß zu seiner geheimnißvollen Gebieterin auf der Austria, seine große Gleichgültigkeit bei ihrem Verlust, die auffallenden Nachforschungen aus Sizilien wegen dem Schicksal des Frauenzimmers — das Alles deutete finster auf Begebenheiten zurück, in welchen der Creole nicht schuldlos stehen

mochte. Seine Liebenswürdigkeit sowohl, mit welcher er sich in jedes Herz einschmeicheln konnte, als seine auflodernde Heftigkeit und sein unbezähmbarer Starrsinn schienen mehr geeignet, traurige Vermuthungen zu unterstützen, als zu widerlegen.

Dies Alles aber, weit entfernt, des Schweizers Theilnahme an dem jungen Menschen zu mindern, erhöhte nur ihre Stärke. Die Jugend Cecco's, wie das reine Zartgefühl desselben in allen Aeußerungen, dazu das offene, kindlichfreie Antlitz, in dessen beweglichen Zügen die leiseste Gemüthsbewegung Verräther fand, galten als eben so viele unverwerfliche Zeugen seiner Unschuld. Und welche Unbefangenheit, oder Gleichgültigkeit auch der Knabe seit dem Tage des Erdbebens gegen ihn angenommen hatte, sah Fortunat dennoch überall noch Spuren voriger Anhänglichkeit durchschimmern.

Vom Schicksal, wie vom eigenen Herzen berufen, Beschützer dieses Verlassenen zu sein, beschloß er, sich auf keine Weise in den gegenwärtigen Gefahren sich von ihm zu trennen.

Verloren in seinen Gedanken, ging er in die Stadt zurück, wo ihm Sir Down begegnete und mit den Worten anredete: „Jetzt ändert's endlich! Die Franzosen brechen auf. Es ist Befehl aus dem Hauptquartier eingetroffen. Die Sachen gehen für sie schief.“

„Wie so?“ fragte Fortunat, dem bei der Anrede froher und banger zu Muth wurde.

— General Reynier ist im vollen Rückzuge. Das Hauptquartier des Prinzen Hessen-Philippsthal befindet sich schon zu Mileto. Hier umher ist das Land im vollen Aufstand gegen seine bisherigen Dränger; die Sizilianer stürmen unaufhaltsam durch die Berge daher. Ihre Vorposten sollen nicht mehr weit von hier stehen. Kapitän Abram zieht zu spät ab.

„Schlimm genug, Sir. Wann geht's mit uns fort und wohin?“

— Das kümmert mich nicht. Sorge Jeder für sich. Die Ver-

legenheit der Franzmänner ist so groß, daß sie auf uns Andere keine Rücksicht mehr nehmen, wir mögen bleiben wollen, oder sie begleiten. Ich bleibe hier.

„Die sizilianischen Caraiben zu erwarten? Um Gotteswillen, Sir, erfolge, was wolle, versuchen wir unsere Rettung mit der Besatzung!"

— Wenn ich wollte, könnt' ich nicht. Ich bin krank; ich habe Fieberschauer. Ich würde die Anstrengungen einer Reise, oder vielmehr einer Flucht nicht ertragen. Ich bleibe auf jeden Fall, und finde in jedem Fall hier endlich Freiheit, oder Tod.

Der Brite hielt unbeweglich auf seinem Vorsatz. Fortunatus, um sichere Kunde über den Stand der Dinge einzuziehen, eilte zum Kommandanten des Platzes. Dieser ertheilte eben den Befehl, sieben Maulthiere herbeizuschaffen und sieben Bauern, um sie zu begleiten. Aus den Geberden der Ortsvorsteher, welche den Auftrag empfingen, ließ sich ihre Herzensangst und Hoffnungslosigkeit unschwer errathen, Thiere und Menschen zu solcher Bestimmung zu finden. Der Kapitän nahm auf ihre Bedenklichkeiten und Vorstellungen keine Rücksicht. „Meinet ihr," rief er, „ich solle euch oder euern Straßenräubern die Tuchvorräthe hinterlassen, die der Obergeneral für die Armee vom gestrandeten Schiff angekauft hat? Fort! Ihr schaffet mir vor Abend das Geforderte herbei, oder ich werde mir selbst auf eure Kosten zu helfen wissen."

Man war mit dem Verpacken der Waare beschäftigt. An den Schreibtischen herrschte die größte Verwirrung. Ordonnanzen kamen und gingen. Alles hatte ein Ansehen von Eilfertigkeit und Gefahr, als stände der Feind schon am Thore.

„Ich höre und sehe, Kapitän, Sie sind im Begriff, Gerace zu verlassen!" sagte Herr Linthi.

„Der Befehl dazu ist diesen Morgen gekommen," antwortete der Hauptmann: „wir sollen uns nach Monteleone ziehen. Was

Sie und Ihre Triestiner Reisegefährten betrifft, ist der Wille des Generals, Ihnen freie Wahl zu lassen, mit uns zu gehen, oder nicht. Als Freund muß ich Ihnen rathen, sich uns anzuschließen. In wenigen Tagen wird Gerace von einem Haufen Räuber besetzt sein, welche schon jetzt das Gebirge unsicher machen. Sie kommen in Lebensgefahr unter diesen zuchtlosen Banden, denen nichts heilig ist. Ich würde nichts sagen, wenn geregelte Kriegshaufen des Feindes einzögen.“

„Wann rücken Sie aus?“

— Die Trommel wird Sie vor anbrechendem Morgen wecken. Halten Sie sich aber jede Stunde fertig zum Aufbruch.

Mit diesem Bescheide begab sich Fortunat zum Hause Marcoli.

---

## 20.

### Die Versöhnung.

Hier saß die kleine Familie in tiefer Verstimmung beisammen. Die schöne Eufemia zeigte nur noch Augen, deren Flammen in Thränen erloschen waren. Cecco, in muthloser Niedergeschlagenheit, bemühte sich, ihr von Zeit zu Zeit ein Wort der Beruhigung zuzuflüstern, deren er selber bedürftig schien. Frau Marcoli, von Bangigkeit gequält, trippelte bald zum Tisch, bald zum Feuerherd, bald setzte sie sich stumm zu den Uebrigen; bald brach sie in laute Klagen aus. Ihr Gemahl, sonst immerdar der Fröhlichste, sah, mit starrem Ernst in allen Mienen, schweigend ins Leere hinaus, als brütete er über allerlei Entwürfe; sprang zuweilen auf, machte einen Gang durch's Zimmer und murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen.

„Wissen Sie es schon?“ rief er Herrn Linthi entgegen: „die Sizilianer sind im Anzuge mit ungeheurer Uebermacht; all' unser

Gesindel schlägt sich zu ihnen; die Franzosen verlassen die Stadt, übergeben uns dem Schicksal, und suchen die Trümmer ihres in der Flucht begriffenen Heeres auf.“

„Bei unserer lieben Jungfrau und allen himmlischen Heiligen!“ fiel hier Frau Marcoli ein, indem sie die Hände ihres Gastes ergriff: „Was denken Sie jetzt zu thun?“

„Thörichte Frage, Weib!“ unterbrach sie Herr Marcoli: „Unsere Gäste bleiben unsere Gäste. Sie haben keine Gefahr zu fürchten. Sie sind Schiffbrüchige, sind Gefangene der Franzosen, und haben schon durch diesen Umstand den besten Sicherheitsbrief. Die Sizilianer stehen unter britischem Befehl, und Signor Fortunato ist ja auf dem Weg, in englische Dienste zu treten. Beide unsere lieben Freunde wären verloren und des Todes, wenn sie mit den Franzosen zögen. Sie würden, gleich diesen, niedergemacht werden.“

Eufemia stand von ihrem Sitze auf und fragte mit zitternder Stimme, wie ihre Mutter: „Was denken Sie zu thun?“

„Mir eigentlich bleibt keine Wahl!“ antwortete Herr Linthi: „Ich muß Gerace verlassen, mit der Besatzung gehen, und wünschen, auch Cecco würde meinem Beispiel folgen. Es zwingen mich allzu wichtige Gründe.“

„Eufemia sank schluchzend auf den Sessel zurück und verhüllte ihr Gesicht. Der Page hingegen fuhr mit unverhehlter Freude von seinem Platze auf; er machte eine rasche Bewegung, als wollt' er sich in Linthi's Arme stürzen, bezwang sich aber, wandte sich wieder zu seiner schönen Nachbarin und tröstete sie schmeichelnd.

Frau Marcoli schlug wehklagend die Hände zusammen und rief: „So eilen Sie ja muthwillig in den Rachen eines sichern und grausamen Todes, Signor Fortunato! Haben Sie, wenn auch keine Freundschaft für uns, doch Mitleiden mit sich. Und Sie, junger Herr,“ fuhr sie gegen Cecco fort: Sie wissen es, vom ersten Abend Ihrer Ankunft her wissen Sie es, ich will Ihre Mutter sein,

Sie dürfen nicht von uns. Am jüngsten Tage könnt' ich's nicht verantworten, Sie entlassen zu haben."

Cecco umarmte mit schweigender Dankbarkeit die Matrone; dann bat er Herrn Linthi um die Gunst, sich wenige Minuten mit ihm allein besprechen zu dürfen, was diesem eben das Angelegenste war, um den Entschluß des Knaben zu erfahren. Cecco führte ihn eine Treppe aufwärts in ein Stübchen, wohin Fortunatus, seit er dieses Hauses Gast gewesen, nie gekommen war. Die offene Thür des Kämmerchens, in welchem wohlbekannte Kleiderstücke und Schmuckgeräthe, der Tochter des Hauses gehörig, zerstreut umherlagen, zeigten ihr jungfräuliches Schlafgemach. Neben demselben öffnete sich die Thür von dem des Creolen, und zwar, zu Fortunatus großem Erstaunen, das geräumigste und mit kostbaren, wenn gleich alterthümlichen Geräthen am zierlichsten ausgestattete des ganzen Gebäudes; ein wahrhaftes Prunkzimmer.

„Ich sehe wohl, lieber Cecchino," sagte der Schweizer, indem er um sich her Gemälde, Spiegeltische und Polstersitze musterte: „überall bist du das Schooskind des Glücks, der Günstling der Frauen."

Cecco antwortete nicht. Er stand inmitten des kleinen Saals, die Arme schlaff herab, die Augen zur Erde gesenkt, mit einem Armensünder=Gesicht da, in Verlegenheit, wie er die Unterredung beginnen solle.

„War ich nicht einst auch der Ihrige, Signor?" sagte er leise und blickte furchtsam auf.

— Zweifelst du, Kind, daß du mir heute so lieb, wie sonst, bist? Bekenne endlich, warum hassest du mich?

„Hassen, Signor? Eher könnt' ich mein Leben, als den Retter desselben, hassen. — Und doch — ich habe Sie schmerzlich beleidigt. Ich that Ihnen weh und unrecht, umsonst sprach Eufemia für Ihre Unschuld. Ich konnt' ihr nicht glauben. Aber nun, und vielleicht

zu spät, ist mein unglücklicher Wahnsinn zerstört. Ein einziges Wort Ihres Mundes hat mich geheilt. Ja, ich habe Gewißheit, Sie lieben Eufemia nicht. Sie kündigten ihr mit unverändertem Gesicht und trockenen Augen Ihre Abreise an."

— Und wenn ich Eufemien geliebt hätte, wunderlicher Knabe, welchen Eintrag hätte dir das gethan?

„Ich bin ein kindisches Kind. Ich fürchtete verloren und verlassen zu sein. Der Schiffbruch ließ mir nichts, als Sie. Mußt' ich nicht zittern, daß Sie mir durch die schöne Tochter Marcoli's entrissen würden. — Vielleicht hätt' ich arme Waise nicht zittern sollen. Aber — —" hier senkte er mit schmerzhafter Miene den Kopf auf die Brust: „nun anders konnt' ich nicht, und wär's in den Tod gegangen."

Der Schweizer trat lächelnd näher und sagte, Cecco's Hand nehmend, gutmüthig: „Wir sind also versöhnt?"

Der Creole drückte Fortunato's Hand mit Heftigkeit an seine Brust, dann gegen seine Lippen, und eine warme Thräne des Auges fiel auf die Hand des Retters. Dann blickt' er, wie in wehmuthsvollen Bitten, zu ihm empor, und durch die Thränen schimmerte zugleich ein zärtlich schmeichelndes Lächeln, wie ehemals. „Hab' ich," sagte er, „nichts von Ihrer Huld verloren, der ich mich sonst freuen zu dürfen glaubte?"

Statt der Antwort drückte Herr Linthi seinen jungen Freund ans Herz und küßte ihm die Stirn. — Beide blieben lange schweigend; beide fühlten gleiches Glück, sich wieder gefunden zu haben.

Endlich unterbrach Fortunatus das Schweigen und sagte: „Nun aber, liebe Seele, beklag' ich dich. Ich warnte dich einst vergebens, vor Eufemiens Nähe und den gefährlichen Tändeleien deines Herzens. Aber, wenn du mit noch größerer Schwärmerei ihr anhängest: jetzt mußt du sie verlassen."

Der Knabe betrachtete ihn mit ungewissem Blick und sagte:

„Warum das große Gewicht auf diese Worte? Gehört mein Leben einem Andern, als dem, der mich den Fluthen des Meeres entriß?“

— Du kannst, du willst mit mir nach Monteleone, oder wo irgend wir das Heer der Franzosen finden?

„Signor Fortunato, ich verlasse dies Haus, dem ich Großes schuldig geworden bin, mit blutendem Herzen; aber ich folge Ihnen, wie ein Entzückter.“

— Jetzt athm' ich frei. Ich fürchtete deine Widersetzlichkeit, deine Leidenschaft für Eufemien. Es sind unter den sizilianischen Kriegsbanden gewisse Personen, die dir und mir nachstellen. Aber hättest du dich nicht entschließen mögen, Gerace zu verlassen, so würd' auch ich geblieben sein, um dich zu schützen, so gut ich's vermag.

„Wer doch sagt Ihnen solch' Mährchen? Mir und Ihnen nachstellen? Wer kennt Sie, wer mich? Glauben Sie nicht daran. Und was hätten Sie, oder was hätt' ich verbrochen?“

— Liebes Kind, nun keine Verstellung weiter gegen mich. Du kennst einen gewissen Vivenzio Cancellieri.

„Dem Namen und Gerücht nach. Ihn selbst sah ich nie. Aber was haben Sie mit diesem?“

— Er schwärmt mit seinen Horden in der Nachbarschaft von Gerace im Gebirg. Er sucht dich. Als Bauer verkleidet, sprach er mich diesen Morgen an, bei der Kapelle della Croce. Er war selbst in der Stadt hier. Ohne Zweifel hat er Aufträge von einem Grafen Ribera, der von Briefen weiß, welche du ziemlich unvorsichtig nach Messina zu schicken wagtest.

Der erschrockene Knabe hörte mit weit aufgerissenen Augen und zurückgehaltenem Athem den Bericht seines Freundes, der, was er wußte, erzählen mußte, und, wie man leicht denken kann, gern und mit aller Umständlichkeit erzählte. Denn theils hoffte Fortunatus jenem damit größere Behutsamkeit werth zu machen, theils

von ihm über die frühern Verhältnisse ein Licht zu empfangen, welches nicht gleichgültig sein konnte. Allein, je mehr Cecco hörte, je sichtbarer verlor sich dessen anfängliche Furcht; die Züge seines Gesichts traten allmälig aus ihrer Spannung in die natürliche Ruhe zurück; er lächelte zuletzt mit einem Ausdruck der zärtlichsten Erkenntlichkeit den Erzähler an und sagte: „Wunderbraver Mann! ich sollte sagen heiliger Mann! In der anspruchlosen Einfachheit Ihres Gemüths ahnen sie selber nicht, wie edelsinnig, großmüthig, heldenhaft Sie sind! Sie wachen über mich, wenn ich in kindlichem Grollen von Ihnen weiche — ach, meine Gedanken wichen doch nie von Ihnen! — Sie schwebten wieder in Lebensgefahr bei jener Kapelle, glauben Sie es mir; — und für wen? — Aus meinem Leben ein Jahr ist ja noch keine Stunde des Ihrigen werth. Sie mahnen mich zur Flucht, und wissen doch, daß Ihr Entweichen mit der französischen Besatzung Sie nothwendig den Engländern verdächtig machen und den Zweck Ihrer Reise von Triest vereiteln muß. Ist Ihnen denn bekannt, daß Sir Down sich weigert, Gerace zu verlassen; bekannt, daß alle unsere Schiffbruchsgefährten zurückbleiben werden? Was kann Sie bewegen, Ihr ganzes Glück meinem Elende zu opfern?“

„Davon ist diesen Augenblick die Rede nicht. Cecchino, auch nicht von meiner Heiligkeit. Ende mit den Schwärmereien! Vergilt mir lieber mit ungefälschtem Vertrauen, das du an die Marucca's und Pasquale's auf leichtsinnige und gefährliche Weise verschwendet hast. Sage ehrlich, warum sucht man dich und deine vormalige Herrin? Wer ist dieser Graf Ribera, und weshalb stellt er dir nach?“

Der Creole hob Hände und Augen in demüthigem Flehen zu ihm auf und sagte dann nach einigem Schweigen: „Ich darf nicht! ich darf nicht! — Nein, Pasquale und Marucca sind meine Vertrauten so wenig, als irgend ein Briefträger der Ihrige ist.“

„Wie kann ich, bei deiner Verschlossenheit, glauben, daß ich dir lieb sei? Geh', Cecchino, ich war dir nie theuer."

„O Fortunato!" seufzte der Knabe.

„Oder bildest du dir ein, daß man durch Mißtrauen Zuversicht in Andern pflanzt? — Du nennst mich deinen Freund; leiste den Beweis, daß du der meinige seist."

„Soll ich — muß ich ihn leisten?" erwiederte der Knabe in einer Bewegung, die innern schweren Kampf verrieth: „O theurer Fortunato, stehen Sie ab von Ihrem Begehren; um des Lebens willen, das Sie retteten, stehen Sie ab. Sie haben, Sie allein, eine Gewalt über mich, wie kein anderer Sterblicher. Ich schwanke, ich bin im Begriff, zu gehorchen. Mein Gehorsam wird mein Tod sein; — aber, ich gehorche und sterbe, um den höchsten und letzten Beweis meiner ewigen Freundschaft zu bringen. Dann — —"

Herr Linthi, der durch die Heftigkeit des Knaben und durch die Innigkeit, mit der er bat, erschüttert ward, wollte es doch nicht zum Aeußersten treiben, weil er an der Wahrheitsliebe des jungen Menschen nicht zweifelte, und nicht wissen konnte, welche Folgen der geforderte Gehorsam herbeiführen könnte. „Nein, Cecco," unterbrach er ihn: „fern sei, daß ich dich zum Reden zwinge. Ich bin dein Gebieter nicht."

„Aber Sie sind es! Und ich stehe bereit, das Schweigen über mich zu brechen. Ich will untergehen; ohne Klage untergehen, — aber Sie sollen nicht an meinem Herzen zweifeln!"

— Gut, liebes Kind, ich zweifle nicht. Du bist schuldlos.

„Ja, bei dem Allwissenden! schuldlos bin ich. Sie sollen, Sie werden es einst erkennen. Und wollen Sie mir das Geständniß in dieser Minute entreißen, Sie werden es in diesem Augenblick erkennen! Aber dann bleibe ich in Gerace zurück, und erwarte meine Henker. Wir trennen uns auf ewig."

— Wohlan, Cecchino, nichts mehr davon. Schnüre dein Bün-

del, wie ich das meinige. Monteleone ist zwei starke Tagreisen von hier durchs Gebirge. Wirst du auch die Mühseligkeit der Wanderung ertragen mögen?

„Leichter soll kein Vogel die Lüfte durchziehen, als ich neben Ihnen die rauhesten Bergwege.

---

## 21.

### Der Zug nach Monteleone.

Die Anstalten zur Abreise wurden getroffen. Wir ersparen es, den Trauertag im Hause Marcoli und die verzweiflungsvollen Bestrebungen Eufemiens und ihrer Mutter zu schildern, um die geliebten Gäste zurückzuhalten. Erst gegen sechs Uhr Morgens, am andern Tage, wirbelte der Trommelschlag durch die Gassen, und mahnte zum Abzug. Man riß sich weinend von einander. Als Fortunatus aber Eufemien die Hand zum Abschiede bot, rang sie die Hände, schwankte ihm näher, umschlang mit beiden Armen seinen Nacken, heftete ihre heißen Lippen auf die seinigen, seufzte dann: „ich habe genug gelebt!“ und sank erblaßt nieder.

„Fürchtete ich's nicht? Helft ihr, sie stirbt!“ rief Cecchino, und warf schnell einen ängstlichen Blick voller Bedeutsamkeit auf den jungen Schweizer.

Das arme Mädchen lag, gleich einer Entseelten, in tiefer Ohnmacht. Das Haus ward voll Jammers. Man rief Priester und Aerzte.

Als Eufemia nach einer Viertelstunde wieder Spuren des zurückkehrenden Lebens zeigte, endlich die Augen träumerisch und irre aufschlug, ergriff der Creole die Hand seines Freundes und rief: „Gottlob, sie athmet! Lebt wohl! Alle! Fort, fort, Signor Fortunato, tödten Sie das holde Kind nicht zum andern Male!“ Er

riß ihn gewaltsam mit sich aus dem Hause, und ungestüm durch die Gassen zum Sammelplatz der Soldaten.

„Ich wußt' es, nur ich!“ sagte er: „Eufemia kannte sich selber nicht; kannte die wilde Gluth einer Leidenschaft nicht, in der sie nur für Sie und für nichts sonst athmete. Ich wußt' es, was sie Ihnen und was sie sich selber verbarg. O Fortunatus, Sie sind ein furchtbarer Mensch! Ich zitterte diesem Ausbruch der verheimlichten Flammen und dem Augenblick der Trennung entgegen. Sie lebt aber! Ich begreife nicht, wie die Beklagenswürdige das Leben wieder gewinnen konnte. Arme Eufemia, was willst du noch mit deinem Leben?“

— Ich verstehe dich kaum, Cecco. Was schwärmst du dir da? Gegen Eufemien habe ich nie einen Schritt über die Grenzlinie der allgemeinsten Höflichkeit hinaus gethan. Wenigstens weiß ich mich alles Vorwurfs frei.

„Glaub' ich's doch gern. Ja Fortunato, gern glaub' ich's, daß Sie der Engel des Heils und des heillosesten Verderbens zugleich sind. Was weiß denn die Sonne von den Schöpfungen und Verwüstungen, die ihr Strahl bringt? — O Eufemia! o Fortunato! — —“

Cecco hatte noch gute Lust, seine Ausrufungen fortzusetzen; aber der Trommelschlag, mit welchem sich die versammelte Besatzung eben zum Abzug in Bewegung setzte, unterbrach ihn. Man führte ein Maulthier herbei, welches Fortunatus Tags vorher mit Hilfe des Herrn Marcoli gefunden und um baares Geld angekauft hatte, um seinem jungen Freund die Mühseligkeiten der Reise zu erleichtern. Ein Händedruck, ein beredter Blick des Knaben, bezeichnete dessen freudige Ueberraschung und Dankbarkeit. Er schwang sich mit Leichtigkeit in den Sattel und folgte dem Zuge der Kriegsleute gegen das Gebirg. Neben ihm wanderte gemächlich der junge Schweizer im Gespräch. Von den ehemaligen Reisegefährten auf der Austria hatte es sonst kein Anderer gewagt, die Wanderung

durch die Apenninen zu machen, als der ehrliche Stauffacher von Glarus. Die übrigen waren in Gerace, gleich dem Engländer Georg, zurückgeblieben, und erwarteten ihr besseres Loos aus den Händen der blutdürstigen, ungezügelten Barbaren, die, von Sizilien aus, König Ferdinand in wilden Schwärmen über Calabrien ausfliegen ließ. Man hat nachher nichts weiter von jenen Unglücklichen vernommen. Sir Down entkam nur durch eine Art Wunder.

„Seht Ihr, Herr Landsmann," sagte Stauffacher zum jungen Linthi: „die Sprache des Menschen ist zwar nur ein Hauch; aber aus diesem Hauch hat Gott der Herr, zur Zeit des Thurmbaues von Babel, eine unsichtbare Scheidewand zwischen Völkern und Völkern gebaut, welche die Menschen gewaltiger trennt, als die höchste Kette von Eisbergen, und als das breiteste Meer. Unsere welschen Reisegefährten nennen zwar ihre eigenen Sprach- und Landesgenossen Mörder und Schelmen, wollen aber lieber sich denselben auf Gnad' oder Ungnade ergeben, als mit den Franzosen ziehen, die ihnen das Leben gerettet und große Barmherzigkeit erwiesen haben. Nur weil diese braven Leute französisch reden, dünken sich jene unter ihnen allezeit verrathen und verkauft. Ich habe gestern den ganzen Tag eitler Weise mich heiser gepredigt, wie Jonas zu Ninive. Aber sie blieben in ihrer lieben Dummheit zu Gerace und ich empfahl sie der Gnade Gottes."

„Sie können derselben bedürftig werden!" erwiederte Fortunatus.

„Ich glaub's, Herr Landsmann," sagte jener: „aber all' das welsche Volk hier zu Lande ist seines Heidenlebens gewohnt, wie salva venia bei uns daheim ein Zuchtstier der Rippenstöße des andern. Hier wagt sich Keiner eine Stunde vom Dorfe ohne heimliche Waffe. Wenn ich Leuten erzähle, wie in unserm lieben Vaterland der Fremdling, das Ränzel auf dem Rücken, sicher zu aller Zeit, Tags und Nachts wandern könne, ohne nur einen Stock für

Nothwehr zu tragen, hielten mich die ungläubigen Thomasse für den ärgsten Windbeutel und Lügner."

„Ländlich, sittlich!" entgegnete Fortunatus: „Ich wanderte übrigens hier so furchtlos wie in der Schweiz, und erinnere mich dankbar an Gerace."

„Ich auch," stimmte Stauffacher ein, indem er mit dem Kopf zweideutig dazu nickte: „Gott sei gepriesen, ich brachte meine vierundzwanzig Rippen glücklich davon, ohne daß sich je eine kalte Messerklinge zwischen sie schob. Verzieht man nur das Maul, so ist man mit dem Stilet bei der Hand. Geschieht Unglück, gut; der Mörder spaziert für einige Wochen in ein anderes Dorf, und kehrt mit Gnadenbrief und Absolution wieder zurück, ehrlicher als vorher. Ja, Herr Landsmann, wir beide wollen unsere Lobwasserschen Jubel- und Dankpsalmen anstimmen, sobald wir einmal wieder den theuerwerthen Vaterlandsboden unter unsern Sohlen haben."

„Und doch ist's ein Land," rief Fortunatus, „schaut umher, es könnte ein Himmel auf Erden sein."

„Allerdings," erwiederte der Glarner: „wenn man darin Justiz und Polizei erfunden hätte. Sie haben es aber erst bis zu den Sbirren und Advokaten gebracht, welche ihre Prozesse von einem Menschenalter zum andern, bis zum jüngsten Gericht spinnen. Mein Wirth erzählte mir, ein Erzgaudieb und Meuchelmörder sei einmal nach vielen Jahren wirklich zum Tode verurtheilt worden. Als die Sentenz von Neapel kam, war der Kerl schon seit dritthalb Jahren gestorben."

„Hattet Ihr zu Gerace schlechte Bewirthung?" fragte Fortunatus.

„Ich kann nicht klagen, Herr Landsmann. Ich wohnte in einem kleinen Hause von Stein, dergleichen man bei uns in den hohen Alpen findet, wo kein Holz mehr gedeiht. Aber, das muß ich loben, in solcher calabrischer Sennhütte, oder wie wir's bei uns heißen, Figler, herrscht Freiheit und Gleichheit der Rechte. Der

Herr vom Hause, die Frau, die Kinder, der Gast, die Sau, das Pferd und der Esel, Alles hat mit einander bei Tag und bei Nacht das gleiche Zimmer. Darum strich ich meistens außer der Stadt herum. Da sah ich Ende März schon die Saubohnen zeitig, die Erdäpfel in Blüthe, weite, kräuterreiche Wiesen unangebaut und ohne Heerden. — Der Boden bringt, was man will; drei bis vier Pomeranzen kauft man für einen Grano, oder sieben, acht Zitronen für eben so viel, das thut ungefähr einen Kreuzer bei uns. Hieher unsere armen Tagwenleute aus der Schweiz, und der Himmel auf Erden wäre fertig!"

Vermuthlich fand Herr Linthi das Gespräch mit dem Landsmann unterhaltender, als der Leser desselben. Darum setzte es jener noch lange fort, bis der Zug um Mittag die Höhe des Gebirges erreicht hatte. Hier aber brachte plötzlich ein gräßliches Schauspiel den langen Zug der Krieger in Unordnung und wilde Bewegung. Mitten in der Straße lagen die verstümmelten Leichname von drei französischen Soldaten, welche ungefähr eine halbe Stunde weit vorangegangen waren. Einer derselben gab noch die letzten Spuren des Lebens von sich. Allen waren die Nasen abgeschnitten, die Augen ausgestochen, die Leiber durchbohrt. Man hatte keinen Schuß gehört. Die Unglücklichen mußten von den sizilianischen Mördern unversehens umringt und überfallen worden sein. Die Wuth der Kriegsleute bei diesem Anblick von Unmenschlichkeit grenzte an Raserei. Sie erhoben ein fürchterliches Geschrei des Fluches und der Rache über Calabrien. Mit Mühe waren sie zusammen zu halten, daß sie sich nicht zerstreuten, die Mörder zu suchen, die sie noch in der Nähe glaubten.

Aber mit um so größerer Vorsicht setzte Kapitän Abram, sobald die Ermordeten verscharrt waren, seinen Weg fort durch einen stundenlangen Olivenwald, bergab ins Thal von Castellonovo. Schon sah man das ziemlich große Dorf mit seinen Fruchtfeldern,

Weinbergen und üppigen Wiesen in der Ferne, und weiterhin am Horizonte das Meer, als plötzlich Halt gemacht wurde. Ein vorausgegangener Kundschafter des Hauptmanns brachte ihm Nachricht, daß bei siebenhundert sizilianischer Räuber, nebst einigen Truppen vom Heer des Prinzen Hessen-Philippsthal, jenseits und in Castellonovo, die Ankunft der Besatzung von Gerace erwarteten. Es schien nicht rathsam, mit einer Handvoll Leute sich den Weg durch diese Uebermacht des Feindes zu bahnen. Man schlug, unter Anführung des treuen Führers, einen Seitenpfad im Wald ein, und erreichte gegen Abend den Ort Polistria, nach angestrengtem Marsche.

Beim Erscheinen der ermüdeten Franzosen lief das Volk zusammen. Mehrere von den Bauern waren bewaffnet. Trank und Speise wurden trotzig verweigert. Es kam zwischen einzelnen Soldaten und Bauern zu Händeln. Man rief der Mannschaft zu, sich zu ergeben. Der Hauptmann drohte, Alles, was im Dorfe Leben habe, niederzumachen, wenn man es wage, einem seiner Krieger Hand anzulegen. Nach langem Geschrei und Hader entschloß sich der Hauptmann zum Abzug. Er durfte nicht daran zweifeln, daß man schon Boten abgeschickt habe, die Sizilianer aus Castellonovo zu rufen. Bald durch Kornfelder, bald durch Waldströme, ging es, ohne Weg und Steg, in der Nacht weiter. Nirgends ward angehalten. Einige schleppten sich mit ermüdeten Beinen oder wunden Füßen langsam nach; einige blieben ganz zurück, unter ihnen auch Linthi's ehrlicher Landsmann. Die Uebrigen aber, ohne die Nachzügler zu erwarten, eilten, von Hunger und Schrecken getrieben, vorwärts beim Schimmer des Mondes.

Jählings stieß einer der Soldaten, der kaum hundert Schritte hinter dem Zuge ging, einen tödtlichen Schrei aus. Einige seiner Kameraden eilten zurück. Sie fanden ihn ermordet und brachten die Botschaft. Das verdoppelte den Schritt Aller. Schweigend

und rasch ging es durch eine schattige Tiefe, welche ein Bach zwischen Felsen gefressen zu haben schien. Da geschah von oben herab ein Schuß. Cecco stürzte mit seinem Maulthier zu Boden. Fortunatus sprang voll namenlosen Entsetzens dem Knaben zu Hilfe; aber Keiner der Andern verzögerte. Der Zug entfernte sich still und finster, wie ein Heer von Schattengestalten.

---

## 22.

### Eine Nacht in den Apenninen.

Als Fortunatus zu seinem Liebling kam, fand er diesen in voller, aber vergeblicher Arbeit, sich vom Maulthier zu befreien, welches, von der Kugel durchbohrt, im Todeskampfe lag. Der Knabe selbst war unversehrt geblieben und heitern Muthes. Beide aber flüsterten nur leise mit einander, um sich den Mördern nicht zu verrathen, deren Nähe sie voraussetzten. Nach langer Anstrengung glückte es, den eingeklemmten Fuß des jungen Ritters unter dem Thiere hervor zu ziehen. Cecco hing sich nun an den Arm seines Freundes, und so folgten sie den vorangegangenen Franzosen.

Aber keine Spur war von diesen mehr zu erblicken, als man jenseits des Baches die Höhe erstiegen hatte; eben so wenig irgend ein Weg. Rechts zeigte sich ein langer Wald in der Nachbarschaft. Die Verlassenen wählten klug die Finsterniß desselben, um verborgener mit Beibehaltung der bisherigen Richtung zu wandern. Es herrschte Todtenstille weit umher. Sie wagten es kaum, dieselbe durch ein geflüstertes Wörtchen zu unterbrechen. Oft jagte ihnen das Rauschen eines Wassers Schrecken ein. Jeder Baumstamm, der vom Mondlicht und Schatten abenteuerliche Gestalten empfing, drohte, sich in einen lauernden Banditen zu verwandeln.

In dieser Verlassenheit wanderten beide durch die Einsamkeit der nächtlichen Gegend schweigend einige Stunden hin, ohne gebahnten Weg zu finden oder zu suchen, ungewiß, wohin sie zuletzt gerathen würden, und in beständiger Furcht, endlich dennoch in die Gewalt einer sizilianischen oder calabresischen Rotte zu fallen. Die Ereignisse des vergangenen Tages gaben Stoff genug zu den schauderhaftesten Besorgnissen, die Jeder zwar dem Andern verhehlte, aber in der eigenen Einbildungskraft gräßlicher ausgestaltete. Die Gefahr schien zu wachsen, je weiter sie in die unbekannten Gegenden vordrangen; zugleich aber stieg das quälende Gefühl, wegen Erschöpfung der Kräfte, weder einer Vertheidigung noch Flucht fähig zu sein. Ihre Schritte wurden immer langsamer und schleppender. Nicht eigentlich Cecco fühlte sich ermüdet, der den Tag über den Vortheil des Maulthieres gehabt. Aber Fortunato war zu beklagen, der, seitdem er Gerace verlassen, keinen Bissen Brod genossen hatte, und ununterbrochen achtzehn Stunden lang auf den Füßen gewesen war.

Es mochte um Mitternacht sein, da sie schon geraume Zeit in einem Walde gewesen, der ihnen endlos schien, als beide, plötzlich festgewurzelt am Boden, still standen, und mit klopfendem Herzen horchten. Es rauschte durch die Zweige, wie Saitenklang. Beide starrten einander mit fragenden Blicken an. Cecco wandte sich zur Flucht, und versuchte, seinen Gefährten mit sich zu reißen. Dieser aber hielt ihn an und sagte: „Ich kann nicht weiter. Es wird eine menschliche Wohnung in der Nähe sein. Ich muß mich durch Nahrung stärken; ich muß ruhen. Vielleicht finden wir mitleidige Bauern. Wo nicht, so finden wir unserer Mühseligkeiten Ende. Ich kann nicht weiter.“

In demselben Augenblicke hörten beide ein verworrenes Lachen von mehreren Stimmen. Es schien von allen Seiten zu kommen und nahe bei ihnen zu sein. Der Wald war licht, der Mond hell,

und dennoch erblickten sie rings umher Niemanden, nichts einer Behausung Aehnliches, nicht einmal eine verdächtige Bewegung. Der Knabe, von abergläubischer Furcht befallen, klammerte sich fester an den Schweizer und sagte leise: „Sei uns Gott mit allen Heiligen gnädig! Hier ist's nicht richtig!“ — Indem scholl das Lachen der Stimmen von neuem, und beide, wie von gleichem Grausen ergriffen, verließen mit raschem Schritt die Stätte, auf der sie sich befanden.

Noch nicht weit gekommen, fesselte das Erstaunen ihren Fuß. Denn, wie durch Zauberei hervorgegangen, schwebte vor ihren Augen ein wunderliches Schauspiel. Sie standen, mitten im Walde, vor einer baumlosen, geräumigen Vertiefung des Erdreichs, die sich allmälig senkte. In der Mitte dieser kleinen, fast eirunden Thalung, wo sie am tiefsten war, brannte ein helles Feuer, um welches sich wunderbare, menschenähnliche Gestalten bewegten. Mehrere schwangen sich, wie gespenstige Schatten, in seltsamen Tänzen umher, bei dumpfem Saitengesumse. Alle waren halbnackt, mit Lumpen umhangen, von kleiner Gestalt. Einige lagen, wie im Schlafe, auf dem Rasen. Andere kauerten am Feuer umher. Die männlichen, wie die weiblichen Gestalten, zeigten am Feuer- und Mondlicht olivenfarbene, häßliche Gesichter mit breiten Nasen, wulstigen Lippen, kleinen, funkelnden Augen und weißen Zähnen. Allen hingen schwarz und spitzig die Haare um den Kopf.

Noch waren Fortunato und Cecco, im ersten Augenblick ihrer Bestürzung, ungewiß, wie sie das Gaukelspiel vor ihren Augen deuten sollten, als jählings ein weiblicher Schrei ertönte. Die Saiten verstummten: der Tanz hielt still, die Schläfer sprangen auf, und die ganze Versammlung mit ausgestreckten Armen wies auf die zwei fremden Zuschauer. Die Ueberraschung der Letztern war noch größer, als eine kräftige Stimme rief: Vacabunnu Mariolu! was führt Sie daher?“ und dann mitten durch die wüste

Gesellschaft der würdige Cavaliere Capo Ruota hervorschritt, seine Guitarre unterm Arm.

„Gebenedeiet sei die heilige Jungfrau, daß ich Sie finde, Signor Pasquale!" rief voll unbeschreiblichen Vergnügens der Creole, und flog ihm mit langen Sätzen entgegen: „wir haben uns Nachts auf dem Wege nach Monteleone verirrt."

„Mit den Franzosen von Gerace?" fragte ängstlich der Capo Ruota. „Kommen die Soldaten durch den Wald?"

„Die haben wir unterwegs verloren!" antwortete der Creole: „Niemand, als Signor Fortunato, ist mit mir. Dort steht er; Sie kennen ihn ja. Aber wo sind wir? Wer sind diese hier?"

„Arme Zigeuner; sonst gar ehrliches Volk!" erwiederte der Cavaliere. Ich selbst aber bin, wichtiger Geschäfte wegen, auf der Reise nach Monteleone. Ihr begleitet mich." — Dies gesagt, wandte er sich gegen die lumpigte Horde, stellte ihr seine alten Freunde vor, befahl ihnen gute Aufnahme derselben, und versicherte, daß nichts Böses zu befürchten sei. Unterdessen war auch Fortunatus näher getreten, der das Gesindel um sich her mit argwöhnischen Augen musterte. Aber durch Pasquale's Ehrenwort beruhigt, man wohne in Calabrien nirgends sicherer, als unter diesen Nomaden, streckte er seine müden Glieder sogleich ins Gras neben dem Feuer aus.

Während ihn neugierig ein Haufen der halbnackten Söhne und Töchter Aegyptens, oder Hindustans umringte, und Cecco mit dem Cavaliere im Gespräch auf die Seite ging, knieten zwei junge Weiber zum erlöschenden Feuer nieder, oder vielmehr zu einem großen Haufen glühender Kohlen. Sie schürten behutsam mit eisernen Stecken den obern Theil der Gluth weit auseinander, bis darunter ein kleiner Erdhügel zum Vorschein kam, der dem Ansehen nach erst aus frischem Grunde gemacht worden war. Auch die lockere Erde strichen sie mit den Eisenstäben vorsichtig nach

allen Seiten ab, und Fortunatus sah mit einiger Verwunderung einen Haufen halbverbrannter, aber sorgfältig über einander geschichteter Blätter. Nach einiger Zeit, in welcher die Weiber lachend in unverständlicher Sprache mit einander plauderten, hoben sie mit den Haken am Ende ihrer Eisenstäbe, mitten aus der Gluth, einen unförmlichen Laubballen von beträchtlicher Größe. Fortunatus athmete den lieblichsten Bratengeruch ein, als man die Blätterschichten mit Reisern abstreifte.

Willkommener konnte ihm jetzt nichts sein, als ein Gast der Zigeuner zu werden. Hätte er, wie Esau, ein Erstgeburtsrecht zu verkaufen gehabt: für ein gebratenes Schaf, welches jetzt vor ihm lag, hätte er's hingeworfen. Statt dessen aber bot er, für einen Bissen davon, den häßlichen Köchinnen eine Handvoll kleiner Münze. Die Weiber zeigten freudig das Geschenk umher; die Männer führten den Cavaliere und den Creolen herbei, mit der gastfreundlichen Einladung, die Mahlzeit zu versuchen. Diese gehorchten gern.

Unterdessen sich die drei gütlich thaten, standen die muntern Zigeuner in einzelnen Haufen, als zufriedene Zuschauer, umher mit einander flüsternd. Andere belustigten sich mit einer Art maurischen Tanzes im Mondenschein. Männer und Weiber, Hand in Hand, wirbelten gewandt und gelenk in einem Ringe umher, der sich bald erweiterte, bald verengerte. Der Capo Ruota, am frühesten mit der Mahlzeit zum Schluß, ergriff die Guitarre, und ließ die summenden Saiten abermals schwingen. Es war für den Schweizer ein schauerlich-angenehmes Schauspiel dies Herumschweben halbnackter Gestalten durch Schatten und Licht, in der Einöde des Gebirgswaldes. Man hörte keinen Tritt der nackten Fersen im Grase; keinen Ton der Stimmen; nur das Schwirren der Zither. Es schienen nicht lebendige Wesen, sondern fantastische Luftbilder umherzuflattern, und Fortunatus dachte an Bürgers

Nun tanzen wohl im Mondenglanz
Ringsum, herum im Kreise,
Die Geister ihren Kettentanz.

Eben so schnell aber, als Signor Pasquale die Lyra verstummen ließ, ward auch der Tanz unterbrochen, welcher von den gastfreien Heiden nur zu Ehren ihrer Gäste gehalten worden zu sein schien. Jener führte darauf einige von den ältesten Zigeunern auf die Seite, sprach lange mit ihnen in geheimnißvoller Vertrautheit, und ermahnte dann seine beiden Bekannten von Gerace, ihm nach Monteleone zu folgen. Diese erhoben sich auf solche Mahnung alsbald, um die ersehnte Stadt noch vor Tagesanbruch zu erreichen. Der Schweizer, erquickt und ausgeruht, spendete den lustigen Bewirthern noch einiges Geld, und eilte freudig an Cecco's Seite dem vorausschreitenden Cavaliere nach.

Unterwegs erzählte der Creole, während sie im Dunkeln, beim Sternenschein, dahin wanderten, mit kaum hörbarer, ohnehin vom Nachtthau heiser gewordener Stimme, was er vom Zitherspieler erfahren habe. Und wie unglaublich auch vielerlei darin tönen mußte, was offenbar nur der kranken Einbildung des Capo Ruota entstammen konnte, enthielt der Bericht doch auch wieder Manches, was den sehr gesunkenen Muth, in Rücksicht des französischen Heeres, wieder aufrichten konnte. Denn dieses war allen Sagen und Gerüchten zufolge schon gänzlich geschlagen, zerstreut und abgeschnitten; der Capo Ruota aber hatte Gewißheit, daß General Reynier noch zu Monteleone stehe.

Nach Pasquale's Versicherungen arbeitete in beiden Calabrien und Abbruzzen, wie in Neapel selbst, eine mächtige aber verborgene Partei entschlossener Freunde des Vaterlandes und der Freiheit. Sie wollte weder die Oberherrschaft Joseph Napoleons und der Franzosen, noch die Rückkehr des alten Königs Ferdinand aus Palermo dulden, der das Land nicht gegen die Fremdlinge schützen

konnte. Unter dem Schein, beiden zu dienen, wollte man beide durch einander zu Grunde richten; dann aber sich erheben und die Republik herstellen. Alles, wie der Capo Ruota sagte, werde dazu in Bewegung gesetzt; Adel, Priesterschaft, Bürger und Bauern. Ihn hab' es getroffen, selbst die Zigeuner für diesen Zweck zu benutzen, welche einzeln in kleinen Banden das Land heimathlos durchstreichen, sich mit Betteln, Diebereien und Wahrsagen nähren, alle Schlupfwinkel, Wege und Stege im Gebirg kennen, und daher auch die vortrefflichsten Ausspäher sind.

Eben durch sie hatte der unermüdete Cavaliere in Erfahrung gebracht, daß das französische Heer nach blutigen Niederlagen gezwungen worden sei, das ganze Land von der Meerenge hinweg bis Monteleone zu räumen; daß jetzt das Hauptquartier der siegreichen Sizilianer sich wirklich schon zwei Stunden von Monteleone, im Städtchen Mileto, befinde, daß General Reynier schon angefangen habe, mit den Trümmern seiner Armee nach Monteleone zurückzuziehen. Alles dies sei durchaus das Werk der in tiefer Verborgenheit allgewaltig wirkenden Männer des parthenopeischen Bundes gewesen. Nun aber hätten diese in ihrer Weisheit erwogen, wie gefährlich ihnen das plötzliche Uebergewicht der Sizilianer werden könne. Also, da der sizilianische Obergeneral, Prinz von Hessen-Philippsthal, kürzlich in calabrischer Bauerntracht die Stellung der Franzosen umschlichen, habe man diese davon benachrichtigt, und der glückliche Fang wäre sogleich vollbracht; der Prinz jetzt französischer Kriegsgefangener zu Monteleone.

Nach der Meinung des Signor Pasquale aber sei dieser Streich der unsichtbaren Bundesgenossen zu voreilig geführt worden; der Muth der Franzosen schnell wieder gewachsen, und die Kraft der Sizilianer gelähmt. Gefährlichern Folgen vorzubeugen, habe er, der Cavaliere, den Zigeunern geheime Verhaltungsbefehle ertheilt, und er selber sei im Begriff, nach Monteleone zu gehen,

den gefangenen Prinzen auf freien Fuß zu stellen und nach Mileto zurückzuführen.

Dies war ungefähr der Hauptinhalt eines verworrenen Geschwätzes, mit welchem Marcoli's Vetter den jungen Creolen unterhalten hatte, eh' das Zigeunermahl aufgetischt ward. Es diente in diesen Augenblicken wenigstens, die Langeweile eines mühsamen Weges zu verkürzen, der bald über Abhänge, bald durch dickes Gebüsch, bald neben schlummernden armseligen Hütten, über Wiesen und Aecker längs den Bergen dahinzog, bis er sich endlich mit einer breiten Fahrstraße verband.

Sie hatten diese kaum eine Stunde verfolgt, als Pasquale, der bisher, vermuthlich über seinen Prinzenraub brütend, stumm vorangegangen war, umkehrte und, mit seltsamen Bewegungen der Arme, Halt zu machen gebot. Er hatte am Saum des Waldes, den man eben verlassen wollte, mitten auf der Straße eine Schildwacht erblickt. Ungewiß, von welcher Partei sie sei, legte er sich auf den Bauch und kroch durch ein angrenzendes Kornfeld, und hielt für rathsam, sie zu umgehen. Fortunatus hingegen und Cecco, unbekümmert um seine Warnungen, traten aus dem Gebüsch, und gaben sich, auf das Anrufen der Soldaten, als Verirrte an, die sich von der Besatzung von Gerace verloren hätten.

„Nur näher!“ rief die Schildwacht: „hier ist die Besatzung.“

In der That war sie es. Kapitän Abram kam selber herbei, und erkannte die beiden Schiffbrüchigen. Auch der wunderliche Capo Ruota war ihm noch von Gerace her wohlbekannt. Er hieß die Müden im Grase ausruhen, wo seine Krieger umherlagen, einige Stunden Schlafes zu genießen. Auch unsere Abenteurer überließen sich harmlos dem Schlummer, mit einem Gefühl von Sicherheit, als wären sie zum andern Male einem Schiffbruche entgangen.

Die Sonne stieg schon hinter dem Gebirg auf, als der Schall der Trommel weckte. Ringsum goß sich eine weite Ebene vor den

Erwachten aus. Sie schien aber ein ungeheurer Garten zu sein. Korn- und Maisfelder wechselten malerisch mit Gebüschen von Feigen- und Maulbeerbäumen; weite Pflanzungen von Baumwollenstauden und Süßholz zogen am Saum reihenweis gepflanzter kleiner Olivenwäldchen hin. Mitten in den Weingärten erhoben sich einzeln, von emporrankenden Reben umflochten, uralte Eichen von riesiger Größe. Im Hintergrunde stieg Monteleone mit seinen Thürmen und Trümmern auf.

Durch diese reizenden Gefilde des alten Hipponiums ging nun der Zug gegen die Stadt, um welche hin links und rechts die französischen Lager ihre langen Gassen von Barraken und Erdhütten ausstreckten. Die Ankunft der schon verloren geachteten Besatzung von Gerace erregte allgemeine Freude. Einer der Generale kam herzugesprengt, und pries, als Kapitän Abram Bericht von seinem gefahrvollen Marsch gegeben, die Klugheit des Anführers, die Ausdauer der Krieger. Er ließ diesen sogleich, da sie vor Mattigkeit längs der Straße, auf den Wiesen niederlagen, Wein und Lebensmittel in Fülle herbeibringen.

---

## 23.

### Im Hauptquartier.

Während man sich noch dieser Labsale freute, hingestreckt in den reizenden Blumengefilden, auf welchen Pluto einst Proserpinens Raub beging, ward Befehl gegeben, daß einer von den aus Gerace angekommenen Schiffbrüchigen ins Hauptquartier geführt werden solle. Fortunatus säumte nicht, seinen Gehorsam zu zeigen. Begleitet von einem Offizier ging er durch die Gasse des Lagers, die von geschäftslosen Soldaten, oder von neugierigen Spaziergängern wimmelten, welche an der kriegerischen Hauswirth-

schaft eines ruhenden Heeres Gefallen zu hegen schienen. Ihm selber dünkte bald diese weitläufige, reichbevölkerte, aber vergängliche Nomadenstadt der Kriegsleute anziehender, als Monteleone, mit den engen Straßen, niedrigen, kleinen Häusern und zahlreichen Schutthaufen und Trümmern. Das Erdbeben von 1783 schien aber erst vor wenigen Tagen hier gehauset zu haben. Das altherrliche Hipponium der Vorwelt, der Weltmarkt des syrakusischen Agathokles, war einem verfallenen Flecken, oder einem großen Dorfe ähnlich.

Sogar die Wohnung des Obergenerals, welche man an den Wachten zu Pferd und zu Fuß vor derselben erkannte, glich nur einem steinernen Bauernhause, das außer dem Erdgeschoß noch ein Stockwerk trug. Hier ward Fortunatus in ein großes Zimmer eingeführt, wo eine glänzende Versammlung von höhern Offizieren in lauten Gesprächen sich umherbewegte. Man schien nur das Zeichen zu erwarten, um sich an einer frischgedeckten, langen Tafel, welche Süditaliens Leckereien und Weine zur Schau bot, aller Lust der Gaumseligkeit zu überlassen.

Fortunatus ward dem Oberfeldherrn gemeldet. Aus dem Gewühl reicher Uniformen trat ein junger kräftiger Mann von ungefähr sechsunddreißig Jahren hervor, einfach im blauen Ueberrock, mit weniger Goldstickerei. Ein schwarzes, buschigtes Haar umschattete Stirn und Schläfe des von der Sonne Aegyptens und Calabriens gebräunten Gesichts. Es war der General Reynier. Nach mehrern Fragen über Namen, Herkunft, Zweck der Reise und jetzigen Aufenthalt der übrigen Schiffbrüchigen reichte er dem Schweizer mit einnehmendem Lächeln die Hand und sagte: „Also wir sind Landsleute; denn ich bin ein Waadtländer von Lausanne. Es freut mich, Ihnen und Ihren übrigen Reisegefährten von der Austria volle Freiheit verkünden zu können; denn die erwarteten Berichte aus Triest sind eingetroffen und lauten genügend. — Was

Sie betrifft, soll Ihnen heut' noch der Paß nach Messina ausgefertigt werden, weil wir nicht wissen, ob morgen dafür Zeit ist. Die Reise selbst werden Sie jedoch einstweilen noch verschieben, weil wir vorher die Straße dahin von den Briganten fegen und die Sizilianer über die Meerenge jagen müssen. Bis dahin will ich für Sie und Ihre Gefährten sorgen, daß Sie in Monteleone Wohnung und Bewirthung finden. Für heut' erweisen Sie mir die Ehre, mein Gast zu sein."

Dies gesprochen, führte er den Landsmann zur Tafel, wies ihm den Platz sich gegenüber an; die Andern folgten dem Beispiel und bald hörte man nur das eintönige Geklapper vielbewegter Löffel oder der Gabeln und Messer. Von Zeit zu Zeit klangen dazwischen aus der Ferne Kanonenschüsse, selbst Kleingewehrfeuer. Adjutanten und Ordonnanzen gingen mit Berichten ab und zu. Das störte die Freuden der Mahlzeit keineswegs. Vielmehr ward die Unterhaltung der kriegerischen Gesellschaft bald wieder lauter und muthwilliger, während das Donnern und Tosen des groben und kleinen Geschützes zunahm, welches kaum eine halbe Stunde von Monteleone entfernt zu sein schien. Aus der Gleichgültigkeit der Tischgenossen bei der ungewohnten Tafelmusik glaubte unser Schweizer folgern zu müssen, es würden bloß französische Truppen im Feuer geübt. Aber aus den Scherzen seiner Nachbarn verstand er bald, daß man sich im Ernst mit einer von Mileto gekommenen Abtheilung des Prinzen von Hessen-Philippsthal schlage, von der man schon gestern gewußt, daß sie heut' zum Recognosciren ausgehe.

Aufgefordert vom General Reynier, erzählte Fortunatus die Geschichte seines Schiffbruches, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zog. Es herrschte tiefe Stille, während welcher man deutlich bemerkte, wie sich der Donner des Treffens immer mehr entfernte. Aber keiner von den Horchenden achtete darauf, sondern allein auf den Erzähler. In den meisten Gesichtern dieser Tapfern,

welche durch ihr Handwerk mit dem Tode vertraut genug waren, malten sich abwechselnd die Empfindungen des Entsetzens und mitleidiger Rührung; und erst als er den Empfang schilderte, mit welchem die Schiffbrüchigen an der Marina Siderno von den Bauern aufgenommen wurden, lösete sich die Stille wieder in Gemurmel des Unwillens und allseitiges Gespräch auf. Jeder wußte von der Verwilderung und Unmenschlichkeit der Calabresen irgend einen empörenden Zug.

„Da fällt mir ein," rief einer der Offiziere, welchen man General Abbe nannte, und der sich zum Oberbefehlshaber wandte: „was ist aus dem Kerl geworden, den meine Chasseurs vor zwei Nächten einfingen? Hat er gestanden, wem er den Hals abgeschnitten, und die goldgestickte Börse genommen?"

„Er gibt vor, ein sizilianischer Graf zu sein, antwortete General Reynier, „und will sich durch Zeugnisse ausweisen, wenn man ihm gestatte, an den Prinzen von Hessen zu schreiben."

„Possen! ein bäurischer Spion ist er, wie die Andern, die bei ihm waren und entwischten!" sagte General Abbe. „Ist der Schelm ein Graf, so sind unsere sämmtlichen Maulthiertreiber Prinzen von Geblüt."

„Nichts möglicher, General, als das," fiel ein alter Oberst ein: „hier ist Alles mit Adel gepflastert; jedes verfaulte Städtchen ein Herzogthum, Fürstenthum, ein Marchesat oder wenigstens eine Baronie und Grafschaft. Aber mancher müßte Hungers sterben, wenn er von den Einkünften seines Herzogthums zu leben verdammt würde."

„Drum den Bauer nur füsilirt!" sagte General Abbe, indem er ein Trinkglas mit goldenem vino greco füllte: „Einer meiner bravsten Leute ward, als man den Spion fing, verwundet."

„Der Mensch ist offenbar kein Bauer, wiewohl er Kappe und Jacke trägt!" erwiederte General Reynier: „Ich habe mir ihn

selbst vorführen lassen. Er hat mir einen ganzen Roman erzählt. Ah, sieh da, Herr Landsmann," fuhr der General fort, zu Fortunatus gewandt, und zog ein Taschenbuch hervor, worin er blätterte: „Sie können Auskunft geben. Befand sich wirklich auf Ihrem Schiffe eine Gräfin Beatrice de Piviafranca?"

„Nein, General," antwortete Herr Linthi: „wohl eine Signora Rosa di Centi, welche aber mit ihrer Dienerschaft umkam. Nur ein Page, ein junger Creole, wurde gerettet, der mit mir ist."

„Sie könnte einen andern Namen getragen haben!" sagte der Obergeneral: „Der Page befindet sich also draußen im Lager? Das muß untersucht werden, schon des Romans wegen. Auch geht's hier um ein Menschenleben. Es sollte mir um den armen Teufel leid thun, wenn ich ihn als Spion füsiliren ließe, indeß er doch nur einem hübschen Mädchen nachlief."

Man lachte und äußerte Neugier nach dem Roman. Der General ließ sich leicht erbitten und erzählte: „Dieser verhaftete Bauer also ist, seinen mir gemachten Geständnissen zufolge, ein Graf Alvaro von Ribera. Wenigstens den Namen Alvaro find' ich sehr romantisch. Er ist der jüngere Bruder eines vor wenigen Jahren verstorbenen Herzogs Ercole von Piviafranca. Durch den Tod desselben ward er Vormund von der einzigen Tochter und Erbin des Herzogs. Sie heißt Beatrice und führt den Titel Gräfin. Seiner Aussage nach muß das Mädchen ein Wunder von Schönheit und Wildheit sein. Trotz dem möcht' ich die wilde Schöne lieber zur Gefangenen haben, als ihren frommen Oheim, der sie in ein Nonnenkloster schicken wollte."

„Schon dafür, General, gebührt ihm eine Kugel vor den Kopf!" rief einer der Offiziere lachend.

„Die Zeit des Noviziats war schon vorüber," fuhr General Reynier fort, „der festliche Tag der Einkleidung da. Man denke sich das Entsetzen der Klosterdamen und des Oheims, als die wilde

Himmelsbraut plötzlich in der Nacht vor der Feierlichkeit verschwand und nie wieder gesehen ward. Die Art ihres Entkommens gehört, laut Versicherung des Grafen, zu den unbegreiflichen Dingen in dieser Welt voll Unbegreiflichkeiten. Auch trug man sich in Messina allgemein mit dem Gerücht, der Fürst der Hölle müsse sie zur Braut erkoren und entführt haben."

Hier verbreitete sich ein Lächeln über die Gesichter der Zuhörer. Einige sagten: „Der Teufel der Sizilianer ist kein Narr!" Andere wieder: „Ich hätte an seinem Platz sein mögen."

Der General aber setzte die Erzählung fort und sprach: „Der fromme Oheim kam endlich der unsichtbar gewordenen Nichte auf die Spur, und daß sie keineswegs ins höllische Feuer, sondern mit einem englischen Schiff nach Triest gefahren wäre, ohne Zweifel unter der Aegide eines jungen britischen Offiziers, der ihr vielleicht angenehmer, als die hochwürdige Frau Aebtissin, nebst deren sämmtlichen Vestalinnen, gewesen sein mochte. Kurz, er schickte ihr sogleich einige Personen, mit königlichen Briefen versehen, nach, um sie mit Güte oder Gewalt zurückzuführen. Er blieb ohne Nachricht, bis der Schiffbruch der Austria in Messina bekannt ward, die von Triest viele Reisende geführt hat. Bei weitern Nachforschungen glaubte er nicht ohne Grund vermuthen zu dürfen, die Gräfin sei entweder mit dem Schiffe untergegangen, oder lebe in der Gegend von Gerace und Siderno. Darum habe er sich, sagte er, verkleidet, und mit einigen Getreuen, von Mileto aus, auf den Weg dahin gemacht, um sich über Leben und Tod seiner Nichte Gewißheit zu verschaffen. In der Nacht hätte sich der Weg verloren, und statt nach Polistria zu gelangen, wo der Graf den Baron Oliva zu kennen vorgibt, habe er sich Morgens in der Nachbarschaft von Monteleone und in der Mitte einer unserer Streifwachen befunden."

Hier ward General Reynier von einem seiner Adjutanten unterbrochen, der mit Staub und Schweiß bedecktem Antlitz hereintrat.

Er kam aus dem Gefecht, welches eben den sizilianischen Truppen geliefert, und von kurzer Dauer gewesen war. Die Feinde hatten, seiner Meldung nach, eine bedeutende Anzahl von Gefangenen und Todten hinterlassen; aber auch die Franzosen, außer mehrern Verwundeten, drei Getödtete gehabt, worunter ein Hauptmann. Diese Nachricht ward das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch von der längst vollendeten Mahlzeit. Viele der Anwesenden entfernten sich sogleich. Andere setzten beim Kaffee und Liqueur die Gespräche fröhlich fort. Der Obergeneral gab Verschiedenen, die er besonders zu sich winkte, Befehle und Aufträge, und verließ dann, begleitet von jenem Adjutanten, das Zimmer.

Fortunatus blieb zurück, weil ihn der General noch nicht beurlaubt hatte, und erwartete dessen Rückkehr. Die Erzählung vom Grafen Ribera beschäftigte Linthi's Gedanken. Er kannte diesen Namen aus den Ruinen von Gerace, wo er ihn im Gespräch zwischen Pasquale und Cecco gehört hatte. Durch Zusammenstellung der Thatsachen, welche der Gefangene gegeben, mit dem geheimnißvollen Betragen der unglücklichen Signora Centi und ihrer Begleiter, so wie mit Cecco's räthselhafter Verschwiegenheit und Briefsendung nach Messina, ging ihm ein Licht über die Verhältnisse auf, in welche der junge Mensch auf unangenehme Weise verflochten sein mochte.

Er sehnte sich, diesen zu sprechen und ihm, was er erfahren, mitzutheilen. Als er fast anderthalb Stunden lang seiner Ungeduld, theils stumm, theils in Gesprächen mit den noch anwesenden Offizieren Gewalt gethan, sah er, nicht ohne Verdruß, den Oberbefehlshaber auf der Straße zu Pferde steigen, und, von seinem Adjutanten und andern Stabsoffizieren begleitet, davon reiten.

Indem er den Hut ergriff, um sich ebenfalls zu entfernen, öffnete sich die Thür des Saals. Der alte Oberst, den er schon an der Tafel gesehen, trat herein, nahm seine Richtung gegen ihn und sagte: „Der General läßt sich entschuldigen. Ein dringendes Ge-

schäft ruft ihn. Ich soll Sie in seinem Namen bitten, noch einige Augenblicke zu verziehen und mir über einige Kleinigkeiten Auskunft zu ertheilen. Unterdessen werden Quartierbillet und Paß für Sie ausgefertigt. Wollen Sie mir nachfolgen?"

Fortunatus, zufrieden, daß er nicht ganz vergessen sei, begleitete den Obersten.

---

## 24.

### Das Verhör.

Durch einen finstern Gang gelangten sie in ein kleines Zimmer, wo zwei oder drei Schreiber in Uniform an einem Tische saßen, und ohne aufzusehen in ihrer stillen Arbeit mit der Feder fortfuhren.

Der Oberst ging zu einer Nebenthür, winkte hinein, und Fortunatus sah nicht ohne Verwunderung seinen Reisegefährten Cecchino erscheinen, den er noch im Lager glaubte. Dieser, beim Erblicken des Schweizers, war nicht minder betreten. Er staunte ihn verlegen an und schien zu fragen: „Warum treffen wir hier zusammen?" — Der Oberst stellte sich zwischen beide seitwärts und sagte: „Ich bitte, daß keiner rede, bis ich frage, und jeder gewissenhaft antworte." Dann wandte er sich gegen Herrn Linthi und sagte: „Kennen Sie diesen jungen Burschen? Seit wann? und wer ist er?"

„Ich kenne ihn seit mehr denn zwei Monaten. Er nennt sich Francesco oder Cecco, und war Page im Gefolge einer Signora Rosa di Centi von Messina, welche beim Scheitern des Schiffes Austria an der Marina Siderno ums Leben kam."

Der Oberst, der eine Weile schwieg, und nach dem Schreiber sah, wandte sich dann zum Creolen. „Und Sie, mein Kleiner," fragte er freundlich, „wie ist Ihr vollständiger Name? Was haben Sie über das eben Gehörte zu bemerken?"

Mit einer fast ungewissen Stimme, die seit dem Nachtmahl bei den Zigeunern ihre Heiserkeit noch nicht verloren hatte, erwiederte der Knabe: „Mein vollständiger Name ist Francesco Cappa. Ich habe dem nichts beizufügen, was Signor Linthi schon über meine Person zu äußern beliebt hat.“

„Wer eigentlich war die Signora Centi, in deren Dienste Sie standen?“ fragte der Oberst weiter.

„Ich war nie im Dienste dieses Weibes,“ antwortete Cecco mit einer Art stolzer Empfindlichkeit, und kenne keine Person, die über mich zu gebieten hat, als Donna Marchesana di Bioganni, welche in Messina wohnt.“

„Keine ausweichende Antwort, junges Herrchen!“ versetzte der alte Kriegsmann mit strenger Miene, die jedoch durch einen gewissen wohlwollenden Blick des Auges etwas gemildert ward: „Ich fordere Bestimmtheit und Wahrheit Ihrer Aussagen. Man spielt hier nicht um Datteln oder Mandelkerne, lieber Kleiner, sondern um ein Menschenleben. Also: Wer eigentlich war jene sogenannte Signora Centi?“

Der Creole ließ einen lauschenden Blick über seinen Freund fliegen und erwiederte dann: „Sie war mir unbekannt, bis ich sie zu Triest sah. Dort erst erfuhr ich, sie sei eine Freundin, oder Vertraute, oder Besseres, oder Schlimmeres eines gewissen Grafen Alvaro Ribera, des Bruders der Marchesa Bioganni.“

Der kriegerische Inquisitor machte hier mit Kopf und Hand eine leichte Bewegung, welche seine Zufriedenheit mit der ersten gefundenen Spur ausdrückte, die zu anderweitigen Entdeckungen führen mußte. Er klopfte dem Pagen freundlich auf die Schulter, und winkte einem der Schreiber, hinauszugehen. Nach wenigen Minuten hörte man die schweren Tritte von mehrern Männern. Die Thür ward geöffnet. Voran trat wieder der Schreiber; ein Bauer in Ketten folgte ihm, begleitet von zwei Grenadieren.

Aller Augen richteten sich auf den Gefangenen, der mit gesenktem Kopf, und mit der Hand die Kette haltend, wie von Todesfurcht betäubt, ohne Bewegung und ohne aufzuschauen, dastand. Er schien ein Mann in den Fünfzigern zu sein. Aber die dünnen Haare seines Glatzkopfes hingen schon eisgrau von den Schläfen und im Nacken nieder. Das schmale, hagere Gesicht, mit mehrern senkrechten Falten der Stirn, und tief gefurcht um Mund und Kinn, bot die leserlichste Handschrift zur Schau, die je von einer Leidenschaft auf ein menschliches Antlitz gezeichnet war. — Cecco hatte sich furchtsam in einen Winkel des Zimmers gedrückt, und beobachtete den Gefangenen mit unverwandten Blicken voller Erstaunen und Widerwillens.

Der Oberst wandte sich jetzt zum Pagen, und fragte: „Kennen Sie diesen Mann? Wer ist er?"

Cecco hatte alle Fassung verloren. Seine Augen irrten in dem kleinen Gemach umher, als suche er Rath und Rettung. Fortunatus sah bekümmert die Verlegenheit seines Lieblings, und winkte ihm mitleidig, Muth zu sammeln.

„Nur gesprochen!" rief der Kriegsmann: „Hier hilft kein Läugnen oder Verstummen, denn ich bemerke, er ist Ihnen bekannt."

„Ich weiß nicht," stammelte Cecco, „ob ich meinen Sinnen hier trauen darf."

„Und warum nicht?" gegenredete der Oberst: „Wer vermuthen Sie, könnte der Gefangene sein?"

Der Creole schien plötzlich seine gewohnte Entschlossenheit wieder zu gewinnen. „Wenn der Mann da nicht diese armselige Kleidung trüge," sagte er, „so würde ich glauben, es sei der Graf Alvaro di Ribera selber."

Der Inquisitor nickte unmerklich mit dem Kopfe und richtete sich gegen den Gefangenen mit den Worten: „Aufgeschaut! Wer ist dieser junge Mensch?"

Der Befragte drehte den Kopf langsam gegen die Ecke des kleinen Gemachs, in welcher der Creole stand, sah ihn mit Aufmerksamkeit an, senkte den Blick nieder zur Erde und antwortete: „Er ist mir nicht bekannt. Aber ich bin der Graf Ribera.“

„Wenn Sie der Graf Ribera sind, warum sollten Sie ihn nicht kennen, da er der Page Ihrer Schwester ist?“ entgegnete der Verhörrichter.

Der Befragte hob noch einmal den bangen und düstern Blick zum Creolen auf, und, bei verneinender Bewegung, sprach er: „Mit den Dienstleuten der Donna Vioganni, meiner Schwester, hielt ich nie Gemeinschaft.“

Cecco, der aus dem bisherigen Zustand ängstlicher Spannung in seine ganze Natürlichkeit zurückgekehrt war, setzte hinzu: „Es ist wahr, nicht einmal selbst mit seiner erlauchten Frau Schwester. Ich sah den Herrn Grafen nie im Palast der Marchesa.“

Der Oberst hob gegen den Creolen drohend die Finger und sagte: „Sparen Sie Ihre etwas gebrochene Stimme, mein Söhnchen, bis ich frage.“ Dann zum Gefangenen: „Wie konnten Sie vorgeben, nach Gerace gereiset zu sein, um dort Nachforschungen zu halten, wenn Sie nicht einmal die Personen kennen, bei denen Sie forschen wollten?“

„Mir war der dortige Aufenthalt von Schiffbrüchigen bekannt,“ gab der Graf zur Antwort: „von diesen hofft' ich über das Schicksal meiner Nichte und einer andern Donna Nachrichten einzuziehen.“

„Wenn Sie der Graf Ribera sind, wie heißt diese Nichte? wie die andere Donna, und wer ist sie?“

„Meine Nichte ist die Gräfin Beatrice von Pivlafranca; sie ward von der Wittwe eines meiner Freunde, der Signora Centi, nach Messina begleitet.“

„Nun, mein kleiner Mann,“ sagte der Oberst zu Cecco, „nun haben Sie Erlaubniß, Anmerkungen zu machen. In der Haupt-

sache weiß ich jetzt Bescheid. Es steht Ihnen frei, sich mit dem Gefangenen zu besprechen, wie Sie es gut finden"

„Nur eine einzige Anmerkung sei mir gestattet!" versetzte der Page der Marchesa Vioganni: „Die Gräfin Beatrice ward nicht nach Messina begleitet, sondern entging von Triest nach Wien. Signora Centi reisete mit ihren Helfern allein, und Alle kamen beim Schiffbruch um."

Der Graf murmelte, indem er dabei den Knaben anblickte: „Meine Nichte nach Wien? die Nichtswürdige! ohne Zweifel in Gesellschaft des lüderlichen Engländers, mit dem sie davon lief, die Landstreicherin!"

Hier fuhr der Creole, welcher die beleidigte Ehre der jungen Dame, wie auf eigene Rechnung, nahm, hastig empor, und rief empört mit einem Ton, der durch Heiserkeit bald erlosch, bald kreischend wurde: „Herr Graf, verzeihen Sie, es geziemt Ihnen nicht, die junge Gräfin zu lästern. Sie weiß so wenig von einem Engländer, als ich. Ich selbst war bei ihrer Entweichung aus dem Kloster gegenwärtig, nebst Andern. Ich selbst war von der Marchesa Vioganni ihr auf der Fregatte zur Bedienung mitgegeben."

„Halt! nicht geeifert!" sagte der Oberst lächelnd.

„Also war die Marchesa Vioganni wieder im Spiel!" murmelte der Gefangene. Dann, als wenn er in sich selbst zusammensänke, seufzte er tief und leise: „Gleichviel! Es ist hin!"

„Nun, mein kleiner Prinz," hob der Oberst an, „noch ein ehrliches Geständniß! Warum wurden Sie Ihrer schönen Gräfin treulos und folgten ihr nicht nach Wien? War das artig?"

Der Page war sichtbar verlegen, warf einen forschenden Blick auf den Grafen und stammelte: „Signora Centi hatte Verhaftungsbefehle ausgewirkt. Der Reisewagen stand bereit. Mir ward geboten, noch einen Brief der Gräfin für ihren Oheim auf die Post

zu legen; ich ward ergriffen, und Donna Beatrice, die es sah, fuhr eiligst davon."

„Ich erhielt keinen Brief!" sagte der Graf.

„Er blieb in den Händen der Signora Rosa," versetzte Cecco, „und dieses Weib hätte ihn wohl schwerlich ausgeliefert, wenn es auch am Leben geblieben wäre. Denn die Gräfin bat darin, ich weiß es, ihren Oheim und Vormund demüthig um Verzeihung und bot die Hälfte ihres Vermögens dem Oheim, oder dem Kloster, wenn man ihr den übrigen Theil in Freiheit genießen lassen würde."

Der alte Graf erhob abermals das Haupt, sah zum Pagen seiner Schwester hinüber, senkte den Kopf wieder und seufzte schwer.

„Für einstweilen genug!" rief der Oberst: „Lesen Sie das Protokoll, Herr Sekretär."

Es ward verlesen, dann vom Grafen unterzeichnet, eben so von Cecco und Herrn Linthi. Die Grenadiere führten den Gefangenen ab. Der Oberst reichte nun dem Schweizer einen Paß, schon vom General Reynier eigenhändig unterzeichnet; eben so Quartierzettel für beide, indem er voraus beklagte, daß sie in Monteleone schlechte Herberge finden würden.

„Darf ich fragen," sagte Cecco, „droht dem Leben des Grafen Gefahr?"

„Der Mann," antwortete der alte Krieger, „wurde für einen Spion gehalten. Ihr offenes Geständniß kann ihm nun das Leben retten; außerdem wäre er ohne Zweifel heut' oder morgen erschossen. Aller Wahrscheinlichkeit gemäß schickt ihn der General nebst andern Kriegsgefangenen nach Neapel. — Jetzt gehen Sie, meine Herren. Dieser Korporal wird Ihre Wohnung suchen helfen."

Sie gingen. Doch auf der Straße kehrte der Page plötzlich mit den Worten ins Haus zurück: „Ich habe dem Offizier noch eine Frage zu thun." Und erst nach geraumer Zeit kam er wieder

zu dem Wartenden, aber fröhlichen Muthes, der auch dadurch nicht geschwächt wurde, daß Fortunatus und er, wegen Mangels an Platz, in zwei verschiedene Häuser und in elende Gemächer einquartiert wurden, die engen Kerkern ähnlicher sahen, als menschlichen Wohnungen.

---

## 25.

### Der Abschied.

Die Ereignisse und übermäßigen Anstrengungen der vergangenen Tage betteten jedoch dem einen wie dem andern unserer zwei Abenteurer in ihren verschiedenen Quartieren auf Strohbündel herrlich. Lange vor Sonnenuntergang war ihnen dort schon die Außenwelt in der süßen Bewußtlosigkeit untergegangen, welche der Halbbruder des Todes freundlich gewährt. Und als Fortunatus am andern Tage auf die lebensreichen Gassen von Monteleone hinaustrat, war schon die Hälfte desselben beinahe verschwunden.

Noch trunken vom Schlummer und Träumen, aber mit dem Wohlgefühl neuer Lebenskraft in allen Gliedern, wanderte er, wohin ihn das Bedürfniß des Herzens rief, zu Cecco. Mehr, als er selber wollte, hing er dem wunderbaren Knaben mit einer Bruder-Innigkeit an, der auch schon die Trennung der Wohnungen schwer fiel. Die Aufklärungen, welche er durch das Verhör im Hauptquartier über die Verhältnisse des Pagen der Donna Bioganni empfangen hatte, waren geeignet, seine Achtung und Theilnahme für ihn zu erhöhen. Jeder Schatten eines Argwohns, welchen doch zuweilen Cecco's Geheimthun, oder das Zittern vor einer Rückkehr nach Messina zu erregen fähig sein konnte, war ausgelöscht. Jetzt stand die Verzweiflung des jugendlichen Gefangenen in der ersten Nacht auf der Austria, jetzt dessen Furcht und Abscheu gegen seine Hüterin, jetzt dessen mannigfaches Streben, sich mit der Marchesa

Gioganni in Verbindung zu setzen, enträthselt. Der junge Mensch war, durch die muthige Treue und Selbstaufopferung, noch bewundernswürdiger geworden, mit der er, für Vollziehung gefahrvoller Aufträge, in sein eigenes Schicksal eingegangen war.

Es fiel Herrn Linthi unangenehm auf, als er in Cecco's Wohnung erfuhr, der von ihm Gesuchte sei schon vor mehreren Stunden ausgegangen. Es war eine Sünde gegen alle Freundschaft, daß Cecco's erster Schritt nicht zum Freunde gewesen. Fortunatus entschloß sich, seine Rückkunft bis Mittag vor der Thür des Hauses zu erwarten. Als dies vergebens gewesen, kehrte er nach der eigenen Wohnung heim; aber da hatte kein Creole Nachfrage gethan. Er durchlief mehrere Speisehäuser; er ließ sich umsonst in einigen auftischen, um ihn gemächlicher zu erwarten. Er kam nicht. Den ganzen Nachmittag trieb sich der Suchende umher, durch alle Gassen der Stadt, durch alle Kirchen, durch alle drei Heerlager außer derselben, und überall begegnete er fremden Gesichtern. Mit Sonnenuntergang stiegen Ungeduld und Besorgniß um den verschwundenen Knaben aufs Höchste. Er eilte in der Dämmerung zu seinem Quartier zurück, und empfing hier endlich wenigstens den beruhigenden Trost, daß der Creole ihn ebenfalls gesucht, ihn lange erwartet, und sich mit der Verheißung fortbegeben habe, zurückkommen zu wollen.

Fortunatus harrte seiner auf der Straße, gefoltert von Sehnsucht, langer Weile und Neugier über den Grund des ungewöhnlichen Ausbleibens. Es ward dunkel, die Gassen wurden menschenleer. Doch ließ er ein irdenes Lämpchen brennen. Er streckte sich auf sein Strohlager, um auch da noch des Vermißten zu harren. Lämpchen und Hoffnung waren eben am Erlöschen. Da ließen sich einige Stimmen draußen, dann leises Pochen hören. Die Thür ging auf. Fortunatus richtete sich mit halbem Leibe empor in freudigem Schreck. Der Page trat herein, anfangs schüchtern, dann

fröhlich. Er eilte zum Lager des Freundes, kniete zu demselben auf den Boden, und drückte mit beiden Händen dessen ihm entgegengestreckte Rechte.

„Warum, Cecchino, hast du mir das gethan?“ sagte Fortunatus mit unzufriedenem, doch weichem Ton: „Wie konntest du mich, du Leichtsinniger, einen ganzen Tag vergessen?“

— Vergessen! Signor Fortunato, ich vergessen! den Retter meines Lebens, ich, auch nur ein Viertelstündchen ihn aus Gedächtniß und Herzen verlieren! Nein, mein edler Freund, zürnen Sie mir armen Knaben nicht.

„Wenn du wüßtest, Cecchino . .“

— O theurer Fortunato, wenn Sie wüßten, welchen unruhigen, elenden und glücklichen Tag ich gelebt habe! Nun bald, o bald nun steht Ihr Cecco am Ziel! O bald, nun bald ist Alles vollbracht, Alles überwunden! Dann, o dann, Fortunato, . . . ach, es sprengt mir die Brust . . . mich wollen meine eigenen Gedanken tödten.

„Du warst, scheint es, heute vergnügter als ich.“

— Es mag sein! Ja, ich war vergnügt. Alle meine Wünsche und Entwürfe gelangen! Und ich glaube beinahe, der Reiz dieser längst ungewohnten Freude konnte nur eben noch durch Schmerz, durch Sehnsucht nach Ihnen geschärft werden. Sie sollen nun Alles erfahren. Aber, Lieber, zürnen Sie mir nicht mehr. Gelt, Sie zürnen Ihrem Cecchino nicht?

„Quält dich doch also das böse Gewissen noch? Nein, ich bin dir nicht so theuer, als du mir bist. Konntest du dich einen ganzen Tag überwinden; ich kann es nicht. Und warum mußt' ich gestern erst, in Gegenwart fremder Zeugen, anhören, was du mir, wie sehr ich auch bat, seit wir uns kannten, verschwiegst? War dies Freundschaft? War's auch nur einfache Billigkeit? — Cecchino, eine Sommernacht ist zu kurz für die Reihe Vorwürfe, die du dir verdientest.“

— Fahren Sie fort, ich höre diese Vorwürfe so gern, die meiner Eitelkeit schmeicheln. Und dennoch sage ich Ihnen, ich bin unschuldig.

„Und nun gesteh', liebes Kind, wo schwärmtest du den langen Tag ohne mich umher?“

— Früh war ich im Hauptquartier, dann einige Stunden im Gefängniß des Grafen Ribera, dann zu Tische beim General Reynier. Darauf mußt' ich noch einmal in Ribera's Gefängniß, von da noch einmal ins Hauptquartier, um den Oberbefehlshaber zu erwarten, welcher erst spät Nachts gekommen ist. Von da hierher zu meinem lieben, unversöhnlichen Schweizer. Dies war mein Tagewerk.

„Wozu aber ein Tagewerk solcher Art?“

— Einem unglücklichen Manne das Leben zu erhalten, der dem Tode geweiht ist. Was bietet der Mensch nicht um ein Dasein, welches jedem Andern unerträgliche Last wäre! Ich aber mußte Alles daran setzen und wagen, damit Graf Ribera nicht erschossen werde. Nun, ich habe Reyniers Wort, er empfängt neue Frist. Ein französischer Offizier, der morgen als Parlamentär nach Mileto zum Prinzen von Hessen-Philippsthal geht, wird von mir dahin begleitet. Ich trage ein Schreiben des Generals und des Grafen Ribera. Die günstige Antwort des Prinzen, welche unfehlbar erfolgt, wird das Uebrige thun.

„Du bist ein kecker Bursch, ein Waghals! Darf ich mit dir?“

— Leise klopft' ich beim General um die Erlaubniß an. Aber er gab mir ein trockenes Nein. Von seiner Güte, mit der er mir Reisegeld anbot, machte ich keinen Gebrauch. Ich will bei Niemandem verschuldet stehen, als bei meinem Freund. Und ich habe keinen Grano in der Tasche.

„Du lockerer Gesell, keinen Grano mehr?“ sagte Fortunatus, und zog sogleich seinen geheimen Schatz hervor. Indem er dem

Cecolen so viel spendete, als derselbe verlangte, ließ er es nicht an einigen nützlichen Wirthschafts- und Haushaltungsregeln fehlen.

— Sorgen Sie jetzt nicht länger, mein edler Wohlthäter. In wenigen Tagen oder Wochen sind wir beide reicher, denn heute. Ich stehe nah' am Ziel. Ein Wunder der göttlichen Vorsehung führte mich hinzu. Ich gehe morgen, sobald der Parlamentär die Antwort des Prinzen in Händen haben wird, von Mileto nach Sciglio. Die Marchesana Bioganni erwartet meine Ankunft. Und dort, theurer Freund, erwart' ich auch die Ihrige. Meinen Aufenthalt erfahren Sie vom Befehlshaber des Schlosses Sciglio. Ich beschwöre Sie, kommen Sie bald. Nur zwei kleine Tagreisen sind es dahin.

„Du durch die Mörderrotten Siziliens nach Sciglio, und allein?“

— Im Schutze des Prinzen von Hessen reise ich gefahrlos. Sie aber müssen leider verzögern, bis zwischen beiden Heeren die Schlacht entschieden hat, wer des Landes Meister sei. Sie bleibt nicht lange aus, in wenigen Tagen ist's geschehen. Gott nehme Sie in seinen Schutz. Meiden Sie, o Fortunato, meiden Sie jede Möglichkeit, Ihr theures Leben in eine Gefahr zu stellen. Ihr Unglück bringt mir den Tod. Ich athme nur durch Sie!“

Fortunato war von der Botschaft, die ihm Cecco wegen der Reise nach Mileto und Sciglio brachte, erschreckt und verstimmt. Es war ihm nicht ganz unbekannt, daß den Pagen die wichtigsten Beweggründe und Pflichten sowohl in das sizilianische Hauptquartier, als zu seiner messinesischen Herrin trieben. Und dennoch stand er mehr denn einmal im Begriff, ihn zurückzuhalten. Es kostete ihm Kampf mit sich selber, seine eigenen Wünsche zu besiegen, seine Besorgnisse zu übermannen.

Lange wechselten sie, indem sie auf dem Strohlager, jeder auf seinen Arm gestützt, beim falben Lampenschein plaudernd dalagen, Bitten, Versprechungen, Warnungen, Gelübde, Befürchtungen

und Tröstungen. Endlich schlug die Stunde der Mitternacht. Cecco seufzte: „Ich muß früh davon. Leben Sie wohl.. Ich lebe nur für Sie. Wir müssen scheiden.“ Er sprach es mit einer Stimme, die der Schmerz brach, das Auge von Thränen erfüllt. Er wollte sich erheben.

Fortunatus zog den geliebten Knaben an sein Herz, schloß ihn in seine Arme, lispelte mit zitterndem Tone, aus gepreßter Brust ein „Fahre wohl!“ und drückte seinen Mund auf den Mund des Weinenden. Dieser, anfangs sanft entgegenstrebend, erwiederte leise den Scheidekuß des Freundes; dann aber flocht er plötzlich beide Arme mit Heftigkeit um den Nacken des jungen Mannes, und hing an den Lippen desselben mit brennenden Lippen.

„O Fortunato! Fortunato!“ rief der Knabe: „dürft' ich meinen Dolch zucken; dürft' ich so sterben an deiner Brust! Aus dem Himmel in den Himmel! Verbrenne mich mit deinem Flammenodem! Aber quäle mich nicht lange! Ich sehne mich nach ewiger Vernichtung in dir.“

— Warum trägst du, Cecchino, diesen heimlichen Panzer?“ — fragte Fortunato, der seinen Arm um Cecco's Leib gelegt hatte, und Widerstand von einem verborgenen Harnisch fühlte.

„Frage nicht, es ist für dich, theurer Fortunato. Ich war zum tückischen Ribera in den Kerker. Frage nicht weiter. Alles für dich! Ich fürchte, eine Welt, ohne dich, zu verlassen. Meinst du nicht, es wäre höchste Himmelshuld, wenn wir unsere beiden Seelen zugleich in einem und demselben Kusse aushauchen könnten?“

— O Wunderwesen, wie liebenswürdig du bist? Warum doch muß ich von dir im Augenblick unserer Trennung erst deine innige Freundschaft und dein Du hören? — sagte Fortunatus.

„Trennung? Seele meines Lebens, kann sich mein Leben von sich selber scheiden?“ rief Cecco, ihn mit einem Blick der Entzückung anlächelnd: „meine Gedanken und Seufzer werden ja

immerdar deine täglichen Wege, deine Schritte, dein nächtliches Lager umschwärmen. Mit jedem Athemzuge sollst du den Hauch meines Mundes eintrinken; in jedem Lüftchen meine Küsse auf deinen Lippen fühlen. Ich kann dich nicht verlassen, obgleich mein Leib von dir scheiden muß."

– Wenn ich aber nach Sciglio kommen werde, Cecchino, und Donna Vioganni dich nicht fahren läßt? — Cecchino, nie hatt' ich einen Bruder. Dich aber hat Gott mir geschenkt. Nun kenn' ich die allgewaltige Naturmacht der Zwillingsliebe, in welcher eine Seele in zwei Leibern leben und sterben muß. Wirst du auch die Paläste Messina's, sag' es mir, vergessen können und Soldatenbrod mit mir theilen mögen? O Cecchino, ich möchte dich mit meinem Herzblut nähren. Kannst du Messina vergessen?

„Geh', frage den freien Adler am Himmel, ob er zum verlassenen Eisenkäfig zurückkehren wolle? Frage den Fisch, welchen die Ebbe am Gestade zurückgelassen, wenn ihn die weiche Welle der Fluth wieder in ihren Schoos nimmt, warum er nicht die grüne Wiese des Ufers vorziehe? Ich habe ja aufgehört, Ich zu sein, seit ich dich sah. Frage dich selber; meine Antworten, meine Wünsche wohnen in dir. Ich habe nichts Eigenes mehr. Sagst du mir je: du habest aufgehört, mich zu lieben, so hab' ich aufgehört zu leben in dir und überall. O, der natürliche Menschentod auf Siechbett, Schlachtfeld oder Schaffot ist süß gegen bittern Herzenstod. Nicht so, du meine Seele, du bleibst mir ewig die Seele? O schwör' es mir zu; nein, Fortunato, schwör' es Gott zu; nein, schwör' es bei dir! Du bist ja mein Gott!" Die letzten Worte flossen nur noch leise gehaucht, kaum vernehmbar zu Fortunatus Ohr. Cecco's Haupt sank mit geschlossenen Augen auf die Schultern seines Freundes. Dieser preßte den bewegten Knaben mit Wildheit und Zärtlichkeit an seine Brust und legte seine Wange auf die glühende Wange desselben, indem er lispelte:

„Scheide nicht von mir, mein Cecchino, scheide nicht! Kannst du mich lieben und mich doch tödten wollen?“

Cecco schien nach einiger Zeit aus einem Zustand halber Bewußtlosigkeit zu genesen. Er riß sich los, verbarg sein Angesicht auf dem Lager und weinte bitterlich. Fortunatus verschwendete Fragen, Bitten und Tröstungen vergebens, bis ein heftiges Schluchzen in stilles Weinen überging. Dann richtete sich der Page auf, umschloß noch einmal krampfhaft mit beiden Armen den Hals des Freundes; drückte ihm den Scheidekuß auf und rief: „Gute Nacht! gute Nacht! Es ist um meinen armen Verstand gethan. Gute Nacht, lieber Mörder! Laß mich, denn ich bin wahnsinnig.“

Schnell vom Lager aufgesprungen, war der Page sogleich aus dem Gemach verschwunden. Der Zug der Luft löschte das letzte Leben des glimmenden Lampendochtes.

Fortunatus blieb in einem nie erfahrnen Zustande zurück. Finsterniß und Oede in und außer ihm; Gefühl des Untergangs und Niedersinkens in den endlosen Abgrund einer weltlosen Nacht. Seine Nerven schienen sich in sich selbst zusammen zu winden, wie im allgemeinen Schwindeln der Sinne, während das Blut fieberisch durch die Adern stürzte. Nur ein einziges, immer und in tausend verschiedenen Gestalten wiederkommendes Bild erfüllte ihn; und nur ein einziger Name war die ganze Summe seiner Gedanken. Es war bei ihm ein Schlummer im Wachen, ein Wachen im Schlummer, bis alles Bewußtsein endlich in einem schweren, todtenhaften Schlaf erlosch.

---

## 26.

### Das Treffen bei Mileto.

Durch das schmale Tagloch der Mauer, welches seiner Zelle statt Fensters diente, fiel der blendende Strahl der Mittagssonne,

als er sich seiner Betäubung entrang. Der nächtliche Abschied des Lieblings, jene zu einer Art Wahnsinn gesteigerte Zärtlichkeit und Betrübniß, stand traumartig dunkel in ihm. In dumpfer Abspannung, in gefühlloser Ruhe ging er durch die Gassen von Monteleone zur Wohnung Cecchino's, und hörte mit einer Art Gleichgültigkeit, daß der Creole bei Tagesanbruch abgereist sei. Er schlenderte nur träumerisch, wie ein Suchender, den ganzen Tag umher, ohne zu suchen; im reinsten Müßiggang, ohne Langeweile. Dachte er an das Scheiden des Knaben, an die Bewegungen des eigenen Gemüths bei der Trennung, Bewegungen, wie er sie nie vorher gekannt: ward ihm, als sei er ein Trunkener gewesen.

Wie jener unnatürliche Rausch in ihm geworden, und was er in demselben gesprochen, darüber wußt' er sich durchaus keine Rechenschaft. Soviel aber noch von seinen Worten, soviel von Cecchino's Reden dem Gedächtniß verblieben war, glich Alles dem verworrenen Geschwätz der Raserei. Er empfand über jene unmännliche Schwärmerei Unwillen, ohne dabei eigentlich eine Schuld zu erkennen. In dieser Entzweiung mit sich würde er, bei geringerer Geistesbildung, vielleicht Alles einer Verzauberung zugeschrieben haben. Lange auch dachte er das Räthsel mit dem Glauben der Alten an geheime Naturgewalten, an Antipathie und Sympathie, zu lösen. Jene schien ihm den besten Schlüssel zu Sir Downs unüberwindlichem Widerwillen gegen ihn zu geben; diese ihm die wunderbare gegenseitige Anziehung zwischen Cecco und sich, seit dem ersten Abend auf der Austria, zu erklären. Er war aber zu schlichter Vernunft- oder Verstandesmensch, um sich lange mit einer poetischen Wahlverwandtschaft der Seelen zu begnügen, und mit einem Unerklärlichen das Andere zu erklären. Sir Down hatte ihm selber den Grund seiner Antipathie hell genug angegeben. Und jene wunderhafte Sympathie mochte zuletzt ihre Quelle in der Lebensanregung finden, welche das stürmische Feuer des Creolen, dessen

Schicksal, dessen Jugendlichkeit, dazu die weiche Gewalt der Gewohnheit im langen, fast ausschließlichen Umgang, verursacht haben.

„Und zudem kömmt," dachte unser Stoiker bei sich, den es befrembete, so plötzlich aus dem Sattel eigenthümlicher Besonnenheit, oder natürlichen Phlegma's geworfen zu sein, „du bist schwächer, als du zu sein wähntest."

Ein Tag verging in diesem Zürnen und Aussöhnen seiner selbst. Er fühlte sich vom Wandern ermüdet, und wußte nicht, wo er gewesen, als ihn die finstere Nacht zurück zu seiner Herberge trieb. Er vernahm, ein Stabsoffizier habe ihm zweimal nachgefragt; ein Calabrese, an dessen Beschreibung er augenblicklich den Cavaliere Pasquale erkannte, sei bis in die Dunkelheit, seiner harrend, vor dem Hause gestanden. Beides ließ ihn gleichgültig.

Das dumpfe Wirbeln der Trommeln weckte ihn schon vor Tagesanbruch. Im Hause herrschte Lärmen und Geschrei der Gehenden und Kommenden. Es schienen diese Bewegungen durch ein außerordentliches Ereigniß bewirkt zu sein. Er eilte hinaus, und erfuhr von seinen Wirthen, daß die Franzosen plötzlich Monteleone verließen und die Stadt vielleicht auf immer räumen würden. Nach einigem Schwanken in sich selber, dünkte ihn zuletzt gerathener, dem abziehenden Heere zu folgen, als die herandringenden Horden der sizilianischen Räuber, und sein Loos aus der Hand dieser Barbaren zu erwarten. Er begab sich in seine Zelle zurück, packte den Habersack, und vergalt beim Abschiede den Eigenthümern des Hauses mit einigen Geldstücken, was sie ihm Liebes gethan.

Der Morgen dämmerte. Die Stadt war öde. Man wies ihm die Richtung, welche die Truppen genommen. Er wanderte durch einen Theil des verlassenen Lagers, in welchem noch wenige Mannschaft zurückgeblieben war, und was er zu vermuthen anfing, bestätigte ihm die Antwort einer Schildwacht: „Gehen Sie, es wird

der Mühe lohnen, zu sehen, wie wir den Prinzen von Hessen und seine Briganten zum Land hinauspeitschen."

Einem Treffen beizuwohnen, hatte der Schweizer sich eigentlich nicht gerüstet; aber einmal auf den Beinen, setzte er den Weg fort. Dieser ging nach einiger Zeit bergauf, steil am Felsen, wo er die dem Heere folgenden Lastthiere fand. Auf der Höhe breitete sich eine weite fruchtbare Ebene bis zu den Bergen auseinander, ohne Anbau, nur von Olivenwäldern beschattet. Der Zug der Krieger, ihrer mehr den zwölftausend, ungezählt die Schwärme freiwilliger Calabresen in französischem Solde, bewegte sich langsam durch den tiefen Sand der Fläche. Im Morgenlicht der Sonne blitzten aus weiter Ferne die Waffen der dunkeln Schlachthaufen herüber.

Nach zweistündigem ununterbrochenem Fortrücken hörte man den ersten Donner der Kanonen; bald das zeitweise Rauschen des kleinen Gewehrfeuers. Dem General Reynier entgegen entfalteten sich die Schlachtreihen des tapfern Prinzen von Hessen-Philippsthal. In schwarzen Haufen quollen die Sizilianer und Briganten aus allen Wäldern hervor gegen die französischen Kampfreihen. Bald ward das Gedonner der Feuerschlünde, die gegenseitig Tod und Flammen spien, allgemein; Gebirg und Wald murmelte den Mordgesang der ehernen Rachen nach. Dazwischen rollte verworrener Trommelschlag; schmetterte gebieterischer Ruf der Trompeten. Bald deuteten nur noch aufwirbelnde Rauchsäulen und blaugraue Züge des Pulverdampfes, Stellung und Bewegung der Schaaren, die von Zeit zu Zeit theilweis darin sichtbar hervortraten. Dann aber, als ergösse sich aus dem Schoos des dichtesten Schlachtnebels ein Waldstrom, finster und reißend, über die Felder: so fuhr gegen die Massen calabrischer und sizilianischer Bauern Geschwader um Geschwader französischer Reiterei. Jene Massen zerstoben. Weit über die Wiesen gegen das Gebirg irrten, kämpften, flüchteten,

widerstanden Tausende vereinzelt. Sie verloren sich in Berge und Wälder, eh' eine Viertelstunde vergangen war.

Inmitten dieses Schauspiels, welches Fortunatus von dem Gipfel eines hochbepackten Karrens herab betrachtete, rief ihn eine wohlbekannte Stimme an. Es war der Signor Cavaliere Pasquale, welcher, von Staub und Schweiß bedeckt, des Weges von Monteleone kam und mit gewöhnlicher Wichtigkeit und beweglichem Geberdenspiel winkte, niederzusteigen.

„Gut, Signor, daß ich Sie finde. Gestern und heut' hab' ich mir den Athem ausgelaufen. Wo in der Welt waren Sie? Schon hielt ich Sie verloren; und doch hab' ich dem Stabsoffizier Ehre und Leben verpfändet, seine Bestellung auszurichten. Ihre Monteleoner Wirthsleute sind brave Calabresen, die schickten mich auf die Spur."

— Welche Aufträge können Sie für mich haben? Und wer ist der Offizier, der sie Ihnen anvertraut, Signor Cavaliere?

„Gehen wir ein wenig auf die Seite. Fort, fort, noch weiter! Ohren sind die allergefährlichsten Gliedmaßen des Menschen. Aber unter uns, was denken Sie zu dem Teufelsstreich, den ich jetzt dem Prinzen von Hessen-Philippsthal spiele?"

— Wie so? Er war ja nie zu Monteleone gefangen.

„Still doch! Merken Sie wohl. Die verdammten Zigeuner handelten behender, als ich. Die hatten meine Befehle vollstreckt, eh' ich nach Monteleone kam. Kurz, er ist entwischt. Merken Sie wohl, wider meinen Willen ist er davon gegangen; ohne Abrede mit mir. Er soll's bereuen. — Jetzt hab' ich alle Anstalten getroffen: Reynier muß ihn in die Flucht schlagen. Den Cancellieri mit den besten Truppen hab' ich von ihm getrennt und in die Bai von St. Eufemia geschickt. Er muß vertilgt werden. Aber Geduld, Reynier soll sich an dem Siege verbluten. Dann machen wir den Franzosen den Kehraus."

Der Capo Ruota rieb sich dabei fröhlich die dürren Hände, indem er argwöhnisch links und rechts hinter sich schielte.

„Und Ihre Bestellung an mich?“ fragte Herr Linthi, als er bemerkte, der Cavaliere sitze wieder auf seinem politischen Steckenpferde, auf dem er sich einbildete, alles Geschehene sei Werk seiner Kunst und Klugheit.

„Geduld!“ rief der Capo Ruota: „Sie wissen nichts, gar nichts. Wir haben hier noch einen gefangenen Vogel, einen Geier, einen Vogel Greif. Dem spreng' ich den Kerker. Den Grafen Ribera und den Cancellieri lass' ich in wenigen Tagen wie wüthende Hunde über die Franzmänner herfallen; die Abruzzen, beide Calabrien warten auf meinen Wink. Mir sieht's keine Seele an, wer ich bin.“

— Aber Graf Ribera ist zu Monteleone in Ketten.

Der Capo Ruota drehte sich ab, um sein Lachen zu verbergen. Eben so schnell wandte er sich wieder ganz ernsthaft, kniff die kleinen Augen zu, streckte den Kopf vor und sagte leise: „Spinnweben, nicht Ketten! Das ist ja mein Vogel Greif. Adio! jetzt ist's Zeit. Ich muß zu ihm. Er muß 20,000 Mann von allen Seiten zusammenbringen, eh' Reynier ganz Meister ist.“

— Aber vergessen Sie die Bestellung des Offiziers nicht.

„Richtig, Signor Fortunato! Wort muß man halten. Als er Sie suchte, und mich auf Sie wartend fand, gab er mir den Brief des Generals Reynier an Sie. Doch, wohl zu merken, trauen Sie ihm nicht; trauen Sie keinem Franzosen. Ich, sobald Sie wollen, ich führe Sie nach Messina. Nur Zuversicht! Es sieht's mir keine Seele an, wer ich eigentlich bin? — Es ist auch nicht nöthig, wohl gemerkt, gar nicht nöthig, daß es Jeder wisse. — Also hier ist der Brief. Nehmen Sie. Sagen Sie mir, was er enthält?“

Herr Linthi riß das Blatt auseinander, und sah Cecco's Unterschrift. Er sagte es dem Capo Ruota. Dieser nickte mit dem

Kopfe, und versicherte, das sei ihm nicht unbekannt gewesen; er hatte nur Fortunato's Wahrheitsliebe auf die Probe stellen wollen. „Ich selbst," fuhr er fort, „schickte den Edelknaben der Signora Marchesana gestern nach Sizilien zurück. Dem Burschen fehlt's nicht an Kopf. Ich brauch' ihn zu meinen Entwürfen, ohne daß er's vermuthet. Adio! Heut' verreisen Sie nicht. Ich erwarte Sie in Monteleone.

Mit diesen Worten entfernte sich der gutmüthige Thor, und, harmlos in den Saiten seiner Guitarre rauschend, wanderte er rüstig zur Stadt zurück.

Fortunatus lagerte sich unterdessen in den Schatten einer alten Steineiche und las das Schreiben seines jungen Freundes mit einer Andacht, die ihn für den Donner der Schlacht taub machte, welcher noch fort und fort sein Ohr umrauschte. Der Brief war von Mileto, vom 27. Mai, also vom vergangenen Tage, gegeben, und folgenden Inhalts:

„Der französische Parlamentär ist in einer Stunde mit einer Antwort des Prinzen nach Monteleone zurückgekehrt, die allen meinen Erwartungen entspricht. Ribera ist dem schmachvollsten Tode entrissen. Ich bete schaudernd und demüthig die ewige Vorsehung an, deren unbegreiflicher Rathschluß eben mich und keinen Andern zu ihrem Werkzeuge machte.

„Der Adjutant des Generals Reynier will die Güte haben, Ihnen diese Zeilen mitzunehmen. Ich reise nach Seminara ab. Tragen Sie keinen Kummer für mich; ich stehe unter dem unmittelbaren Schutz des vortrefflichen Prinzen, der mich durch eine Schutzwache bis Sciglio führen läßt.

„Leben Sie wohl. Wachen Sie über Ihr Leben in diesen schrecklichen Tagen; es ist ja das meinige. O, mein edler Freund, ich verzweifle, Sie je wieder zu sehen. Ich soll, ich kann nicht glücklich werden. Ich war's nicht einmal in Ihrer Nähe, in meinem

Himmel; und jetzt — das Weltall ist eine kalte Leiche geworden. Kommen Sie bald, o bald nach Sciglio. Ich erwarte Sie zitternd, als meinen Richter; mit bangem Gewissen erwart' ich Sie. Ich habe — —

„Fragen Sie den General Reynier, den Grafen Ribera, beide können Ihnen Alles sagen. Sie, lieber Freund, wurden hintergangen. Wenn Sie dann, auch dann noch nach Sciglio kommen, betracht' ich Ihre Erscheinung als meine Begnadigung. O Fortunato, ich habe zuviel gesagt. Es ist geschehen. In jedem Fall forschen Sie in Sciglio, oder Messina, der Marchesa Vioganni nach, daß sie meine Schuld bei Ihnen zahle.

„Lebe wohl, mein Retter, mein Verderber! Du mein süßer Todesengel, gute Nacht!

Cecco."

Der Brief, anfangs zierlich geschrieben, zuletzt flüchtig gekritzelt, und durch mehrere ausgestrichene Stellen beinah' unleserlich, verrieth, daß er in aller Ruhe begonnen, und in heftigen Gemüthsbewegungen beendet war. Der junge Schweizer las ihn wiederholt, um einen Sinn herauszufinden; aber der Inhalt wurde ihm jedes Mal noch unverständlicher. Er hatte vollkommen Ursache, zu argwohnen, daß irgend ein schreckliches Geheimniß auf dem Leben des Creolen laste; es hatte sogar den Anschein, daß der Knabe sich gegen den eigenen Lebensretter einer Verrätherei bewußt sei, die er bereue. Und eben dies fand Fortunatus unbegreiflich. Seine Neugier war auf's höchste gespannt. Befriedigt mußte sie werden, eh' er nach Sciglio ging. Der französische Obergeneral, der, nach Cecco's Aeußerungen, um Alles wußte, befand sich eben auf dem Schlachtfelde. Doch in diesen Augenblicken durfte er sich ihm nicht nähern. Er beschloß daher, den Ausgang des Treffens und die Rückkehr des Feldherrn abzuwarten.

Aber das Treffen war schon jetzt entschieden; das Rottenfeuer

der Schlachthaufen beinahe ganz verstummt. Der Donner des schweren Geschützes entfernte sich. Alle Truppen zeigten sich in lebhafter Bewegung vorwärts nach Mileto zu. Selbst das Gepäck empfing Befehl, nachzurücken. Es folgte dem Heere der Sieger.

Doch Linthi's Bemühungen, einen vielleicht gelegenen Augenblick zu finden, in welchem er sich dem Oberbefehlshaber zeigen konnte, blieben den ganzen Tag vereitelt. Er erfuhr erst später, daß Reynier weit über Mileto hinaus im Verfolgen des Feindes begriffen sei. Darum schloß er sich Abends einem Bataillon an, welches vom Schlachtfeld nach Monteleone zurückkehrte. Das Gespräch und die Siegesfreude dieser Krieger, deren vom Pulver geschwärzte Gesichter bewiesen, daß sie zunächst im Feuer gestanden, verkürzten die Langeweile des Heimweges. Jeder von ihnen schwor, daß kein lebendiges Gebein der Briganten über das Meer entkommen könne. Sie ließen dabei der Tapferkeit und Klugheit des Prinzen von Hessen Gerechtigkeit widerfahren und gedachten seiner heldenmüthigen Vertheidigung der Veste Gaeta. Allgemein aber wurde von den Soldaten betheuert, sie hätten mit eigenen Augen gesehen, wie der Prinz, auf der Flucht nach Mileto einer der Letzten, durch einen Chasseur, nahe vor der Stadt, gefangen genommen worden sei; wie er diesen getäuscht, und ihm, statt der Börse, unversehens einen Pistolenschuß durch beide Backen gegeben habe, dann davon gesprengt und glücklich entkommen wäre.

Der unzweifelhafte Sieg der Franzosen erfrischte Fortunato's Hoffnungen, um so eher Sciglio und den Pagen erblicken zu können. Reynier hatte Wort gehalten und ihm offenen Weg dahin gebahnt. Nur die eingebrochene Nacht verhinderte den jungen Mann, dessen Neugier in Flammen stand, sich nach dem Grafen Ribera zu erkundigen und Cecco's Geheimniß zu erfahren.

---

## 27.

### Vereitelte Hoffnung.

Er hatte die Nacht in der alten Behausung zugebracht, wo er freundlicher, denn das erste Mal, aufgenommen worden war. Den ersten Gang that er Morgens zum Commandanten des Platzes, um dessen Erlaubniß zu einer Unterredung mit dem gefangenen Grafen zu bewirken.

Kaum hatte er dem Kriegsbefehlshaber sein Begehren vorgebracht, so erwiederte dieser dasselbe mit einer langen Reihe von Fragen über Namen, Stand, Alter, Wohnung zu Monteleone, Bekanntschaften in der Stadt, Beschäftigung und Reisepaß des Schweizers, ferner über dessen Verbindung mit dem Grafen, wo und wie er ihn kennen gelernt; wann er ihn das letzte Mal gesehen; warum er denselben sprechen wolle und dergleichen mehr. Nachdem Fortunatus die amtliche Wißbegier des Kriegsmannes in allen Stücken befriedigt zu haben glaubte, sagte dieser zu nicht geringer Bestürzung des Schweizers: „Einstweilen sind Sie mein Gefangener. Ihren Paß und Ihre Brieftasche werd' ich Ihnen aufbewahren, so wie Ihr Geld, das Sie mir auszuliefern haben. Sobald die wichtigsten Geschäfte abgethan sind, werd' ich Sie wieder zu mir rufen lassen.“

Umsonst verwahrte Fortunatus seine Rechte gegen diese unverdiente Behandlung; umsonst verlangte er, den Grund seiner Verhaftung zu vernehmen. Der Commandant gab auf Alles den kurzen Bescheid: „Sie haben zu gehorchen. Sobald mir's die Zeit erlaubt, erfahren Sie mehr.“ Es erschien ein Corporal mit zwei Gemeinen, die mit einem versiegelten Brief des Commandanten versehen, den Frager in ihre Mitte nahmen und wegführten. Er ward in ein altes Kloster gebracht, hier einem Gefangenwärter

übergeben, und in eine Zelle gesperrt, deren Taglöcher mit Eisenstäben wohl vergittert waren.

Im Bewußtsein der Unschuld ließ er sich jedoch den unerwarteten Verlust seiner Freiheit wenig anfechten. Er überdachte die ganze Kette seiner seltsamen Schicksale, die er seit der Abreise von Triest gehabt, und in welchen zuletzt immer der Creole die Hauptrolle gespielt hatte. Er durchlas den Brief desselben mehrere Male, den er zum Glück in seiner Seitentasche behalten, und war nicht ungeneigt, aus gewissen Ausdrücken desselben zu schließen, daß diese Gefangenschaft vielleicht ein Machwerk von Umtrieben sein möge, denen sich der verschmitzte Knabe mit einer gewissen Vorliebe hingegeben zu haben schien. Darauf schienen die unverständlichen Redensarten des Schreibens: „Ich betrachte Ihre Erscheinung als meine Begnadigung“, hinzudeuten.

Wie dem auch sein mochte, er behielt die gewohnte Gemüthsruhe unerschüttert bei; verzehrte mit Behaglichkeit das kärgliche Mittagsmahl, sah Nachmittags durch seine Gitter 2000 bis 3000 Mann sizilianischer Linientruppen entwaffnet vorüberführen, die bei Mileto kriegsgefangen worden, und erwartete geduldig den Ausgang der Dinge.

Erst gegen Abend ward er mit gleicher Vorsicht aus dem Ort der Verwahrung abgeholt, wie er dahin gebracht worden war. Angekommen beim Commandanten, ward er von demselben zwar etwas gefälliger empfangen, aber nicht minder strenge über die Ursache befragt, warum er eine Unterredung mit dem Grafen begehrt habe, den er nur einmal gesehen, nie gesprochen und zwischen dem und ihm nie die leiseste Verbindung bestanden hätte? Fortunatus lösete auch diesen Zweifel mit dem offenen Bekenntniß seiner erregten Neugier und mit der Erklärung, er würde, wäre der Oberfeldherr in Monteleone gewesen, nie das Verbrechen begangen haben, dem

sizilianischen Baron nachzufragen. Als Beweis der Aussage legte er Cecco's Schreiben vor.

Der dunkle Inhalt desselben reizte nun selbst die Neugier des Commandanten zu mancherlei Fragen, doch brach er endlich kurz ab, und verkündete dem Schweizer seine Freilassung. „Ich habe einen Stabsoffizier gesprochen,“ setzte er hinzu, „der die Wahrheit dessen bestätigte, was Sie mir am Morgen über ein Verhör des Grafen Ribera erzählten. Es thut mir leid, daß Sie diesen Brief hier nicht früher vorwiesen; er spricht im vollen Einklang mit dem Geschehenen. Ihre Erkundigung nach dem Grafen, Ihr Verlangen nach einer Unterredung mit dem ehrlosen Schuft mußte Verdacht auf Sie werfen. Hier, mein Herr, Ihr Geld und Ihre Papiere.“

„Fielen also,“ rief Fortunatus, „die Nachrichten, welche der Obergeneral durch seinen Parlamentär vom Prinzen Hessen-Philippsthal empfing, nicht befriedigend aus?“

„Nur zu sehr!“ rief der Kriegsmann, indem er dazu einen derben Fluch ausstieß: „Der General schenkte dem Grafen Vertrauen; ließ ihn aus dem Verhaft; wies ihm als bloßem Kriegsgefangenen anständiges Quartier an, Alles, nachdem er ihm das Ehrenwort abgenommen, sich nicht aus der Stadt zu entfernen, und als Kriegsgefangener jedem Befehl zu folgen. Sieh' da, schon in der Nacht darauf lief der Schurke treulos davon, und nun erfahren wir von andern Gefangenen, dieser Bösewicht Ribera sei Oberhaupt und Anführer der grausamsten und wildesten Briganten-Banden aus Sizilien. Ohne Zweifel hatte der Mensch in Monteleone Anhänger, die ihm zur Flucht halfen. Man muß den verdammten Calabresen nicht weiter trauen, als die Spitze des Bajonnets reicht.“

„Er konnte wohl aber auch ohne Hülfe leicht entwischen, da er unbewacht war,“ bemerkte Herr Linthi.

„Nein, nein!“ erwiederte der Offizier: „da ist so ein verlumpter calabresischer Bauer, den man überall kennt und überall mit

seiner Guitarre fleht; ein Narr oder Halbnarr, wie er sich stellt. Ribera befand sich kaum außer dem Gefängniß, so war jener Verrückte bei der Hand und im Quartier des Grafen. Der Schelm ist mir längst verdächtig. Ertappen wir ihn, so hat er die Kugel vor den Kopf, und ich wette, die Bleikur heilt seine Narrheit für immer."

Herr Linthi wußte wohl, daß hier von keinem Andern als dem würdigen Cavaliere Pasquale die Rede sei, und erinnerte sich des Vorsatzes, mit welchem derselbe gestern vom Schlachtfelde gegangen. Er hielt es aber für unzeitig, sich der Bekanntschaft dieses geheimnißvollen Lenkers aller Staatsbegebenheiten zu rühmen. Er beurlaubte sich von dem Commandanten, sobald dieser ihm gesagt hatte, daß er vergebens auf Rückkehr des Generals Reynier in den nächsten Tagen hoffen würde, der eben in voller Arbeit sei, die Trümmer des aus einander gesprengten sizilianischen Heeres zu vernichten. Gesammtes Geschütz und Gepäck des Feindes wäre erobert; zwei Regimenter desselben seien schon gefangen durch Monteleone geführt; andere würden erwartet. Der Prinz selber habe schwerlich noch 200 Reiter nach Reggio und Sizilien zurückgebracht. Ueberall sei freie Straße.

Es war allgemeine Beleuchtung der Stadt, zur Feier des entschiedenen Sieges bei Mileto, als Fortunatus sich in seine Herberge zurückbegab. Das Schauspiel zog ihn aber so wenig an, als es den Bürgern von Monteleone damit großer Ernst sein mochte. Er hatte seine Gedanken nun an die Abreise nach Sciglio.

---

## 28.

### Reisegefahren.

Er brach früh dahin auf, die Frische des Morgens als rüstiger Fußgänger zu benutzen. Ein leerer, mit drei Mauleseln bespannter

Karren, dessen Fuhrmann ihn freundlich zu sich einlud, begünstigte, auch während der Sommerhitze des letzten Maitags, die raschere Fortsetzung des Weges, obgleich das Fuhrwerk weder zierlich, noch bequem heißen konnte. Nach Landesbrauch ersetzten nur zwei schwerfällige hölzerne Scheiben die Räder, welche sich knarrend mit den daran befestigten Achsen umdrehten. Darüber ruhte ein beinahe viereckiger Kasten, grob aus Holz gezimmert, um jede beliebige Last aufzunehmen. Er mahnte an den Wagen der eleusinischen Mutter, oder an die altrömischen, wie man sie auf Denkmünzen und Bildern sieht. Den Schweizer aber erinnerte er an ein ähnliches Kunstwerk ohne Kunst, das in den Hochgebirgen des bündnischen Prättigäu's bald befruchtenden Dünger aufs Feld, bald nervenschwache Damen der Ebene zu den Heilquellen von Fideris und Alveneu führt.

Der calabresische Phaeton ließ Mileto und das Schlachtfeld zur Linken, und eilte auf der Straße von Rosarno durch einen weitläufigen Olivenwald. Plötzlich ward er von mehrern bewaffneten Bauern umringt und angehalten. Der Fuhrmann warf sich voller Entsetzen in dem Kasten auf die Knie, und flehte bebend um sein armes Leben, indem er alle Heiligen seines Kalenders zu Zeugen rief, daß er kein Franzose sei. Fortunatus suchte gelassen nach dem Geldbeutel, um die Fortsetzung seiner Tage zu erkaufen. „Wir sind keine Briganten," rief einer der Bauern, „sondern auf der Streife gegen das verfluchte Gesindel. Erst diesen Morgen haben sie im Walde hier den Gastwirth von St. Pietro und einen Wollentuchhändler kalt gemacht, der Geld bei sich trug und mit ihm nach Palmi ging." Nach einigem Hin- und Herreden erbot man sich, den Wagen bis zum nächsten Ort zu begleiten. Es ließ sich nicht ablehnen. Zwei von den verdächtigen Blaumützen sprangen alsbald in den Wagen, ihre Flinten im Arm.

Die Leute meinten es redlicher, als Fortunatus anfangs ihren

unheimlichen Physiognomien zutraute. Nicht nur brachten sie ihn heil in das nächste Dorf, sondern führten ihn auch zum Richter des Orts, der sogleich unaufgefordert zwölf bewaffnete Männer befehligte, zur Sicherheit der Reisenden den Wagen bis Seminara zu begleiten. Der Schweizer bewunderte die Ordnung und Landeszucht der Calabresen, welche sie mit seltener Gelehrigkeit von den Franzosen in kurzer Zeit angenommen hatten.

Nachdem er seine treue Schutzwacht dankbar in Seminara belohnt hatte, beschloß er, noch allein bis Palmi zu wandern, ungefähr eine Stunde davon entlegen. Denn noch war's nicht spät und, wie man sagte, der Weg sicher. In Seminara sowohl, als in Palmi, lagen französische Truppen. Von Palmi wollte er, gutem Rathe folgend, zu Wasser nach Sciglio.

Er hatte sich noch nicht weit von der weiland schönen und gewerbreichen Stadt entfernt, die eben wieder zwischen den Ruinen vom letzten großen Erdbeben aufblühen wollte, so ließ er sich von einem halbbefahrnen Fußweg verlocken, der die gerade Richtung nach dem Ziel seiner Reise zu nehmen schien. Statt dessen gelangte er zu einer zerfallenen Kapelle, die vor ihm hart am Ufer des Meeres auf einem Erdhügel lag. Aber ein weit überraschenderer Anblick, als dieser, hemmte jählings seinen Lauf. Er stand lange unbeweglich; sein Herz schlug laut. Neben dem Mauerwerk auf einem Schutthaufen saß Cecchino in seinem grünen Wämmschen, mit dem buntfarbenen Leibgürtel, das schwarze Seidentuch um den Kopf gewunden, den Rücken gegen ihn gewandt. Auch war's deutlich seine schlanke Gestalt, deren Umrisse sich auf jenem Hügel gegen den Abendhimmel scharf bezeichneten. Sie schien von einer goldenen Glorie umflossen, welche der Sonnenuntergang für sie zurückgelassen hatte; und vom Gemäuer hernieder hingen wehende Zweige eines Gesträuches über dem Haupte des Knaben, wie um es zu küssen.

„Und doch kann's Verblendung der Augen sein!" dachte Fortunatus und wandelte näher hinzu. Er irrte nicht. Die Gestalt sprang auf; oberhalb ein Knabe, unterhalb in zerrissenem Weiberrock, und barfuß, flüchtete sich schnell hinter die Mauer.

Als Fortunatus ihr dahin folgte, befand er sich unerwartet in der Mitte einer kleinen Zigeunerfamilie, die, am Boden gelagert, ihr Hab und Gut, allerlei Lumpen und Kleider, um sich ausgebreitet hatte. Ein alter plattnasiger Kerl, behaglich auf den Bauch hingestreckt, löffelte aus einem Scherben den Rest seiner Polenta; neben ihm säugte ein ekelhaftes Weib ihr Kind, während nicht weit davon ein junges Mädchen halbnackt, die Füße im Meerwasser badend, am Ufer stand. Die vor Fortunats Erscheinen vom Schutt geflohene Schöne war im Begriff, seine Ankunft zu verkünden. Der Zigeuner erhob sich demüthig grüßend, und grinsete freundlich den Wanderer wie einen alten Bekannten jener Nacht an, in der bei größerer Versammlung das gebratene Schaf verzehrt und zum Saitenspiel des Capo Ruota getanzt wurde. In der That glaubte sich der Schweizer dieses Helden zu erinnern.

Indessen, sobald er sich über den Weg nach dem nahen Palmi erkundigt hatte, richtete er seine Fragen nach jenen männlichen Kleidungsstücken des einen der Mädchen. Aber ihm ward immer bänger dabei zu Muth. Bald genug blieb ihm kein Zweifel mehr, daß der unglückliche Cecco beraubt und vielleicht ermordet worden sei. Denn nicht nur erkannte er in jenem Seidentuch mit dem von Eufemiens Fingern gestickten Rosenkranz der Zipfel, und im grünen Wamms mit glänzenden Stahlknöpfen bestimmt das ehemalige Eigenthum des Pagen, sondern unter den Lumpen auf dem Rasen erblickte er auch dessen wohlbekanntes, königblaues Jäckchen, dazu noch einige Unterkleider von Nankin und den feuerfarbenen Leibgürtel desselben.

„Ihr habt den Knaben getödtet! ihr habt ihn ausgeplün-

dert!“ schrie Fortunatus mit donnernder Stimme das erschrockene Gesindel an: „den Knaben, mit dem ich vorige Woche bei euch war!“

Das säugende Weib raffte sich voll Entsetzens auf; die Badende sprang aus dem Wasser; der Zigeuner warf sich zu den Füßen des Schweizers, der seinen knotigen Wanderstab schon in drohender Stellung schwang. Das junge Mädchen hingegen, welches das geraubte Gewand trug, schüttelte den Kopf, ohne Furcht zu äußern, und sagte: „Schöner, junger Herr, halt' ein! Schlage den Vater nicht. Das Bündel hab' ich selber gefunden, und ich bin immer sein Glückskind!“

„Sprich, wo gefunden? wie gefunden? Redet, ihr Gauner, oder ich zermalme eure diebischen Knochen zu Koth!“ schrie Fortunatus noch einmal, und machte Miene, seine Drohung in blinder Wuth zu erfüllen. Die junge Heidin aber, als wenn sie mit dem Wamms des Pagen auch dessen Keckheit genommen, flog gleich dem Blitz heran, umstrickte mit beiden Armen den gehobenen Arm des Jünglings und rief: „Schlage den Alten nicht; höre mich an! Das Gewand des Brüderleins hab' ich wohl erkannt, des schmucken Knäbleins, mit dem du kamst zu uns in die Tumba maladetta auf der Roccavuturi, und habe Wehklage gerufen im Walde, als ich's erhob vom thauigen Dornenstrauch.“

Wild schleuderte Fortunatus das Mädchen von sich ab, daß es zu Boden stürzte und ächzte. „Ihr Strolchen und Mörder,“ schrie er, die Flamme des Zorns und der Rache im Auge, „wo habt ihr den Knaben gelassen? Führet mich auf die Stätte, wo ihr ihn beraubtet oder erschluget?“

Der alte Zigeuner erhob sich mit halbem Leibe von der Erde und sagte: „Haben wir ihn erschlagen? Haben wir ihn beraubt? Ich will helfen, daß du die Mörder findest, die Briganten im

Walde von Solano. Das Weib dort wahrsaget, und kennt die Uebelthäter, ob sie wohnen in der Höhle oder im Schloß."

„Goldenes, vornehmes Herrensöhnchen!" fiel das Weib ein, und legte das nackte Kind von ihrem Arm auf die Erde: „Wir leben nicht vom Blut des Menschenkindes, und entblößen den Wanderer nicht auf dem Weg durch die Länder. Das Wasser des Baches ist naß genug für den Durstigen, und das Brod, welches aus dem Sack des reichen Mannes fällt, heben wir auf."

Auf Händen und Füßen kroch indessen die zur Erde geworfene Tochter Aegyptens mit leisem Wimmern heran, umfaßte flehend die Knie des Jünglings und seufzte beweglich: „Schlage den Alten nicht! Bist ja so schön, sei nicht grausam! Und er weiß die Stätte des Unglücks nicht, aber ich kenne sie gar wohl, und den Hügel der Eichen, da man sieht bis zum Rauch des Aetna, und das versunkene Kreuz an der Straße, welche nach Bagnara läuft, und den dornigen Strauch dabei, welcher des Knäbleins Hadern trug. Schlage den Alten nicht!"

Wie ergrimmt auch Fortunatus war, — die knechtische Demuth dieser von der ganzen Menschheit ausgestoßenen Elenden, und besonders die treue und durch keine Mißhandlung abschreckbare Liebe der jungen Zigeunerin für ihren Vater, hielt ihn von der Gewaltthat und Uebereilung zurück. — Er befahl, Cecchino's Kleider auf einen Haufen zusammenzutragen; dann ihm nach der Stadt Palmi mit denselben zu folgen. Das junge Mädchen erhob sich vom Boden, riß das schwarze Tuch von den noch schwärzern Haaren ihres Hauptes hinweg, entkleidete sich von dem grünen Wamms, hing statt dessen ein grobes Wollenzeug um die Achseln und warf Alles zum Uebrigen, welches der Zigeuner sorgfältig und schweigend zusammenlegte. Das Weib und das andere Mädchen standen als traurige Zuschauerinnen seitwärts, und warfen die Augen angstvoll nach allen Seiten.

„Wie weit von hier," fragte Fortunatus, „wie weit ist's bis zur Stelle, wo ihr den Knaben verlassen habt?"

Die bisherige Rednerin nahte sich ihm wieder, indem sie zwischen ihn und ihren Vater trat, als wollte sie nur diesen schützen. „Siehe, dort sind die Gewänder des Brüderleins. Nimm sie. Aber keines unserer Augen hat das Knäblein wieder geschaut, nachdem du es von unserm Feuer hinweggeführt hast aus der Tumba maladetta. Komm, ich will dich führen in das Holz von Solano, an die Stätte des Unglücks, wo ich die Klage ausstieß, als ich das Bündelein vom Dornenbusch hob, als ich das Gewand des Knäbleins erkannt habe. In drei Stunden bist du durch den eichenreichen Wald mit mir auf dem Hügel am gesunkenen Kreuz."

Dieser Einladung zu folgen, schien allerdings Herrn Linthi nicht thunlich, da die angegebene Entfernung zu groß und die Dunkelheit der Nacht zu nahe war. Obwohl man ihm gesagt, daß in Calabrien kein Beispiel von Räubereien und Mordthaten, durch Zigeuner verübt, bekannt wäre, traute er doch dem Gesindel nicht, wenn es durch Verzweiflung gereizt, oder bei überlegener Anzahl entschlossener würde. Daher zog er vor, die Weiber nebst dem Alten vor sich her nach Palmi zu treiben und sie dem Gericht zu überliefern.

Unterdessen erfuhr er im fortgesetzten Gespräch von diesen Leuten dasjenige, was sie für ihre Unschuld anzubringen wußten. Sie waren vor etwa vier Tagen aus dem Gebirge, von den Quellen des Stromes Metauro, niedergestiegen mit Andern ihrer Bande, von denen sie beim Passo bei Solani verlassen wurden. Sie nahmen ihre Richtung gegen die Berge von Bagnara durch den weiten Wald, die Landstraße meidend. Nur das eine der beiden Mädchen, eben dasjenige, welches von Cecco's Kleidern getragen, fürchtete das sizilianische Kriegsvolk und die Briganten nicht, und blieb auf offenem Wege, seines wunden Fußes willen. Es war schon finsterer

Abend, und die Heerstraße leer geworden. So kam die junge Zigeunerin auf eine Anhöhe, welche sie genau beschrieb, und von wo sie den Weg in den Wald einschlagen wollte, um den Sammelplatz der Ihrigen zu erreichen. Da schimmerte ihr ein weißes Bündel aus dem Gesträuch entgegen, nahe an der Straße. Sie riß es hervor, floh tiefer in den Wald, öffnete neugierig ihren Fund und erkannte die Kleider des verunglückten Knaben, dessen feuerfarbener Leibgürtel ihr einst in der sogenannten Tumba maladetta vorzüglich gefallen hatte. Mit dem Kopftuch und grünen Wamms schmückte sie sich sogleich, um die Ihrigen damit zu überraschen. Geld wollte keines von Allen in den Kleidern gefunden haben.

„Die Hände haben es genommen, welche das schöne Knäblein erschlagen hatten!“ sagte die Erzählerin: „Und als sie die Kleider an den Dornbusch hängten, bis sie den Leib des Kindes verscharren konnten, sind die Briganten überfallen und davon geflohen. Ich habe die Beute genommen.“

Der Tag, an welchem dies geschehen sein sollte, war genau derselbe, da der Page, von Mileto aus, seinem Freunde geschrieben und die Reise nach Seminara fortgesetzt hatte. Vieles war in den Berichten der Zigeuner undeutlich, und bei der Frage: ob sie Blutspuren an den Kleidern gefunden? widersprachen sie sich eine Zeit lang unter einander. Die Finderin selbst verläugnete es anfangs. Als der Alte aber das Gegentheil standhaft betheuerte, und das Weib erzählte, es habe die befleckten Stellen im Bach gewaschen, stimmten Alle zusammen.

„Packt auf!“ schrie Fortunatus: „ihr geht mit mir nach Palmi. Packt auf!“

Die Zigeuner blinzten einander scheu mit den kleinen Augen an, und in demselben Moment, wie verabredet, flogen sie mit unglaublicher Behendigkeit aus einander, über den Mauerschutt durch's Gebüsch, die gesammten Habseligkeiten zurücklassend. Der Schweizer

setzte ihnen eben so rasch in den Wald nach; aber dort sah und hörte er nichts von ihnen, als hätten sie dahin die Richtung nicht genommen, wie er doch selber gesehen, oder als verständen sie die Kunst, sich unsichtbar zu machen. Er spähete und horchte verwundert noch eine Weile vergebens; dann kehrte er beklemmten Herzens zu den Kleidern zurück. Er betrachtete lange mit weinenden Augen den Nachlaß seines Lieblings. Er hob davon ein Stück um das andere auf, als wollt' er jedes um das Loos seines gewesenen Besitzers befragen. Zuletzt nahm er das seidene Halstuch, um es zum ewigen Gedächtniß des Unglücklichen zu bewahren, und eilte längs dem Meere nach dem Städtchen Palmi.

Der französische Commandant, ein verständiger Mann, Namens Frey, welchem er sogleich Anzeige von dem Vorfalle machte, schickte ihm ohne Zögern, begleitet von einigen Soldaten, nach dem Platze zurück, wo er die Kleider hatte liegen lassen. Denn nur vermittelst derselben konnte man noch dem beraubten Pagen, oder doch den Verbrechern auf die Spur kommen. Aber, bei dem Gemäuer und Lagerplatz der Zigeunerfamilie angelangt, waren die Kleider und übrigen Lumpen bis auf den kleinsten Lappen verschwunden.

„Ich beklage Sie und das Schicksal Ihres jungen Freundes," sagte der Commandant zu dem niedergeschlagenen Jüngling, „doch in diesem verherten Lande lebt weder Polizei noch Justiz. Alles ist Gaudieb und Meuchelmörder von Profession, Jeder erwirbt sein Brod durch den Dolch, mit dem er es am Tische schneidet. Wir haben manchen braven Mann durch die tückischen Hunde verloren. Nun aber, beim Himmel, wollen wir aufräumen und Ordnung schaffen. Was von den sizilianischen Briganten nicht niedergehauen oder gefangen ist, verblutet oder verhungert jetzt in den Bergen. Der Prinz von Hessen entkam nur mit zwanzig Reitern von Reggio über's Meer. General Abbe traf eine halbe Viertelstunde zu spät ein."

Das Alles war für Fortunatus nur ohnmächtiger Trost. Die

einzige Hoffnung, der arme Creole könne doch vielleicht mit dem Leben entronnen sein, richtete ihn etwas auf; und für jeden Fall beschloß er, folgenden Tages nach Sciglio zu reisen.

---

## 29.

### Die beiden Rachen.

„Der Weg zu Lande ist kurz zwar," sagte zu ihm der Commandant am andern Morgen, „aber ich warne Sie, ihn zu versuchen. Die Straßen sind noch immer von Räubern unsicher. Auch liegen in Sciglio noch die Engländer. Am besten, Sie miethen ein Boot, und fahren längs der Küste dahin. Binnen acht Stunden werden Sie an Ort und Stelle sein."

Den Rath zu befolgen, begab sich Fortunatus ans Gestade. Aber von allen Schiffleuten, die er ansprach, und wie reichen Lohn er bot, wollte keiner mit ihm fahren. „Heilige Mutter Gottes!" schrie Einer um den Andern: „das heißt in die Hölle fahren. Lebendig kommt keine Seele zurück. Die Briganten fangen uns auf und bringen uns um!" Fast der ganze Vormittag verging mit Bitten und Unterhandlungen, ohne daß der Zweck erreicht ward. Da der Schweizer aber um jeden Preis das Wagstück bestehen wollte, eilte er zum Commandanten mit dem Entschluß zurück, den Weg nach der Festung zu Fuß anzutreten.

„Nicht also!" sagte der Kriegsmann, nahm Degen und Hut, und winkte, ihm zu folgen. „Ich schaffe Ihnen das Boot. Sie sind Reyniers Landsmann. Der Empfehlung des Generals thue ich Ehre an. Kommen Sie."

Die Schiffer standen noch beim Landeplatz am Hafen beisammen, als der Commandant sie mit rauher Stimme anfuhr und rief:

„Vier Mann vor mit Rudern und sicherm Fahrzeug nach Sciglio! Ihr werdet gut bezahlt. Gefahr ist nirgends, aber bei euch Allen böser Wille. Kein Widerspruch. Wählt aus, und weigern sich die Gewählten, lass' ich sie krumm schließen."

Das Wort hatte seine Wirkung. Alle, die Blaumützen in der Hand, versicherten und schworen, da sei kein böser Wille, sondern der beste von der Welt, Leib und Leben zu wagen. Vier Mann wurden bezeichnet, Lebensmittel ins Boot getragen, weil man unterwegs sich nicht zu landen getraute, und binnen einer halben Stunde stand jeder zur Abfahrt bereit. Sobald man eingestiegen war, rief der Commandant noch: „Glückliche Reise! Ihr Schiffer, wenn ihr zurückgekehrt seid, werdet ihr mir ein schriftliches Zeugniß dieses Herrn bringen, daß ihr ihn wohl und gesund nach Sciglio geliefert habt; wo nicht, so lass' ich euch auf der Stelle erschießen und eure Häuser mit Hab und Gut und Weib und Kind darin verbrennen."

Während der Commandant diesen Kraftspruch that und fortsetzte, hörte Fortunatus, der schon im schwankenden Boote saß, Saitengetön vom Meer her. Er wandte neugierig den Kopf und sah in geringer Entfernung ein wohlbemanntes Boot vorüber fahren, worin er den Capo Ruota erblickte. Dieser erkannte auch ihn, und schwang, zum Zeichen des freudigen Grußes, die blaue Kappe durch die Luft.

„Halt!" rief die französische Schildwacht am Ufer zu spät dem vorübereilenden Fahrzeug zu, dessen Mannschaft sich anstrengte, das Weite im Meer zu gewinnen. „Halt!" schrie der Commandant. Doch umsonst, und umsonst schoß die Schildwacht ihr Gewehr nach dem Boote ab, welches seitwärts ruderte, um der Landnähe zu entgehen.

„Laßt sie doch, laßt sie!" sagte einer von den Schiffern: „Es sind brave Kerls aus Pizzo. Ich kenne sie Alle. Sie führen zwei

Fremde. Den einen dieser hab' ich schon zu Monteleone gesehen; ein verrückter Spielmann!“

Und damit stieß auch Fortunatus Boot vom Ufer ab und ruderte davon. Jenes Fahrzeug aber, welches den Capo Ruota trug, machte einen weiten Bogen über die Wasserfläche, bevor es sich der Küste wieder näherte, und vermied augenscheinlich, mit dem Boote von Palmi in einige Berührung zu gerathen. Mehrmals riefen auf diesem die muntern Ruderer hinüber zu jenen; es scholl nie Antwort zurück. Diese begleiteten zuweilen den Ruderschlag mit heiterm Gesang. Drüben waltete Schweigen. Fuhren diese den Küsten näher, entfernten sich jene; stachen diese ins offene Meer, hielten die Pizzesen zum Gestade.

Dem Schweizer wäre freilich gelegen gewesen, den Vetter des Hauses Marcoli in seine Gesellschaft zu ziehen, um noch manches von ihm zu erfragen, und die Bekümmernisse um Cecco's Loos durch Zerstreuung im Gespräch zu mildern. Das absichtliche Ausweichen des Fahrzeuges von Pizza mußte wohl auch andern Grund haben, als die Abneigung des Signor Pasquale gegen gesellige Unterhaltung. Indessen diente eben dieses Spiel der beiden Boote auf den Wellen, Fortunatus Gedanken von dem quälenden Einerlei seiner Sorge abzulenken. Auch die wechselnden Formen und Landschaften der Küste zogen zuweilen seine Aufmerksamkeit an, mit ihren Buchten, Klippen, Hütten und Gebüschen. Als die Schiffer aber den Namen des Waldes von Solano nannten, und auf das Gehölz hinüber deuteten, welches sich weit und finster vor ihm ausstreckte, fuhr ein Frost durch seine Glieder. Er glaubte ein schwarzes Trauertuch über dem Grabe seines jungen Freundes zu erblicken. Der Forst dehnte sich bis gegen die Stadt Bagnara, welche hart am Meere liegt.

Hier erheben sich schroffere Felsen. Einige derselben hangen furchtbar über dem Wasser hin; andere scheinen vom Erdbeben zer-

rissen und gebrochen. Das Boot fuhr in beträchtlicher Weite von der Küste, also daß diese eine ausgedehnte Aussicht bis zur Höhe der Apenninen darbot. Das Boot von Pizzo dagegen streifte in der Nachbarschaft des Gestades malerisch an den schwarzen Klippen vorbei. Während dem hörte man mehrere Flintenschüsse aus dem Buschwerk eines steilen Felsens am Strande. Das Boot von Pizzo änderte plötzlich den Lauf, um der Gefahr zu entgehen, und strengte sich an, weiter hinaus in die See zu gelangen. Auch die Schiffer von Palmi wandten sich weiter vom Lande ab, weil mehrere Kugeln in der Nähe ihres Fahrzeuges fielen. Sie sandten dabei den tückischen Bauern, welche sich zwischen den Gesträuchen auf der Felshöhe zeigten, brüllend alle Flüche und Verwünschungen zu, die je dem bösartigen Munde eines calabresischen Bootsknechts entfahren sein konnten.

Fast mit Pfeiles Schnelle zog das Boot von Pizzo auf seiner Flucht quer an dem von Palmi vorüber. Man hörte verworrenes Schreien durch einander. Drei Personen sah man um eine vierte eilfertig beschäftigt; vermuthlich war Jemand auf dem Schiffe verwundet worden. Doch bemerkte Fortunatus wohl, daß dieser Jemand nicht der Capo Ruota sei, welcher aufrecht dastand und die wunderlichsten Bewegungen machte. Als der Schweizer ihm freundlich zurief, streckte jener das Saitenspiel mit erhobenem Arm hoch in die Luft und schrie: „Vagabunnu Mariolu! meine arme Guitarre!“ Mehr ließ sich nicht vernehmen. Die beiden Fahrzeuge verloren sich zu schnell und zu weit aus einander. Auch näherten sie sich gegenseitig nicht früher, bis sie beide in gleicher Richtung ihren Lauf gegen die Rhede von Sciglio nahmen.

Die Sonne war schon beinah' seit einer halben Stunde untergegangen, aber noch schwammen Gebirge, Ufer und Wellen im warmen, abendlichen Golddust. Da trat die Meerenge Siziliens aus einander, und Fortunatus sah seinem Boote das Ziel der kur-

zen Tagreise entgegen schweben, Sciglio. Auf der Ebene der Küste bilden, mit derselben, die Gebäude der Stadt einen Halbkreis. Vorn aber im Meere steigt aus dem Grunde der Wogen, von ihnen umbrandet, ein mächtiger Felsthurm, Bruchstück eines ehemaligen Vorgebirges empor. Es ist dies die von Schifffahrern des Alterthums weiland gefürchtete Scilla, umwimmelt von ihren brüllenden Meerungeheuern; gegenüber der kochende Charybdis-Strudel. Doch scheut sie in unsern Tagen selbst der Fischer nicht, wenn er im leichten Nachen über die Wogen tanzt.

Die beiden Fahrzeuge von Palmi und Pizzo landeten fast zu gleicher Zeit am Ufer. Fortunatus, nachdem er seine Schiffer befriedigt, eilte alsbald den Capo Ruota zu sprechen, und ihm Cecco's Schicksal zu melden, oder tröstende Nachricht zu hören.

Aber ein Gedränge zusammengeströmter Menschen versperrte lange den Weg zum Boote desselben. In allen Gesichtern prägte sich mit einer unruhigen Neugier zugleich Bestürzung aus. Nach einer Weile spaltete der Haufen der Leute aus einander, um einem langsamen Zuge, der vom Fahrzeuge kam, Raum zu geben. Man trug, vermittelst einer Art von Todtenbahre, einen Mann auf zusammengelegten Segeltüchern hingestreckt. Wie der Zug an dem Schweizer vorüber kam, und dieser den Blick auf die Person warf, welche das allgemeine Mitleiden erregte, erkannte er dieselbe, welche im Hauptquartier zu Monteleone als Graf Alvaro di Ribera erschienen war. Das Antlitz desselben war bleich und verzogen, doch bewegten sich die Augenlieder noch mühvoll, wie die eines Schlaftrunkenen.

Der Menschenschwarm begleitete den Zug. Fortunatus blieb zurück, den Capo Ruota zu sehen. Wirklich sprang dieser eben ans Land.

„Sie haben Unglück erlebt, Signor Cavaliere!“ rief ihm der Schweizer entgegen.

„Freilich, freilich!“ erwiederte jener verdrießlich und betrübt, hielt ihm seine Zither dar, und zeigte mit dem Finger auf die zerrissenen Saiten und drei von Flintenkugeln hindurch geschlagene Löcher: „Eins, zwei, drei! Die elenden Barbaren, welche ihre Rache an der Guitarre nehmen, wie ein dummer Hund den Stein beißt, der gegen ihn geworfen wird! Ist diese Nation, für die ich viel gethan, nicht eine falsche, undankbare Delila, welche ihrem Simson mit eigener Scheere die Haare abschneidet und ihn den Philistern, und sich dem Elend hinliefert?“

„Ich dächte,“ sagte Fortunatus, „Sie würden sich glücklich preisen, daß die Laute im Kugelregen, statt Ihrer, die Gefahr nahm.“

Der Capo Ruota drückte das Saitenspiel mit einer gewissen Zärtlichkeit an seine Brust und antwortete: „Es war das Letzte, was das arme Ding für mich that. Wunder hab' ich damit verrichtet; größere Wunder als Amphion! Dies Holz war ein eherner Schild, der mich deckte, und sein Klang Posaunenruf an die Sklaven zur Freiheit. Ein Priester hatte auf St. Cäziliens Altar Messe darüber gelesen und benedicirt. Jetzt ist's vorbei! Alles geb' ich verloren. Merken Sie das, Signor Linthi, ich sage, der Teufel bleibt Meister, die Guitarre ist hin!“

„Aber ich sah hier auch den Grafen Ribera vorbeitragen,“ unterbrach ihn Herr Linthi, „er scheint verwundet zu sein, vielleicht gefährlich.“

„Eben darum; der Teufel bleibt Meister, die Guitarre ist hin!“ versetzte Pasquale. „Nur ein paar Fingerstriche durch die Saiten, Herr, vom Felsen wäre kein Schuß gefallen. Nun traf jede Kugel, denn sie war durchlöchert. Eine schlug dem Kerl am Steuerruder den Daumen morsch ab; eine andere fuhr dem Grafen vom Nacken durch den Leib.“

„Können Sie mir vom jungen Cecco Botschaft geben?“ fragte Fortunatus mit ängstlich auf ihn gerichteten Augen.

„Der Page?" antwortete Pasquale gleichgültig: „Der ist mit dem Prinzen von Hessen. Ich sandte ihn mit Aufträgen."

„Aber," seufzte Fortunatus, „es scheint Unglück begegnet. Ich fand die Kleider des Pagen in den Händen der Zigeuner."

Der Capo Ruota nickte bedeutsam mit dem Kopf und sagte, indem er auf den Zehen davon schlich: „Ja, ja, der Teufel bleibt Meister, die Guitarre ist hin!"

Der Schweizer, hier trostlos gelassen, verlangte Herberge für die Nacht, um alsdann die Marchesana aufzusuchen. Ein freundliches Mädchen, welches er ansprach, führte ihn zu einem neuen, artigen Hause, halb von Reben umsponnen, halb von Fischernetzen bedeckt, und bedeutete ihm: nirgends werde er besser aufgehoben sein, als bei diesen ihren eigenen Verwandten. In der That empfing er gefällige Aufnahme, und sobald er sich mit dem Nothwendigsten erfrischt hatte, begleitete ihn der Fischer in eigener Person zum Schlosse.

---

## 30.

### Bedenkliche Aussichten.

„Wie?" rief Linthi, als er wieder am Strande stand, und der Fischer ein kleines Boot von der Kette ablösete: „Muß ich hinüber zu den Felsen?" Er zeigte dabei mit der Hand auf das Vorgebirg im Wasser, auf dessen Höhe man Mauerwerk und Felsen kaum von einander unterscheiden konnte.

„Wir haben hier kein anderes Schloß, als auf Scilla," erwiederte der Fischer und stieg zu dem Reisenden in den Nachen, „und fallen die Franzosen nicht in Luftbällen aus den Wolken, so wird es keiner erobern. Das steht droben fest wie die Welt auf eigenen Pfeilern. Das große Erdbeben konnte da nur ein paar

Häuser und Mauern umstoßen, das unsere ganze Stadt wie ein Spiel Karten, mit Kirchen und Klöstern, durch einander warf. Wäre unser alter Fürst, hab' ihn Gott selig, damals im Schlosse geblieben, und nicht beim ersten Stoß herabgeflohen, er hätte seinen Graukopf noch lange dort zum Fenster hinausstecken können. Das Meer fraß ihn, wie tausend Andere; keine Spur blieb übrig. Mein Vater, mein Großvater und meine Mutter sind hier auf dem schönen Platze umgekommen, als das Meer dreißig Palmen hoch darüber schlug. Ich war ein siebenjähriger Bube und blieb in einem Olivenbaum hängen, über einer Eisbude."

Der Platz, auf welchen er zeigte, war eine geräumige Ebene, die sich vom Scillafelsen hinweg kaum über den Wasserspiegel erhöhte, und eben jetzt mit Lustwandelnden beiderlei Geschlechts bevölkert. Der Fischer aber ruderte den Kahn bis zum Felsen, wo Fortunato ausstieg, und seiner zu warten befahl. Eine in das Gestein gehauene Stiege führte in mehreren Windungen zum Berg hinauf, dessen breiter Rücken ein weitläufiges Gemäuer mit kleinen, alterthümlichen Thürmen, Wohnungen und innern Höfen trug. Eine Schildwacht bei der Pforte hielt den Ankommenden auf; ein Korporal nahm ihm den Paß ab, entfernte sich, erschien nach einiger Zeit wieder und geleitete ihn durch finstere Gänge und Gewölbe ins Innere zum Portencommandanten.

Der Offizier redete ihn, voll unverhehlter Freude, sogleich in den kräftigsten Gurgellauten der Berner Mundart an, und gab sich damit, dem Schweizer sehr willkommen, als Schweizer zu erkennen. Er war Hauptmann beim Regiment Wattewyl in englischem Dienste, und hatte hundert Fragen nach dem Vaterlande, ehe Herr Linthi zur einzigen gelangen konnte, die ihm am Herzen lag.

„Befindet sich," sagte er endlich, „im Schlosse unter Ihrer Obhut noch eine Dame von Stand aus Sizilien?"

— Eine alte Marchesa — erwiederte der Hauptmann — ich

glaube von Messina. Allerdings, sie ist hier mit ihrem kleinen Hofstaat; jedoch nur pour quelque temps, hör' ich. Sie geht nach Sizilien zurück. Was haben Sie mit der grämlichen Betschwester zu schaffen?"

„Könnt' ich ihr gemeldet werden? Ich muß sie noch heute sprechen."

— Annoncirt können Sie werden, aber ich zweifle, ob man Sie empfängt. Sie weiset jeden ab.

„Lassen Sie ihr sagen, ich bitte, als Ueberbringer wichtiger Nachrichten, nur um eine Minute Gehör. Es betreffe einen ihrer Pagen, Namens Cecchino Cappa."

— Sie werden bald Antwort hören! sagte der Commandant, und ging hinaus, Befehle zu ertheilen. Ein alter Soldat brachte unterdessen brennende Lichter, Weinflaschen und Gläser, kalte Küche, Tabak und Pfeifen.

„Trinken wir eins und pütschen an!" rief der zurückkehrende Offizier, indem er seinen großen Meerschaumkopf aus einem alten Seidentuch wickelte und mit Knaster füllte. Der Wein ist von bester Qualität, aber der Tabak hier zu Lande gäng schlecht. Sie werden es in Sizilien erfahren. Stoßen Sie an, Landsmann, unsere Schweiz soll leben!"

Gern gehorchte Fortunatus dieser patriotischen Einladung. Er erkundigte sich sogleich nach seinem Bekannten im Regiment Wattewyl, dann nach dem Zustand des Regimentes Frohberg, und verhehlte den eigentlichen Zweck seiner abenteuervollen Reise nicht. Aber er hatte sich keines tröstlichen Berichts zu erfreuen; und wie die ganze Reise eine Kette von Widerwärtigkeiten gewesen, drohte sie nun auch am Schlusse noch mit gänzlicher Vereitlung der Entwürfe, die ihn von Triest hierher geleitet hatten.

„Sie werden sich doch nicht beim Militär wollen engagiren lassen?" rief der Commandant: „Herr, je vous assure, Sie

wären zu bedauern. Unser Regiment war in Aegypten schon auf 400 Mann zusammengeschmolzen. Nun hat man's wieder aus allerlei Nationen componirt. Die meisten Schweizer hatten vorher bei den Franzosen gedient, und wurden in der Schlacht bei St. Eufemia von den Engländern gefangen. Die haben nun Dienst bei uns genommen, sind aber schlechte Bursche, gäng unzufrieden, weil sie bei den Franzosen mehr Freiheit genossen. Jetzt bekommen vierundachtzig den Abschied. Uebrigens besteht das Regiment mehr aus Polaken als Schweizern. Sehen Sie, Herr, und wir Schweizeroffiziere sind so übel daran, als die Gemeinen; mit den englischen und sizilianischen ist kein Umgang zu halten. Man grüßt einander auf der Straße nicht. C'est une vie abominable, sag' ich."

„Ich denke," erwiederte Herr Linthi, „zum Regiment Frohberg nach Malta zu gehen."

„Herr Landsmann, den Plan rath' ich Euch aufzustecken!" versetzte der Commandant: „Das ist durchweg rebellisches, meuterisches Gesindel, ohne Subordination. Da sind Deutsche, Schweizer, Polaken, Türken, Albanesen, der Auswurf aller Menschen beisammen. Ein paar Offiziers sind schon massacrirt; ein paar so maltraitirt, daß sie zum Dienst unbrauchbar wurden."

Dem guten Fortunatus entsank Muth und Hoffnung, je mehr der Hauptmann erzählte. Er wünschte sich nach Triest und zu den alten Musterkarten zurück.

Inzwischen kam einer von den Leuten des Commandanten und meldete, die Frau Marchesa erwarte den Fremden, der sie zu sprechen verlange.

„Das ist mir ein Mirakel!" rief der Offizier, „ich gratulire de tout mon cœur zu diesem unverhofften tête-à-tête. Unser einer kann sich dieser Gnade noch nicht rühmen. Aber, man versichert, die Alte soll unter ihren Jungfrauen ein paar lustige Töchter haben, die jedoch strenger als Nonnen bewacht sind. Man ennuirt sich

sträflich im leeren Felsennest hier. Nun, adieu, Landsmann, bon plaisir und à revoir!“

Draußen harrte seiner schon, die Laterne in der Hand, ein betagter Diener der Marchesa. Sein weiß gepuderter Kopf mit dem steifen Haarzopf über den Rücken, die altmodische Livree, deren Silbertressen das röthliche Licht der Handleuchte blitzend durch die Dunkelheit zurückwarfen, verkündeten ebensowohl den Reichthum oder Rang der Gebieterin, als ihre Vorliebe für die Sitten eines verschwundenen Zeitalters. Fortunatus folgte diesem Führer durch einen kleinen Hof, durch gewölbte Gänge und Bögen und finstere Gemäuer, welche zum Theil noch aus den Tagen der streitbaren Normänner stammten, und auf Grundlagen ruhen mochten, die einst dem Minerventempel der Vorwelt, oder dem Wachtthurm des Anaxilaus gegen die Seeräuber gehörten.

Als sie endlich durch mancherlei Irrgänge gewandelt waren, machten sie vor einem Gebäude Halt, welches die andern an Größe zu übertreffen schien, wie wenigstens die ungewissen Streifen des Laternenlichts zu den Mauern hinauf andeuteten. Der Diener schloß die Pforte auf und führte den Fremdling in ein kleines, spärlich erleuchtetes Vorgemach, wo er zu verzögern gebeten wurde, bis die Befehle der Marchesana Viogänni eingeholt sein würden.

In den wenigen Augenblicken seiner Einsamkeit durchfuhr es die Glieder des guten Schweizers, wie fieberartiger Schauder. Nicht, daß es ihm Grauen verursachte, vor die hohe sizilianische Dame hinzutreten, deren Namen er so oft, und oft unter seltsamen Verhältnissen, gehört hatte, oder auf deren Gönnerschaft er für seine Zukunft in Sizilien vielleicht noch heimlich rechnete: sondern er fürchtete den nahen Augenblick, welcher ihm über Cecco's Schicksal eine traurige Gewißheit verleihen konnte, die er sich bisher mit allerlei andern Möglichkeiten und Vermuthungen zu verdunkeln bemüht gewesen war.

31.

## Die Audienz.

Der vorige Diener erschien und öffnete die Thüren eines weiten hochgewölbten Zimmers. Ungeachtet im Hintergrunde desselben mehrere Wachskerzen auf großen silbernen Armleuchtern brannten, verschlangen die dunkeln Tapeten doch das Licht in dem Maße, daß sich die breiten Lehnsessel mit ihrem alterthümlichen Schnitzwerk, die kleinen Tische und schmalen Spiegel mit verblichenen Goldrahmen nur schattenhaft längs den Wänden erkennen ließen. Vermuthlich war hier der alten Fürsten von Scilla Prunksaal gewesen, wenn sie vor Zeiten den Vasallen Gehör gaben und ihre angestammte Herrlichkeit entfalteten.

Indem Fortunatus eintrat, kam auf entgegengesetzter Seite, durch die Thür daselbst, ein Frauenzimmer von majestätischer Haltung ins Zimmer. Die Dame that nur wenige Schritte, erwiederte seine Verbeugung mit einer leutseligen Verneigung des Hauptes, und, nach Auswechslung der ersten Höflichkeiten, in denen sie sich als Marchesa Vioganni zu erkennen gegeben, lud sie ihn mit einer Bewegung der Hand ein, sich auf einem schon bereit stehenden Sessel niederzulassen. Sie selber wählte ihren Platz vor ihm auf einem kleinen Sofa. Das Aeußere dieser Frau machte Anspruch auf Ehrerbietung, wie gefällig sie auch in ihrem ganzen Benehmen war. Schwarzes Haupthaar, von dem unter der enganschließenden, aber kostbaren Spitzenhaube nur wenig sichtbar blieb, so wie dunkle Farbe eines faltenreichen Kleides von kaffeebraunem Seidenstoff ließen die Bläße ihres Gesichts noch merklicher hervortreten, welches ungeachtet der etwas eingesunkenen Wangen und des feierlichen Ernstes, an die flüchtigen Tage der Schönheit mahnte. Ein schwarzes Büchlein mit goldenem Schnitt in der wohlgebildeten, weißen Hand, dazu ein Rosenkranz, der mit einem schimmern-

den Goldkreuz endete, erinnerte an die gegenwärtige Frömmigkeit der edeln Dame.

Herr Linthi fand sich schon anfangs durch eine etwas befremdende Frage, nämlich um Ursache seines Besuchs bei so später Tageszeit, verlegen. Er glaubte folgern zu dürfen, daß der Creole nicht angelangt sei, sogar seiner nicht brieflich erwähnt habe. Dies bewog ihn, in seiner Antwort weit auszuholen, schon vor der ersten Bekanntschaft mit dem jungen Cecchino Cappa, ihrem Pagen, auf der Austria, und dem Untergang dieses Schiffes an der Marina Siderno. Er sprach von der zwischen ihnen beiden entstandenen Freundschaft, vom Leben in Gerace, von der Trennung in Monteleone, und wie der junge Mensch im Schutz des Prinzen von Hessen-Philippsthal nach Sciglio zu seiner Gebieterin gereiset sei, oder habe reisen wollen.

Er unterbrach die Erzählung mehrmals, als wolle er der Marchesa Gelegenheit geben, ein Wort über den Vermißten fallen zu lassen; oder als trag' er Scheu, endlich des Augenblicks zu erwähnen, da er des Knaben Gewand bei der Zigeunerin gefunden. Allein das beharrliche Schweigen der Dame, und die Aufmerksamkeit, welche sie doch seinem Berichte gönnte, wurde jedesmal zur Fortsetzung desselben eine stille Aufforderung. So erwähnte er, mit fast zitternder Stimme, zuletzt des traurigen Anblicks, der ihm bei Palmi geworden, doch nicht ohne das Gemüth seiner Zuhörerin schonend vorbereitet zu haben, das Schrecklichste anzuhören.

Diese aber vernahm das mit derselben Gelassenheit, wie zuvor den Beginn seiner Mittheilungen. Statt weitere Erkundigungen über ihren Pagen zu versuchen, wandte sie kurz ab das Gespräch auf den Erzähler selbst und seine Herkunft.

„In der Schweiz,“ sagte sie, „wohnt noch zahlreicher alter Adel?“

— Vielleicht mit Ausnahme einiger altgeschichtlicher Geschlechter

sind die andern längst ausgestorben, oder ausgetrieben, oder ausgewandert, oder vergessen in der Masse des Volks untergesunken. Die Uebrigen sind insgesammt jüngern Gepräges, welches meistens in fremder Fürsten Söldnerdienst geholt wurde.

„Also wäre dies auch der Fall bei Ihrer achtbaren Familie?"

— Mit nichten, gnädige Frau. Ich bin der Glücklichen Einer, die über ihre Herkunft weder erröthen, noch stolz sein dürfen. Meine Aeltern waren, wie meine sämmtlichen Vorfahren, soviel mir bekannt geworden, sehr wackere Landleute.

„Landleute!" rief die Marchesa, und zum ersten Male änderten ihre Gesichtszüge, in denen sich eine Verwunderung zeichnete, die auch wohl Bestürzung heißen konnte: „Wie verstehen Sie das Wort Landleute bei sich in der Schweiz? Wahrscheinlich große Land- und Güterbesitzer mit weitläufigen oberherrlichen Rechtsamen?"

— Oberherrliche Rechte, schon längst nicht erheblich, sind bei uns verwischt. Der Arme hat's Recht, wie der Reiche. Für weiter Ländereien Besitz ist das Ländchen zu klein. Vom Landbau, Gewerb und Handel leben wir Alle. Wer nichts hat, der bettelt, wenn man's leidet; oder er trägt, als Soldat, seine eigene Haut in fremdem Kriegsdienst feil.

„Heilige Mutter Gottes, welche Wirthschaft!" rief die Marchesa: „Keine Herrschaft! kein Adel! Und, wer sollt' es glauben, mitten in unsern Tagen, mitten im christlichen Europa, ein solches Land! Aber, wenn ich Sie recht verstanden, Signor, stehen auch Sie im Begriff, wegen einer Offiziersstelle nach Sizilien zu gehen. Sie aber scheinen das Kriegswesen aus Vorliebe zu wählen?"

— Allerdings; denn im Gewerb und Handel geht's schlechter und schlechter. Zur Landwirthschaft fehlt mir das Land; mein Vater, ein Zuckerbäcker in Deutschland, starb früh — —

„Zuckerbäcker!" sagte die Dame, staunte ihn mit wunderlicher

Miene an, und rückte leise auf dem Sofa zurück: „Zuckerbäcker! — Nun das ist,“ fuhr sie darauf fort, indem sie sich sammeln und verbessern wollte, „das ist ja recht artig! Warum aber melden Sie mir eigentlich dies Alles?“

— Gnädige Frau, weil Sie mich fragen, glaub' ich Ihnen über meine unbedeutenden Verhältnisse erwiedern zu müssen. Verzeihen Sie, daß ich Sie mit Kleinigkeiten behelligte. Wenn ich auf meiner Reise durch Sciglio mir erlaubte, um die Ehre eines viertelstündigen Gehörs — —

„Ganz recht,“ erwiederte ihm die Marchesa: „Sie wollten mir Nachricht von dem Creolen bringen, welchen Sie kennen lernten. Ich danke Ihnen. Vielleicht bedürfen Sie einiges Reisegeldes. Sie haben im Schiffbruch, wie Sie sagten, Alles eingebüßt. Es gereicht mir zum wahren Vergnügen, wenn ich — —“ Hier wollte sie aufstehen, wie um das Fehlende herbeizuholen.

— Ich bitte demüthig, gnädige Frau, nicht das! — sagte Fortunatus: für die Fortsetzung meiner Reise bin ich reich genug.

„Aber Sie haben vermuthlich dem Creolen Vorschüsse aus Ihrem Eigenen — — Ja, ich erinnere mich jetzt genau, davon in einem Briefe Erwähnung gefunden zu haben. Vergönnen Sie mir, als Schuldnerin, die Wiedererstattung zu übernehmen.“

— Nein, Signora Marchesana, auch das führte mich nicht hieher. Allein nur in aller Ehrfurcht möcht' ich — —

„Nun, und doch werden Sie mich nicht zwingen wollen, eine Undankbare zu sein. Ich will Sie demnach bitten, sich morgen noch einmal aufs Schloß her zu bemühen. Sie sagte dies, indem sie sich vom Sofa erhob: „Wir sprechen morgen noch ein Wort. Vielleicht kann ich Ihnen in Messina oder Palermo Gefälliges erweisen. Heut' ist's spät. Mich erwarten noch Geschäfte.“

Sie gab bei diesen Worten mit einer Handbewegung und leichten

Verneigung des Hauptes dem ebenfalls aufgestandenen Schweizer ein Zeichen, er sei beurlaubt.

Er aber drückte schon in der Geberde seine Bitte um einige Nachsicht aus, und sagte: Nur noch eine einzige Frage, fleh' ich, mir zu gestatten, nämlich: ist der Creole im Schloß von Scilla?

„Es ist kein Creole hier.“

— Nicht hier? nicht hier? – rief Fortunatus erschüttert mit lauter Stimme. Die Marchesa selbst fuhr, wie eine Nervenschwache, bei seinem Rufe zusammen.

„Ich bitte,“ sagte sie, „mäßigen Sie sich. Ihr Geschrei erschreckt mich.“

— Nicht angekommen! — fuhr Fortunatus mit leichenblassem Antlitz und bebender Stimme fort: Hätten Sie vielleicht bestimmtere Nachrichten von dem, was ihm begegnete? Wäre er — — wäre Cecco nicht mehr — — o gnädige Frau, vergeben Sie mir — — wäre er nicht mehr —

„Glauben Sie,“ antwortete die Marchesana mit voller Gelassenheit: „glauben Sie nur, der Creole ist nicht mehr —“

— Ist nicht mehr am Leben! — schrie Fortunatus, schlug die Hände in einander und Thränen stürzten aus seinen Augen. Er bemühte sich umsonst, seinem Schmerz Gewalt anzuthun, sank auf den Sessel zurück, den er zuvor eingenommen hatte, und verhüllte sein Gesicht.

Die Marchesa stand einige Minuten in schweigender Verlegenheit vor ihm; machte dann mit raschem Schritt einen Gang durch den Saal auf und nieder, entweder unwillig und unentschlossen über die durch den Fremdling verletzten Regeln alles Schicklichen, oder beängstigt durch die Unmäßigkeit der Trauer.

„Mein Herr,“ sagte sie endlich, „mir steht es weder zu, nach der Ursache eines Benehmens zu forschen, mit dem Sie mich erschrecken, noch fühl' ich Neigung, sie zu wissen. Aber doch muß

ich Sie ersuchen, mich jetzt zu verlassen. Ich werde Ihnen morgen die Stunde melden lassen, wann ich das Vergnügen haben kann, Sie noch einmal auf dem Schlosse zu sehen."

Fortunatus, indem er mit dem Taschentuche seine Thränen trocknete, strengte sich an, wieder Fassung zu gewinnen. Aber dies Taschentuch, welches er in der Eile ergriffen, nicht das, was er wollte, reizte seinen Schmerz nur noch heftiger auf. Es war das ehemalige Hauptttuch des Creolen mit Eufemiens Stickerei. Beim Anblick desselben war ihm, als berühr' er die Leiche des geliebten Knaben selber. Er fiel stillschweigend in den Sessel zurück, von welchem er sich erheben wollte, und drückte das Tuch an sein Gesicht.

„Ich bitte Sie noch einmal," sagte die Marchesa, „beruhigen Sie sich, mein Herr, und ersparen Sie mir das unangenehme Gefühl, Zeugin dieses, ich muß es sagen, unmännlichen Betragens zu sein. Morgen lass' ich Sie wieder zu mir rufen; denn jetzt sind Sie nicht in der Stimmung, das zu hören, was ich Ihnen allenfalls zu eröffnen haben könnte; oder Fragen zu beantworten, welche ich an Sie zu richten hätte."

Fortunatus lispelte leise für sich, ohne auf die Marchesa Acht zu haben: „Cecco! Armer Cecco!"

„Erlauben Sie," fuhr die Marchesa mit steigender Verlegenheit und Ungeduld fort, „daß ich Sie durch einen meiner Leute nach Ihrer Wohnung begleiten lasse. Morgen wird Sie der Nämliche wieder zu mir führen."

„Gnädige Frau!" versetzte Fortunatus, indem er sich nach einem tiefen Seufzer ermannte, aufstand und in halber Verwirrung den abgelegten Hut suchte: „Meine Geschäfte im Schlosse sind abgethan. Morgen bin ich nicht mehr in Sciglio. Verzeihen Sie gnädig, wenn ich in Ihrer Gegenwart die Pflichten des Anstandes vergaß. Die Natur hat keine Sitte. Mir brach das Herz."

„Es ist unumgänglich nothwendig, Signor, ich muß Sie morgen wieder sehen!" sagte die Marchesa: „Sie werden morgen ruhiger sein, und mich nicht mehr durch die Ungeberdigkeit Ihrer Betrübniß in Erstaunen setzen."

— Nein, gnädige Frau, ich werde nie ohne Thränen von jenem unglückseligen Kinde reden können, — versetzte Fortunatus: und werde immer erstaunen, daß, wer es gekannt hat, sich trockenen Auges desselben erinnern kann.

„Mein Herr — —" sagte die Dame mit einem Ernst, der ihre Empfindlichkeit ausdrückte.

Aber Fortunatus, in der Stellung, sich von ihr zu beurlauben, unterbrach sie und sagte: „Gewähren Sie mir die letzte Bitte, gnädige Frau. Was haben Sie über Cecco's Tod erfahren? Durch welche verruchte Hand verlor der Engel sein Leben? Wo ist sein Grab?"

„Der Fragen sind für heute zu viel. Morgen!"

— Morgen bin ich auf der Wallfahrt zu diesem heiligen Grabe, morgen auf dem Weg, die Unschuld zu rächen. Das allein kann nur noch die Aufgabe meines eigenen Lebens sein. Ich weiß, es ruhte ein geheimnißvolles Dunkel über diesem verlassenen Creolen. Noch ist mir in seinem Schicksal nicht Alles lauter. Aber, Gott wird mir helfen; es muß licht werden!

„Glückseligste Jungfrau von Nazareth, warum die Drohungen? Sie sind in einer Aufwallung, mein Herr, in einer Leidenschaftlichkeit, die mir nicht erlaubt, Sie länger anzuhören. Ich bitte Sie, mich verlassen zu wollen."

— Warum, Signora Marchesa, verweigern Sie eine leichte Antwort auf meine Frage? Nichts, als die Antwort könnte meinem Schmerze wohlthun. Wenn Sie Zeuge gewesen wären, wie liebevoll Cecco Ihrer und nur Ihrer gedachte, so oft — —

„Sie setzen mich in die Nothwendigkeit, Beistand zu rufen!"

sagte die Marchesa mit Unwillen, und zog heftig an einer Schnur, davon eine Glocke im Außenzimmer laut ertönte.

— So sei's! — seufzte der Schweizer: Sie bedürfen keiner Hilfe. — Er verbeugte sich und ging.

„Ich möchte Sie nicht beleidigt von mir lassen," rief ihm die Dame mit sanfterm Tone nach: „ich zähle darauf, Sie morgen wieder zu sehen. Sie werden es nicht bereuen, aufs Schloß gekommen zu sein."

— Ich habe nun nichts mehr zu fragen, nichts mehr zu hören! — erwiederte der Jüngling halb zurückgewandt mit trocken abfertigendem Tone. Indem trat der alte Diener hastig herein, geschreckt durch den ungewohnt stürmischen Glockenruf, und, auf den Wink seiner Gebieterin, begleitete er den Fremden hinaus.

Schon waren beide, der Diener mit der Laterne zündend, langsam voran, die Treppe hinab, zur Hauspforte gekommen, als Fortunatus, in allen Taschen suchend, das Tuch des geliebten Knaben vermißte. Er blieb stehen und machte mit seinem Verlust den Alten bekannt. Dieser zeigte sich sogleich bereitwillig, in den Saal zurückzukehren, das Vergessene zu holen. Aber dem Jüngling, bei seinem gereizten Zustand, und bei dem hohen Werth, welchen er auf die ihm gebliebene Reliquie des unglücklichen Lieblings setzte, war der abgemessene Schritt des betagten Livreeträgers zu träge. Er flog, eh' dieser sich drehte, die Treppe wieder hinauf, durch den langen Gang in das Vorgemach. — Hier hörte er seinen Namen, Fortunato, von einer entfernten Stimme rufen, die das Blut ihm in allen Adern erstarren machte. Bestürzt sah er nach den Wänden ringsum. Keine Fuge, keine Oeffnung, keine andere Thür, als die des eben verlassenen Saals. Er suchte umher; er horchte; er hörte keinen Ton mehr, als die schallenden Tritte des alten Mannes auf der Schloßstiege. — Es wandelte ihn ein Grauen vor seiner Selbst-

täuschung an. Er trat in den Saal, seine Entschuldigung gegen die Marchesa Vioganni auf den Lippen.

---

## 32.

### Das Hauptluch.

Die Dame befand sich wirklich noch daselbst und warf, bei seinem Eintritt, einen ungehaltenen Blick auf den Unangekündeten. In ihrer Gesellschaft war jetzt ein anderes Frauenzimmer, welches, mit ihr im Gespräch begriffen, Cecco's Seidentuch betrachtend in die Höhe hielt.

„Verzeihung!“ sagte Fortunatus, indem er sich durch den Saal den beiden Damen näherte: „jenes Tuch ward von mir vergessen.“

Die gegenwärtige Trägerin desselben, die, vertieft in die Beschauung des Fundes, ihn nicht beachtet hatte, verrieth durch ein flüchtiges Zusammenfahren ihre Ueberraschung. Dann aber ging sie ihm selbst entgegen und überreichte ihm sein Eigenthum schweigend, mit einem zwar anmuthigen Lächeln, in welchem aber etwas Schalkhaftes schwebte, als machte sie sich heimlich über die Bedeutsamkeit des Tuches und die Dringlichkeit des jungen Herrn lustig.

Es war eine Schöne von etwa neunzehn Frühlingen und, nach den Brillanten an ihren zarten Fingern und den großen Perlen zu urtheilen, die durch ihr dunkles Haar geflochten schimmerten, von hohem Range. Ihr feiner Gliederbau, von weißem Marlyzeuge umflossen, wie vom Schneelicht, bewegte sich mit dem Reiz und der Leichtigkeit einer Dianen-Nymphe. Um die helle Stirn, und seitwärts, zwischen Hals und Nacken gaukelten nachlässig zerfallene Locken, finsterglänzend, als wären sie aus schwarzem Glasguß gesponnen. Da Fortunatus, um das Tuch zu empfahn, die Augen ehrfurchtsvoll aufschlug und ihr in das sanfterröthende Antlitz blickte, vergaß er im ersten Erstaunen beinahe die dargereichte Reliquie an-

zunehmen. Denn die, welche ihm das Gesuchte entgegenhielt, war, nur schöner, und mit einem Gesicht, wie Dichter sagen, von Lilien und Rosen, dem Creolen schwesterhaft ähnlich.

„Es scheint beinahe," sagte sie mit seligem Lächeln, „ich bin meinem Freunde Fortunato seit einer Woche fremd geworden."

Der Jüngling erblaßte und starrte die fremde Erscheinung mit aufgerissenen Augen an, als sähe er in die Geheimnisse der Geisterwelt.

„Gräfin Beatrice," sagte die Marchesa, welche schnell herangetreten war, und nahm die junge Dame bei der Hand: „ich hoffe, Signor Linthi wird uns morgen die Ehre seines Besuchs gewähren. Jetzt aber ist der Augenblick nicht vorhanden. Kommen Sie in Ihr Zimmer; ich habe Mittheilungen von hoher Wichtigkeit zu eröffnen."

Indem die junge Gräfin ihre Hand zurückzog und mit derselben eine abwendende Bewegung gegen die Marchesa Vioganni machte, sagte sie zu Fortunatus mit sichtbarem Vergnügen über sein Erstaunen und doch wie über sich selber erröthend, mit gesenkten Blicken: „Gewähren Sie mir keine Erwiederung?"

„Ich darf es nicht zugeben!" rief die Marchesana dazwischen: „Gräfin Beatrice, ich erwarte Ihren Gehorsam."

Fortunatus, noch immer den Blick auf die Züge dieses schönen Angesichts geheftet, stammelte: „Gräfin Beatrice — —" und wieder: „die Stimme meines unglücklichen Cecchino!"

„Und seine Hand!" sagte die Gräfin, indem sie ihren halbentblößten, feingedrehten Arm ausstreckte und ihm vertraulich die zarte Hand bot: „Warum nennen Sie ihn unglücklich?"

Er bog das Knie unbemerkbar, küßte ehrfurchtsvoll die Hand, aber ließ sie wieder fahren und sagte: „Es ist unmöglich! Sie sind nicht Er! — Aber seine Schwester! — Ich bin irre und verblendet!"

„Nein, Signor Fortunato, nicht verblendet!“ entgegnete die junge Gräfin: „Da steht das fatale Geheimniß aufgedeckt vor Ihnen, das ich, nun wissen Sie Alles, unter keiner Bedingung und nicht Ihnen verrathen wollte, konnte, durfte; obwohl Eufemia und Signora Marcoli zu Gerace damit vertraut waren. Also nicht Ribera, nicht Reynier haben Sie befragt? — Sie antworten mir nicht? Fortunato, war ich denn nicht gezwungen, Sie zu täuschen? Vergeben Sie einer Unglücklichen, die in Ihrer Nähe sechs schreckliche Wochen verlebte und nur im Edelmuth des edelsten Mannes Schutz fand.“

Der Schweizer warf noch einmal einen Blick auf die Gräfin und sprach, wie für sich: „O mein Gott! — Mir ist Cecco — — er ist mir nun wahrhaft abgestorben. Ich suchte den theuern Creolen. Er begegnet mir wohl, aber in verklärter Gestalt. Ich suchte nur den Creolen.“

„Es hat keine geringe Mühe gekostet,“ antwortete die Gräfin muthwillig, „ihn wegzutreiben, hinwegzubeizen und wegzukratzen. Zwar in Mileto schon mußte er sich gefallen lassen, Mädchenkleider anzuziehen, weil ein sittsames Frauenzimmer ihn bis Sciglio begleiten wollte. Aber der unbändige Junge vereuropäerte sich nicht so leicht und hing mir treu in Mileto an, zum Theil in Seminara und hier noch. Verwünscht sei seine Anhänglichkeit! Und doch hatt' ich ihr und der unbarmherzigen Vorsicht meiner Kerkermeisterin auf der Austria so Großes zu danken. Grämen Sie sich um den Creolen nicht. Erlauben Sie, daß an der Stelle des häßlichen, ungezogenen Burschen, seine Schwester Ihnen erkenntlich sein darf.“

Der junge Mann wollte reden; aber seine Sprache stockte, so oft er die vor ihm schwebende Schönheit mit ungewissen Blicken betrachtete, während sie hinwieder sich an ihm nur belustigen zu wollen schien. Sie dünkte ihm auch von höherer Gestalt, von

edlern Zügen, als jener Knabe. Nur einzig ihre weiche, einschmeichelnde Stimme war seine Stimme. Das Herz schlug ihm stärker; er fürchtete, sich lächerlich zu machen, wenn er treuherzig in einen Betrug hineingehen würde, den die Dame ihm, oder vielleicht der Page selbst, durch Aehnlichkeiten oder Verwechselungen, spielen möchte.

„Meine gnädige Gräfin," sagte er mit verlegenem Lächeln, „wenn die Schwester des liebenswürdigen Creolen für ihn erkenntlich sein will, so wag' ich zu bitten, mir den Pagen selber zu zeigen."

„O den Pagen!" rief Gräfin Beatrice lachend: „den warf ich unterwegs endlich, zwischen Seminara und Bagnara, zum Wagen hinaus. Er machte mir in der prächtigen Chaise des Prinzen wahre Furcht. Er liegt nun im Walde von Solano; oder ist wieder, was er war, ein Landstreicher geworden."

„Im Walde von Solano?" wiederholte Fortunatus: „Hätt' ich davon Ahnung gehabt!"

„Mir lieber, daß Sie ihn da fanden, wie dies Tuch bezeugt," versetzte die reizende Beatrice, als daß die Reiter des Prinzen bemerkt hätten, wie das Bündel ins Gebüsch flog."

„Sie sind's!" antwortete ihr Fortunatus, und indem er die Augen himmelwärts wandte, setzte er mit unterdrücktem Seufzer traurig hinzu: „Aber — Du bist's nicht mehr!"

Die junge Gräfin schlug jetzt den Blick zu Boden, und hob, wie in einer stummen Bitte, die Hände gefaltet empor.

Während dieses Gesprächs stand die Marchesana, als stille Beobachterin, seitwärts. Ein leises Kopfschütteln bezeichnete von Zeit zu Zeit ihre Unzufriedenheit oder Ungeduld. Die Perlen des Rosenkranzes rollten in ihrer Alabasterhand schnell auf und ab. Jetzt trat sie abermals einen Schritt näher und sagte mit angenommener Ruhe: „Ich dächte, Gräfin Beatrice könnte jetzt den jungen, wak-

kern Mann entlassen; er wird von der Reise ermüdet sein. Es ist die Nacht hereingebrochen, und der Weg vom Schloß zum Meer und vom Felsen zur Stadt nicht angenehm."

„Ach, meine gnädige Tante," rief Beatrice liebkosend und sie mit einem Arm halb umfassend, „ängstigen Sie sich keineswegs; Sie wissen nicht, welche Nachtschwärmer Signor Fortunato und der Creole gewesen sind. Wir haben noch Vieles miteinander abzuhandeln. Warum auch verheimlichten Sie mir seine Ankunft? Wissen Sie wohl, daß Sie die Huld und Güte selbst und doch sehr grausam sind? Wer bürgt dafür, daß ich heute schon ein Wörtchen von seiner Anwesenheit vernommen haben würde, wenn mich nicht vorhin das Sturmläuten erschreckt und herbeigerufen, und dies Haartuch des Creolen alles Uebrige verrathen hätte? — Sie müssen meinen bisherigen Schutzgeist näher kennen lernen."

„Zweifeln Sie nicht, liebe Gräfin," sagte die Marchesa sehr liebreich zu ihrer Nichte, die in stiller Freude glühte, „ich kenne ihn genug, um ihn mit Ihnen zu bewundern."

„O nur aus dem Schattenriß meiner Worte!" versetzte Beatrice.

„Und aus dem," fiel die edle Dame ein, „was mir Signor Linthi mit liebenswürdiger Offenheit von sich und seiner würdigen Familie zu erzählen gefällig genug war, Sie mir aber verschwiegen."

„Was hätt' ich Ihnen verschwiegen, gnädige Tante?" entgegnete die junge Gräfin, „was wissen Sie mehr, als ich wußte? Geschwind beichten Sie mir von ihm!"

„Nicht eigentlich ihn betrifft's," sagte die Dame mit einem entschuldigenden Ton, „nur seine lieben Verwandten in der Schweiz, arme, aber sonst ehrliche Bauern. Er selbst freilich ist der Sohn eines, ich glaube, eines Kuchenbäckers oder Pastetenbäckers. War's nicht so, Signor Linthi?"

Fortunatus, dem es nicht entging, mit welchem gesuchten und demüthigenden Tone die liebreiche Marchesa dies sprach und wie

Beatricens Heiterkeit dabei plötzlich, wie vom Frost überfallen, zum Ernst erstarrte, fühlte die unverdiente Beleidigung, mit welcher der angestammte Stolz sizilianischer Großen ihm begegnete. Aber er verbarg den Unmuth und antwortete: „Um Verzeihung, gnädige Frau, ein Zuckerbäcker war mein vortrefflicher Vater."

„Hören Sie's also, Gräfin Beatrice?" fuhr die Tante fort, „ein Zuckerbäcker! das war Ihnen doch noch unbekannt."

Die Gräfin, welche erst auf Fortunatus, der in gutmüthiger Erhabenheit ruhig dastand, einen flüchtig forschenden Blick warf, dann die finster gewordenen Augen seitwärts gegen die Marchesana richtete, konnte ihre Empfindlichkeit nicht verhehlen, und sagte mit einer gewissen Hoheit in verweisendem Tone: „Signora, Sie werden mir diesen Augenblick etwas unklar. Warum blasen Sie, gleich dem Aetna, einen schmutzigen Rauchschwall durch den reinsten Himmel? Ich erinnere mich, daß mein Herr Vater, der Herzog von Piviafranca, nicht verschmähte, einen Fußfall vor Joseph Bonaparte, dem corsischen Advokatensohn, zu thun."

Die Marchesa warf den Kopf etwas zurück und ein lächelnder Spott umfing ihre Lippen: „Bei allen Heiligen des Paradieses! ich wußte nicht," sagte sie, „daß Signor Linthi auf dem Wege zum Königthum sei."

Rasch trat die junge Gräfin mit glühendem Gesicht zu dem Schweizer, ergriff seine Hand und sagte zur Marchesa: „Nicht erst auf dem Wege! Dieser edelsinnige Mann hat schon seine Königskrone aus der Hand der Tugend. Verzeihen Sie, theurer Fortunato; die erlauchte Marchesa Viaganni hatte mir weit würdigern Empfang für den Retter meines Lebens verheißen, sonst würd' ich Sie nicht hierher beschieden haben." — Sie sagte dies mit tiefer Bewegung; eine Thräne fing an, ihre Augen zu trüben.

Er beugte sich, drückte seine Lippen auf ihre Hand, und sagte: „Gestatten Sie, daß ich mich entferne. Mein Herz ist zu voll;

meine Sinne sind verwirrt. Gewähren Sie mir Ihr Mitleiden. Es schmerzt mich, daß mein Hiersein Sie und die Signora Marchesa entzweien konnte."

„Entzweien!" rief die Gräfin mit der ehemaligen Heftigkeit des Creolen und trat einen Schritt zurück: „Kann ich mich mit einer Welt entzweien, der ich nicht angehöre und nicht vereint bin? Oder sehen Sie, daß ich mich mit der Marchesa Vioganni entzweien könne, mit der ich wohl nie Eins war?"

Die Marchesa gerieth bei diesen Aeußerungen in sichtbare Unruhe, und nahte sich freundlicher, als sie je bisher gewesen, aber mit einer Freundlichkeit voller Angst, ihrer Nichte und sprach: „Beatrice, dürfen Sie so von der Schwester Ihres Vaters urtheilen?"

„O, daß die Liebe meines Vaters in der Brust seiner erlauchten Schwester wohnte!" seufzte die Gräfin.

„Und war's nicht meine Liebe," fuhr die Marchesa fort, mit einem Blick des Vorwurfs, „war sie es nicht, durch welche die Tochter meines Bruders vom Kloster und Nonnenschleier gerettet ward?"

„Offen, Signora, und ohne Hehl vor diesem offenherzigen und edelherzigen Sohn des Zuckerbäckers aus der Schweiz!" sagte die Gräfin, ihr entgegentretend, „war es nicht mehr noch Ihre Erbitterung gegen den Grafen Alvaro di Ribera, der mein väterliches Erbtheil suchte; war es nicht Ihr Stolz oder Ihre Gewissensfurcht, eine Selbstmörderin zur Nichte zu haben?"

„Heilige Mutter Gottes! wie ungerecht Sie der Zorn macht!" sagte die Marchesa sehr sanft und in beschwörendem Ton: „Ich wagte damals meine eigene Sicherheit für Sie, vergessen Sie es nie! Durch Ribera's Geiz und politischen Haß ward Ihr Vater am Hofe von Palermo verlästert, geächtet und büßte er seine gesammten Besitzungen in Sizilien ein. Ich rettete den größten Theil

derselben für Sie! — Es thut mir weh, in Gegenwart dieses fremden Mannes, Dinge solcher Art verhandeln zu müssen. Ich bitte, brechen wir ab. Mein Bruder Alvaro zwar ist jetzt in der Kriegsgefangenschaft der Franzosen; aber, Signora Beatrice, er kann noch zurückkehren!"

„Der Graf Ribera ist wirklich zurückgekehrt", sagte Fortunatus „er befindet sich in Sciglio, wo er mit mir zugleich diesen Abend ans Land trat."

Bei diesen Worten erblaßten beide Damen. Beide bestürmten den Herrn Linthi mit Fragen. Er erzählte, was er von der Entweichung des Grafen aus Monteleone und dessen gefährlicher Verwundung wußte.

„Signor Fortunato", sagte die junge Gräfin zitternd, „Sie schworen einst, mich, wie durch die Meereswellen, durch die Wogen des Lebens zu tragen. Ich bin eine Waise; verlassen Sie mich nicht."

Die Marchesa Vioganni dagegen zog die Glocke an und sagte: „Noch in der Nacht müssen wir uns über seinen Zustand Gewißheit schaffen. Ich sende Leute in die Stadt. Beruhigen Sie sich, liebe Gräfin."

Während Beatricens Tante eilfertig dem alten Hausdiener geheime Befehle ertheilte, trat Fortunatus zur jungen Gräfin und sagte: „Warum zittern Sie? Nein, wenn Sie auch für mich verwandelt und eine Andere geworden sind: nie werd' ich aufhören, für Sie derselbe zu bleiben. — Gönnen Sie mir auch, als Gräfin von Viviafranca, die Huld und das Vertrauen, mit welchem mich einst der unvergeßliche Cecchino beseligen wollte."

„Ich vertraue, und zittere nicht mehr!" erwiederte sie, und legte leise ihre Hand auf seinen Arm, indem sie ihm wieder mit der ehemaligen Zärtlichkeit des Pagen in die Augen sah. „Ent-

fernen Sie sich einstweilen, aber nicht aus Sciglio, und halten Sie sich bereit auf Alles."

„Ich bleibe!" sagte Fortunatus und wandte sich von ihr ab, wie wenn ihm unwohl wäre und er frische Luft suche.

Sie hielt ihn sanft zurück und sagte leise: „Wollen Sie mich meiden? Warum wenden Sie sich von mir?"

Er blieb stehen, das Haupt gesenkt, und erwiederte: „Das sollen Sie nicht fragen, theure Gräfin. O, was ist aus Ihnen, was nun aus mir geworden! — Ich habe meinen Bruder verloren."

„Wollen Sie darum die Schwester verstoßen?" lispelte sie ihm zu.

Er richtete einen brennenden Blick auf die Gräfin, die mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand. „Ein armer Soldat," seufzte er, „und die Tochter eines herzoglichen Hauses!"

— Fortunato, quälen Sie eine Unglückliche nicht. Herzen tragen keine Grafenkrone. Beobachten wir die Formen, welche die Welt uns vorzeichnet, und tragen wir duldend die Fesseln, welche die Verhältnisse uns geben. Mein Herz ist Cecco's Herz! — Nun still! die Marchesa kommt zurück.

„Mich wird dieser Abend tödten!" sagte die Marchesa: „Indessen, ich sende zwei meiner Leute zum Grafen in die Stadt, ihm meine Dienste anzubieten. Einer soll die Nacht zur Pflege des Verwundeten dort bleiben, der Andere uns Nachricht bringen."

„Vergönnen Sie mir," sagte Fortunatus, „in dieser Begleitung zur Stadt zurückzugehen?"

Ein gütiger Wink der Augen verkündete ihm den Beifall der jungen Gräfin, die zugleich drohend, mit schalkhaftem Lächeln den Finger erhob, als er das schwarze Seidentuch sorgfältig zu sich nahm. „Eufemiens immerblühende Rosen!" sagte sie.

„Die heilige Reliquie meines schönen Zwillingsbruders!" er-

wiederte er, und empfahl sich den Bewohnerinnen des Schlosses, um nach Sciglio zurück zu schiffen.

---

## 33.

### Das Bild.

Es war nach italienischer Uhr und Lebensweise so spät noch nicht, da er wieder ans Ufer trat; der Himmel von den glänzendsten Sternen, das Land von den fröhlichsten Menschen belebt: Gesang weit umher, hin und wieder heimliches Girren der Zithern. Lustgänger wandelten in der Abendfrische mit ihren Lustgängerinnen zwischen jungen Bäumen, wie Schatten des stillen Elysiums, die auch im körperlosen Zustande ihre Treue nicht vergessen. Im Glanz der Lampen vor dem Gewölbe der Eiskrämer, oder der Früchtehändler und ihrer zierlichen Pyramiden von duftigem Goldobst und Blumengewinden, saßen Herren und Frauen in ernster Unterhaltung von Königen und Schlachten, während seitwärts beim ungewissen Schein des Lichts einer Garküche junges Volk zum Trillern einiger Mädchenstimmen tanzte. Alles lebte und webte in Liebe, Nacht, Geheimniß und Anmuth.

Wenigstens dünkte es den jungen Schweizer so, welcher sich, nach den Wundern auf dem Felsen von Scilla, erst auf dem öffentlichen Platz der Stadt, zwischen ihrer heitern Bevölkerung sammeln und vom Rausch seiner Seele zur Nüchternheit genesen wollte, um den Schlaf zu finden.

Wohl fand er diesen, aber auch andern Morgens noch nicht die erwartete nüchterne Stille des Gemüths. Wie schlug sein Herz, als er aus der niedlichen Wohnung des Fischers ins Freie trat, und über dem Meer den Gipfel der Scilla in der Luftbläue wahrnahm, an dessen Kastell-Gemäuer die Sonne schmeichelnd ihre

schönsten Strahlen legte! Der Himmel schien sich zu neigen und den Jüngling bei jedem Lüftchen mit weichen Armen zu umfahen. Der Erdboden erwiederte elastisch den Druck seiner Fersen, und machte das Gehen zum tanzartigen Schweben. Ein Regen von Wohlgerüchen floß unsichtbar aus allen Zweigen, und die Wellen am Strande rauschten Musik.

Cecco war vergessen. Beatricens Herrlichkeit verdunkelte den ganzen Hintergrund seiner vergangenen Tage, und zog einen blendenden Strahlenschleier über die Zahl der künftigen. In diesen Augenblicken wünschte er nichts, fürchtete er nichts; er ging nicht mit sich zu Rath; er berechnete nichts. Er liebte, im harmlosen Bewußtsein der Gegenliebe. Nun erst verstand er den Sinn seines eigenen Lebens aus den letzten Monaten; den unüberwindlichen Zug seiner Seele zu dem Creolen; den Wahnsinn beim Abschied zu Monteleone. Nun erst fand er so vieler Räthsel Schlüssel; des Pagen Verwirrung und Davonspringen auf der Höhe von Siderno, da er ihn unter der Palme zum ersten Mal in seine Arme geschlossen; die Eifersucht des wunderbaren Kindes in Gerace; dessen Drohung, sich von ihm trennen zu müssen, wenn er das letzte Geheimniß erführe; alles ward ihm licht. Er schauderte zuweilen in sich selber bei der Erinnerung, mit einem Wesen wie Beatrice, und zwar wie er sie im Schlosse von Scilla gesehen, in naher Vertrautheit viele Wochen beisammen gelebt zu haben. Er wußte ihrer Klugheit oder den Besorgnissen der wachsamen Signora di Centi Dank, daß sie, entstellt und verkleidet, die eigene Schönheit vernichtet hatte.

Vermuthlich aber würde Fortunatus zuletzt doch mit seiner gegenwärtigen Seligkeit den langen Tag über in Verlegenheit gerathen sein, wenn nicht gegen Mittag schon ein Bedienter vom Schlosse erschienen wäre, ihm ein versiegeltes, schweres Briefchen überreicht und die Anzeige gemacht hätte, daß man ihn gegen Abend zur

erlauchten Marchesa und der jungen Gräfin abholen werde. Stoff genug zu neuen Träumereien.

Einstweilen mußte das Briefchen das Beste dazu thun. Es enthielt nur die wenigen Worte von Beatricens eigener schönen Hand: „Ich sehe Sie am Abend. Entfernen Sie sich nicht von Ihrer Wohnung. Ich habe die Einlage beschworen, Sie jede Minute an mich zu mahnen.“ Als aber die Einlage aus einem purpurfarbenen Saffianfutter zum Vorschein kam, bestand sie im niedlichsten und treuesten Feinbildchen auf Elfenbein, Beatricen darstellend. Anfangs überraschte ihn die Aehnlichkeit. Würde er vom Dasein der Gräfin nichts gewußt haben, hätte er das Gemälde für die Schöpfung eines Künstlers gehalten, welcher durch die Zauberei des Pinsels das Urbild einer göttlichen Hebe verwirklichen wollte. Aber schon nach wenigen Augenblicken fand der Bewunderer die Sache anders. „Wo ist die Seele geblieben?“ fragte er bei sich: „Wo das Spiel und die Sprache aller Empfindungen in den zarten Mienen? Wo der durchdringende, zündende Blitz dieser schmeichelnden Augen?“

In kunstrichterlicher Beschauung des Gemäldes und im stillen Berathen, ob man nicht das Schöne dieser und jener Gestalt vielleicht weniger mit den Augen, als mit der in uns gewahrenden Seele erblickt, war die Umfassung des Bildes von ihm ganz unbemerkt geblieben. Es schlang sich um das Kunstwerk des Pinsels das prächtigere Kunstwerk des Juweliers, aus großen, vielartig schimmernden Diamanten zusammen geordnet.

„Zu kostbar, nicht für sie, aber für mich!“ war sein erster Gedanke. Und nun erst ward ihm, als dränge und dehne sich eine gewaltige Kluft, mit ihrem unerforschbaren Abgrund, weiter als das hohe Scillaschloß von seiner Fischerbehausung, zwischen der Gräfin von Piviafranca und ihm aus. Da hinunter sanken alle seine Freudenhimmel, seine Hoffnungsblüthen; und das leere todte

Nichts blieb schwebend über der Tiefe für ihn zurück. Der frische Wind, mit dem er bisher im Meere der Träume gesegelt hatte, erstarb. Er mahnte ihn an das Zusammenfallen der Segel und Wimpel der Austria, in jener Stille des Ozeans, die dem zertrümmernden Südsturm voranging. Das Unheil zu vergrößern, fiel ihm das Wort „Zuckerbäcker" ein, welches gestern im Munde der Marchesa Vioganni, wie ein ungenießbarer Stein, herumgeworfen war, den man sich nicht zu verschlucken getraut. Das tödtete seinen Muth. Nun ward er in der That nüchtern.

Zu verständig, das Lächerliche seiner Leidenschaft nicht zu erkennen, beklagte er nur, ohne seine Schuld ihr Raub geworden zu sein. Was sollte Liebe zwischen einer sizilianischen Gräfin und einem armen, abenteuernden Schweizer, der eine Söldneruniform in englischem Dienst, als höchstes Ziel, hatte? Es klang wie romanhafte Grille, und noch dazu, wie Einfall eines schlechten Romans. Sollt' es aber Ernst gelten, so mußte dieser Ernst ihn am Ende zur Tollheit, und die liebenswürdige Nichte der Marchesa in verzweiflungsvolles Elend führen. Das konnte er für diejenige unmöglich wollen, für die er eines tausendfachen Todes zu sterben fähig war. Und er war Mann; und sein tausendfacher Tod die ewige Trennung von ihr, das Leben ohne sie.

Indessen stand es um seine Mannhaftigkeit doch sehr zweifelhaft, als Nachmittags der nämliche Diener, welcher am Morgen das Bild gebracht hatte, ihn abzuholen kam, und nun alle Finsterniß und Trübe seines Gemüths plötzlich wie ein Nebel verschwand, welchen die Morgensonne von einer Frühlingslandschaft wegtrinkt. Er folgte dem galonnirten Merkur, der ihn, statt in der Richtung zum Scillafelsen, durchs Städtchen leitete, und endlich in einen etwas verwilderten Garten treten ließ. Im Hintergrunde zeigte sich ein, wenn auch kleines, doch gefälliges Landhaus, halb zwischen Orangen und wuchernden Lorbeerbüschen versteckt. Vom Diener

hatte er schon vernommen, daß die hohen Herrschaften desselben das Schloß oder Kastell auf dem Vorgebirg mit dieser bescheidenen Wohnung vertauscht hätten, um dem schwer verwundeten Grafen Ribera näher zu sein.

Noch hatte Fortunatus nicht zwanzig Schritte durch die unerkünstelte Gartenwildniß gethan, als er, in sich zusammenbebend, Beatricen an der Seite ihrer Tante erblickte. Sie kamen ihm, wie es schien, in ernstes Gespräch vertieft, entgegen.

Die erste Begrüßung, etwas feierlich von Seite der Marchesa, etwas verlegen, fast linkisch von Seite des armen verzagten Schweizers, war von Seite der jungen Gräfin die herzlichste. So grüßt die stumme Liebe. Sie schwebte vor ihm wie ein aufflammendes Licht, im reizenden Erglühen ihres ganzen Wesens. Es schwamm eine Trunkenheit in ihren Augen, die wieder zur seinigen ward. So götterhaft glaubte er sie noch nie gesehen zu haben. Und doch war sie weit einfacher, als gestern, nur im leichten Hauskleide, von der eigenen Anmuth geschmückt, und von einem Strohhut beschattet. Aber unter einer solchen Nacht von schwarzen Locken hatte er solche Stirn, wie blendenden Schnee, und solche Wangengluth, und solchen Liebreiz um Kinn und Lippen nie im Leben gefunden.

Zum Glück hatte die edle Marchesana mit ganz andern Gedanken und Empfindungen Verkehr, als er. Sie wandte das Gespräch auf den bedenklichen Zustand ihres Bruders, und auf die beunruhigenden Aeußerungen zweier Aerzte, die sie noch in der Nacht von Messina über die Meerenge hatte kommen lassen. In ihrem Gesicht wohnte eine schwesterliche Betrübniß, welche aber dem Ton ihrer Stimme fehlte; und der Schweizer hatte Lebensart genug, die höfliche Trauer mit ihr zu theilen.

Weit feinere Höflichkeit bewies dagegen eine der Kammerfrauen oder Gesellschafterinnen, welche von der Marchesa, als diese nach

einer halben Stunde abberufen ward, bei ihrer Nichte zurückgelassen war. Die Gesellschafterin nämlich bat um die Erlaubniß der Gräfin, sich eines Geschäftes wegen entfernen zu können. Ohne Zweifel wußte sie aus eigener Erfahrung, daß unter drei Personen schlechterdings immer, zum Behuf eines verständigen und zusammenhängenden Gesprächs, eine Person zu viel ist.

„Ich muß Sie mir nur ein wenig näher betrachten, junger Herr!“ sagte Beatrice und musterte mit schelmischen Augen ihren Begleiter seitwärts vom Kopf zu Fuß: „Wie haben Sie es angestellt, mich bei Ihrem Eintritt in den Garten um mein bischen Besinnung zu bringen? Ich stieß, als ich Sie erblickte, in der Bestürzung einen Schrei oder Seufzer aus, daß die erschrockene Marchesana ihre beiden Aeskulapen von Messina zu Hülfe rufen wollte. Ach Fortunato, ist's am Ende wohlgethan, länger in Ihrer gefährlichen Nähe zu athmen, wenn Sie Soldat werden, wenn Sie nach Malta gehen wollen?“

— Und war es wohlgethan, mir in Sciglio nicht mehr als mein Cecchino, sondern im blendenden Glanze dieser weiblichen Schönheit zu erscheinen? — versetzte Fortunatus: Ich darf nicht mehr zu Ihnen aufblicken. Indessen eine Wohlthat haben Sie mir heut' gewähren wollen. Ich danke Ihnen für das Bild. Wenn mein Gedächtniß zum Besten dieses kranken Herzens auch nur ein wenig schwächer wäre, so würde mir das Gemälde ein Kühlmittel in der Fiebergluth werden können.

„Ich verstehe Sie aber nicht, Signor Fortunato. Man hat mir ebenfalls gesagt, ich sei vom Maler geschmeichelt. Sie finden das Machwerk nicht ähnlich?“

— Den Holzschnitt ähnlich? Kein wahrer Künstler malt eine Sonne an den Himmel, sie wird ihm stets zum Teller. Wie konnte der Tropf es wagen, Sie zu malen, wenn er den Pinsel nicht in Strahlen tauchen konnte? Ich danke Ihnen für das Kühlmittel.

Es wird mir immer ein schönes Weib zeigen, aber keine Beatrice. Darum lieb' ich das Bild.

„Nein, nein, Fortunato, geben Sie mir's zurück. Kühlen, kühlen! den Mann von Schnee und Eis, kühlen! Brennen denn auch die Gletscher der Schweiz, wie unsere Vesuve und Aetnas? Ach, Fortunato, wir verstehen uns beide nicht! Wie kann der Eisberg den Feuerberg begreifen? O hätte ich Göttermacht, ich legte die Hälfte der Flammen, die hier brennen, in Ihr Herz, das unterm Nordpol geboren ist.“

Er ergriff Beatricens Hand, sah eine Weile stumm ihr in die Augen und wollte reden. Aber sie bedeckte sich schnell die Augen mit dem schmalen weißen Händchen, und rief: „Nicht diesen Blick mehr! Nicht dieser furchtbare mehr, aus welchem alle meine Himmel und Hölle gekommen sind. Der war's, der mein Innerstes entzündet hat, bis das Leben verlodert, das Herz Asche geworden ist.“

— Ich bin unglücklich, Beatrice, weil Sie es sind. Die Natur einet, die Welt scheidet uns. Ich weiß nicht, ob den Zufall segnen oder ihm fluchen, der uns beide auf dem Meere verband, und unsere Schicksale zusammenflocht. Sie sind nicht frei, Sie sind hier gebunden mit hundert zarten, der Welt wichtigen Banden. Ich bin der Fremdling überall, den man leicht mit einem Räuber verwechselt und fürchtet. Die Marchesana aber fürchtet den Räuber schon, wie ich vermuthen darf. Sie soll es nicht! — bei Gott, sie soll es nicht! Aber wie wird, wie kann sich das lösen?

„Nie! Es soll, es kann sich nicht lösen! Freuen Sie sich mit mir. Meine Gefahren sind vorüber. Ich kann ohne Schrecken an Messina denken. Ich werde dahin zurückkehren. Denn der Graf Ribera liegt an seinen Wunden zum Sterben schwach, und die Todesangst verwandelt den hartherzigsten Mann zum empfindsamsten Sünder. Er hat gebeichtet, hat die letzte Oelung empfangen. Wie ein Heiliger zu sterben, ließ er mich zu seinem Sterbelager rufen.

Ich habe ihm aufrichtig alles Unrecht verziehen, das er meinem Vater und mir gethan. Ich bin wieder in vollem Besitz meines väterlichen Erbes, des Raubes, den er begehen wollte. Er gab mir mehr als dies aus seinem Nachlaß, und die Abtei, der ich entsprang, entschädigte er mit einem guten Theil seiner Landstücke."

Nun erzählte ihm die Gräfin noch Manches von ihren frühern Verhältnissen und der Grausamkeit und tückischen Klugheit ihres Oheims. Er hatte die Franzosen mit unauslöschlichem Grimm gehaßt, und eben darum vielleicht auch seinen Bruder und die Marchesa, seine Schwester. Bei dem Allem fürchtete er dennoch das Glück Napoleons und die Eroberung Siziliens durch französische Waffen so sehr, daß er den beträchtlichsten Theil seines zusammengescharrten Reichthums in die englische Bank niedergelegt hatte.

Fortunatus begriff freilich keineswegs, warum ihm die reiche Erbin diese Familienverhältnisse vertraute? Vielmehr zeigte ihm jedes ihrer Worte die Kluft zwischen ihr und ihm; und jedes beiläufige Erinnern an ihre glänzenden Standesverhältnisse schien nur berechnet zu sein, ihn an seine Pflicht zu mahnen, die er, als Mann von Gefühl und Ehre, beobachten müsse.

Die Kammerfrau unterbrach diese Unterhaltungen. Bald trat auch die Marchesa wieder herzu.

---

## 34.

### Das Sarazenenlied.

Schon war das Abendroth verglüht, als man noch im Saale des Landhauses beisammensaß, die Marchesa mit ihrem weiblichen Hofstaat, Fortunatus und die junge Gräfin. Die Letztere schien bei dem allzuzersplitterten Gespräch am meisten von Langeweile gequält zu sein.

„Bringen Sie mir die Guitarre!“ sagte sie zu einem der anwesenden Frauenzimmer: „Ich fürchte, unser Gast findet sich von uns übel unterhalten, oder denkt an traurige Dinge, die ihn so einsilbig machen.“

Der Befehl ward schnell vollzogen, und Fortunatus, der ihren Vorwurf ungerecht nannte, wollte doch selber nicht durch längeres Widersprechen der Freude verlustig gehen, Beatricens Stimme im Gesang zu hören.

Ein lockender Seufzer strömte aus allen Saiten den Fingern Beatricens entgegen, als diese sich kaum dem Lautenspiel nahten. Dann stieg zwischen den Klängen der Zither, wie von ihnen umschleiert, verschämt und leise die Stimme der Sängerin auf. Sie sang ein altes Volkslied in sizilianischer Mundart, welches südspanischer Heimath, wenigstens deren Liebes- und Andachtgluth verkündete.

Es lautet also:

Weinend schwang, zum Gott der Kreuze,
Ihre Arm' empor Irene.
Doch der schöne Sarazene
Beugte sich zur Dulderin.

„O du süße Gnadenlose,
Will dein tödtlich-frommes Glauben
Leben mir und Liebe rauben:
Nimm sie, Christin, beide hin!“

Und er zuckt, aus gold'ner Scheide,
Seines Schwertes Flammenstrahlen;
Legt es an die Brust voll Qualen,
Auszutilgen seine Pein.

Zum Erlöser weint die Fromme;
Fleht im Schmerz, dem allerbängsten:

„Löse du mich aus den Aengsten,
Dein bin ich, und bin doch sein!

„Mög' es Deine Macht entwirren,
Denn ich kann nicht widerstreben.
Er mein Leben, Du mein Leben,
Wessen beider ist die Braut?“

Wunderglanz entstrahlt dem Kreuze.
Sterbend sinkt die Jungfrau nieder;
Schließt die blassen Augenlieder,
Selig lächelnd ohne Laut.

„Mit dir!“ rief der schöne Heide,
„Laß mich in die Nacht versinken,
Wo mir Tod und Liebe winken!“
Und er fiel ins treue Schwert.

Die ersten süßen Töne aus Beatricens Kehle durchdrangen den jungen Schweizer mit einem Schauer. Es war derselbe Ton, es war dasselbe Lied von wollüstiger Schwermuth, welches zuweilen aus der Kajüte der Austria emporgeklungen war, und ihn und die Schiffsmannschaft entzückt hatte. Damals galt der seelenreiche Laut für die Stimme der Signora Rosa di Centi. Nun enttäuscht, hing er, ganz Auge, ganz Ohr, mit seliger Trauer an der Sängerin, die in diesen Klagen nur Leiden ihrer eigenen Seele aushauchen zu wollen schien. Aber eben der Inhalt dieses Liedes offenbarte ihm zugleich, welchen Reichthum er gefunden, um ihn ohne Rettung einzubüßen, und fortan ein ärmeres Leben, als je vorher, zu leben. Er dachte nun erst an den feindseligen Unterschied der Kirche, welche ihn und die sizilianische Gräfin trennte. Sie gehörte dem katholischen Glauben, er dem evangelischen an. Er war nun der Sarazene und Ungläubige ihres Liedes; sie die in Liebes- und Glaubenstreue sterbende Christin. Und durch seine

Schuld war geschehen, daß ihr nie Ahnung geworden, einem vom Fluch der römischen Kirche beladenen Ketzer das arglose Herz zugewendet zu haben. Denn wie er auf Reisen pflegte, hatte er, Anstoß zu meiden, sich von den gottesdienstlichen äußern Bräuchen der Länder nie entfernt, in denen er leben mußte. Jetzt überfiel ihn mit dem Schmerz, welchen die Gewißheit eines unvermeidlich gewordenen Scheidens gab, Reue. Er saß mit gesenkten Augen in Betrübniß und stillem Verzweifeln da, als die letzten Lautentöne verhallten, und schien nicht zu beachten, daß die Frauenzimmer Blicke auf ihn richteten, vermuthlich die üblichen Bezeugungen von wohlverdienter Bewunderung erwartend.

„Allerliebst, ich habe doch unserm Signor Linthi ein Schläfchen über die Augen gesungen!“ rief Beatrice lachend, indem sie aufstand und die Guitarre abgab. „Nein, er schlägt die müden Augen auf. Nun gesteh'n Sie uns, in welchen schönen Traum hab' ich Sie eingewiegt? Erzählen Sie geschwind.“

„Mit nichten, meine Gnädige!“ antwortete Linthi. „Umgekehrt, Ihr anmuthiger Gesang entzauberte mich von einem langen Schlaf. Er riß mich aus einem schönen Traum.“

Den Damen schien dies die Einleitung zu einer anziehenden Unterhaltung. Sie forderten ihn auf, sie mit der Schönheit dieses Traumes bekannt zu machen. Plötzlich aber trat einer von den Dienern der Marchesa in den Saal, fast odemlos, und flüsterte seiner Herrin in ehrfurchtsvoller Stellung einige Worte. Die Marchesa wandte sich dann mit ernst gewordenem Gesicht gegen die Gesellschaft, und sagte mit feierlich-ruhiger Stimme: „Gott wolle sich der abgeschiedenen Seele meines Bruders in Gnaden erbarmen. Graf Alvaro die Ribera ist gestorben!“

Diese Nachricht störte die bisherige Heiterkeit der Versammelten. Fortunatus und die übrigen Damen äußerten der Marchesana und der Nichte ihr Beileid, die jedoch beide weder den Ausdruck

großer Traurigkeit zeigten, noch die Aeußerungen des Mitschmerzes von den Anwesenden für mehr, denn einen üblichen Zoll der Höflichkeit nehmen zu wollen schienen.

Marchesa Vioganni erklärte, daß der Leichnam in das Erbbegräbniß nach Sizilien hinüber geführt werden müßte, da sie dafür, so wie für Bewachung des Todten, für Haltung der Seelenmessen u. s. w. vorläufige Anordnungen treffen, und sich selbst, schon des Anstandes willen, in das nicht weit entfernte Trauerhaus begeben wolle. Ihre junge Nichte aber, Grausen gegen die Todten hegend, bat von der Erfüllung dieser Pflicht entlassen zu werden. So entfernte sich die Marchesa, begleitet von zwei ihrer Gesellschafterinnen und dem Diener. Die Gräfin und eine der Damen, nebst Herrn Linthi, gaben ihr durch den Garten in der Abenddämmerung das Geleit.

Die zurückgebliebene Gesellin Beatricens verlor sich aber, wie durch Zufall, von ihr, aus dem Garten, und ließ sie mit Fortunato allein in den Gängen desselben umherirren.

„Mög' er Ruhe im Grabe finden!“ sagte die Gräfin, „und vor Gott Vergebung seiner Sünden, unter welchen Brudermord wahrlich keine der kleinsten ist. Auch ich will zahlreiche Messen für ihn stiften. Sein Tod hat mir Sicherheit und Ruhe wiedergegeben. Ich bin frei, nun ich von den Gewaltsamkeiten Ribera's nicht länger zittern darf. Zwar die Marchesana liebt mich nicht; aber sie kennt auch keinen Haß. Sie hat nie einen andern Grimm, als gegen den Bruder gefühlt, über dessen Leiche sie jetzt Thränen zur Schau ausstellen wird. Aber trügen mich meine Vermuthungen nicht und glaubt sie, als Schwester meines Vaters, zu Gunsten eines gewissen gichtbrüchigen Prinzen über eine Hand verfügen zu dürfen, die ihr nie gehorchen wird: so trenn' ich mich auf immer von ihr.“

— Das werden Sie nicht. Die Marchesana hängt mit Liebe an Ihnen! — sagte Fortunatus.

„Liebe? O glauben Sie das nicht, Signor Fortunato. Sie hat das Wort in ihrer Jugend gelernt und nie verstanden. Sie hat ihren Bruder nicht, sie hat ihren Gemahl nicht geliebt. Sie hat keinen Raum für irgend ein Gefühl guter oder schlechter Art in ihrem trockenen Herzen mehr übrig. Sie würde selbst von keinem Haß, von keiner Rache gegen den Grafen Ribera Empfindung gehabt haben, wenn er sie nicht erst um eine beträchtliche Summe Geldes betrogen, dann bei der Königin, als heimliche Anhängerin der Franzosen, verdächtigt hätte, daß ihr der Hof verboten wurde. Sie ist die reine, eiskalte Selbstsucht des Stolzes. — Aber sprechen wir von angenehmern Dingen. Nicht so, lieber Freund, Sie erzählen mir von Ihrem langen schönen Traum? Es thut mir recht weh', daß ich ihn unterbrach. Ich bitte, weigern Sie sich nicht."

— Erlauben Sie, daß ich schweige. Unmöglich kann ich es mündlich thun. Sie sollen ihn erfahren, dann aber schriftlich.

„Und was darf mein edler Freund mir nicht unmittelbar vertrauen? Warum vergelten Sie meine furchtlose Aufrichtigkeit gegen Sie mit anderer Münze? Sie sind bisher Hort und Schutz und Freude und Zuversicht eines Lebens gewesen, das Sie aus den Fluthen zogen; wollen Sie nun, sogar in Kleinigkeiten, zum Geheimniß für dasselbe werden?"

— Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich stumm bleiben.

„Stumm? Wie, im Ernst? Ihr Traum mehr, als Scherz? Dann will ich Sie mit ihm noch weniger loslassen? Oder, theurer Fortunato," fuhr sie leiser lispelnd fort, indem sie sich im Gehen seitwärts zu ihm neigte, und ihre Hand in seinen Arm legte, „oder ist die Furcht, die mich seit gestern quält, nicht ohne Grund?"

— Darf ich diese Furcht wissen, schöne Gräfin?

Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie, mit gesenktem Haupt, wie vor sich hin: „Der Creole war Ihnen mehr werth, als die Gräfin Piviafranca. Nur Großmuth und Mitleid zogen

Ihre schöne Seele zu dem unglücklichen Knaben. Die Nichte der Marchesana bietet kein Interesse mehr für das edelmüthige Herz Fortunato's. Sprechen Sie es nur aus: bloß hohes Mitleiden fühlten Sie meinetwillen?"

— Ich bitte, theure Gräfin, tragen Sie dieses Mitleiden nun mit mir. Der Traum ist aus.

„Also, Sie träumten? Und was?"

— Mir träumte — — theure Beatrice, zürnen Sie nicht — — das Bild meines geliebten Creolen ist seit gestern verwischt, aufgelöst, verschmolzen — — nicht in das Bild der Gräfin Piviafranca — — nein, beim Himmel, nein! Ich kenne diese kaum. Die Gräfin und ich! Wir stehen in unermeßlicher Ferne aus einander — —

„Das muß wohl der Fall sein, lieber Fortunato, denn meine Ohren vernehmen zwar noch Ihre Stimme, aber ich verstehe in der ungeheuern Entfernung kein einziges Ihrer Worte. Also?"

— Der Creole ist vergessen! Beatrice, und nur Beatrice konnte ihn aus Gedächtniß und Herzen verdrängen.

„Dabei wäre nun nicht viel verloren gegangen, scheint mir's. Fahren Sie fort, in dieser Nähe zu sprechen, dann fang' ich an, Sie zu verstehen."

Mir träumte, o Beatrice, ich dürfe, ich müsse Beatricen anbeten — — lieben — —

„Das träumten Sie, Fortunato?" sagte die Gräfin leiser und stützte sich fester auf den Arm des Jünglings. „Also Traum?"

— Da ward ich gewahr, ich sei der Sarazene Ihres Liedes, und Beatrice die sterbende Christin.

„Ihr Traumgott war nicht gütig. Gut, daß Sie erwachten."

— Nein, ich ward es erst im Erwachen gewahr.

„Es kommt mir vor, Sie verirren sich, in Verwechslungen Ihrer Zustände. Sie wachten im Traum, und träumen im Wachen."

— Beatrice, Heilige, wenn ich nun in Ihren Augen zum Sarazenen würde?

„Versuchen Sie's. Oder — — ich will nicht hoffen, Signor Fortunato, daß im Schweizerlande noch Sarazenen wohnen.

— Aber evangelische Christen.

„Was wollen Sie damit sagen? Christen nach dem Evangelium?“

— Ja, aber ohne Papst, ohne Klöster, ohne Messe, ohne — —

„O, ich verstehe. Sie meinen dergleichen lutherische Ketzer, und Heiden? Die Engländer sollen auch, sagt man, dem heiligen Vater nicht gehorchen. Sie haben ihren eigenen Gottesdienst.“

— Sie sind Christen, aber evangelische. Auch ich, theure Gräfin, bin kein Katholik.

„Sie scherzen, edler Freund. Sie sind ein zu frommer, ein zu vernünftiger Mann, um an jenes lutherische Heidenthum glauben zu können. Warum sagen Sie mir nicht noch, Sie wären ein Jude? Und wozu überhaupt dieser geistlose Scherz. Sah ich Sie nicht selber oft mit mir in der Meßandacht?“

— Ohne Rücksicht auf die Kirchen, theure Gräfin, und ohne Rücksicht auf deren Gebräuche, Feierlichkeiten und besondere Lehrsätze, kann ich in allen christlichen Tempeln Gott anbeten, im Geist Christi. Auch ich bin Christ, wie Sie, aber kein römisch-katholischer.

„Sie erschrecken mich, Signor Fortunato!“ rief sie, ließ seinen Arm fahren und trat einen Schritt von ihm zurück: „Sagen Sie, um Gottes und aller seiner Heiligen im Himmel willen: nein! Sagen Sie: nein!“

— Fordert mich Beatrice zu einer Lüge auf? Ich kann nicht gehorchen.

Zitternd ergriff sie seine Hand und mit flehentlich-schmeichelndem Tone sagte sie: „O Fortunato, wenn ich je Ihrer Freundschaft werth gewesen bin, dann, bei dieser Liebe, bei meinem und Ihrem ewigen Heil beschwör' ich Sie, vergessen Sie die heidnischen

Irrthümer, kommen Sie zu uns Andern in den Arm der alleinseligmachenden Kirche."

— Theure Beatrice, religiöse Ueberzeugungen sind Bündnisse mit Gott und Ewigkeit. Wir können sie heuchlerisch draußen mit den Lippen abläugnen, aber sie stehen unvertilgbar in uns. Sie sind selbst von unserm Willen unabhängig. Sie sind der ganze Inhalt unsers Wissens und Gewissens. Daher gehen sie nicht aus unserm Willen, sondern der Wille geht aus ihnen hervor. Ueberzeugungen vertilgen, hieße den Geist vertilgen wollen. Könnten Sie, wenn man Sie auf den Knieen bitten, wenn man Sie mit Höllenqualen bedrohen würde, den Glauben an Ihr eigenes Dasein, an Erd' und Himmel, in sich vernichten? Wenn Sie auch wollten, es läge außer Ihrer Macht. — Oder, Beatrice, möchten Sie mich als öffentlichen, täglichen Lügner sehen? Ich wäre Ihrer Achtung von dem Augenblick an unwürdig.

„Fortunatus!" rief sie aus beklemmter Brust: „das ist entsetzlicher, als Schiffbruch!"

— Ich ehre Ihren frommen Glauben. Er ist mir heilig. Ehren Sie den meinigen. Er ist mir heilig. Und böte man das Schönste, was der Erdball trägt, Beatricens Herz — — und Beatricens Hand — — um den Preis der ehrlosesten aller Lügen würd' ich das höchste Gut nicht kaufen.

„Mir ist unwohl, Signor Fortunato," sagte sie mit matter Stimme, „kehren wir zurück."

Indem er, um ihre Gesundheit besorgt, sie gegen das Landhaus führen wollte, trat ihnen die Dame entgegen, von der sie zuletzt verlassen waren.

„Gute Nacht, Signor Linthi!" sagte die Gräfin, indem sie sich auf den Arm der Gesellschafterin stützte, „mir thut Ruhe wohl. Ich begebe mich in mein Schlafgemach."

Fortunato sah bestürzt ihr nach. Darauf wandt' er sich mit tiefem Seufzer und eilte seiner Wohnung zu.

---

## 35.

### Das Ende der Dinge.

Wie Tag und Nacht die wechselnden Kehrseiten alles Lebens in der Natur sind: so ist auch der Mensch des Abends und des Morgens sein voller Gegensatz. Nach Sonnenuntergang fühlt sich der Starke schwächer, der Muthige feiger, der Freigeist abergläubiger. Es ist wohl eben darum allen Völkern der Erde gemein, erst wenn das Tageslicht weicht, den Reiz geistiger Getränke instinktmäßig gegen Nachtempfindungen der Ohnmacht, Sorge und Bangigkeit zu suchen. Nur Trunkenbolde zechen beim Morgenroth; aber beim Abendroth verschmähte auch Sokrates den rosenbekränzten Becher nicht.

Herr Linthi kämpfte bis tief in die Nacht hinein, in fieberhafter Erregtheit seines Wesens, schweren Seelenkampf, und vollendete ihn nicht. Die Vernunft rief: „Der Roman ist zu Ende, du sollst entsagen!“ — Die Leidenschaft der Liebe rief: „nun erst muß der Roman des Lebens beginnen; mög' er einst mit Untergang oder Sieg schließen!“ Unter wechselnden Entwürfen, die sich gegenseitig bestritten, wie das paulinische Doppelgesetz der Menschennatur, entschlief er endlich in einem Zustande von Entkräftung. Als Starker erwacht' er am Morgen, und kannte keinen andern Willen, als den Willen seiner Pflicht. Er beschloß, noch heut' das Meer zwischen sich und Beatricen zu legen und ihr die Ursache seiner Abreise schriftlich mitzutheilen. Ohne zu wanken, begab er sich sogleich auf die Burg von Seilla, wo ihm der wackere Berner den Paß nach Sizilien ausfertigte, dann in die Stadt zurück, um seine geringe Fahrhabe einzupacken und den Abschiedsbrief zu schreiben.

Beim Landen trat ihm ein Diener der Marchesana mit der Bitte entgegen, ihm zu seiner Herrin folgen zu wollen, welche auf einem einsamen Lustgang die Morgenluft genieße und nach ihm verlange. Er folgte. Er fand die Signora Bioganni auf dem öffentlichen Platz vor der Stadt, sinnig in einem Schattengange.

„Signor Linthi," redete sie ihn nach gewechselten Begrüßungen und Entschuldigungen an: „die Gräfin Beatrice, meine geliebte Nichte, hat eine schlaflose, traurige Nacht verlebt. Es ist mir unbekannt, was sich gestern während meiner Abwesenheit zwischen Ihnen und ihr ereignet haben mag. Auch liegt mir wenig daran, es zu erforschen, da ich des Uebels schon zu viel weiß. Ich hoffe, Sie werden, als Mann von Verstand, auf männliche Weise mit mir reden. Darum ließ ich Sie berufen."

— Ich erwarte in aller Ehrerbietung Ihre Befehle, gnädige Frau! — sagte Fortunatus gelassen, dem schon, was er hören sollte, Ahnung war.

„Ohne Umwege also zur Sache!" fuhr die Marchesa fort mit einem Gesicht, welches den Schein einer vornehmen Gleichgültigkeit annehmen wollte, und doch in einzelnen Zügen und Blicken Verdruß, Verlegenheit und drohende Entschlossenheit nicht verhehlen konnte: „Es war der unselige Zufall, mein Herr, der Sie auf dem Unglücksschiffe zu meiner Nichte führte, und eben Sie zum Retter derselben machte."

— Ich hoffe, gnädige Frau, Sie werden die Güte dieses Zufalls nicht anklagen, der Ihnen das edle Leben der Gräfin bewahrte.

„Es können Umstände und Zeiten eintreten, Signor Linthi, da ein schuldloser Tod wünschenswürdiger, als ein Dasein voller Schmach und Thränen wird. Ich muß Ihnen mehr sagen. Sie, mein Herr, waren es — ob Sie es läugnen wollen oder nicht, steht Ihnen frei und gilt mir gleich, — Sie waren es, der alle Klugheit und Vorsicht der Signora Rosa di Genti vereitelte."

— Meines Wissens führte ich mit der Klugheit dieses Frauenzimmers weder feindlichen noch freundlichen Verkehr.

„Gebenedeite Gnadenmutter! wozu länger dies trotzige Läugnen, wenn die Thatsachen schreien? Man hatte meiner armen Nichte in Triest das abscheulichste Mohrengesicht gegeben, und sie in die Livree eines Jockei gesteckt, Alles auf Ribera's Befehl, damit Niemand unterwegs die Gefangene erkenne, oder, von ihrer Schönheit gerührt, Mittel zur Flucht schaffe. Aber trotz Verkleidung und Entstellung erriethen Sie, mein Herr, Beatricens Geschlecht, und es gelang Ihnen, dem erfahrungslosen Kinde eine Leidenschaft einzuflößen, in der es nur noch Entehrung und Elend findet.“

— Signora! — erwiederte der Schweizer ruhig und kalt: Nehmen Sie es gefälligst als Zoll von Hochachtung, welchen ich Ihrem Geschlecht weihe, wenn ich, nach diesen etwas unbedachten Vorwürfen, Ihnen nicht mit Verachtung den Rücken zukehre. Nie, auch nur im Traume, fiel mir bei, daß Cecchino eine Gräfin aus Sizilien sei. Der Einfall wäre selbst der donquixotischen Einbildungskraft vernarrter Romanleser zu stark gewesen.

„Nicht doch, mein Herr, ich bitte: kein Aufbrausen! Verletzen wir die Grenzen des gemeinen Anstandes nicht. Ich selber entschuldige Sie allerdings, Sie mußten damals glauben, mit einer Person Ihres Standes zu thun zu haben. Sie sind zu verständig, zu bescheiden, um nicht zu fühlen, daß zwischen dem Sohn eines Schweizer-Zuckerbäckers und einer Tochter aus dem herzoglichen Hause Piafranca — — Heiligste Jungfrau! man kömmt bei dem Gedanken von Sinnen.“

— Signora Marchesana, ich glaube Ihre Besorgnisse zu verstehen, und bin im Begriff, Ihnen, soviel an mir liegt, jede Beruhigung zu gewähren. Ja, Signora, gern bekenn' ich's, eine Leidenschaft zehrt an meinem Leben, die unter Verhältnissen gewaltig ward, welche dem feinsten Scharfblick die unschuldigsten

und gefahrlosesten von der Welt scheinen mußten. Ja, ich liebe Beatricen mit einer Liebe, die erst mit meinem Leben enden kann — —

„Allerseligste Jungfrau!“ schrie voll Entsetzens die Marchesa, welche die fromme Gewohnheit zu ehren schien, Ihre Andachtsseufzer da auszustoßen, wo Andere zu fluchen pflegen, „das soll mir Beruhigung sein? Nichts beruhigt mich, als Ihre eiligste Abreise. Gehen Sie in Ihre Schweiz, oder nach Afrika, wohin Sie wollen! Es wird Ihnen an Reisegeld nicht fehlen.“

— Ich werde Sciglio verlassen — —

„Aber heut', aber noch zu dieser Stunde! Meine Nichte ist eine Rasende. Wer weiß, wessen sie fähig wäre? Schwören sollte man, — Signor, ich werfe damit keinen Verdacht auf Sie! — es ist ihr ein Liebestrank beigebracht worden. Mutter der Barmherzigkeit, was ich erleben muß!“

— Hoffen Sie, gnädige Frau, daß meine Entfernung nach und nach den Frieden herstellen werde.

„Nur Entfernung kann es. Und was auch erfolgen möge, — Rettung oder Tod — — Gott und die Allgebenedeiteste mögen es verhüten! — aber keine öffentliche Entehrung! Sie begreifen das, Signor. Ja, ich hätte von Ihnen erwartet, daß Sie selber versucht haben würden, die Unglückliche von ihrem Wahnsinn zurückzuführen. Es war Pflicht, sobald Sie den Rang der Gräfin vernahmen. Sie konnten ferner von keiner Verbindung mehr träumen — —“

— Ich träumte dergleichen wahrhaftig um so weniger, gnädige Frau, da sie der katholischen Kirche angehört und ich dem protestantischen Glauben.

„Dem protestantischen — —?“ rief die Marchesa und betrachtete den Schweizer mit dem Ausdruck einer Ueberraschung, welche über ihr ganzes Gesicht ganz unerwartete Heiterkeit ver-

breitete: „Wenn auch, Signor Linthi, wenn auch! Sie sind ein braver, ehrlicher Mann. Ich hege kein Mißtrauen gegen Sie. Doch bei dem Allem ist's immer wohlgethan, unser Land zu verlassen. Ich werde Ihrer stets mit Gewogenheit gedenken."

Sie warf den Rosenkranz von ihrem Strickbeutel zurück und öffnete den letztern, um darin zu suchen. Ihre ungewohnte Freundlichkeit erregte in Fortunatus Widerwillen und Verachtung, denn die Ursache der plötzlichen Verwandlung war ihm nicht entgangen. Wohl nie mochte der frommen Dame das Dasein der Ketzer auf Erden willkommener gewesen sein, als diesen Augenblick; man sah ihr's an, sie würde, wäre auch noch keine Ketzerei vorhanden gewesen, für die Erfindung derselben freudige Dankopfer auf den Altar gelegt haben.

„Nehmen Sie diese Kleinigkeit von mir an!" sagte sie mit herablassender Güte und hielt ihm zwei kleine Goldrollen in offener Hand entgegen.

— Signora Marchesa, — sprach er voll stolzen Unwillens: wären Ihre Gnadenbezeugungen auch in minder demüthigender Weise dargeboten, ich würde nicht im Fall sein, davon Gebrauch zu machen.

Er entfernte sich, nach flüchtiger Entblößung des Hauptes, sobald er die wenigen Worte gesprochen, so raschen Schrittes von der Dame, daß er verschwunden war, ehe ihre Goldrollen in den Strickbeutel zurückfallen, und ihre Fragen, die sie mit empfindlichem Ton an ihn richten wollte, sein Ohr finden konnten.

„Das ist das Ende der Dinge für mich!" rief er, als er auf seinem Zimmer das Schreibgeräth ordnete, um der Gräfin Beatrice sein Lebewohl zu sagen. Aber er rief jenen Gedankenseufzer nicht etwa, wie man vermuthen könnte, in wehmüthiger oder wohl gar weinerlicher Stimmung aus, sondern es war das Nachrauschen von

einem innern Gewittersturm, Widerhall eines Grollens mit Welt und Schicksal.

„Zürnen Sie mir nicht, theure Gräfin," schrieb er an Beatricen, „ich verlasse in diesen Augenblicken Sciglio, wider Ihr Gebot; aber auf den Ruf meiner Pflicht, meiner Ehre, ja selbst meiner Liebe für Sie. Ich darf von Ihrem Herzen keine Liebe fordern, nur Achtung. Ich bleibe dieser nur durch meine Flucht würdig. Wir beide sind nicht die Letzten, nicht die Ersten, welche, durch den Zwiespalt menschlicher Ordnungen mit den Ordnungen der Natur, ein gebrochenes Herz davon tragen. Verschiedenheit unsers Vermögens, unsers Ranges, unserer Kirchen verdammen den Bund unserer Seelen, den zu meiden nicht von uns abhing.

„Leben Sie wohl! Nun ist mein Leben leer. Das Vergangene hat allen Zweck verloren, das Kommende alle Macht der Anziehung, selbst für müßige Neugier. Mein Leben ist leer. Nur der Stolz des Bewußtseins erhebt mich gegen ein unverdientes Geschick, und gewährt Trost, inzwischen das Herz verblutet, welchem die allesheilenden Stunden keinen Balsam bringen können.

„Klagen Sie nicht, edle Gräfin, der Himmel liebt Sie mehr, als mich. Er scheidet Sie von mir, daß ich Sie nicht mit hinab in meine verderbenreichen Schicksale reiße. Immer trachtete ich des Guten zu thun, was ich vermochte; aber Alles mußte für mich unfreundlichen Ausgang haben. Wer sich mit mir verband, ward zum Unglück reif.

„Ich bin geringer Herkunft in der Welt, nicht in der Natur. Darum häng' ich dieser an, verschmäht mich jene. Ich kann mich mit der Gemeinheit und Flachheit der meisten Sterblichen nicht gemein und flach machen; darum stehe ich in der Welt, als ewiger Fremdling, und irre umher durch die Länder und Jahre, wie der ewige Jude durch die Jahrhunderte, suche meine Ruhe und finde sie nicht. Dem sogenannten Glück habe ich noch keinen Stroh-

halm zu danken, auf welchem ich schlafen könnte. Was ich erwarb, danke ich eigener Anstrengung. Darum bin ich arm. All mein Reichthum liegt in meinem Gewissen. Der Eitelkeit der Mächtigern oder Begüterten den Hof machen, heißt, Bettelgewerbe treiben. Und für eigenen Vortheil Recht, Unrecht, Wahrheit, Lüge, wie ein Kartenspiel mischen, heißt auf vornehme Art stehlen. Ich bin zu stolz, ein Bettler, und zu ehrlich, ein Dieb zu werden.

„An Sie, meine Gräfin, entsag' ich mir, zu denken; und einen andern Wunsch hätte ich wohl noch, aber weil er mein Wunsch ist, bleibt er erfüllungslos. Ich möchte meine Tage in einer Einöde fristen können, wo mich Niemand nennt und kennt. Nur die reinern Herzen, nur die weisern Menschen sind die Unglücklichsten hienieden, und müssen es nothwendig sein, weil sie in ihrem ganzen Wesen Widerspruch mit dem übrigen Haufen der Sterblichen sind.

„Was soll ich unter allen diesen Verlarvten, die Besseres von sich heucheln, als sie sind; oder feiger Weise nicht wagen, so gut zu handeln, als sie denken? Was soll ich unter verschmitzten Thieren in menschlicher Tracht, die an das Ewige glauben, und für das Irdische athmen? Oder inner den Mauern der Kirchen, nicht im Geiste Christi, Gott ehren? Die den Schein mit dem Wesen, den Mann mit seinem Rock, den Namen mit der Sache blind oder muthwillig verwechseln?

„Gute Nacht, theure Gräfin, denn meine Nacht ist schon da, ehe der Leib im Grabe liegt. Ich wandle unter den Lebendigen, als ein Verstorbener.

„Gute Nacht, o mein unvergeßlicher Cecchino! Warum warf dich ein schadenfrohes Schicksal an mein Herz, um es zu zerschlagen? Oder warum mußt' ich dich wiederfinden unter Edelsteinen und Perlen; nicht als die Aermste der Bettlerinnen unter einem Schilfdach? Ich würde die Welt wieder geliebt haben,

denn du allein wärst sie gewesen. Ich hätte an eine Vergeltung schon auf Erden geglaubt.

„Weine nicht, bewundernswürdige Dulderin, du warst ja schon erhaben einst in deiner Knechtsgestalt über Verfolgungen des Verhängnisses. Dulde, du Heilige, und blicke aufwärts! Was hat die unsterbliche Liebe derer, die ewig sind, vom Fluch dieser vergänglichen Welt zu fürchten? Sind wir nicht beide des höchsten und ewigen Adels? Sind wir nicht göttlichen Geschlechts, und das Allerhöchste der Wesen, ist es nicht unser Vater? Hienieden schmiedet wohl menschliche Thorheit ihre Ketten und Grafenkronen; baut ihre Scheiterhaufen und Kirchen. Ueber den Sternen gelten keine Kronen, keine Kirchen; sie bleiben todte Erde auf todter Erde zurück. Im Reiche der Geister herrscht ein anderes Maß und Gewicht. Blick' aufwärts, meine Beatrice! glaube, liebe, dulde!“

Er schloß diesen Brief. Seine Stirn war düster, sein Auge trocken, seine Wange glühend. Bald umfing der Habersack seine wenige Fahrhabe. Des Fischers Weib verhieß, das versiegelte Schreiben, Hand zu Hand, der jungen Gräfin zu überliefern. Der Fischer selbst begleitete ihn zum Ufer, wo seiner schon ein Boot harrte, mit sechs Ruderern besetzt, wie er es verlangt hatte. Man stieß vom Lande.

---

## 36.

### Die Charybdis.

Weite Ruhe wohnte über den Wassern. Lange vernahm das Ohr keinen andern Laut, als den einförmigen, zeitweisen Schlag der Ruder, welchen bald der heitere Sang der Schiffer melodisch begleitete. Das Meer glich einem stillen, großen Landsee, fast rings umufert; rückwärts die anmuthsvollen Gestade Calabriens; vorwärts, in veilchenblauem Duft, das bergige Sizilien über der

Spiegelfläche der Meerenge schwimmend, mit seinem Wahrzeichen am Himmel, dem wehenden, wolkigen Rauch seines Aetna.

Je tiefer das Boot in die See stach, je großartiger rollten sich die prächtigen Küstenlandschaften aus einander, mit dem grünenden Zickzack der Vorgebirge und einspringenden Buchten, den weich emporschwellenden Hügeln, bestreut von Dörfern und weißglänzenden Landhäusern, zwischen Obst- und Orangenhainen, Wein- und Oelgärten, und Fruchtfeldern. Die ganze Luft war vom Wohlgeruche der Blüthen Calabriens schwer. Hier traten die niedrigen Gebäude von Pezzo dicht ans Wasser, wie ihren Fuß darin zu baden; entfernter glänzte das schöne Reggio herüber. Als wollte Italien wieder der von ihm getrennten Trinacria zum Verein Hand bieten, streckte sich das Vorgebirg Cenide ins Meer hinüber, und das Cap Peloro drüben seine sandige Landzunge mit dem einsamen Leuchtthurm her.

In untheilnehmendem Mißmuth saß der Schweizer, von einem Segeltuch gegen die Strahlen der Juliussonne geschirmt, auf der Barke, ohne vom Lächeln der Natur gerührt zu sein. Stirn und Auge verkündeten finsteres Nachdenken des beleidigten und trotzigen Stolzes. Gleichzeitig streifte sein Blick über Sizilien hin, wie es aus dem Ocean majestätisch emporstieg; ein ungeheurer Weltaltar, von dessen Gipfel die silbergraue Rauchsäule des ewigen Opfers zum Himmel wirbelt. Das stolze Messina, am Fuß seiner Hügel, prangte ihm umsonst mit neuen Palästen und malerischen Trümmern und der Panchetta*) des Hafens entgegen. Als ihn seine Ruderer diesem nahe gebracht und unterwegs die dem Alterthum furchtbaren Charybdisstrudel gezeigt hatten, wo sich jetzt noch leichtgekräuselte Wellen gefahrlos zum spielenden Tanze ringeln,

*) La Panchetta nennen die Messinesen den geräumigen und schönen Lustweg längs dem Ufer.

murmelte er leise vor sich: „Wohl einer andern Scilla bin ich entronnen, und, wer weiß denn, welche Charybdis meiner noch harrt!“

Dieser Einfall, zu viel schon gebraucht und verbraucht, um damit auch nur einen Augenblick lang in der Vorstellung zu tändeln, lastete bald, als schwere Ahnung, auf ihm. Denn bald genug mußte er erfahren, daß hier in Messina, am Ziel seiner Reise von Triest, der ganze Zweck derselben verfehlt sei.

Es gelang ihm, nicht ohne Mühe, noch am Tage seiner Ankunft eine bescheidene, aber freundliche Wohnung im Hause eines Rechtsgelehrten zu finden. Die Gasthöfe von Messina waren, wenigstens damals noch, von der Gattung derer, in welchen die einkehrenden Fremden den Wirth zu ihrem Gaste machen und bewirthen müssen. Ohnehin sah Fortunatus voraus, daß er in der Stadt zwar nicht bleibende Stätte finden, aber längern Aufenthalt nehmen würde.

Sobald die kleinen häuslichen Angelegenheiten geordnet waren, wozu man auch Vermehrung und Ergänzung seiner Bekleidung zählen muß, um sich in Gesellschaften geltend zu machen, verwendete er die ersten Tage, jenen Brieffreund aufzusuchen, nach dessen Rath er gen Messina gekommen war. Eigentlich bedurfte es für ihn keiner Tage zum Suchen. Denn er empfing früh genug Gewißheit, daß der gute Freund, von dem er freilich übel berathen worden, nicht zum Regiment Wattewyl, sondern Frohberg gehört habe, aber in Malta, bei einem Aufstand der dortigen Soldaten, nach schweren Verwundungen, gestorben sei.

Wie gefällig die Schweizeroffiziere ihrem Landsmanne auch begegnen mochten, konnten sie ihm doch für seinen Wunsch, nämlich einer der Ihrigen zu werden, nur trübe Aussichten weisen. Es mangelte erstlich den Regimentern im englischen Sold keineswegs an Offizieren, nur an Soldaten; zweitens war auch das Loos der Hauptleute selbst, in Sizilien, so karg an Freuden, daß der Ehren-

stand des Ladendieners bei irgend einem stattlichen Krämer daneben beneidenswerth heißen konnte. Das Schlimmste von Allem war noch, daß Niemand den guten Fortunatus persönlich kannte, der sich über die Glaubwürdigkeit dessen, was er von seiner Herkunft, seiner Begangenschaft oder von seinen Schicksalen zuvorkommend genug erzählte, durch nichts ausweisen konnte, als durch die Ehrlichkeit seines Gesichts. In Geld- und Amtsgeschäften aber zieht man heutiges Tages gute, gültige Papiere dem ehrlichsten Gesicht von der Welt vor. Und leider waren, beim Schiffbruch der Austria, auch Linthi's Papiere ein Raub der Wellen geworden.

Er bemerkte sehr bald, daß, eben dieses Umstandes willen, diejenigen seiner Landsleute, welche er angesprochen hatte, geringe Einläßlichkeit zeigten. Das schreckte ihn vom Versuch zurück, sich noch den Uebrigen zu empfehlen oder aufzudringen. Und so stand er, gleich in der ersten Woche, auf sizilianischem Boden einsam, ohne Bekannten, ohne Freund, ohne Zweck, ohne Geschäft, und im Umgang auf sich selbst beschränkt.

Eine solche vollständige Verlassenheit könnte Manchen zur Verzweiflung getrieben haben. Unser Schweizer hingegen ließ sich dieses Ungemach keineswegs nahe gehen. Eine lange Reihe widerwärtiger Ereignisse schien seine Gefühle abgestumpft zu haben. Er stellte sich vor die Landkarte von Europa, welche an der Zimmerwand seines rechtskundigen Wirthes zur Schau hing. Alle Wege in die weite Welt standen ihm wieder offen; und gleichgültig konnte es ihm sein, wohin er sich wandte, denn er hatte überall gleich wenig zu suchen und zu hoffen.

In seinen allerdings wichtigen Wahlverhandlungen ward er zuletzt, nicht auf angenehme Weise, durch Sausen und Brausen und betäubende Schmerzen des Kopfes gestört, die nur Vortrab eines Fiebers waren, welches ihn heimsuchen wollte. Ohne Murren nahm er seinen Platz im Krankenbette ein; er zweifelte nicht, es

werde auch zugleich sein Sterbebett werden, und der Gedanke that ihm im Innersten wohl. Er weigerte sich anfangs sogar, Arzneien zu genießen, ungeachtet der herbeigerufene Aeskulap Messina's ihm weitläufig und mit den gelehrtesten, aber unverständlichsten Kunstausdrücken bewies, griechisch und lateinisch, daß er seine Gesundheit verloren habe. Fortunatus durfte um so weniger an der Wahrheitsliebe dieses würdigen Mannes zweifeln, da das Fieber beinahe vierzehn Tage lang währte. Indessen ist's noch unentschieden, ob die Purgantia und Emetica des Heilkünstlers, oder die kräftige Natur und die sorgfältige Pflege, welche dem leidenden Jüngling zu Theil ward, mehr dazu beitrugen, ihn so bald vom Bett zu befreien. Die Gemahlin des Rechtsgelehrten, in dessen Hause er wohnte, eine junge, gesprächige, mitleidige Messineserin, ließ sich's nicht nehmen, bei dieser Gelegenheit die zartesten Pflichten der Gastfreundschaft und des Erbarmens gegen den verlassenen Fremdling zu üben, der ihr eben so beklagens= als liebenswürdig zu sein schien. Sie wußte ihm mit vieler Artigkeit die Langeweile zu verplaudern, die Arzneien zu reichen, die Kopfkissen zu legen, und, als Genesenden, die stärkendsten Kraftbrühen und Leckereien zu bereiten. Gleichwie die armseligste Predigt, aber von einem guten Redner an das Herz der Gemeinde gelegt, fruchtbringend wirken kann, so wird auch die eitelste Arznei in den Händen der Zärtlichkeit zum wunderthätigen Heilmittel.

Mittlerweile waren dabei drei, vier Wochen verstrichen, ich hätte sagen können, für Fortunatus verloren, wenn dem, welchem am ganzen Leben nichts gelegen ist, einige Wochen daraus Verlust heißen könnten.

---

## 37.

### Wiedersehen.

Erst als er sich beinahe so frisch und kräftig denn jemals fühlte, erlaubte ihm seine allzuängstliche Pflegerin einen Gang in die freie Luft. — Es war ein lieblicher Juliusabend. Er wählte den Weg zur Panchetta. Ein erfrischender Seewind strömte ihm entgegen. Das Gefühl wieder gewonnener Gesundheit gab ihm eine unaussprechliche Heiterkeit. Der Anblick des Meeres, im Hintergrunde von der Küste Calabriens umsäumt, erweiterte sein Herz. Rechts krümmte sich, den prachtvollen Hafen zu bilden und zu schirmen, ein weit in die Meerwogen vorgestreckter Landarm, der Arm des heiligen Rainero, der zum ewigen Schmuck und zum Schutz der Stadt das Castell S. Salvatore trägt; links hob sich, diesem gegenüber, aus den Tagen Karls V., das Gemäuer der Hauptfestung im Fünfeck gebaut. Der leise schwankende Spiegel des Ozeans, die Ueppigkeit der grünen Hügellandschaft rings umher, der reine dunkelblaue Himmel über dies Paradies gewölbt, die vom Blumenduft gewürzte Luft, welche der Genesene mit jedem Athemzug in langen Zügen trank, — Alles erfüllte ihn mit einer Bewunderung, als wär' er eben zum ersten Male in Gottes schöne Schöpfungen eingetreten.

Plötzlich aber fühlte er sich von hinten umschlungen von zwei Armen, die ihm mit den Händen beide Augen zudrückten. In solchen Fällen soll man den Freund errathen, der uns angenehm überraschen will. Allein der arme Fortunatus schwieg und sann vergebens. Er hatte oder kannte in der Welt, am wenigsten in der sizilianischen Welt, keinen Vertrauten dieser Art. Endlich betastete er, um seinem Gedächtniß durch's Gefühl Beistand zu leisten, die Finger, welche seine Augen verschlossen hielten, und bemerkte an

jedem derselben mit wachsendem Erstaunen einen Ring mit und ohne Edelstein.

„Ich wag' es kaum zu glauben!“ sagte er zweifelnd und beklommen, und dachte an Beatricen.

„Wagen Sie's doch nur!“ Ja, lieber Freund, ich bin's selber!“ rief eine männliche Stimme. Die Finger ließen los, und mit offenen Augen sah er sich in den Armen Sir Downs. Der Brite riß ihn mit närrischer Freude an sein Herz, küßte ihn, betrachtete ihn dann lange stumm und mit thränenfeuchten Augen, und wiederholte seine Umarmungen.

Fortunatus, weniger durch die unerwartete Wiedererscheinung des längst verloren gegebenen Reisegefährten, als durch die gewohnten Freundschaftsäußerungen desselben gerührt und betroffen, erwiederte diese aus vollem Herzen.

„Hab' ich's Ihnen nicht vorausgesagt,“ rief Sir Down, als wenn er die Ursache von Linthi's Verwunderung erriethe: — „nicht gesagt, ich würde verliebt in Sie werden, wenn ich nicht bei Ihnen wäre? Wie hab' ich Sie gesucht in allen Ecken, Winkeln und Schutthaufen von Messina! Keine Mutter sucht ihr verlornes Kind mit größerer Seelenangst. Ein halbstummer Brummbär von Schweizeroffizier gab mir vor vier oder sechs Wochen eine Anzeige, die ich auf Sie deuten konnte. Aber alle Spuren gingen von da verloren. Wo kamen Sie hin? Wo steckten Sie? In Palermo, am Aetna, überall lief ich Ihnen nach. O, wie viel hätt' ich Ihnen zu sagen! Aber, ich kann, ich soll, ich mag, ich darf, ich will nicht.“ — Und mit diesen Worten schloß er seinen jungen Freund, den er auf der Austria halsstarrig von sich gestoßen hatte, mit neuauflodernder Freude in die Arme.

„Ich vermuthete Sie längst im Reiche der Todten!“ sagte Fortunatus: „Wie entkamen Sie von Gerace aus den Fäusten der Briganten?“

— Ei nun, durch ein wenig Geistesgegenwart und ein wenig Wunder; — erwiederte Sir Down: — Als das mordsüchtige Gesindel in hellen Haufen zu Gerace eindrang, hielt ich mich, troz der sorgfältigsten Ausrüstung mit einem verrosteten Degen, verborgen. Sobald ich bei diesen Strolchenbanden ein paar englische Uniformen entdeckt hatte, lief ich hinterher, mengte mich unter sie, kommandirte halb englisch, halb italienisch, fuchtelte und theilte Rippenstöße aus, bis man mir gehorchte. Ich stellte mich an die Spitze eines Haufens und führte ihn zum Hause Marcoli, um die geracesche Juno, nämlich die schöne Eufemia, pflichtgemäß als ihr Cavaliere servente, in Schutz zu nehmen. Denn Sie müssen wissen, daß ich seit Ihrer Abreise bei der schönen Eufemia Quartier und Gastfreundschaft gewonnen hatte. Die Mordbrenner hielten mich in der That für einen der englischen Hauptleute. Allein der romantische Streich wäre mir — es fehlte kein Haar, — bald übel bekommen. Kaum merkten meine zerlumpten Helden, sie sollten, statt das Haus zu plündern, es bewachen, verstanden sie mein Englisch nicht mehr. Das Mordgelichter fiel über mich her, und hätte mir den Garaus gemacht, wären ihnen nicht ein paar unserer Offiziere, die mich an meinem Geschrei, als ihren Landsmann erkannten, mit den Degenklingen in die Rippen gefallen.

„Und die gute Familie Marcoli? und Eufemia?“

— Kamen mit einem kleinen Schrecken davon. Eufemia ward von da an, versteht sich, die Göttin des Tages. Diese calabresische Calypso, Armida und Anglika brachte uns tapfere Engländer ohne Ausnahme zu ihren Füßen. Keiner entkam ihren Sonnenaugen mit unversengten Flügeln. Leider war das Fest von kurzer Dauer. Das Treffen bei Monteleone jagte uns wieder aus dem Zaubergarten davon.

„Und was ist aus unsern übrigen Austriafahrern geworden?“ fuhr Fortunatus fragend fort.

— Mögen es die Götter wissen! Nur den grundbraven Stauffacher sprach ich hier noch in Messina. Vor zehn Tagen ging er in zahlreicher, aber unsauberer Gesellschaft nach Corfu, nämlich auf einem Transportschiff mit ungefähr hundert und fünfzig gefangenen, meuterischen Soldaten des Regiments Frohberg, die in Malta den größten Theil ihrer eigenen Hauptleute erschlagen oder verstümmelt hatten. — Aber genug von diesem Allem. Jetzt von Ihnen! Wie gefällt Ihnen Messina? Wie lange bleiben Sie?

„Nicht länger, als ich muß.“

— God dam, Sir Fortunatus, Sie sprechen mir aus der Seele! Ein Feenland, ein Himmelreich ist dies Sizilien; aber die Galle läuft unser einem bei jedem Schritt über. Sehen Sie sich um, Sie sehen vielleicht das Schönste von der Insel, und das Abbild der lüderlichsten Herrlichkeit von der Welt; die heilige Jungfrau, die Schirmherrin der Messinesen, aller Orten und Enden, und dabei das schutzloseste, von seinen Baronen ausgesogenste Volk; den prächtigsten Hafen, aber beinahe ohne Schiffe; Paläste und Ruinen, Zeugen des Erdbebens, die noch seit zwanzig und mehr Jahren nicht vertilgt sind; rings um den Hafen, auf der Panchetta, Alles mit Brunnen und Bildsäulen geziert; aber die Brunnen sind ohne Wasser, und zwischen den steinernen Denkmälern nur Schutthaufen und Trümmer, Mönche, Barone und Müßiggänger. Sehen Sie, dort steht die Bildsäule Ferdinands IV. Das ist das Abbild seines Reiches hier! — Aber kommen Sie. Die Reihe ist an Ihnen, zu erzählen.

Sir Georg nahm den Arm des jungen Schweizers, und dieser erzählte, während sie langsam durch den prachtvollen Lustgang am Hafen wandelten, von seinen Schicksalen, indem er dabei des Creolen nur beiläufig und der Verwandlung desselben zu Sciglio gar nicht erwähnte.

„Ach, und das Beste verheimlichen Sie mir!“ rief der junge

Brite, schalkhaft mit dem Finger drohend, indem er stille stand: „God dam, Sir Fortunatus, Sie sind der treuherzigste aller Schweizerseelen! Ich beschwöre Sie, nehmen Sie kein Weib. Sie wären in den ersten vierundzwanzig Stunden verrathen und verkauft. Also, Sie wußten in der That nicht, daß der gelb gefärbte Page der gelben Rose von Messina das niedlichste Mädchen unterm italienischen Himmel war? Wo hatten Sie die Augen? Als ich den Creolen zu Gerace näher kennen lernte, ward er mir sogleich verdächtig, und Signora Eufemia beichtete mir nachher lachend, wie man Sie betrogen hatte und betrügen konnte. Trauen Sie, um des Himmels willen, den Weibern nicht, ungeachtet Sie glücklich bei ihnen sind. Sie hatten die Eroberung der eben so schönen, als unglücklichen Piviafranca gemacht. Eufemia hat Alles gebeichtet."

Herr Linthi sah sein Geheimniß verrathen. Es schien ihm nicht lieb zu sein. Er wollte es vermeiden, von dem zu reden, was der größte Schmerz seines Lebens war. Und doch ward er durch die Gewandtheit des Briten immer tiefer in das Gespräch gezogen, bis er zuletzt selber das Herz aufschloß, getrieben vom eigenen Bedürfniß, sich ausklagen zu können. Der Brite war, mehr, als von seiner bisher geäußerten Gemüthsweise zu erwarten stand, bewegt. Er drückte ihm die Hand und sagte: „Sir Fortunatus, ich ehre Ihr Vertrauen und Ihren Schmerz. Ich kenne diese Wunde, denn ich trage sie noch mit mir umher; aber die meinige ist anderer Art. Sie sind Edelmann im größten Sinn des Wortes; ich bitte um Ihre Freundschaft, deren wahrhaftig mein früheres Betragen mich eben nicht würdig gemacht hat. Ich bin tief in Ihrer Schuld. Sie sind der Retter meines Lebens. Sie haben das volle Recht, mich zu verachten. — Ich werde streben, Sie mit mir zu versöhnen."

Natürlich wollte Fortunatus Erklärungen, wie diese, nicht gel-

ten lassen, aber der Engländer rief: „Nein, nein! Entschuldigen Sie mich nicht. Ich bin ein Querkopf, ich weiß es; aber schlecht bin ich nicht, und davon wünsch' ich, Sie überzeugen zu können. Der kommandirende General Fox ist mein Verwandter. Ich wohne bei ihm. Er kann mir meine Undankbarkeit gegen Sie nicht verzeihen. Ich lade Sie morgen bei ihm zum Frühstück ein, und werde Sie selbst aus Ihrer Wohnung abholen. Jetzt erlauben Sie, daß ich Sie zurück begleite. Denn die Abendluft wird kühl; Sie sind noch in der Genesungszeit und ich habe Sie in aller Vergeßlichkeit stundenlang und über Gebühr umhergetrieben."

Sir Down führte ihn in das Haus des Rechtsgelehrten. Fortunatus mußte hier, in seinem Zimmer, noch die Neugier des Briten stillen und Beatricens Bildniß zeigen. Dieser betrachtete es lange und sagte: „God dam! ein Engelsköpfchen. Ich bedaure Sie, lieber Freund. Sie lieben, Sie werden geliebt. Wissen Sie das Beste? Ist die Gräfin in Messina oder Palermo, oder in irgend einem Winkel Siziliens, so wird sie zu erfragen sein. Ich kaufe ein Paar Strickleitern, und wir beide entführen, wie Ulysses und Diomedes, das Palladium von Troja. Ein Hauptspaß wär's! Die Argonautenfahrt ist nicht romantischer gewesen, als unsere Austriafahrt; sorgen wir für einen ächt poetischen Schluß. Nun, das besprechen wir weiter. Adio, Sir. Ich muß zum General, der mich vermuthlich lange schon erwartet."

Hiermit umarmten sich die jungen Männer. Sir Down flog davon.

---

## 20.

### Verbrüderung.

Man soll nur nie, auch unter den schmerzlichsten Lebensverhältnissen, an die Unmöglichkeit glauben, daß sie sich jemals wieder

heiter gestalten können. Wenn ein großes Leiden des Gemüths Alles um uns her zu Nacht verfinstert, und darin der letzte Freudenstrahl ausstirbt, welchen der Himmel senden konnte: glaube doch Niemand, daß die ewigen Sterne selbst ausgeloschen seien! Sie leuchten noch über den Wolken. Und alles Leiden ist nur Gewölk. Es entspinnt sich und zerrinnt. — Fortunatus kannte diese Wahrheit so gut, wie Jeder; und doch hatte er, eben in den schwersten Augenblicken, da an ihr festzuhalten am dringendsten war, den Glauben an sie verloren, wie es der schwachen Sterblichen Art ist.

Jetzt aber, leicht athmend im innern Wohlgefühl des Gesundens, und unerwartet von einem Freundesarm umfangen, da er in der Fremde verloren zu stehen meinte, fühlte er sein ganzes Sein und Wesen wieder allmälig in die ihn umgebende Welt hineingewachsen, von der er auf immer losgerissen und die für ihn ein Todtenkörper geworden zu sein schien. Es blühten wieder links und rechts, wenn auch sparsam, wie Erstlingspflanzen eines neuen Lenzes aus Schneegefilden des winternden Märzes, einzelne angenehme Erwartungen, einzelne kleine Hoffnungen. Am meisten zog ihn die Aussicht auf persönliche Bekanntschaft mit dem britischen Oberbefehlshaber in Sizilien an. Denn Anstellung im englischen Kriegsdienst hatte ihn nach Sizilien gelockt, und sein mäßiger Geldvorrath, welchen er aus dem Schiffbruch gerettet, war durch Freigebigkeit bedeutend zusammengeschmolzen. Haushaltungssorge hat von allen menschlichen Sorgen darum die widerlichste Bitterkeit, weil sie nur an leibliche Nothdurft und thierisches Bestehen mahnt. Sie adelt nicht das Gemüth, sie demüthigt nur.

Sir Down erschien zur bestimmten Stunde, und mit einem Antlitz, in welchem die helle Freude strahlte. Er führte Fortunato mit sich, aber nicht in das englische Hauptquartier, sondern in dasjenige eines der ersten Kriegszahlmeister, bei welchem General Fox, als einem alten Freunde, an diesem Morgen das Frühstück nahm.

Sie traten in einen freundlichen Saal, worin schon eine kleine Gesellschaft versammelt war. Sir Down stellte seinen Freund den Damen des Hauses, einer ältern und einer sehr artigen jüngern, Namens Miß Anna Hartley, vermuthlich Verwandtinnen des Bewirthers, dann ihn diesem selber, so wie dem General Fox und einem englischen Schiffskapitän vor, Namens Smith.

Der General, ein Mann von mittlerer Größe, schneeweißen Haaren, etwa sechszigjährig, empfing den jungen Schweizer mit zuvorkommender Güte, und drückte ihm sehr gefühlvoll seinen Dank für den Heldenmuth aus, den er beim Unglück der Austria bei Sir Georgs Rettung bewiesen. Auch beim Frühstück, welches auf bekannte englische Weise und sehr köstlich gereicht ward, wandte er sich am liebsten mit dem Wort an ihn, und schon vom Zweck seiner Reise unterrichtet, gab er ihm die tröstende Versicherung, daß für ihn gesorgt werden müsse. „Bleiben Sie einstweilen in Messina. Und sollt' es für Sie beim Regiment Wattewyl und bei den andern fehlen, so weis' ich Ihnen einen Platz an, der Ihren Talenten angemessen sein soll."

Die Verheißung zerstreute alle Bekümmernisse des Jünglings um eine anständige Fristung seines bürgerlichen Daseins. Er ward ganz Dankgefühl, und erzählte nun, aufgefordert von den Damen, mit besonderer Liebenswürdigkeit die Geschichte des Schiffbruchs, wobei Kapitän Smith mehr als einen Fluch dazwischen donnern ließ; dann vom französischen General Reynier und der Schlacht bei Monteleone, wobei der britische Oberbefehlshaber die beißendsten Randglossen über die elende Kriegswirthschaft der Sizilianer machte.

Man war beinahe daran, vom Tische aufzustehen, als der Kapitän den Namen einer Brigg nannte, die diesen Morgen von Gibraltar angekommen sei, und mit welcher General Fox schon längst Depeschen von London erwartet hatte. Dies gab der Unterhaltung eine neue Wendung. Der General äußerte Ungeduld, nicht weni-

ger auch die Damen und mit ihnen Sir Down, um Nachrichten und Briefe aus England.

„He!“ rief der Schatzmeister, „und ich erwarte die Ziehungslisten von London und Fortuna's Huld. Ich habe mir schon vor Monaten ein halbes Dutzend Louse aufschwatzen lassen. Niemand wollte mir wieder davon abkaufen. Was kann ich Besseres thun, als daß ich meinen lieben Gästen zum Confekt auch eine Hoffnung lege.“ — Er ging, brachte eine Brieftasche, und warf jedem der Anwesenden ein Lotterieloos auf den Teller. Niemand lehnte das Geschenk und dessen ungewissen Werth ab; aber reichlich ward dem Wirthe die Spende mit fröhlichen Scherzen und witzigen Einfällen vergolten.

Wie geistreich und munter auch die Gespräche waren, schien doch Sir Down von einer heimlichen Ungeduld geplagt zu sein, bald das Ende zu sehen. Er mußte sich daher gefallen lassen, daß der Witz, besonders der Miß Anna Hartley, neckend den Stachel gegen ihn wandte. Und wie er sich vertheidigen mochte, ward ihm eins ums andere ausgebracht, daß er sogar sechs schönen Messineserinnen zu gleicher Zeit den Hof mache. Endlich, nachdem er genug gequält worden, erbarmte sich seiner der General. Der Aufbruch desselben gab das Zeichen zum Abschiede der übrigen Gäste.

„Gottlob, daß man wieder frische Luft schöpfen darf!“ sagte Sir Georg, indem er Herrn Linthi's Arm nahm, um mit ihm die reizenden Anhöhen über der Stadt zu besuchen: „Der witzigste Witz ist zuletzt fades Spiel, wenn das Herz nicht mitspielt. Ich hatte Neuigkeiten, hochwichtige, für Sie; die brannten mich den ganzen Morgen. Aus Furcht, Sie könnten mir in der Gesellschaft den Zerstreuten spielen, wollt' ich sie Ihnen nicht früher mittheilen. Es lag mir daran, mit Ihrer Person ein wenig Prunk vor dem General zu treiben.“

— Lassen Sie die Neuigkeiten hören.

„Erinnern Sie sich? Gestern schlug ich Ihnen scherzweise die Entführung der Gräfin Piviafranca vor. Heute ist's kein Spaß damit. Legen wir Hand ans edle Werk! God dam, ich sterbe in Messina an Langerweile."

— Sie sind bei lustiger Laune, Sir.

„Es ist mein eiskalter Ernst, Sir Linthi! Schon gestern Abend erfuhr ich Alles, was zu wissen nöthig ist. Schon diesen Morgen musterte ich mit Kenneraugen die Festung, ihre Stärken, ihre Schwächen, Höhe der Fenster, Beschaffenheit der Hinterthüren. Ich sage Ihnen, die Unternehmung ist Kinderspiel, und der Roman Ihrer Liebe krönt sich mit dem vortrefflichsten Schluß."

— Ich beschwöre Sie, lieber Freund, kein Wort mehr von der Gräfin, sagte Fortunatus, und durch seine Mienen ging ein Ausdruck finstern Mißfallens an dem Gespräch.

„Nur ein halbes Stündchen von hier wohnt sie!" fuhr der Brite fort: „Auf dem Landgute einer Verwandtin, einer Marchesa Bioganni, wohnt sie, in tiefster, nonnenhafter Eingezogenheit und tiefster Trauer um einen verstorbenen, alten Vetter."

— Ich will und darf sie nicht wieder sehen, Sir Georg. Drum wird mir der Aufenthalt in Messina zur Pein. Ich werde die Güte des Generals anflehen, mich lieber nach Malta oder Aegypten zu schicken. Ich habe meinen Gleichmuth erst zur Hälfte wieder errungen. Behüte mein guter Genius, daß ich Beatricen noch einmal begegne. Ich wäre verloren.

„Verloren? Ganz und gar nicht, Sir. Sie fänden Ihr liebes Ich nur im Herzen des schönsten Mädchens von Sizilien wieder. Heben Sie doch ein wenig die Augen auf, und sehen Sie nicht so menschenfeindlich!"

— Stören Sie mich nicht auf meinem Wege, dem einzigen, zum Seelenfrieden, Sir Down.

„Eben führ' ich Sie ja auf den wahren Weg, zum Seelen-

frieden. Schlagen Sie doch nur die blauen Augen auf. Sehen Sie dort hinten die malerische, weiße Villa zwischen den Pappeln auf der Höhe? Dort wohnt der süße Friede der Seele. Es ist die Villa der Marchesa Bioganni.

Fortunatus blickte empor und wandte sich schnell um. Es schien ihn Zittern zu befallen. „Kehren wir zur Stadt zurück!“ sagte er mit einem Ton des Unwillens, ließ den Arm des Engländers fahren und ging zurück. Sein Begleiter schloß sich ihm wieder an und sagte: „Ich erstaune, Sir Linthi. Sie also wollen im Ernst nicht, selbst wenn die Gräfin wollte? Sie sind geliebt, Eufemia sagte es mir; Sie selber sagten es mir. Sie kennen die Heftigkeit nicht, mit welcher italienische Herzen schlagen. God dam! Ich bin Ihnen noch Genugthuung schuldig von Corfu her, und habe Ihnen mein Leben zweimal zu bezahlen. Hier wäre Gelegenheit zu Allem. Lassen Sie mich machen, Sir Fortunatus. Ich allein setze das Wagestück für Sie durch.“

— Und geläng' es, so hätten Sie den vergeblichsten aller tollen Streiche gewagt. Ich bin fest entschlossen, jedem hoffenden Gedanken an Beatricen zu entsagen, und Verhältnisse zu ehren, in welchen die Welt und ihre Ordnung allein bestehen kann. Und wäre die Gräfin groß genug, über die Schranken des kirchlichen Unterschiedes hinweg zu sehen, die den Protestanten von der Katholikin trennen, so wäre ich zu stolz, gleich andern Glücksjägern, armen Rittern und Abenteurern, die Gunst eines Mädchens zu mißbrauchen und mir, auf Rechnung der Liebe, Geld zu machen. Daraus wird nichts, lieber Freund. In meiner Armuth wohnt eine Ehre, in meinem Seelenleiden eine Hoheit, welche ich weder um Tonnen Goldes, noch um die Hand des schönsten Weibes verkaufe.

„Bravo!“ rief der Brite und ging eine Weile schweigend neben Linthi her, wie über den unerwarteten Riß betroffen, welcher ihm

durch seine romantischen Entwürfe gezogen worden war. „God dam!“ rief er endlich: „es mag leichter sein, große Dinge zu vollbringen, als gute! Aber, unter uns gesagt, bei dem Allem ist etwas Eis in Ihrer Liebe, wie mich dünkt. Sie haben also die reizende Beatrice nicht mit eigentlicher Leidenschaft geliebt?“

— Ich? nicht geliebt? nicht mit Leidenschaft? — rief Fortunatus und blieb stehen, und hob die Augen stumm gen Himmel und eine Thräne quoll in ihnen empor. Er trocknete sie schnell und sagte: O lieber Freund, brechen wir davon ab! Ich könnte noch einmal in die Krankheit zurückfallen, von der ich kaum genese. Ich bin zu reizbar; ich empfinde es. Das ist zurückgebliebene Schwäche von den Fiebern. Eben, weil ich Beatricen abgöttisch liebe, und ihre Achtung allein noch der Trost und Stolz meines armen, halbvernichteten Lebens ist, muß ich die Raserei der Leidenschaft bekämpfen. Ich will nichts, als das Bewußtsein retten, ihres Andenkens werth zu stehen. Aber noch traue ich dem Siege nicht und fürchte mich vor mir selber. Darum mag ich jene Villa nicht sehen; darum muß ich aus Messina fliehen. Hindern Sie mich nicht, ein männlicher Mann zu bleiben.

„Fortunatus!“ rief Sir Down und fiel ihm um den Hals: „Nenne mich Du! nenne mich Bruder, du große Seele, und erhöhe mich zu dir mit deiner Freundschaft. Wir schließen den ewigen Bruderbund in unsern Thränen, wie Andere im Weinrausch.“

Der Schweizer drückte den jungen Briten schweigend und herzlich an seine Brust.

„Lache mich nicht aus, daß ich weinen muß!“ fuhr der Brite fort: „denn du weißt nicht, wie du mein Inneres umgekehrt hast, so sehr ich mich auch sträubte. Du bist mir ein Weltversöhner geworden. Ich trug im Grunde des Herzens Verachtung gegen unser ganzes Geschlecht, welches nur Tugend, wie eine häßliche Schauspielerin Schminke, braucht. Ich kannte noch keinen Licht-,

keinen Himmelsmenschen, nur bloße Erdmenschen und Gotteskassen. Ich war gewiß gut, und ward bizarr, weil ich mit den Wölfen heulen wollte. Du warst aber Mann und warst es immerdar. Ich glaubte lange deinen Werth nicht, weil er mir selber fehlte; und hielt dein Wesen für gelungene Maske, weil ich selber nur, gleich Allen, Maskentracht anlegte. Ich beklage dich nun gar nicht mehr, Fortunatus. Es geht mir Ahnung auf, daß es eine Höhe, eine Seligkeit geben müsse, die um den Preis des gebrochenen Herzens nicht zu theuer ist. Aber ich beklage Beatricen! Ihr Herz muß brechen, ohne Seligkeit. Wäre sie die Tochter eines elenden Lazzaroni?"

— Wäre sie es! Wäre mir der verlassene Cecchino geblieben! Für ihn hätt' ich mich durch die Welt gebettelt. Wohlan, Georg, ich bin dein Bruder. Erfülle die erste Bruderbitte!

„Bitte nichts, Fortunatus. Mein Haben, Können und Sein ist das deinige."

— Gelobe mir nur, so lange ich in Messina, so lange ich auf sizilianischem Boden stehe, nie ihren Namen zu nennen, mich auch durch keine Anspielung, keinen Wink mehr an sie zu erinnern, und den General zu bewegen, mich mit einer Anstellung, welche es sein möge, fortzuschicken, wohin es auch sei.

„Und du gelobst mir, Fortunatus, dagegen, von nun an, alle Tage, die du noch in Messina verlebst, mein Tischgenoß und Gesellschafter zu werden. Eine Bitte ist der andern werth."

Jeder versprach dem Andern das Verlangte, und in der That erfüllten beide redlich ihr Wort. Am schwersten freilich mochte dem Briten das Schweigen werden.

---

## 30.

### Reichthum und Armuth.

Sie blieben den Tag bis spät Abends beisammen. Am Morgen darauf, als sich der Schweizer kaum halb angekleidet hatte, pochte es schon wieder an seiner Thür. Er eilte, dem Freunde aufzuschließen. Statt desselben aber sah er den Kriegszahlmeister eintreten.

„Für eine gute Botschaft, Sir Linthi, mach' ich mich gern selber auf die Beine!“ sagte der gefällige Mann und lachte dabei von Herzen, wie närrisch: „Wir Andern ziehen mit langer Nase ab und Ihnen reicht die Glücksgöttin das Mäulchen.“

— Wie so, Sir? erwiederte Herr Linthi: Bringen Sie mir vom General Fox das Patent?

„Nicht so, Sir, Ihr Taufname lautet sonderbar genug Fortunatus? Gut denn, ein Patent von Ihrer lieben Schwester Fortuna. Zeigen Sie mir doch das Papier, worin ich Ihnen beim Frühstück gestern Hoffnungen gewickelt, zum Confekt, gab.“

— Meinen Sie das Loos, Sir? Wahrhaftig —— sagte Fortunatus verlegen und suchte dabei in allen Taschen: Ich bin ein zerstreuter, nachlässiger Mensch. Kein Gedanke mehr kam mir daran. Aber doch glaub' ich's eingesteckt zu haben.

„Nur nicht verloren! das wäre ein verzweifelter Streich, Sir, Geldangelegenheiten sind Weltangelegenheiten; alles Uebrige ist Dunst im Gehirn, Weiberkram und Barbiergeschwätz.“

Fortunatus suchte lange vergebens und fand den Zettel endlich in einer Seitentasche des Fracks. Der Schatzmeister setzte lachend die Brille auf und rief: „Ganz richtig!“ Er zog einige zusammengelegte Druckbogen hervor und schien Vergleichungen anzustellen. Dann rief er: „Vollkommen in seiner Richtigkeit! 20,000 Pf. Sterling! Ich gratulire von Herzen, Sir. Wir Andern ziehen, wie

gesagt, mit langer Nase ab. Hier, Sir, belieben Sie die Liste selber einzusehen, Nummer gegen Nummer gehalten und 20,000 Pf. Sterling, dabei bleibt's! Und um Ihnen alle Mühe zu ersparen, da ich von Amtswegen ein Geldmann bin," fuhr er fort, indem er seine kostbare Brieftasche hervor nahm, „behalt' ich das Loos, Sir, und zahle Ihnen den Betrag, wenn es Ihnen beliebt, in einigen Banknoten." Mit diesen Worten legte er die Bankzettel neben einander auf den Tisch und sagte: „In vollkommener Richtigkeit; 20,000 Pf. Sterling. Zählen Sie selbst nach."

— Ich glaube, Sie scherzen, Sir! rief Fortunatus erschrocken.

„Mit Banknoten, Sir Linthi, oder besser Sir Fortunatissimus, ist so wenig Spaß zu treiben, als mit geladenem Gewehr!" rief der Schatzmeister lachend und steckte das Loos mit großer Sorgfalt in die Brieftasche.

— Aber ich kann Sie nicht um Ihr Loos und den darauf gefallenen Gewinn bringen!

„Sie werden erlauben, Sir Linthi, das Loos ist seit gestern Ihr Eigenthum, weil Sie, gleich meinen übrigen Gästen, das kleine Geschenk nicht verschmähten. Ich schätze mich glücklich, daß es Ihnen Frucht trug."

— Unmöglich, Sir! Sie ängstigen mich. Behalten Sie die Banknoten. Ich habe nicht einen Schatten des Rechts zu dieser ungeheuern Summe.

„Ich aber, Sir Linthi, keinen Schatten des Schattens!" versetzte immer und immer lachend der ehrlichste Schatzmeister: „Ich machte Ihnen auch kein Geschenk von 20,000 Pfund, sondern mit einer Kleinigkeit, wie Sie selber begreifen."

Der Streit zwischen beiden ward auf solche Weise und so lange fortgesetzt, bis Sir Down dazu kam. Als dieser zum Schiedsrichter angerufen wurde, die Ursache des sonderbaren Zwists erfuhr, die Banknoten und daneben den Schweizer mit einem Ge-

sicht sah, als sei ihm das größte Unglück widerfahren, schlug er ein lautes Gelächter auf, in welches der Zahlmeister wieder kräftig einstimmte.

„Ergib dich in dein Schicksal," rief Sir Down und umarmte lachend seinen Freund: „Hier steht nichts zu ändern!"

„Das ist's gerade, was er mir nicht glauben will!" sagte der Kriegszahlmeister: „Aber, Sir Down, ich überlasse es Ihnen, ihm das einfachste Rechnungsexempel von der Welt begreiflich zu machen. Mich rufen andere Geschäfte. Auf Wiedersehen!" — Mit diesen Worten empfahl er sich und ging davon.

Fortunatus mußte wohl endlich an die Gunst des Zufalls glauben lernen, ungeachtet der Gedanke stets wiederkehrte, man sei einverstanden, sich über ihn lustig zu machen. Wie durch ein Taschenspielerstückchen war er zum reichen Mann geworden, und er fürchtete, es werde eben so, als leeres Gaukelspiel und Blendwerk, enden.

Inzwischen Alles blieb, wie es war. Der General, die beiden Damen, der Kapitän Smith, bei Allen hatte er Zutritt behalten; Alle beklagten ihre Niethen und wünschten ihm Glück. Eine von den kleinen Banknoten, die er, wie um Probe zu machen, einem Wechsler bot, hielt Stich und verwandelte sich in Gold. Er war aller Nahrungssorgen für die Zukunft frei. Anstellung in englischen Diensten war ihm nicht mehr nothwendig. Es stand in seiner Macht, sein künftiges Verhältniß zur Welt zu bestimmen. Und dennoch machte ihn die Huld des Ungefährs weniger froh, als man bei einem Manne hätte erwarten sollen, der den größten Theil seines Lebens in Handelsgeschäften mühsam und mit dem einzigen Zweck verbracht hatte, Geld zu gewinnen, zu sammeln und reich zu werden.

Sir Georg, dem diese Wahrnehmung nicht entging, konnte sich nicht erwehren, ihm einige Tage später diese Bemerkung mit-

zutheilen, vielleicht in verbotener Absicht, oder um Erlaubniß von seinem Freunde zu erschleichen, das gegebene Gelübde zu brechen.

„Es ist wahr,“ entgegnete ihm der Schweizer: „ich bin nie in so glänzenden Glücksumständen gewesen, als nun. Auch konnte ich nie erwarten, durch eigenen Fleiß, so viel Vermögen zu erschwingen. Und doch gestehe ich dir, gewährte mir sonst ein unendlich kleinerer Gewinn, den ich, als Frucht und Lohn meiner Arbeiten, ehren konnte, unendlich größeres Vergnügen. Was wir durch Anstrengung und eigenes Verdienst erwerben, erkennen und lieben wir, als das Werk unserer Kraft. Es vergrößert in uns die Achtung unserer selbst. Aber was uns ohne unser Zuthun nur, wie Schicksalsalmosen, zufällt, gehört nicht zu uns, sondern zum blinden Ungefähr. Wir finden uns dadurch nur wieder auf gleiche Linie mit dem verdienstlosesten Tagedieb und dem verworfensten Glücksspieler gesetzt. Darum ist der Taglohn des Handlangers an sich ehrwürdiger und ihn höher stellend, als die Tonne Goldes, welche der Glückspilz im Schlaf findet oder ererbt.“

Sir Down schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Freundchen, ich will dir zwar nicht Unrecht geben. Aber wie muß man's endlich anfangen, dich wieder ins Reich der Freude einzuführen? Einmal macht Fortuna im Leben jedem Menschenkinde ihren Besuch; weiß man sie nicht zu halten, schlüpft sie zum Fenster wieder hinaus, wie sie zur Thür herein schlüpfte. Mag auch meinethalben Geld und Gut unsichere Krücke für die Zufriedenheit sein: wahrhaftig, Armuth, Geldverlegenheit und Brodsorge spielen doch auch schlechte Tafel- und Tanzmusik.“

„Ich weiß in der That nicht,“ versetzte Fortunatus, „ob jene rohe Sorge um Leibesnahrung und Nothdurft, die wir mit den Thieren gemeinschaftlich tragen müssen, so ganz absichtlos ins Leben des Menschen hineingeworfen ist? Sie härtet das Gemüth, und macht es minder empfänglich gegen manches Ungemach, von

dem es sonst ausschließlich und tiefer gequält werden würde. Wer an Sturm und Regen, Frost und Hitze gewöhnt ist, weiß wenig vom Husten und Schnupfen, Kopf- und Zahnweh, welches der Verzärtelte schon einem kühlen Abendthau verdankt. Nur der Millionär in England verdirbt und stirbt am folternden Spleen; der dürftige Arbeiter kennt diesen Geist der Hölle nicht."

— In allen deinen Worten, guter Fortunatus, hör' ich noch den Schrei der Wunden, die dir das Schicksal schlug und nicht mit Banknoten heilen konnte. Willst du noch Soldat werden?

„Ich falle dem General nicht länger, wegen einer Anstellung, lästig. Er weiß es schon."

— Kehrst du nach der Schweiz zurück?

„Sie ist das einzige Land unsers Welttheils, wo ich, in Ermangelung des Bessern, meine Hütte aufschlagen möchte. Aber ich suche die Freiheit und den Frieden. Das heutige Glück meines Vaterlandes, seine Freiheit, ist eine zu junge Pflanze. Sie hat noch zu wenig Wurzeln geschlagen. Der erste Frost wird sie tödten, oder der Unverstand sie wieder ausreißen, weil sie von einer fremden Hand gepflanzt wurde. Ich suche Frieden und Freiheit, und siedle mich in der jungen Welt von Nordamerika an."

— Herz, liebes Herz, ich schone dein! Du bist krank. Dein Ton ist noch matt, deine Wange noch blaß. Ich will den tollen Zank nicht wieder erneuern, den ich dir auf der Austria machte. Aber warum nicht nach England, zu mir, auf meine väterlichen Güter?

„Ich danke dir. Ich kenne deine Freundschaft. Allein mein Entschluß ist unwiderruflich. Ich kann nur in reiner Luft athmen, nicht in verdorbener. Ich kann nur da heimisch sein, wo mich nicht jeder Augenblick der Umgebungen daran erinnert, daß ich Fremdling bin."

— Wo, ums Himmelswillen, stehst du denn wildfremder, als bei den Yankies?

„Nein, Georg, nirgends heimathlicher, als dort, wo ich in Verfassung und Gesetzen des Landes nur meinen eigenen gesunden Verstand, das heißt, mich selber wieder finde; wo ich nicht alle Tage vom Unsinn, der die europäische Menschheit zerrüttet, vom rostigen Schwert der Vorurtheile des Kasten=, Kirchen= und Herkommenwesens geschlagen oder erschreckt werde. Deute mir's nicht übel, denn meine Wunden bluten noch. Nicht das Schicksal schlug sie, wie du vorhin gesagt, sondern eine von den grausamen Erfindungen des Vorurtheils. Nur derjenige fühlt sich in Europa frei, wie ein Vogel, welcher sich an den Käfig gewöhnt hat und von der Möglichkeit, außer demselben athmen zu können, keine Vorstellung hat."

— Ich verstehe dich. Und du leidest! Aber es wäre ja doch auch — — Halt! unterbrach sich Sir Georg, indem er die Hand auf seinen Mund legte. Dann fuhr er fort: Aber auch in Amerika findest du den Unterschied des Ranges und Standes und der mannigfaltigen Kirchen wieder.

„Allerdings; aber mitten darin den Menschen frei in seiner Wahl. Der Stand ist da keine Kaste, sondern Erworbenes und Verdientes; die Kirche da ohne Bannfluch und Schwert, ihr sind nur die Waffen der Liebe und Ueberzeugung geblieben."

— Willst du dich etwa dort in eine Wildniß setzen, Einsiedler werden und mit der Natur kämpfen?

„Warum nicht, wenn's sein müßte? Der Kampf mit der Natur ist nicht das Schwerste, sondern mit der Unnatur. Kapitän Smith geht nächstens nach Gibraltar und Liverpool, sagt er. Ich werde mich mit ihm einschiffen. Lichtet ein anderes Fahrzeug die Anker früher, geh' ich früher."

— Unbarmherziger! und ohne — — Hier hielt Sir Georg abermals inne; aber er warf lächelnd einen forschenden, bedeutsamen Blick auf Fortunatus.

„Gedenke deines Gelübdes, Georg!“ sagte der Schweizer gelassen: „Wecke die Todten nicht!“

---

## 40.

### Der Briefwechsel.

Wirklich hatte Fortunatus schon mit dem Kapitän Smith vorläufig wegen der Ueberfahrt nach Liverpool gesprochen, aber mit ihm nicht abgeschlossen, weil dieser keine Zeit der Abreise bestimmen konnte. Jener fühlte sich in Messina wegen Beatricens Nähe nicht wohl. Er fürchtete, wenn er mit dem Engländer einen Gang ins Freie machte, beständige Gefahr, ihr zu begegnen. Freudig schlug er daher ein, als der Schiffshauptmann endlich meldete, er sei segelfertig. Er schloß den Vertrag mit ihm ab, und bat ihn, Alles für Sir Georg Down geheim zu halten, denn er wünschte, sich und seinem Freunde die Trennung nicht durch den Schmerz des Abschiedes zu erschweren.

Jeden Augenblick gewärtig, aufs Schiff gerufen zu werden, sobald es die Anker lichten würde, schrieb er an Sir Down noch folgende Zeilen:

„Messina, den 17. Julius 1807.

„Zürne nicht, mein Georg! Wenn du dieses Blatt in deiner Hand hältst, bin ich schon von der sizilianischen Küste getrennt; nicht von dir, dem ich ewig bleibe. Ich zittere, dir, bei meiner noch immer krankhaften Reizbarkeit, oder Schwäche, ein mündliches Lebewohl zu sagen.

„Ich gehe nach Amerika. Aber meine Gedanken werden täglich zu dir und Beatricen zurückkehren über das Weltmeer. Du liebst mich; sie liebt mich; vielleicht gab mir wohl eure Liebe selbst die Mittel zur Flucht aus dem Welttheil, in welchem ich mein Lebensglück verlor. Ja, ich läugne nicht, zuweilen hab' ich bald

dich, bald Beatricen, bald euch beide beargwohnt, daß ihr mir aus euerm Reichthum einen bedeutenden Theil, unter dem Titel eines Lotteriegewinnstes, in die Hand spieltet. Diese Großmuth ist mir nicht nur an sich, sondern durch den Umstand etwas wahrscheinlich, daß der Kriegszahlmeister nachher weder das Loos, noch die Gewinnliste wieder zeigen wollte, noch sogar die Nummer nennen konnte. Seine Entschuldigung machte ihn verdächtig, daß er diese vergessen, jenes abgeschickt, die Liste aber verloren habe. Sei dem, wie ihm wolle, ich will lieber eurer Freundschaft, als dem Zufall Dank sagen.

„Bringe, ich beschwöre dich, der Gräfin meinen Dank und mein Lebewohl. Sage ihr, sie solle mich, als einen Verstorbenen, glücklich preisen. Ich denke schon jetzt mit jener Ruhe und Zärtlichkeit an sie zurück, mit der meine abgeschiedene Seele einst in einer bessern Welt an sie zurückdenken wird.

„Ja, mein Georg, ich fühle Ruhe, ich fühle Zufriedenheit in mir und mit mir. Nur noch das Irdische blutet, wenn gewisse Erinnerungen eine unheilbare Wunde aufreißen; mein Geist hat Seligkeit empfangen. Ich habe einen wilden, süßen Traum geträumt, dem ich mich schäme, noch nachseufzen zu müssen.

„Mache mir keine Vorwürfe, daß ich die verführerischen Pläne verschmähte, mit denen du meiner Einbildungskraft schmeicheltest, mehr, als du vermuthen konntest. Es gab noch manche Stunde, in der ich dich deines Gelübdes entbinden wollte. Auch aus diesen Entwürfen sprach nur deine Liebe, und sie sprach zu einem Schwächling. — Es kostete nicht geringe Gewalt, die Macht der Gefühle zu bändigen, und meinem höhern Selbst den Sieg zu bewahren. Aber er ist bewahrt! Ich darf mich ohne Erröthen selbst schauen, und meine Liebe ist heilig geblieben. Ich habe das Glück, das Einzige meines Lebens, verloren; aber Ehre und Gewissen sind gerettet!

„Ich sende dir Nachricht von Gibraltar, von Liverpool, von Amerika. Ich werde, bis mein Tod erscheint, mit dir in Verbindung bleiben. Nun aber lebe wohl!

„Lebe wohl, mein Georg! Lebe wohl, Beatrice!

F. L."

Am frühen Morgen des andern Tages, da er diesen Brief geschrieben, ward er durch heftiges Pochen an seiner Thüre aus dem besten Schlaf geschreckt. Man rief ihn zum Schiffe und bat um Eile. Es war noch finster. Sein rechtsgelahrter Wirth und zwei Matrosen traten mit Laternen ein. Man gönnte ihm kaum Zeit, sich in Kleider zu werfen und Weisung wegen richtiger Bestellung des Briefes zu ertheilen. Die ungestüme Dringlichkeit der Matrosen befremdete und verdroß ihn.

„Warum, wenn euer Kapitän diese Nacht den Hafen zu verlassen beschlossen hatte, ließ er mich nicht schon den Abend zuvor rufen," murrte Fortunatus: „Das sieht in der That einer Flucht ähnlicher, als einer Abreise."

Einer der Matrosen erwiederte, mit Voransendung kräftiger Flüche: „Ihr habt's getroffen, Sir. Flucht ist's, und nichts anderes, als Flucht. Ich verwette Leib und Seele, die französische Flotte liegt vor dem Hafen, und der Kapitän will ihr noch entwischen. Hängt den Mantel nicht um, Sir, ich trage ihn Euch nach, damit Ihr die Beine zum Laufen freier habt!"

„Fort! fort!" schrie der Andere: „Als wir mit der kleinen Schaluppe über Hals und Kopf ans Land geschickt wurden, vertheilte sich die Mannschaft schon zum Ankerlichten, und der Steuermann lief mit seinen Leuten zum Steuerrade. Die Hundewache war noch nicht ausgelaufen, da hieß es schon: Alles auf! alles auf und Flaggen und Wimpel wurden aufgehißt. Kommen wir nicht zu rechter Zeit, so ist die Fregatte davon; wir müssen nachrudern und bekommen statt Morgenkost die Peitsche mit allen neun Fin-

gern *) auf den nackten Rücken zum Lohn. Was haben wir davon? Der Kapitän ist ein Teufel! Fort! fort!"

Fortunatus, welcher aus Allem schloß, daß es mit diesem plötzlichen Untersegelgehen eigenes Bewandtniß haben müsse, nahm flüchtigen Abschied von seinem Wirth; nur flüchtigen, wenn auch herzlichern, von der sanftesten aller sanften Pflegerinnen eines kranken Jünglings. Ihre Thränen schienen fast Zeuge einer untröstlichen Reue zu sein, für eine so schnelle Herstellung mitgewirkt zu haben. Und alle Geschenke, mit welchen seine Dankbarkeit sie geschmückt haben mochte, drohten sich bei ihr in stumme Ankläger seiner Undankbarkeit zu verwandeln.

Die Matrosen drängten ihn fast mit eigener Gewalt hinaus in die morgenstillen Gassen, wo sich die langen Reihen der Wohnungen und Paläste schon im schüchternen, falben Erstlicht des Tages bemerkbar machten. Wie im Wettrennen ging's zum Hafen hinab, und in die harrende Schaluppe; und mit raschem Ruderschlag über das bleiche Licht der Wellen gegen die Fregatte. Die Anker derselben waren wirklich schon über Grund, und das Schiff fing an, langsam zu treiben. Sobald der letzte Mann aus der Schaluppe an Bord desselben stand, donnerten die Kanonen dem schlummernden Messina zum Abschiedsgruß. Von den Stückschanzen des wachsamen Kastells gaben die Feuerschlünde Antwort.

Der Wind hatte zwar günstige Richtung zum Auslaufen aus der Rhede, war aber schwach; deswegen, wie der Hafen verlassen worden war, ließ der Kapitän nach und nach immer mehr Segel beisetzen. Seine Beschäftigungen hinderten ihn, sich mit Fortunatus bei dessen Ankunft gesprächig einzulassen.

„Warum aber in so stürmischer Eilfertigkeit mit uns, Kapi-

*) *Cat of nine tails*, eine neunriemige Geißel, zur Strafe der Matrosen auf englischen Schiffen.

tän, wie Diebe, die sich davon machen müssen?“ rief ihm Herr Linthi zu.

Kapitän Smith erwiederte lachend: „Ja, ja! erst den Raub in Sicherheit und den Hals dazu! Heda, her da, Midshipman, oder Ihr da, Hofmeister! Führt diesen Herrn zu seinem Zimmer ins Halbdeck.“

Fortunatus fand in dem ihm angewiesenen, ungemein zierlichen Gemach des Verdecks alle kleinen Bequemlichkeiten, welche die sinnige Ueppigkeit eines Seefahrers erfinden kann, und mehr, als ihm selbst die Wohnung zu Messina gewährt hatte: prächtige Fußteppiche, große Wandspiegel, Mahagonitischchen, Sofas, Büchersammlung von ausgewählten Klassikern Italiens und Englands; ein köstliches Fernrohr; ein noch kostbareres Reisebesteck von englischer Arbeit, mit allen Nothwendigkeiten und Entbehrlichkeiten bereichert, welche der Prachtliebe oder Gemächlichkeit eines wandernden Lords dienen. An der Wand schimmerten ein Paar Pistolen, zwischen welchen ein kleines Brustbild hing. Fortunatus würde geglaubt haben, durch Irrthum ins falsche Zimmer geführt worden zu sein, hätte er nicht zugleich seinen Reisekoffer, dazu den treuen Habersack und über einem der Polsterstühle seinen Mantel erblickt.

Wie er auf das Gemälde zwischen den Pistolen seine Augen mit mehr Aufmerksamkeit heftete, erkannte er in demselben mit einiger Verwunderung das Abbild seines Freundes Georg Down.

Er stand lange in seiner Ueberraschung gerührt und froh davor. „Also du wußtest um meine Flucht, guter Georg?“ redete er ihn in Gedanken an: „Also Kapitän Smith verrieth mich, der Schwätzer! Und du verstandest, warum ich dir aus der Reise Geheimniß machte, und ehrtest meine Gründe schweigend? Dank dir, guter Georg. Nun bin ich reich. Dein und Beatricens Bild sind die wahren Kleinodien, welche ich aus Europa mit mir über das Weltmeer führe. Ade, mein Georg!“

In dieser Gedankenunterredung, die er noch still für sich fortsetzte, störte ihn Pochen an der Thür. Ein junger Seekadet trat mit einem Brief herein und sagte: „Der Kapitän läßt sich bei Ihnen entschuldigen, Sir, bis die Geschäfte abgethan sind. Er sendet indessen diesen Brief, welchen er Ihnen abzugeben hat.“ — Der Kadet überreichte das versiegelte Schreiben und entfernte sich.

Fortunatus riß hastig den Ueberschlag auseinander und warf sich lesend in den Sofa. Die Zeilen kamen, wie ihm sogleich geahnet hatte, von Sir Down und lauteten wie folgt:

„Nun denn, lieber Freund, Glück auf die Reise! Segle mit den besten Winden, und Gott behüte dich nur vor dem zweiten Lorenzo Bosich und seinem am Maste zappelnden Gnadenbilde. Amen.

„Mein Gebet für dich ist aber noch nicht zu Ende. Ich flehe den Himmel inbrünstiglich an, daß er dir, du treuherzige, arglose Seele, zu deinen Riesentugenden, die ich stets bewundern werde, nur ein paar Gran Weltwitz in Gnaden verleihen möge. Denn bei den Amerikanern künftig (denke an mich!) wirst du mit deiner Taubenunschuld schlechten Markt halten, wenn du nicht mit etwas Schlangenklugheit nachhilfst.

„Also glaubst du, ganz ehrlicher Weise, mir sei dein Plan, uns heimlich und still, ohne Sang und Klang zu entwischen, unbekannt? Merktest du denn gar nichts von der wider dich angezettelten Verschwörung, in welche alle deine hiesigen Bekannten verstrickt waren, von der plauderhaften Miß Anna des Zahlmeisters und deinem rechtsgelahrten Hauswirth an, bis hinauf zum Schiffskapitän und General? Zwei Male verschnappte sich in deiner Gegenwart jenes Plaudermäulchen. Zum Glück trugst du noch dieselben Ohren und Augen, mit welchen du die schönste Signora hiesiger Insel, auf Treu' und Glauben, für ein Creolengesicht ansahst. Uebrigens belobe ich deinen Plan; aber ich belobe auch den unsrigen; notabene, jetzt, da ich schreibe, nur noch vorläufig!

Denn wer steht gut dafür, daß mir nicht der tückische Fürst der Finsterniß einen Querstreich spielt.

„Wir haben dich demnach, so viel sich's in Eile thun ließ, mit einigen Kleinigkeiten zur Fahrt nach Neu-York ausgestattet. Im Reisebesteck findest du einige Briefe dahin. Sie werden dir freundliche Aufnahme in den besten Häusern bringen. Mit dem Fernrohr besteige zuweilen die höchste Spitze der Alleghanigebirge, und schaue über das atlantische Meer nach der bewußten schneeweißen Villa auf der Höhe über Messina, oder lieber nach der heiligen Stätte, auf der wir den Bruderbund schlossen.

„Die Pistolen nimm zum Andenken meiner Narrheit und des Judaswäldchens auf Corfu. Ich bin dir noch Genugthuung schuldig, und wahrhaftig, lieber Fortunatus, ich hoffe sie dir noch, als Ehrenmann, zu geben, und müßte ich am Ende, wenn Alles fehlschlägt, dich persönlich bei deinen Yankies am Hudson oder Ohio aufsuchen. Ich will mich jetzt übrigens nicht damit brüsten, daß ich mir deinetwillen schon, zwar nicht die Finger (aber es kann noch geschehen!), sondern das Herz ein wenig verbrannte, und zwar an den nämlichen Feuerstrahlen, die dein armes Herz in eine todte Kohle verwandelt haben.

„Ich erhalte, wenn du dies liesest, ein Recht wieder, von der Gräfin Beatrice di Piviafranca mit dir zu reden; denn du bist dann auf dem Wasser, nicht auf dem Lande. Und weiter, als bis zum Strande, reichte mein Gelübde nicht. Du warst zu stolz, die Geliebte zu entführen. Ich bin Brite, und nicht halb so stolz, als der Schweizer; hätte daher wahrhaftig herzinnige Lust, die Krone von Sizilien zu stehlen und mit ihr durchzugehen. Sie hat Geist und Herz einer wahren Engländerin. Meine Ketzerschaft würde ihr, bei ihrer alleinseligmachenden Heiligkeit, wenig Bedenken verursachen; denn sie sieht hell genug, und weiß von ihrem Beichtvater, daß man es, in unsern Zeiten, mit sogenannten paritätischen Ehen

nicht mehr am strengsten nimmt. Aber mit welchen Zauberkünsten müßte ich mich bewaffnen, um deinem Andenken in ihr zu begegnen?

„Auch nur, als Freund von dir, gelang es mir, Zutritt in das Heiligthum ihrer klösterlichen Villa zu gewinnen. Sie besucht keine Gesellschaften und empfängt keine, und wird von den Argusaugen der untäuschbaren — — — —"

Hier war der Brief abgebrochen, und bis dahin von Sir Down mit eigenthümlicher Zierlichkeit geschrieben. Nun aber standen fast unleserlich, und, wie in stürmischer Hast, weiter unten noch die Worte hingeworfen:

„Lebe wohl! — ich war bei ihr. Es ist nun Alles vorüber! — Lebe wohl! mein Herz bricht im Abschiede von dir. Lebe wohl! Hussah! Ewig dein Georg."

Dieser Schluß, ohne Zusammenhang mit dem Vorigen, erschreckte den Schweizer nicht wenig. Die Unordnung, welche in den Ausrufungen, wie in der verwilderten Handschrift selbst, herrschte, deuteten auf ein unerwartetes Ereigniß. Fortunatus vergaß den Inhalt des ganzen Briefes über diese Stelle. Die finstersten Ahnungen drängten sich um seine Seele zusammen. Und sie schienen mehr als zu sehr gerechtfertigt dadurch, daß ein Mann, wie Georg Down, jene ruhige Haltung und Besonnenheit gänzlich verlor, die ihm alle Schrecken einer Todesstunde einst nicht entreißen konnte.

---

## 41.

## Das Ende.

Lange saß er in ungewissen Ueberlegungen da, den Brief in der Hand, die Augen auf die Unheil verrathenden Zeilen geheftet. Jedem einzelnen Worte versuchte er den verborgenen Sinn einzeln abzufoltern, da ihn ihre Verbindung nicht gab. Und jedes für sich ward ein besonderer Angstschrei oder Ruf des Verzweifelns. Selbst

das sonst Freude jauchzende „Hussah“ am Ende, welches über die Finsterniß des Vorangehenden für den Ausleger desselben ein milderes Licht zurückwerfen konnte, schien nur die Heiterkeit einer Feuersbrunst über die Jammergesichter der Hilferufenden zu verbreiten, und ein Ausbruch von gräßlicher Lustigkeit des Wahnsinns zu sein.

Er sprang vom Sofa, um zum Schiffshauptmann zu eilen, ihm Aufklärung abzufordern, als dieser selbst mit zufriedener Miene, zur Thür hereintrat.

„Nun kann ich Ihnen angehören,“ sagte Sir Smith, „und mich bei Ihnen erkundigen, wie Sie mit Quartier und Einrichtung zufrieden sind? Wir haben alle Segel beigesetzt; es geht mit vollem Wind, der beim Auslaufen doch verdammt flau war. Erlauben Sie mir nun, Sir Linthi, mich zuvörderst — —“

„Ich bitte Sie, Herr Kapitän“ unterbrach ihn Fortunatus, „geben Sie mir vor allen Dingen eine Erklärung — —“

„Gerade das will ich!“ fiel ihm der Kapitän ins Wort: „Sie müssen mich entschuldigen, Sir Georg Down hat den General auf seiner Seite gehabt; und ich that's beiden zu Gefallen. Ich konnte Sie also nicht früher aufs Schiff nehmen, weil ich bei meiner armen Seele gestern, Nachts zehn Uhr, erst erfuhr, daß wir unter Segel müßten. Und Sie durfte ich erst mit Güte oder Gewalt zum Schiff bringen lassen, wenn's ans Ankerlichten ging. Machen Sie das folglich mit Ihrem Freund Sir Down ab, und erzählen Sie mir, was das Späßchen bedeutet?“

„Könnten Sie mir,“ fiel hier Fortunatus ein, Auskunft über die letzten Zeilen in Sir Downs Brief geben, den ich so eben durch Sie empfing? Sie sind äußerst unleserlich und sonderbar.“

„Glaub's wohl,“ erwiederte der Kapitän:“ „Wie gesagt, Nachts zehn Uhr kam er zum General, wo wir fröhliche Gesellschaft hatten. Ich sah dem Springinsfeld an, es müsse etwas vorgefallen sein. Er

flüsterte dem General ins Ohr; dieser kam und flüsterte mir wieder ins Ohr: „Brechen Sie auf. Ihre Passagiers sind nach Mitternacht vielleicht auf dem Schiffe; dann glückliche Reise!“ Nun riß mich Sir Down in sein Zimmer, schrieb zwei Worte, siegelte den Brief zu, den ich Ihnen an Bord übergeben sollte, und ging in Hast und Eil' mit mir zugleich aus dem Hauptquartier. Mehr weiß ich von ihm nicht; denn ich begab mich an Bord der Fregatte und erwartete bis drei Uhr Morgens die Passagiere.“

„Mein bester Kapitän,“ rief Fortunatus, „von allem, was Sie mir da so gefällig erzählen, verstehe ich kein Wort.“

„So hat Sir Down uns insgesammt zum Besten gehalten!“ versetzte der Kapitän: „Nicht nur Sie und mich, sondern auch den General und selbst die Passagiers. Kommen Sie, ich werde die Ehre haben, Sie denselben vorzustellen.“

Er führte ihn hinaus und zum Oberdeck in die Kajüte. Ein Bedienter, den Fortunatus im Hause des englischen Zahlmeisters gesehen, stand dort an der Thür und fragte den Kapitän sogleich: „Sir, befehlen Sie, daß ich Sie der Miß Hartley melde?“

„Auf der Stelle,“ rief der Kapitän Smith.

Bald darauf öffnete sich die Thür eines Zimmers, in welchem Miß Anna Hartley, nebst einem andern unbekannten Frauenzimmer, beides zwei junge, liebenswürdige Damen, die Eintretenden freundlich empfingen.

„Nicht so, Sir Linthi,“ sagte Miß Hartley: „Sie machen ein langes Gesicht, mich, Ihren Quälgeist aus Messina, hier wieder auf der Fregatte zu finden? Aber gewiß, ich will Ihnen versprechen, recht fromm und artig zu sein bis Gibraltar, und Ihnen keine Whistparthie mehr aus bloßem Muthwillen zu verderben.“

Fortunatus, sehr angenehm durch die unvermuthete Reisegesellschaft überrascht, bekannte ihr sein Vergnügen mit den verbindlichsten Ausdrücken.

„O still davon, schöner Herr!“ rief Miß Hartley: „Sir Smith, darf ich Sie bitten, meine junge Freundin hier einen Augenblick in die freie Luft zu führen und ihr die Masten, die Segel, Tau- und Takelwerk zu erklären. Sie ist das erste Mal auf einem Schiffe. Ich folge Ihnen sogleich; doch muß ich zuvor unter vier Augen an Sir Linthi ein Geschenk übergeben, welches mir Sir Down für ihn anvertraute.“

Wie der Kapitän und das junge Frauenzimmer zur Kajüte hinaus gingen, flüsterte Miß Anna lächelnd dem Schweizer ein paar Worte ins Ohr. Dieser erblaßte und rief: „Wer? wo?“ Miß Anna Hartley zeigte mit der Hand auf eine Seitenthür. Er öffnete sie mit zitternder Hand. Vor ihm stand der Page der Signora Rosa di Centi, im grünen Sammetwämschen, mit feuerfarbenem Leibgurt, ums schwarze Haar das strohgelbe Tuch geschlungen, darüber den leichten Strohhut, — ganz derselbe, wie er ihn auf der Austria gesehen hatte. Aber der schöne Knabe stand stumm da, die Hände vor sich hingefaltet, das Köpfchen auf die Brust gesenkt, in demüthiger Stellung.

„Heiland! Gott im Himmel! Cecchino!“ rief Fortunatus, bleich und erstarrt.

Da richtete Cecco das Antlitz empor. Aber es war nicht mehr der Creole, sondern ein Liebesgott im Knabengewande; das ganze Gesicht brennende Schamröthe; das schwarze, seelenvolle Auge voller Thränen, die perlend auf die Gluth der Wangen niederthauten.

„Ich bin entflohen!“ stammelte Cecco leise: „Die Güte Ihres Freundes gab mir Muth. — Ich begleite Miß Hartley nach London. Signora Vioganni lieset vielleicht in diesen Augenblicken meinen Valetbrief und letzten Willen. Die Schenkungen, welche ich ihr in liegenden Gütern hinterließ, werden sie leicht über meine Abreise trösten. — Können Sie mir, Signor Fortunato, den tollkühnen Entschluß verzeihen? Ach, die Verzweiflung überwog!“

Fortunatus hörte kaum, was ihm der kleine Mund des Pagen vorstammelte. Er stand noch immer wie versteinert da und mit starren Blicken, als schwebe ein Gespenst ihm gegenüber.

Wie aber das schöne Gespenst ihm, mit einem Blick der schüchternen Zärtlichkeit und des bangen Erwartens, bittend die Hand entgegen streckte, verdunkelten sich seine Augen durch eine Thräne; er fiel vor der Erscheinung auf seine Knie und rief: „Gräfin Viviafranca!“

„O das nicht! Ich bin es nicht mehr!“ seufzte die Verwandelte: „Ich bin noch einmal Cecchino! Fortunato, gedenke des Wortes bei Siderno, du wolltest mich durch die Wellen des Lebens tragen! Der bittern Scheidestunde zu Monteleone! — Fortunato, Retter und Heiland meines armen Lebens, willst du Cecchino nicht kennen, ihn verstoßen?“

Das war nun abermals jene Stimme voll Seelenzaubers, mit welcher einst der geliebte Knabe ihn zu berauschen gewußt. Fortunatus fühlte in seinem Innern die erstorbenen Seligkeiten der Vergangenheit wieder zu blühendem Leben aufwachen. Zwischen Wirklichkeit und Wahnbildern schwankend, wie in Morgenträumen, breitete er sprachlos gegen den Liebling die Arme aus, und stumm sank der Liebling in dieselben hinab.

Miß Hartley und Kapitän Smith führten zu Gibraltar beide zum Altar; dann das junge Ehepaar gen London, von wo es mit einem amerikanischen Schiffe nach Neu-York segelte.

---

# Der Feldweibel.

## 1.

Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen
Zog Jung und Alt dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.

Bürgers Lenore.

Der Zweite in der Reihe von den preußischen Königen, Friedrich Wilhelm I., war von Potsdam nach Magdeburg gekommen, um im Vorbeigehen auch die neuen Schanzen, Bollwerke und Wälle zu besichtigen, deren Anlage er befohlen hatte. Als den Tag nach seiner Ankunft ruchbar ward, er werde, von der gesammten, glänzenden Feldherrnschaft begleitet, zu Pferde von der Neustadt in die Altstadt hereinkommen und den Zug durch die ganze Länge der Stadt zum Schlosse oder sogenannten Prinzenhause am Domplatze machen, war bald nach der Mittagsstunde Alles, ihn zu sehen, in Bewegung, was irgend Werkstätte, Laden, Schreibstube, Putzzimmer, Küche, Keller u. s. w. verlassen konnte. Denn einen König, und dazu noch ihren eigenen König, mit leiblichen Augen zu sehen oder wiederzusehen, war für die Magdeburger kein geringes Fest. Jeder bildete sich auf die Ehre nicht wenig ein, und ward noch Jahr und Tag nachher um einen Zoll größer, wenn er davon sprechen oder wohl gar Nebenumstände erzählen konnte, die er beim Anblick des Königs

wahrgenommen; zum Beispiel, wie derselbe nachdenkend gewesen sei, oder mit wem er eben gesprochen, oder wie er ausgespuckt, oder wie er beim Grüßen den Hut angegriffen habe. Damals galt ein Monarch noch für ein Wesen höherer Natur, wie ein Erbstatthalter des ewigen Schicksals, wie eine Nationalgottheit in wirklicher Menschengestalt. Noch wagte Niemand, die Göttlichkeit eines gekrönten Hauptes zu bezweifeln, als etwa der Kammerdiener, Edelknabe, Leibhusar, Hofmedikus, oder wer sonst mit den menschlichen Schwachheiten der Potentaten in unmittelbare Berührung gerathen war.

Wie Bäche und Nebenflüsse ihre unruhigen Wellen in das weite Wogengebrause eines Hauptstroms ergießen, so spien jetzt die engen zahlreichen Seitengassen ihre Bevölkerung, bald zu einzelnen Schwärmen, bald zu langen Zügen, in die belebte Hauptstraße der Stadt, der breite Weg genannt. Diese Straße, von unregelmäßiger Bauart und ungleicher Breite, mit alten und neuen, hohen und niedrigen Gebäuden und Kirchen besetzt, erstreckt sich in einigen Krümmungen über eine Viertelstunde lang von einem Thor zum andern. Ueberall sah man die Fenster in sämmtlichen Stockwerken mit neugierigen Zuschauern gefüllt, denen das Menschengewimmel drunten einen nicht minder ergötzlichen Anblick gewährte, als sie selber diesen hinwieder einen reichen Stoff zur Verwunderung oder zu scherzhaften Bemerkungen oder neugierigen Forschungen boten.

Je näher der Augenblick trat, da der König erscheinen sollte, je mehr verminderte sich das anfangs rege Durcheinanderirren der Menschenmenge. Das unförmliche Gewirre trennte sich zu beiden Seiten des breiten Weges, und das Vielbewegliche erstarrte zu einzelnen festen Volkshaufen, oder Gruppen, je nachdem man sich, durch Zufall mit Freunden oder Fremden zusammengestellt, auf einem vortheilhaften Platze befand.

In einem dieser Haufen, der sich Kopf über Kopf amphitheatra-

lisch auf den liegenden und stehenden, behauenen und unbehauenen Sandsteinplatten, auf Gestellen, Brettergerüsten und bretternem Obdache der Steinmetzen vor der St. Katharinenkirche emporgeschichtet hatte, herrschte ganz besondere Lebhaftigkeit. Denn ein beträchtlicher Theil der lieben Schuljugend hatte sich hier der Anhöhen bemächtigt, und trieb da, zur erlaubten Gemüthsergötzung, ihr Kurzweil; stieß bald den Einen, bald den Andern, der sich sicher wähnte, vom Steingestell hinab in den dicken Volkshaufen, oder sie glitt in Masse, schreiend und prasselnd, von der schlüpfrigen Bretterdecke der Steinhütte zur Erde nieder, wie beim Thauwetter im Winter die Schneelagen eines schroffen Hausdaches.

„Alle Wetter!“ schrie im Haufen ein schnurrbärtiger Invalide, indem er den knotigen Krückenstock schwang, der zu seinem hölzernen Bein die Stelle eines dritten oder Hilf-Fußes vertrat: „Führt die Teufelsbrut dahinten nicht ein Wesen, als stürzten uns die zwei schwarzen Thürme der Katharinenkirche über dem Kopf zusammen? Haltet euch still, ihr Speckhusaren, oder ich hau' euch zusammen, daß die Stücke davon fliegen!“

Die Buben verlängerten alle voll edler Wißbegierde die Hälse, um den Schlund zu erblicken, aus welchem die furchtbare Stimme hervordonnerte. Einige hatten gute Lust, zu kichern und den ungebetenen Zuchtmeister zu necken, nach ihrer Weise; aber den meisten verging doch die Begierde beim Anblick des gewaltigen Knotenstocks und des erschrecklichen Bärengesichts. Das war ein Kopf, zwischen zwei breiten Schultern, der auch handfestere Gegner erschrecken konnte. Ein starkknochiges, braunes Gesicht, mit großer, spitzer Habichtsnase, wandte sich in drohendem Stolz bald rechts, bald links. Ein grauschwarzer Schnurrbart hing über und seitwärts dem Munde, und zwei schwarze Augen blitzten fürchterlich hinter überhangenden eisgrauen Augenbraunen hervor, wie die stechenden Sonnenstrahlen zwischen pechfarbenen Gewitterwolken.

Aber aus den Augen, aus dem Sinn. Kaum hatte der Invalide sein Schreckensantlitz wieder von der leichtfertigen Jugend weggewandt, um einem ihm wohlbekannten alten reichen Herrn zu winken, der von der Schrotdorfer Gasse daher über den breiten Weg mit feierlichen Schritten kam, hoben die Buben hinter ihm das Spiel von neuem an. Erst sangen einige der muthigsten unter ihnen das lustige Wort „Speckhusar" mit leiser Stimme, dann mehrere, dann alle, und immer lauter, zuletzt recht taktrichtig mit kräftigstem Geschrei.

„Daß euch alle Donner, Wetter und Hagel in die Schelmenrachen fahren!" brüllte plötzlich der Invalide, schnell umgeschwenkt mit emporfliegendem Knotenstabe. Und jählings stob die Schaar der Buben von Steinen, Gestellen und Brettern weit aus einander nach allen Weltgegenden, wie ein Schwarm Spatzen im Herbst, wenn ein Schuß unter sie fällt. Der Invalide fühlte aber einen leisen Druck auf seine Pelzkappe von hinten her. Es war der alte reiche Herr, der wegen seiner außerordentlichen Länge, wie die Tanne über dem Unterholze, zwischen allen zufälligen Nachbarn und Nachbarinnen hervorragte, und seinen Arm über die Köpfe der Umgebung zum Invaliden gestreckt hielt.

„Was machst du für Händel, Krabb?" sagte der lange, reiche Herr: „Laß den Kindern ihre Lust; sie treiben's dir nur ärger."

„Mordio!" brummte der Invalide, und zog ehrerbietig grüßend die alte Pelzkappe: „Wenn man das Satansgeschmeiß nicht in Ordnung hält, könnte es sogar in Gegenwart von königlicher Majestät Unfug begehen und Schimpf und Schande über die gute Stadt Magdeburg bringen. Das ist kein Spaß, wenn man es mit großen Monarchen zu thun hat. Bleiben Sie nur da stehen, Herr Wilmson; Sie haben einen guten Platz da, den König zu sehen. Alle Wetter, die Ehre hat man nicht alle Tage."

„Still, still!" riefen andere Stimmen: „Der König ist gewiß

schon beim Krökenthor. Seht, schon ein Husar! Das Volk entblößt schon dahinten die Köpfe. Hut ab! Hut ab!“

Der Invalide Krabb, der sich in die vorderste Reihe gedrängt hatte, zog die Pelzkappe ab, und Herr Wilmson neben ihm den feinen dreieckigen Hut, dessen Vorderspitze einen langen vorstehenden Schnabel bildete. Links und rechts entstand Todtenstille im Volke.

„Sehen Sie, Herr Wilmson,“ sagte der Invalide mit leiser Stimme, „wie prächtig! Ja, das ist der König, der Vorderste da mit dem großen Stern auf dem blauen Rocke und dem spanischen Rohr. Kreuz-Wetter, der kann Schläge austheilen! Ich hab's einmal bei Wollin gesehen. Der beste Korporal führt nicht solchen Stock.“

„Und wer ist der alte General, der neben dem König, doch etwas zurückbleibend, reitet?“ fragte Herr Wilmson: „Kennst du ihn, Krabb?“

„In drei Teufels Namen, ob ich ihn kenne? Mein Rücken erinnert sich noch am jüngsten Tage seiner, wie er mir — ich war kaum sechs Wochen beim Regiment — eins mit flacher Klinge über die Schulterblätter zog, weil mein Haarzopf nicht die ordonnanzmäßige Länge hatte. Das ist der alte Dessauer! Der ist hieb-, stich- und kugelfest. Sie hätten ihn sehen sollen, Anno vier, bei Hochstädt, wo wir den Marschall Tallard fingen und die Franzosen peitschten. Dreitausend Schock Millionen Granaten! Anfangs ging's uns etwas schief. Da ließ er seinen Dessauer Marsch aufspielen, und vorwärts ging's wieder, hinein in den dicksten Kugelregen. Still, jetzt kommen sie! Muckse Keiner!“

Es ward tiefe, ehrfurchtsvolle Stille weit umher. Der König ritt langsam daher im Gespräch mit seinem berühmten Generalfeldmarschall, dem Fürsten Leopold von Dessau; hinter ihnen die übrigen Generale und Offiziere. Plötzlich schien der König sein

Pferd einen Augenblick anhalten zu wollen, indem er einen langen Blick auf den Herrn Wilmson warf, und zum Fürsten von Dessau sprach. Der König ritt weiter und sah sich noch einmal um. Der Fürst war zurückgeblieben, bis der Kommandant von Magdeburg in seine Nähe kam. Beide redeten zusammen wenige Worte, mit dem Gesicht nach der Seite gewandt, wo der Invalide und Wilmson standen. Dann ritt der Generalfeldmarschall in kurzem Trabe dem Könige nach.

Als sie kaum vorüber waren, sagte Herr Wilmson zum Invaliden: „Krabb, ich wette Zehn gegen Eins, der König kennt dich und deinen Stelzfuß noch, und der alte Dessauer dazu. Sie sprachen gewiß von dir. Hast du's nicht bemerkt? Das kann für dich ein glücklicher Tag werden!“

„Richtig, Herr Wilmson, fast sind mir die Sinne geschwunden. Aber doch hätte ich schwören wollen, der König hätte mehr Sie, Herr Wilmson, als meine Wenigkeit ins Auge genommen. Der alte Dessauer aber, denk' ich, muß mich, mein Seel, noch kennen; denn ich war's, der bei Hochstädt einen bayerischen Offizier niederstieß, der eine unserer Fahnen erobert hatte; ich reichte sie dem Fürsten, als er es sah, was ich gethen, und er riß sie mir aus der Faust, und, hol' mich, straf' mich! als er die Fahne auf dem Pferde hatte, Herr Wilmson . . .“

Jetzt erst bemerkte der Invalide, daß ihm, im Gedränge der dem königlichen Zuge nachschwärmenden Leute, Herr Wilmson von der Seite gekommen sei, und er seine Geschichte wildfremden Menschen erzählte, die neben ihm gingen. Er stieß einen derben Fluch aus, sah nach allen Richtungen umher, seinen Mann wieder zu finden. Weil er aber die Hoffnung aufgab, machte er rechtsum und steuerte stromaufwärts durch das Menschengewühl.

Hastig ergriff ihn ein schöner junger Mann, von hoher Gestalt, beim Arm. Es war der Sohn des Herrn Wilmson, der ihm ent-

gegentrat und ebenfalls einen in der Menschenmenge Verlorenen zu suchen schien.

„Donner, Sie sind es, Fritz?“ rief der Alte: „Haben Sie den König gut gesehen? Bei uns hätten Sie sein sollen. Ich kann Ihnen eine ganze Teufelsgeschichte erzählen . . .“

„Ich habe nicht Zeit, Krabb, dich hier anzuhören!“ sagte der junge Wilmson: „Nur geschwind das Eine: begegnete dir nicht, erblicktest du nicht ein junges, schwarz gekleidetes Frauenzimmer, in tiefster Trauer?“

„Schatz,“ entgegnete der alte Schnurrbart, „wenn man den König und den alten Dessauer vor sich hat, fragt man den Kukuk nach jungen traurigen Frauenzimmern. Kommen Sie, Fritzchen, ich muß Ihnen eine Teufelsgeschichte erzählen. Ihr Vater und ich gerathen darüber in Hader und Streit, verlassen Sie sich darauf. Es ist die Frage, ob des Königs Majestät ihn oder mich angesehen, ob der alte Dessauer von ihm oder von mir mit dem Herrn Kommandanten gesprochen hat? So wahr ich lebe, ich glaube bald selbst, daß es mir galt. Der König konnte bei meiner Uniform und meinem Stelzfuße nicht blind vorbeireiten, und der Feldmarschall weiß wohl, wie ich bei Stralsund um mein gutes Bein kam. Sehen Sie, ich hatte Beine, stark und voll, wie die Ihrigen, Fritz, . .“ Dabei machte der Erzähler eine Bewegung, um auf die Füße des jungen Wilmson zu zeigen; bemerkte aber, daß dieser neben ihm verschwunden war, und die Leute, welche noch einzeln an ihm vorbeigingen, die Mienen zum Lachen verzogen, wenn sie ihn so laut mit sich reden hörten.

---

2.

Und frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen.

Bürgers Lenore.

Der junge Wilmson war in der That schon längst davon gegangen, um die verlorne schöne Trauergestalt wieder zu finden, die ihm wichtiger als der König und der alte Dessauer geworden zu sein schien.

Er hatte nämlich anfangs unter den zahlreichen Zuschauern seinen Stand weiter aufwärts unfern dem sogenannten Krökenthor gehabt, wo er sich die Langeweile des Wartens damit vertrieb, die nächstumstehenden Personen zu mustern, in der Hoffnung, einen Bekannten zu entdecken. Als er dann auch hinter sich gesehen, erblickte er ein zartes, niedliches Mädchen, vom Haupte zu den Füßen trauerhaft in schwarzem Boy gekleidet, mit einem schwarzen, zurückgeschlagenen Flor über dem Kopfe, die feine weiße Stirn zum Theil mit einer dicht anliegenden, gegen die Mitte zwischen beiden Augenbraunen zugespitzten Schneppe von schwarzem Krepp, nach damaliger Trauertracht, bedeckt.

Er trat sogleich seitwärts und verbeugte sich anmuthig gegen die junge Schönheit, der er bisher durch seine Stellung die Aussicht genommen hatte. Durch einen beredsamen Blick und Deuten seiner Hand lud er sie ein, seinen Platz zu nehmen. Sie verneigte sich still und ernst, trat einen kleinen Schritt vor, und er eben so bald höflich hinter sie. Nun erst wandte sich das Köpfchen nach ihm um, sah mit blauen, seelenvollen Augen zu ihm hin, stammelte eine kleine Entschuldigung und dankte ihm in einem sanften Lächeln, wie er es noch selten so wunderfreundlich in seinem Leben gesehen zu haben schien.

Der junge Mensch wünschte sich im Herzen Glück, einer so

holdseligen Jungfrau den kleinen Dienst geleistet zu haben, der ihm nichts kostete. Denn er konnte bequem über sie hinweg sehen. Statt aber hinwegzusehen über das Köpfchen, betrachtete er von hinten erst die niedliche Form desselben; dann den feinen, hellen, etwas vorgebogenen Nacken, der durch das Finstere des Trauergewandes noch blendender war. Die Fülle und der Glanz des blonden Haupthaars, in der Vernachtung des Kreppflors, entging ihm nicht. Wie gesponnenes, zartes Gold, kräuselten sich einige Löckchen in der Grube des Nackens, und einige längere schmiegten sich seitwärts an den weich- und schlank-gerundeten Hals hinab. Dann maß sein Blick ungestört das schöne Verhältniß der beiden Achseln, die sich mild und anschwellend vom Halse allmälig abwärts senkten; dann den schmalen, etwas einwärts gebogenen Rücken und den schlanken Leib, welchen er gern glaubte mit seinen Händen umfassen zu können, wenn es erlaubt gewesen wäre.

Er betrachtete die Umrisse und Formen mit so großer Aufmerksamkeit, daß er, als Alles links und rechts rief: Hut ab, Hut ab! zwar den Hut abzog, ohne aber sich deutlich bewußt zu werden, warum? Vielmehr, da sich eben das Köpfchen in dem Augenblick mehr vorneigte, ward noch ein Zollbreit des schönen Nackens sichtbarer, der bisher hinter dem Mieder verborgen gewesen. Seine Augen waren wie geblendet. Er wußte selbst nicht, wie ihm beim Beschauen dieses schönen Mädchen-Nackens zu Muthe ward.

„Haben Sie ihn auch recht gesehen?“ fragte die Schöne indem sie sich zu ihm umwandte und mit einem kindlichen Unschuldslächeln zu ihm emporblickte.

Der junge Wilmson erschrak von Herzen, und ward feuerroth, denn er glaubte anfangs, sie rede von ihrem Nacken, und wollte sein etwas spotten. Aber das allgemein um ihn laut werdende Getöse erinnerte ihn daran, daß der König schon vorüber sei. Er ward noch einmal roth, und Verirrung zwar in seinen Geberden,

aber Liebe noch in seinen Augen, sagte er: „Wenn Sie nur bequem gesehen haben!“

„Oh!“ rief sie, „es ist nicht das erste Mal, daß ich den König und die ganze königliche Familie sah. Aber ich danke Ihnen dennoch für Ihre Gefälligkeit.“

Sie wollte sich mit einer Verneigung von ihm entfernen, als er bemerkte, das Gedränge und der Ungestüm des rohen Volkes werde zu heftig; sie würde seines Schutzes für den Augenblick bedürfen. Er bot ihr den Arm. Leise, wie eine Feder, legte sie den ihrigen auf denselben, nachdem sie zuvor ihr weißes Schnupftuch, worin etwas eingewickelt zu sein schien, in die rechte Hand genommen hatte. So gingen beide im wallenden Menschenstrome eine Zeit lang schweigend fort. Der junge Wilmson in stiller Seligkeit an der Seite des schönen Mädchens bildete sich fast ein, der gütige Himmel habe das ganze Fest ihm zu Ehren veranstaltet. Er drückte den Arm der kleinen Begleiterin sanft an sich, um ihn nur zu fühlen.

„Aber,“ sagte sie, „ich wohne weit von hier, unfern dem Sudenburger Thore. Ich darf Sie nicht bemühen.“

„Fürchten Sie nicht die Mühe, die Sie mir verursachen, denn ich fühle mich eben durch die Mühe für die Mühe belohnt. Doch ehr' ich Ihren Willen, sobald Sie meine Begleitung ablehnen möchten, und verlasse Sie. Ich will entbehren lernen. Man darf nicht immer glücklich sein. Sie sind's ja auch nicht.“

„Nein, gewiß nicht?“ flüsterte sie ernst. Dann wandte sie das kindlich helle Antlitz zu ihm und sagte nach einer Weile mit dem gütigen Lächeln, das stets, so oft sie redete, in ihren Augen schwamm: „Doch habe ich die Ehre nicht, Sie zu kennen. Woher wissen Sie von mir und meinen Verhältnissen, und daß ich nicht glücklich bin?“

„Wenn mir Ihr Trauerkleid es nicht verrathen hätte, würde mir's doch Ihre . . “

„Ach, ich trage Leid um meine Mutter!“ seufzte sie, und mit leiserer, zitternder Stimme, „um meine gute Mutter! Den Schmerz kennen Sie vielleicht nicht.“

„Ich werde ihn nie kennen, denn meine Mutter starb mir, ehe ich sie selbst kannte. Aber mit doppelter Inbrunst liebe ich dafür einen Vater . . .“

„O, Sie sind glücklich! Schon als Kind verlor ich den Vater. Ich bin eine Waise und stehe recht allein unterm Himmel.“

Der schmerzliche Ton in diesen Worten klang in allen seinen Nerven wieder. Mag immerhin die Schönheit mit ihrer Siegesmacht das bewundernde Wohlgefallen fesseln, oder die geheime Kraft der Anmuth ein Herz voller Liebe entzünden: schneller wirkt der heilige Schmerz des Mitleidens und gewaltiger, als jene. Denn es zieht das wohlwollende Gemüth auch dem zu, was an sich nicht, als etwas Gefälliges, das Urtheil der Augen bestechen kann, und söhnet sogar mit dem Feinde aus. Der Jüngling fühlte in diesem Augenblick sein Wesen vom süßen Weh des Mitleids durchschauert. Wie gern hätte er ein tröstendes Wort gewagt; wie gern eine Frage mehr gethan, um die Lebensverhältnisse seiner liebenswürdigen Begleiterin besser durchblicken und eine helfende Hand bieten zu können! Aber seiner eilfertigen Gutmüthigkeit widersprach das Zartgefühl und die Furcht, durch Zudringlichkeit nur Wunden aufzureißen.

Indem er noch mit sich selber kämpfte, that das Mädchen neben ihm einen heftigen Schrei und ließ seinen Arm jählings fahren.

„O mein Gott!“ rief die Erschrockene mit Thränen im starren Auge: „Nun ist mein Unglück vollendet!“ Und sie warf bei den Worten ihre ängstlichen Blicke suchend umher und mühte sich vergebens, im drängenden Menschengewühl still zu stehen.

„Was ist Ihnen geschehen?“ fragte der junge Wilmson hastig.

„Es hat mir Jemand im Gedränge das Schnupftuch aus der Hand gerissen, worin ein Pfeifenkopf gewickelt war.“

Der Jüngling rief: „Gehen Sie langsam vorwärts. Ich finde Sie wieder. Ich eile dem Diebe nach.“ Er verließ sie mit diesen Worten und stürzte sich gegen die rechte Seite des Menschenzuges, mit dem Ellbogen durch die Haufen rudernd. Denn er hatte beim ersten Schrei des Mädchens einen Menschen wahrgenommen, der durch eine Lücke der wandernden Volksreihen mit großer Eil verschwunden war, einen zeisiggrünen Rock trug und an der Hutspange einen glänzenden Knopf.

Kaum war Wilmson auf der andern Seite des breiten Weges, wo die Menschenmassen lichter und durchsichtiger waren, entdeckte er wirklich den Zeisig in einiger Entfernung rückwärts, und erkannte in ihm um so sicherer den Räuber des Schnupftuches, weil dieser stillstehend dasselbe eben, nebst dem Inhalt, betrachtete; dann, als er, sich umsehend, Wilmson erblickte, spornstreichs davon lief und seitwärts in eine Nebengasse absprang. Wilmson setzte ihm auf den Fersen nach, und verfolgte ihn durch die ganze Länge der Seitengasse. Der Zeisig hatte einen guten Vorsprung; dennoch blieb er mit einem Male stehen, wandte sich und erwartete seinen Verfolger festen Fußes.

„Was wollen Sie von mir? Warum laufen Sie mir nach?“ fragte er, keuchend, nach Athem schnappend, als Wilmson herankam. — Wilmson hatte, sobald er sah, der Räuber erwarte ihn, langsamere Schritte genommen. Denn dieser Mensch schien nichts weniger, als räuberartiger Natur zu sein. Es war ein wohlgekleideter junger Mann, von feinem Ansehen. Doch trug er das weiße Schnupftuch in der Hand, welches er während der Flucht vergebens bemüht gewesen war, in die Tasche seines Kleides zu bringen. Man sah, das Tuch verhüllte etwas Anderes, als sich selbst.

„Wahrhaftig," sagte Wilmson, „wenn Ihre Flucht und das Tuch Sie nicht verriethen, sollte man in Ihren Kleidern keinen Spitzbuben vermuthen." Mit diesen Worten riß er dem jungen Manne den Raub gewaltsam aus der Hand.

„Unverschämter Kerl!" schrie dieser ihn wüthend an, und machte eine Bewegung, die erlittene Beschimpfung zu rächen. Wilmson aber versetzte eben so rasch seinem Gegner mit geballter Faust einen dermaßen kräftigen Schlag ins zornige Antlitz, daß dies sogleich vom Blut aus Mund und Nase gefärbt ward, und der Getroffene seitwärts taumelnd Haltung und Gleichgewicht verlor und zur Erde stürzte.

Ohne sich um den Gezüchtigten ferner zu bekümmern, eilte der Sieger mit seiner Beute wieder aus der Nebengasse zum breiten Wege zurück, wo die Schwärme der neugierigen Gaffer und Lustwandler sich schon in die Ferne, an der St. Katharinenkirche vorüber, gezogen hatten. Bald erreichte er sie, und durchkreuzte sie nach allen Richtungen, um die schöne Eigenthümerin des wiedereroberten Tuches zu erspähen. Während seiner Kreuzzüge war er auch gegen den alten Krabb angerannt, der ihm von der verschwundenen Traurigen keine Kunde zu geben wußte. Er setzte seinen Lauf rastlos fort, musterte bald von der einen, bald von der andern Seite die sich vorbewegenden Haufen, bald durchschnitt er sie in die Quer. Ueberall, wo er einen Bekannten fand, fragte er nach dem Mädchen in Trauer, ohne Kunde zu erhalten. So gelangte er, durch die ganze Länge der Stadt, bis zum Domplatze, wo der König mit seinem Gefolge vor dem Prinzenhause abstieg. Seine Angst und Ungeduld wuchs mit jeder verlornen Sekunde. Und hätten alle Majestäten des Erdballs einen Kongreß auf dem Magdeburger Domplatze gehalten, er hätte sie so wenig, als einen Kongreß tanzender Mücken am Sommerabende, beachtet. Er durchlief den weiten Raum vor der großen Domkirche, und noch irrer

liefen seine Blicke durch die Tausende der unter einander wandelnden Gestalten. Wie den nächtlichen Wanderer das Irrlicht im Walde, lockte ihn jeder schwarze Punkt zu einem andern Wege. Aber der Punkt verwandelte sich zuletzt immer bald in einen Rathsherrn, bald in ein Bauernweib, bald in einen ehrwürdigen Pastor, bald in die schwarze Schürze einer Dienstmagd.

Endlich zerfloß die vom geendeten Schauspiel gesättigte Menschenmenge, und der Domplatz ward in kurzer Zeit öde. Der junge Wilmson machte noch einmal den ganzen langen Weg vom Sudenburger- zum Krökenthor. Keine menschliche Gestalt, kein Fenster sogar, blieb unbeachtet von ihm. Die schöne Trauernde zeigte sich nicht, obwohl er, um ihre Aufmerksamkeit aus irgend einem Hause auf sich zu ziehen, ihr schneeweißes Tuch als Wahrzeichen in seiner Hand flattern ließ.

---

### 3.

Bei Falk und Fuchs ist nichts geheuer,
Gebrannte Kinder scheu'n das Feuer.

Aus einer Bilderfibel.

Erst als er sich müde und hoffnungslos nach dem väterlichen Hause zurückbegab, faltete er das Tuch auseinander, um den Inhalt zu betrachten, weniger aus Neugier, als mit dem Wunsch, eine Spur zu entdecken, die ihn zu der Eigenthümerin leiten könnte. Allein in einem der Zwickel des feinen Tuchs fand er nur die Buchstaben C. v. St. eingenäht, die ihm wenig sagten, und auf dem silbernen Deckel eines neuen, ungewöhnlich großen, sehr kostbaren Meerschaumpfeifenkopfs, der in das Tuch eingeschlagen war, las er die in einander zierlich verschlungenen Buchstaben J. P. v. G.

Seine Verlegenheit wegen dieses fremden Gutes war um so größer, weil er am folgenden Tage Magdeburg auf geraume Zeit

verlassen sollte, um die verwittwete Schwester seines Vaters nach der Schweiz zu begleiten, wo sie beträchtliche Güter hatte. Sie war nach Magdeburg gekommen, ihren Bruder im Leben noch einmal zu sehen, und hatte einige Monate bei ihm gewohnt, in der Hoffnung, sie werde ihn bereden, seine Handlungsgeschäfte aufzugeben und ihr in die Schweiz zu folgen; denn sie liebte ihn sehr.

Wie gewohnt, brachte man im Hause des Herrn Wilmson, bei schönem Sommerwetter, die letzten Stunden des Tages in einem Gärtchen am Hause zu, worin er zwischen den Blumenbeeten eine geschmackvolle Lusthütte hatte bauen lassen. Hieher begab sich Herr Wilmson nach dem Abendessen mit der Frau von Moos, seiner Schwester, und seinem Sohn Fritz. Bisher war nur von der bevorstehenden Reise gesprochen worden, und von dem Abschiedsschmause des folgenden Tages, zu welchem Herr Wilmson seine Freunde und deren Familien eingeladen hatte, in denen seine Schwester mit Liebe aufgenommen war.

Nun aber trat der alte Invalide Krabb, wie er Abends pflegte, in das Gärtchen, um seine Abendpfeife in freier Luft zu schmauchen. Er wohnte bei Herrn Wilmson, der ihn zu lebenslänglicher Verpflegung zu sich genommen. Denn Krabb hatte im schwedischen Kriege, nicht ohne die größte Lebensgefahr, den wichtigsten Theil von Wilmsons Vermögen gegen die Zuchtlosigkeit der Soldaten bei Swinemünde gerettet, nämlich große Niederlagen von fremden Weinen.

Krabb setzte das kurze Pfeifchen vom Munde ab, lüpfte grüßend die Pelzkappe und hob dann mit triumphirendem Tone an: „Sie thun mir in der Seele leid, Frau von Moos! Sie sind meiner Treu in Magdeburg gewesen, und haben den glorreichen König von Preußen nicht gesehen. Ja, Frau von Moos, mir ward, wie der König so prächtig daher ritt, und weit umher die ganze Welt vor der Majestät des Einzigen verstummte und sich beugte, mir

ward so grauerlich und wunderlich, als käme der Herrgott selber daher. Gelt, Fritzchen, gelt, das war ein Anblick!"

Der junge Wilmson erröthete etwas verlegen, und wußte nicht, was antworten; denn er konnte doch nicht sagen, daß ihn der schöne Nacken eines Mädchens hatte vergessen lassen, nach einem König zu schauen.

Frau von Moos dagegen, die selten Antwort schuldig blieb, erwiederte: „Laßt's Euch meinetwillen nicht leid sein, Krabb. Ich schätze nicht Pracht und Glanz und Herrlichkeit an den Großen dieser Erde, sondern nur, wenn sie mit hoher Weisheit strenge Gerechtigkeit und jede Tugend ausüben."

Krabb stand bei diesen Worten etwas verblüfft und sagte, so höflich er konnte: „Ja, das klingt nun wohl, wie wahr; aber wahrhaftig, ein König ist doch kein Mensch wie unsereins, sondern . . ."

„Ein heiliger Engel?" fiel Frau von Moos ein.

„Nicht doch, sondern, ich wollte sagen, ein leibhafter und sichtbarer Statthalter Gottes auf Erden."

„Das ist Lästerung! Gott ist allgegenwärtig, darum bedarf er nirgends eines Statthalters."

„Aber er ist König von Gottes Gnaden!"

„Und Ihr seid eben so gewiß Invalide von Gottes Gnaden, der ohne Gottes Gnade bei des Königs Gnade verhungert sein würde, nachdem Ihr Euch in seinem Dienst zum Krüppel schießen ließet."

„Nun, wer weiß, Frau von Moos, ob's den König nicht reut, daß er mich so lange vergaß. Es ist noch nicht ausgemacht, ob er seine gnädigen Blicke auf Herrn Wilmson oder auf meinen Stelzfuß warf. Lassen Sie sich die Teufelsgeschichte erzählen." — Und nun erzählte Krabb vom König, vom kugelfesten alten Dessauer und vom Kommandanten.

„Ist's wahr, Bruder, was der Alte da erzählt?" fragte die Frau von Moos mit ängstlicher Stimme.

„Vollkommen!“ erwiederte Herr Wilmson. „Doch macht Krabb des Wesens zu viel daraus. Ich bin überzeugt, wir beschäftigten die Aufmerksamkeit des Monarchen sehr flüchtig. Die Sache ist ohne Bedeutung.“

„Gebe es der Himmel!“ rief die Frau von Moos: „Aber ohne Liebe für strenge Gerechtigkeit oder Wahrheit und Tugend ist schon jede Bewegung des Mächtigen, der über Wohl und Wehe von Millionen entscheidet, bedeutsam; nicht selten ist schon manches unschuldige Leben, Eigenthum und Ehre geopfert worden, wie ich selbst die schmerzlichste Erfahrung machen mußte; o, nur die Erinnerung daran erfüllt mich mit Schrecken.“

„Mühmchen,“ sagte der junge Wilmson, „Sie urtheilen etwas zu strenge. Könige unserer Zeit sind keine Barbaren, wie vor Alters. Sie sind Christen und gebildet genug, um Zufriedenheit im Glück ihrer Unterthanen, wie Väter im Glück ihrer Kinder, zu finden.“

Frau von Moos lächelte schmerzlich: „Könige sind sie. Ich habe die Erfahrung, die blutige, gemacht! Ein Wink, und mein schuldloser Gatte ward hingeopfert! — Väter sollten, könnten sie sein! Aber ein Vater hat über sich das Gesetz Gottes, die bürgerliche Obrigkeit, und mehr als Alles, ihn binden die Bande der Natur an seine Kinder . . . Fritz, in den Jahren, da du geboren wurdest, ließ ein König meinen unglücklichen Mann ergreifen, fortschleppen und im Kerker sterben, oder hinrichten. Und mein Mann war schuldlos. Der König selbst verhörte ihn, der König in Person verdammte ihn, und doch war dein Oheim schuldlos. Es war bloße Uebereilung, bloße Verwechselung der Namen und Personen, die das Unglück brachte. Man erfuhr den Irrthum zu spät, und der Statthalter göttlicher Gerechtigkeit und Allmacht konnte die erwürgte Unschuld nicht wieder ins Leben zurückrufen. Nun denn, und dieser König, der mir das Glück meines Lebens zernichtete,

ist ein noch heut' viel bewunderter Held. Soll ich ihn preisen? O verzeiht es mir, wenn ich vor den Gewaltigen auf Erden zittere! Mag vielleicht mein gerechter Schmerz und Argwohn guten Fürsten Unrecht thun — verzeih' mir's Gott! Ich fürchte den, der ungebunden und gewaltig ist."

„Mühmchen, Sie reden vom Schwedenkönig Karl dem Zwölften. Wir aber freuen uns des wackern Friedrich Wilhelm. Er mag seine Fehler haben, er mag . . ."

„O mein Kind, es muß Niemand auf Erden ungebundenen Willen und ungebundene Macht haben, oder er besitze zugleich die göttliche Heiligkeit. Denke dir eine Gottheit mit Launen und Leidenschaften, und du hast . . ."

„Alle Teufel!" schrie der Invalide: „Das wird mir fast kraus. Laßt mir meinen König in Ehren! Er meint's gut, immer gut, beleidigt kein Kind, und ist ein Soldat dazu, wie Keiner in der Welt. Haben Sie denn, Frau von Moos, in Ihrem Lande keinen Herrn?"

„Nein, außer Gott, keinen."

„Das ist etwas kurios. Denn haben wir hier bei uns auch. Aber der Herrgott kommt doch bei Ihnen nicht in Person auf den Berg Sinai, wie vor Zeiten, und gibt Gesetze."

„Nein, die Bürger vereinigen sich zu dem, was bei ihnen gelten soll, und wählen Obrigkeiten, die darüber wachen, daß Alles darnach geht."

„Zum Kukuk, das muß eine Hottentottenwirthschaft sein."

„Keineswegs. Alles geht in Ordnung."

„Also starke Garnisonen, die das Volk in Zucht halten?"

„Gar keine Soldaten. Man schickt einen Weibel mit Mantel und Stab, und Alles gehorcht."

„Wunderlich, aber mir gefällt's nicht. Ein Land ohne Soldaten ist wie eine Stadt ohne Häuser, wie ein Wald ohne Bäume.

Das verstand unser König besser. Er jagte die hundert Kammerherren seines Vaters zum Henker und sparte sich den Bissen vom Munde ab, und füttert dafür jetzt eine Armee von fünfzigtausend Mann, die prächtigste auf Gottes weitem Erdboden. — Und wie nun geht's, Frau von Moos, mit Dero Erlaubniß, wenn der Krieg ausbricht, und die feindlichen Heerschaaren gegen Ihr kurioses Land ziehen, mit Kavallerie, Infanterie, Artillerie, Freipartie, mit Schiffbrücken, Kanonen, Haubitzen und Bombenkesseln? — Schickt man dann etwa dem Feind einen Weibel mit Mantel und Stab entgegen?"

„Guter Krabb, um Haus und Hof, Weib und Kind, Gut und Ehre zu beschützen, ist bei uns Alles Soldat, was Gewehr tragen kann, und schlägt tapferer drein, als der Miethling, wie Ihr das leicht begreifen möget; kommen fünfzigtausend Feinde, rücken ihnen hunderttausend Landesvertheidiger entgegen. So macht man's dort."

„Nun denn, meinethalben. Nichts für ungut. Die Leute bei Ihnen dort sind doch nur Halbwilde, merk' ich. Ich danke Gott, daß er mich zum Preußischen Unterthan machte. Hier haben wir doch alle Sonntage Parade auf dem neuen Markt. Blitz und Wetter, hier ist Ordnung! Wir hier lachten uns die Seele aus dem Leibe, wenn ein Mantel und ein Stab und ein Weibel käme."

Frau von Moos, ein wenig empfindlich, wollte eben entgegnen, und Herr Wilmson sein Wort dazwischen reden, um den kleinen Streit zu schlichten, als einer von den Dienstboten des Hauses die Gartenthür öffnete und einen Offizier eintreten ließ.

Man stand bei dieser Erscheinung sogleich ehrerbietig auf; der Invalide mit seitwärts angezogenen Armen, steif, wie eine Drahtpuppe. Vater Wilmson trat dem Ankömmling, der vornehm und nachlässig mit dem Kopfe nickte, höflich und mit entblößtem Haupte entgegen.

„Sind Sie der Kaufmann Wilmson?" fragte der Offizier.

— Zu Dero Befehl.

„Sie haben Kinder?“

— Einen Sohn, der die Ehre hat, vor Ihnen zu stehen.

„Wie alt sind Sie?“

— Neunundfünfzig.

„Und der junge Bursche da?“

— Zwanzig oder einundzwanzig.

„Der Kommandant wünscht beide zu sprechen. Er befiehlt Ihnen, sich mit Ihrem Sohne morgen Vormittags, Schlag neun Uhr, im Kommandantenhause einzufinden.“

— Ich werde gehorchen. Darf ich fragen, aus welcher Ursache mich der Herr Kommandant . . .

„Weiß ich nicht, hat auch Keiner darnach zu fragen. Also gute Nacht; und Schlag neun Uhr Morgens!“

Damit entfernte sich der Offizier und ging pfeifend und trällernd durch den Garten davon; Vater Wilkinson ihm mit entblößtem Haupte nach, das Geleit zu geben. Der Offizier beachtete es nicht und schlug die Gartenthür zu.

„Juchhe!“ rief Krabb entzückt, und schnalzte sich eins mit den Fingern beider Hände über dem Kopf: „Hab ich's nicht gesagt? Der König sah sich nicht vergebens um und gab dem Fürsten von Dessau Ordre. Frohe Botschaft! Große Ehre!“

„Woraus vermuthet Ihr das? Ich fürchte, es stehen böse Dinge bevor!“ sagte Frau von Moos und setzte sich zitternd auf das Bänkchen nieder.

„Bah! böse Dinge! Der Offizier wäre dann doch nicht so ungemein höflich gewesen.“

„Höflich?“ rief Frau von Moos mit Unwillen: „Kann man einen gröbern Tölpel malen? Ließ meinen Bruder mit entblößtem Haupt im grauen Haar vor sich stehen, und rückte nicht einmal den Filz vom Kopf, nicht einmal in Gegenwart eines Frauenzimmers.“

„Ei, Frau von Moos, einem Offizier liegt das Befehlshaberische in allen Gliedern. Das muß ihm wie angeschaffen sein. Aber er war sehr freundlich, sehr höflich, — solch ein Herr ist von Adel, müssen Sie wissen! — und denken Sie doch, er sprach mit unserm Herrn Wilmson wie Seinesgleichen, nannte ihn sogar Sie! Denken Sie doch, einen Bürgerlichen nannte er Sie! Wetter, das hat doch etwas auf sich! Geben Sie Acht, das Alles rührt vom König her. Morgen kommt Glück und Ehre über dieses Haus. Sie dürfen morgen noch nicht abreisen!

„Ach, lieber Bruder," sagte Frau von Moos zum alten Herrn Wilmson, „ich wünschte, statt erst morgen Mittag vom heitern Abschiedsmahle hinweg zu reisen, schon heute davon zu gehen und dich mit mir zu nehmen. O Bruder, ist es dir möglich, fliehe mit mir, da es noch Zeit ist, diese Nacht noch. Es ist nicht gut in der Nähe der Löwen wehrlos leben!"

Herr Wilmson schüttelte lächelnd den Kopf und sagte beruhigend zu ihr: „Juliane, was auch der Kommandant oder der König von mir wolle, es wird nichts Ehrloses und nichts Ungerechtes sein. Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Wäre ich schuldig oder nur verdächtig, so würde mir keine Einladung zum Kommandanten geworden sein, sondern ich wäre verhaftet worden. Ich glaube aber auch nicht an die Ehre und das Glück, welches Krabb meinem Hause weissagt. Ich bin mir keiner besondern Verdienste bewußt, die ich um den Staat hätte, und wohl noch weniger hat sie Fritz. Das Außerordentliche, was die Zukunft für uns hat, bringt sie uns immer unvermuthet; aber was wir im Voraus von ihr fürchten oder hoffen, ist nie so groß, als wir erwarten."

„Gebe Gott," seufzte Frau von Moos, „daß du nicht das Unvermuthete empfängst. Ich fürchte mich nicht vor den Menschen, aber vor denen, die weniger als Menschen sind, oder mehr als Menschen sein wollen."

Vater Wilmson strich der Schwester lächelnd mit der Hand über das Gesicht. „Weg mit den Sorgen!“ sagte er: „Du bist noch immer, wie vor zwanzig Jahren, die kummervolle Juliane! Laßt uns ins Haus treten, es wird kühl. Wir nehmen noch ein Schlaftränkchen. Fritz, fort in den Keller, eine Flasche Malvasier!“

---

## 4.

Als er das hörte, rief er aus
Mit bitterlichen Zähren:
Mein Beispiel soll die ganze Welt
Bedacht und Klugheit lehren.

Alte Ballade von Eschenburg.

Des andern Morgens war Alles im Wilmson'schen Hause früh in Bewegung, um die Vorbereitungen zum Abschiedsfeste zu machen, welches Herr Wilmson seiner Schwester gab. Dieser Ehrenmann, sonst schlicht und recht in allen Dingen, pflegte in seiner Haushaltung Sparsamkeit zu üben, welche fast an Knauserei grenzte. Aber bei außerordentlichen Anläßen wußte er seines Aufwandes fast kein Maß und Ziel. Da wurden die köstlichsten Leckerbissen um jeden Preis herbeigeschafft; die theuersten Weine sollten in Strömen fließen; die stets geschlossenen Prachtzimmer seines Hauses wurden geöffnet, und statt des blinden Zinns auf den Tischen glänzten silberne Teller und Schüsseln, und den Boden bedeckten morgenländische Teppiche. Bei fünfzig Personen seiner Bekanntschaft waren heute zum Abschiedsschmause eingeladen. Zwei Musikchöre sollten abwechselnd in entfernten Nebenzimmern, während des Gastmahls, das Ohr der Gäste ergötzen. Ringsum an den Wänden prangten und dufteten in geschmackvollen Porzellanvasen malerisch geordnete Blumen. Er selbst ging von Zimmer zu Zimmer umher, nachzuschauen, ob sein Wille gehörig vollzogen werde. Es war ihm nichts

zu prächtig, nichts zu theuer. Während des Essens sollten sich seine Schwester und sein Fritz still entfernen und verschwinden, ohne Lebewohl. So wollte er's. „Denn großem Schmerz," sagte er, „hilft große Zerstreuung am besten ab. Das Gemüth wird im Gleichgewicht erhalten. Ich kenne mich, ich bin zu weich; darum thu' ich Fürsorge. Ich halte es mit Till Eulenspiegel: ernsten Sinn, wenn Alles glückt, leichten Sinn, wenn's übel geht."

Als Frau von Moos bei ihm erschien beim Frühstück, konnte sie sich nicht erwehren, ihm weinend um den Hals zu fallen. „Bruder, ich jammere nicht wegen unserer Trennung," sagte sie, „aber die Einladung zum Kommandanten, — glaube mir's, es steht dir und uns Allen Unheil bevor."

Er lachte.

„Ich hatte einen fürchterlichen Traum diese Nacht. Ich sah meinen verstorbenen Mann. Ich wunderte mich, ihn noch lebend zu sehen. Man stirbt nicht, sagte er, wenn man von der Erde geht. Bis du zu mir kommst, besuch' ich dich zuweilen, wie ich schon oft gethan habe. Jetzt begleite mich in meine Wohnung. — Wo wohnst du? fragte ich. Er zeigte auf eine uralte Kirche. Wir traten hinein. Wir gingen mit schallenden Schritten durch ein Todtengewölbe. Links und rechts Reihen von Särgen. Er legte sich in einen leeren Sarg. Der dort, sagte er, und zeigte auf einen andern leeren, ist für dich, wenn du kommst. Die dort schlafen gut, fuhr er fort und zeigte zu seiner Rechten. Ich blickte hin und erblickte dich, Anton, in dem einen und Fritz in dem andern Sarg. Mich überfiel ein Schauer. — Hättest du sie nur gewarnt, sie wären noch nicht hier! sagte mein Mann. — Ich habe sie ja gewarnt! sagte ich, und Thränen verdunkelten meinen Blick, so daß ich die Särge nicht sah, sondern es floß ein milchweißer Schaum darüber. Und Alles lösete sich in dem Schimmer auf, der von oben her aus unendlichen Fernen strahlte; und ich fühlte mich in einer

wunderbaren Luft selbst nicht mehr, denn ich ruhte und schwebte selber wie ein Glanz im Glanze. Das kommt daher, sagte, doch nicht mit menschlicher Stimme, ein heller Strahl, der mich durchdrang — aber es war das Wesen meines Gatten — das kommt daher, weil du bei mir bist. Und dein gewesener Bruder Anton und sein gewesener Sohn Fritz sind auch da. — Wie, rief ich, Alles gestorben? — Darüber erwachte ich; aber ich hörte mich wachend noch das Wort gestorben rufen, und es war finster um mich, und es hallte meine Stimme von den Wänden zurück, daß es mich mit Entsetzen durchschauerte. Indem schlug die Thurmuhr der St. Johanniskirche Mitternacht. Ich lag im kalten Angstschweiße. Erst gegen Morgen entschlummerte ich."

Herr Wilmson sagte: „So geht's, wenn man wohlgemeinten Rath verachtet. Warnte ich dich nicht gestern Abend, nichts von den Neunaugen zu essen? Sie machen mir jedesmal Unverdaulichkeit und unruhigen Schlaf. Und dergleichen Träume können einem ganzen Tage die widerlichste Farbe geben."

Da brachte Fritz einen Brief, den eine fremde Dienstmagd ihm für seinen Vater gegeben. Herr Wilmson öffnete und fand keine Unterschrift, sondern nur die wenigen Zeilen: „Ein guter Freund ermahnt Herrn Wilmson, nach Empfang dieses ins Bett zu gehen, und für einige Tage todtkrank zu werden oder zu scheinen. Erwähnter guter Freund weiß aus sicherm Munde, daß Herr Wilmson dem König allzugut gefallen hat. Sapienti sat."

Anfangs stutzte Herr Wilmson beim Lesen dieser räthselhaften Zeilen; die Handschrift war ihm unbekannt. Dann sah er lächelnd, mit argwöhnischer Schalkheit seine Schwester an, zerdrückte das Papier in seiner Hand und steckte es ein.

Nun erzählte Fritz von seinem gestrigen Abenteuer, von der Schönen im Trauerkleide, ihrem geraubten Schnupftuche und Meerschaumkopf und dem Zeisig mit dem glänzenden Hutknopfe. Herrn

Wilmson war das Geschichtchen willkommen. Es diente zur Zerstreuung seiner Schwester, die das Tuch und den Meerschaumkopf auf allen Seiten betrachtete und Namen und Stand der beraubten Schönen entziffern wollte. Ihre weibliche Neugier war um so mehr gereizt, da Fritz mit einer seltenen Begeisterung, die ihm, wenn er von Frauenzimmern sprach, nicht eigen war, über die Liebenswürdigkeit der unbekannten Blondine sprach.

„Ich hab' es nicht für möglich gehalten", rief er, „daß so wunderbarer Reiz, wie wir ihn nur überirdischen Wesen in unserer Einbildungskraft verleihen, in menschlicher Gestalt wirklich erscheinen könne. Ihr Gehen war Schweben; ihr Bewegen unaussprechliches Einschmeicheln, ich möchte sagen, Musik für Augen; ihre Stimme nicht Ton, den das Ohr vernimmt, sondern Klang, der durch unser Inneres, wie aus Träumen, zittert; ihr Antlitz das Antlitz eines kindlichen, in Andacht und Entzücken schwebenden Seraphs; ihr Blick ein gütiges, demüthiges Lächeln voll überirdischen Lichtes."

„Mit einem Wort," unterbrach ihn Vater Wilmson lachend, „ein himmlisches Luftbild von Sonnengold und Abendroth."

„Fast hätt' ich's glauben mögen!" antwortete Fritz ganz ernsthaft: „Denn sehen Sie, in ihrem Gesichte war eine gewisse Klarheit, ein gewisses Durchsichtiges, ein . . . es läßt sich nicht mit Worten deuten, nicht mit Farben wiederspiegeln. Ich werde dieses Gesicht, diese Gestalt, diesen Zauber, so lange ich ein Gedächtniß habe, nie vergessen."

Frau von Moos, die schon ein Plänchen für Fritz entworfen hatte — auf ihrem Landgut am Bodensee wohnte eine Verwandtin ihres verstorbenen Mannes, ein junges Mädchen, das ihr lieb war, — machte sauersüße Miene und sagte: „Fritz, deine künftige Frau wird auf keinen Fall mit deinem Gedächtnisse zufrieden sein."

„Ist dein Seraph nicht schon wieder in den Wolkenhimmel zu-

rück", sagte der Vater, „so wird er dir und mir noch einmal erscheinen. Ich lasse Tuch und Meerschaumpfeifenkopf ausrufen, austrommeln, in die Zeitungen setzen, in die Berliner, in die Hamburger; lasse Zettel an die Straßenecken kleben, sogar an die Kirchenthüren."

Unter diesen Gesprächen, die mannigfach wechselten und von Zeit zu Zeit durch das Gesinde unterbrochen wurden, welches mit Fragen wegen den Anordnungen zum Feste kam, ward es neun Uhr. Herr Wilmson und sein Sohn machten sich auf, um vor dem Gastmahle dem Kommandanten den verlangten Besuch abzustatten. Sie gingen schweigend neben einander durch die Straßen, jeder eigenen Gedanken nachhängend. Derselbe Offizier, welcher gestern den Befehl überbracht hatte, stand vor der Thür des Kommandantenhauses. Er führte die Ankömmlinge eine breite Treppe hinauf in einen geräumigen und prachtvollen Saal. Vor der Saalpforte standen zwei Grenadiere mit zugespitzten Mützen und schwarzgewichstem Knebelbart. Im Saale gingen Offiziere von verschiedenen Regimentern auf und ab, ohne die Hineintretenden, welche sich schüchtern und ehrfurchtsvoll verneigten, eines Blickes zu würdigen.

Nach einer Weile trat aus entgegengesetzter Thür ein Gardeoffizier und rief in den Saal hinein: „Ob der Kaufmann da ist, und sein Sohn?" — Herr Wilmson und Fritz stellten sich dem Rufenden sogleich dar. „Nur mir nach!" rief der Gardeoffizier, und sie folgten ihm in ein anstoßendes kleines Zimmer. „Hier wartet, bis Ihr gerufen werdet!" sagte er, entfernte sich durch eine andere Thür, kam nach einer Minute zurück und rief: „Er da, der Alte, geht zuerst hinein. Der Junge wartet noch." Damit führte er Herrn Wilmson in das Zimmer, wo er ihn vermuthlich erst gemeldet hatte.

Fritz vergaß in diesem Augenblicke seiner schönen Unbekannten,

und hing neugierigen Fragen nach, warum er mit seinem Vater hierher beschieden sei. Ein Kammerdiener oder dergleichen, dessen Rocknähte und Rocktaschen alle mit breiten Goldtressen bedeckt waren, daß man zwischen der Tressenmenge kaum das Tuch des Kleides erblickte, stand, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, am Fenster. Als sich dieser nach einer Weile gähnend umdrehte, fuhr er zurück und murmelte durch die Zähne: „Ei verteufelt! Ist Er's?"

Der junge Wilmson war nicht minder betroffen. Denn er erblickte in dem Murmelnden den wohlbekannten Zeisig von gestern, dessen dickgeschwollene Nase noch ein untrügliches Denkmal von Fritzens zu Tage gelegter Manneskraft geblieben. Der Zeisig maß ihn mit giftigen und stolzen Blicken vom Wirbel bis zur Sohle, trat endlich vor ihn, stierte ihm fest in die Augen und sagte halbleise zwischen den Zähnen: „Ist Er nicht der Schlingel, der sich gestern unterstand . . ."

Fritz trat zurück mit funkelndem Blicke und sagte: „Herr, ich bitte, keine Pöbelhaftigkeit, oder ich färbe Sie noch einmal roth, trotz dem Tressenrock!"

Der Zeisig zog sich ein wenig zurück und lächelte ihn höhnisch an. Der junge Wilmson wandte ihm den Rücken und ging zum Fenster. In dem Augenblick fuhr ein Reisewagen durch, auf der Straße unten; mehrere Frauenzimmer saßen darin beisammen. Eins derselben sah mit dem Gesicht gegen das Haus herauf. O Himmel, es war die Schöne in der Trauer! — Fritz riß hastig das Fenster auf, ihr nachzusehen. Sie lehnte sich aus dem Kutschenschlag und schien unverwandt nach ihm zu blicken, bis der Wagen um eine Ecke bog. „Himmel!" seufzte Fritz: „Sie ist's! Und ich muß hier sein!" — Rasch zu seinem Feinde gewandt sagte er: „Eben fährt die junge Dame fort!"

„Welche Dame?" murrte der Kammerdiener.

„Die Sie gestern beraubten im Gedränge."

„Einfaltspinsel, ich berauben? Einen Scherz trieb ich, und nichts weiter. Sie kennt mich wohl. Aber der Pfeifenkopf . . .“

Fritz trat einen Schritt näher, vergaß allen Zorn und faßte ihn bei der Hand: „Wie, mein Herr, also Sie kennen sie?“

„Allerdings. Aber bleib' Er mir vom Leibe und thu' Er nicht so gemein mit mir. Und der Pfeifenkopf?“

Der junge Wilmson hätte jetzt um Alles in der Welt gern Frieden und Freundschaft mit seinem Gegner geschlossen. Er war im Begriff, das unglückliche Mißverständniß von gestern zu bereuen und wegen des Handels um Verzeihung zu bitten. Da ging die Thür auf und sein Vater kam zurück.

„Ich will nicht auf dich warten,“ flüsterte Wilmson seinem Sohne im Vorbeigehen zu, „ich bin zu Hause nöthig. Komm mir bald nach, sobald du abgefertigt bist.“

„Warum sind wir vorberufen?“ fragte Fritz.

„Still, Fritz, der König selbst ist im Zimmer!“ erwiederte Herr Wilmson: „Ich weiß noch nicht, was ich eigentlich hier sollte. Der König that gleichgültige Fragen nach meinem Alter, nach meinen Vermögensumständen, nach dir, und ob du geschickt seiest. Dann ließ er mich wieder gehen und versicherte sehr gnädig, er werde für dich gut sorgen, wenn du ihm gefallest. Betrage dich muthig und sehr anständig. Der König ist bei guter Laune. Nimm aber keine Anerbietungen an, so vortheilhaft sie auch sein mögen, falls dir dergleichen gemacht werden. Erbitte Bedenkzeit. Wir wollen Rücksprache mit einander halten. Lebe wohl indessen!“

Mit diesen Worten entfernte sich Herr Wilmson. Fritz, wie hochwichtig ihm zu jeder andern Zeit gewesen sein würde, in die Nähe eines Monarchen zu treten, empfand jetzt weder Neugier, noch Furcht, noch Anwandlungen von Ehrgeiz. Alle seine Gedanken waren von der Erklärung des hochmüthig-groben Kammerdieners verschlungen, daß er die trauernde Unbekannte wohl kenne. Ja,

dieser Mensch, der zu jeder andern Zeit kaum seine Aufmerksamkeit an sich gezogen hätte, und den er wegen seiner beleidigenden Frechheit wohl abermals ohne Umstände zur Rechenschaft gezwungen haben würde, verwandelte sich durch jene Erklärung für ihn in einen Mann von Würde, von Bedeutsamkeit; und ein Abglanz von der Herrlichkeit der Unbekannten schien ihn zu umstrahlen.

Er war im Begriff, sich noch einmal dem Kammerdiener zu nähern, als die Thür geöffnet ward. Der Gardeoffizier trat unter derselben vor und winkte dem jungen Wilmson schweigend mit dem Finger.

Der Jüngling trat hinein und verbeugte sich mit tiefster Ehrfurcht nach allen Seiten, ob er gleich Niemanden recht deutlich vor sich sah. Es war Alles Wolke und Nebel. Nicht seine Furchtsamkeit vor der Anwesenheit des Monarchen, nicht der Glanz von dessen Majestät hinderte ihn am Sehen, sondern ungeheurer Tabaksdampf. Das kleine Gemach war mit Generalen angefüllt, die insgesammt ihr Pfeifchen rauchten. Alle standen schweigend umher mit entblößtem Haupte, nur einer derselben saß, den Hut auf dem Kopfe, an einem Tischchen. Der junge Wilmson erkannte in ihm, als vor dem Gesichte desselben eine blauliche Wolke zerrann, den König.

Dieser betrachtete eine Weile den Jüngling mit sichtbaren Zeichen des Wohlgefallens, nickte dann einem der Zurückstehenden zu und sagte: „Nicht mehr als einundzwanzig? Der ist noch nicht fertig. Er hat wohl noch vier Jahre vor sich. Aus dem Burschen gibt's etwas Rechtes, vielleicht noch einen Flügelmann der Leibkompagnie."

Dann wandte er sich an den Jüngling: „Sage mir, Bursch: was hättest du Lust zu werden?"

— Mein Vater bestimmt mich zum Nachfolger in seiner Hand-

lung; meine Neigung sind, neben der Landwirthschaft, die Wissenschaften.

„Wissenschaften? Was verstehst du darunter? Griechisch, Lateinisch, Hebräisch, Chaldäisch?"

— Ich lese die alten Griechen und Römer gern, habe dabei Geschichte und Mathematik betrieben, und liebe auch die französische und italienische Literatur.

„Pfui Teufel! Aus dir muß es keinen Federfuchs geben. Fort damit! Daß du gut schreiben, lesen und rechnen kannst, freut mich. Ich will dich avanciren."

— Ihre Majestät wollen geruhen . . .

„Ich nehme dich unter meine Garde nach Potsdam. Verstehst du? Soldat mußt du werden, wenn aus dir ein ganzer Kerl werden soll. Du wirst nicht der Kleinste bleiben, hast vollkommen den Ansatz von sechs Schuh und darüber."

— Ihre Majestät . . .

„Wenn du dich rechtschaffen aufführst, sollst du nicht sechs Wochen lang Gemeiner bleiben. Ich brauche in meiner Garde geschickte Leute. Hast du eine Braut?

— Ihre Majestät? . . . stammelte Wilmson, und ward feuerroth.

„Seht mir doch, der Milchbart wird da krebsroth! Nun, hat nichts zu sagen. Ohne meine Spezialerlaubniß darfst du keine Frau nehmen; ich will dir schon ein Mädchen geben. Also wir sind mit einander im Reinen. Hast du den Soldatenstand lieb?"

— Nein, Ihre Majestät, ich will frei bleiben.

„Schock Millionen Teufel, was unterstehst du dich?"

— Ich habe nicht die Ehre, einer Ihrer gebornen Unterthanen zu sein.

„Einerlei!"

— Ich bin Bürger in den vereinigten Niederlanden.

„Gleichviel."

— Ich werde in mein Vaterland zurückgehen.

„Das wirst du unterwegs lassen."

— Ich rufe den Schutz meiner hochmögenden Herren der Generalstaaten an.

„Halt's Maul, oder ich lasse dir, statt des Handgeldes, zwanzig aus dem ff aufzählen."

— Die Gerechtigkeitsliebe Ihrer Majestät wird nicht gestatten, daß man einen freien Mann wider seinen Willen . . .

„Du kennst jetzt meinen Willen, und ich will keine freie, sondern treue Leute. Darnach hast du dich zu richten. Fort, nach Potsdam. Man soll dir gutes Handgeld geben."

— Erlauben Ihre Majestät allergnädigst, ich begehre kein Handgeld, ich werde keines annehmen. Ich habe einen Vater. Er ist mehr als vermögend, er ist reich. Er wird sich zu jeder Summe verstehen, mich loszukaufen, wenn . . .

„Ich verlange kein Geld. Du bist Soldat; damit holla!"

— Ich verwahre feierlich meine Rechte als Mensch gegen jede Gewaltthat. Ich werde lieber sterben, als Fahneneid schwören.

„Himmel-Tausend-Sapperment!" schrie der König, sprang auf und schwang den Stock gegen den jungen Wilmson. Dieser, stolz und bescheiden, sah den Monarchen mit einem festen Blick an, ohne die geringste Furcht blicken zu lassen.

Der König ließ den Stock wieder langsam sinken, warf einen zornigen Blick auf den Jüngling, und sagte mit furchtbarer Stimme: „Du nicht den Fahneneid schwören, Wurm du? Du hast keine Wahl mehr, merke dir's, als zwischen der Garde oder dem Galgen."

— Ihre Majestät, ich wähle lieber den letztern! sagte Wilmson ruhig.

Der König hob wieder im Zorn den Stock, wandte sich dann aber rasch um und sagte zum Kommandanten: „Laß Er mir den verdammten Schurken da auf der Stelle in die Kaserne bringen,

oder in die Wacht. Morgen geht er mit dem übrigen Transport ab. Und macht der Kerl die geringsten Umstände, so lasse Er ihn krumm schließen oder in den Bock spannen. Marsch!“ — Der König wies mit Hand und Stock gegen die Thür. Der Kommandant faßte den jungen Wilmson hart beim Arm und stieß ihn zum Zimmer hinaus, wo der Zeissig hämisch lachend das Gesicht verzog, als er seinen verhaßten Ueberwinder stolpernd aus des Königs Zimmer hervorschießen sah.

Angekommen im Saale, übergab der Kommandant den trotzigen Rekruten an zwei Offiziere, ihn sogleich zum Depot zu führen, mit Befehl, ihn auf der Stelle krumm zu schließen, bei Wasser und Brod, sobald er sich im mindesten ungeberdig anstelle.

„Ihre Excellenz.“ sagte Wilmson, „wollen mir doch wenigstens erlauben, daß ich meinen Vater noch einmal sehe und von ihm Abschied nehme.“

„Wozu das? Ist ganz unnöthig.“

„Aber ich flehe darum, als die einzige Gnade, die Sie oder Seine Majestät mir noch erweisen können.“

Der Kommandant schwieg einen Augenblick unentschlossen, ging dann in das Zimmer zurück, von woher er gekommen war, und kehrte nach einer Weile mit den Worten zurück: „Man wird's deinem Vater melden, wenn er dich noch sprechen will. Du gehst jetzt zum Depot.“

„Aber Ihre Excellenz wollen gestatten, daß ich mich in meine Wohnung begebe; denn ich bin durchaus nicht in Kleidern, die zur Reise geeignet sind.“

„Packe dich zum Depot!“ rief der Kommandant unwillig: „Das Andere mache mit deinem Vater ab! Ich schicke zu ihm.“

Der Kommandant verließ ihn. Die Offiziere nahmen den Garderekruten zwischen sich und führten ihn ab. Auf der Straße folgte ihnen ein Korporal mit kurzem spanischem Rohr.

---

## 5.

Ade, ade, ade!
Ja, Scheiden und Meiden thut weh.

Volkslied.

Der Jüngling, welcher durch einen einzigen Machtspruch Vater und Vaterhaus, Beruf, alle bisherigen angenehmen Verhältnisse, alle frohen Aussichten in die Zukunft verloren hatte, um nun Zeitlebens unter den Hefen des Volkes zu dienen, ging zwischen seinen Wächtern in finsterer Wuth durch die Gassen der Stadt.

„Sei Er nicht so verzweifelt und traurig!“ sagte einer von den ihn begleitenden Offizieren, der Mitleiden für den schönen jungen Mann zu fühlen schien.

„Ich bin nichts weniger, als traurig!“ antwortete Wilmson kurz, und knirschte mit den Zähnen.

„So ist's recht. Kein Soldat hat es besser, als in der Garde. Es wird Ihm in Potsdam schon gefallen; nur Geduld! Sei Er lustig und guter Dinge.“

„Wenn man Alles, Alles, Alles, was Gegenwart und Zukunft boten, zerschmettert sieht!“

„Denk' Er, ein Erdbeben habe Ihm das verschlungen.“

„Dann wäre ich traurig.“

„Warum dann?“

„Wer kann wider blinde Naturnothwendigkeit? Aber daß man mich aus meinem Hause, aus den Armen meines Vaters wegreißen, zum Sklaven machen darf — — Himmel und Hölle! das ist . . .“

Der Offizier verstand ihn nicht.

Angekommen im Wachthause, ward der Rekrut dem dortigen Offiziere übergeben und zu andern jungen Burschen geführt, die in einer schwarz geräucherten Stube an langen hölzernen Tischen saßen, Bier tranken, aßen, sangen und stinkenden Tabak schmauchten. Sie

wollten den Neuankommenden in ihren lustigen Kreis ziehen. Er warf sich schweigend, mit verschränkten Armen in einen Winkelsitz. Sie tranken ihm zu. Er wies sie zurück. Sie machten sich über das arme Muttersöhnchen lustig, wie sie ihn nannten. Er antwortete nicht. Er brütete über Plane der Rache von fürchterlicher Art. Seines entehrten, zertretenen Lebens achtete er nicht mehr. Er beschloß zu sterben und den Tod zu suchen, um der Welt das Beispiel zu geben, daß Macht und Gewalt nichts über den Willen des Entschlossenen vermögen, der nicht in Fesseln der Sklaverei leben mag.

Die lärmende Gesellschaft um ihn her war eben hinausgegangen, frische Luft zu schöpfen, als sich die Thür öffnete. Der wachthabende Offizier und Herr Wilmson traten ein. Als Fritz seinen Vater erblickte, sprang er auf, warf sich an dessen Brust und schluchzte so laut, so heftig, daß es selbst den Offizier zu rühren schien. Dieser mochte nicht länger Augenzeuge des Abschiedes sein, und entfernte sich schnell.

Herr Wilmson sprach kein Wort. Er ließ den Schmerz seines Sohnes austoben. Erst als sich dieser erschöpft auf eine der hölzernen Bänke niedersetzte, trat Herr Wilmson zu ihm und sagte, indem er Fritzens Hand nahm: „Du weinst, wie ein Knabe. Ich erwartete in dir einen Mann zu sehen, der jedes Schicksal tragen könne. Was ist's denn mehr? Du bist Gefangener, bist Soldat. Aber bleib' nur in dir stark und frei und gerecht, dann ist nichts verloren. Sei ruhig! Es ist noch nicht Alles verloren, wenn du dich nicht selbst aufgibst."

— Wie, Sie haben Hoffnung, mich frei zu sehen?

„Allerdings."

— Sie können mich wieder loskaufen? — rief Fritz, trocknete die Augen und sprang freudig auf.

„Nein, ich habe das Aeußerste für dich versucht. Man hat

mich abgewiesen. Der König besteht darauf, dich in der Garde zu haben. — Nun denn, du gehst also nach Potsdam. Du ergibst dich in dein Schicksal."

— Und das können Sie, lieber Vater, so kalt aussprechen?

„Du ergibst dich in dein Schicksal. Ich werde dir Reisekleider senden. Hier hast du Geld, wenn du dessen bedarfst. Du gehst nach Potsdam; du unterwirfst dich Allem, was dir geboten wird; du sollst dir Jedermanns Vertrauen erwerben. Ich verlange das von dir."

— Ich laufe davon, und steht gleich Galgenstrafe darauf.

„Nimmermehr! Du bleibst, bis ich dich rufe. Deine Unbesonnenheit würde dich und mich verderben. Wir haben hier kein schützendes Gesetz. Wage es nicht, Argwohn oder Zorn zu erwecken; erst dann würden wir verloren sein. Ich will sorgen. Ueberlaß Gott und mir Alles. Ich werde dich retten. Nur du übereile nichts."

— Und wie lange muß ich Sklavendienste thun?

„Bis ich selbst frei bin, bis mein Vermögen in Papier verwandelt und außer Landes ist. Dann wollen wir handeln. Sei ohne Kummer. Gehe deinem Verhängnisse heiter entgegen."

— Aber soll ich den Eid der Treue schwören?

„Kannst du den Zwang hindern? Gezwungener Vertrag ist kein Vertrag. Gott und Vernunft sagen dich vom erpreßten Eide los. Sollten solche Eide wider die ewigen Rechte gelten, so könnte man uns auch schwören lassen, vernunftlose Thiere zu werden."

— Ich gehorche, Vater.

„Du thust wohl daran. Wer nichts zu bereuen hat, hat an nichts zu verzweifeln. Der König wollte mir heute ein festliches Gastmahl vereiteln, mehr ist's nicht. Meine Schwester . . ."

— Ach, weiß sie mein trauriges Loos?

„Sie weiß Alles. Ich selbst kündigte ihr es an. Ich sagte nur: Schwester, dein Wunsch wird nun erfüllt. Ich verlasse Magdebur;

und ziehe mit Fritz zu dir hinaus in die Freiheit, sobald ich mich hier von allen Banden losgerissen habe. Sie war vor Freude außer sich. Ich erzählte ihr, was mit dir geschehen sei. Sie dachte an ihren unglücklichen Gatten, und warf ein bitteres, fürchterliches Wort über die Gewaltigen dieser Welt hin. Dann aber sagte sie: „Ich danke diesmal dem Könige. Er macht mir den Abend meines Lebens schön, ohne es zu wollen. Laß anspannen; mir brennt dieser Boden unter den Sohlen."

Die Ruhe, mit welcher Herr Wilmson zu seinem Sohne sprach, wirkte besser auf des Jünglings Gemüth, als jeder Trostspruch. Er betrachtete die überraschende Begebenheit der letzten Stunden wie ein Abenteuer, die Reise nach Potsdam mit den übrigen Rekruten wie eine Lustparthie, und seinen Eintritt in die Garde wie eine Maskerade. Er schied heiter von seinem Vater, und erinnerte diesen nur noch, ihm mit andern Sachen auch das weiße Tuch und den Meerschaumkopf nachzusenden.

Folgenden Morgens, mit Sonnenaufgang, wanderte der Rekrutentransport zum Thor hinaus über die Elbbrücke. Fritz, um nicht die Augen der Menschen zu sehr auf sich zu ziehen, hatte die zierlichen Kleider, in denen er vor dem Könige erschienen war, mit den abgetragensten Reisekleidern vertauscht. Er wanderte niedergeschlagen vor sich hin. Am Ende der Strombrücke hörte er sich rufen. „Alle Wetter und Hagel, Fritzchen, wer hätte uns gestern früh erzählt, daß der Blitz so schnell in den Pulverthurm fahren und Alles sprengen würde! Aber das sag' ich Ihnen, der König und der alte Dessauer meinten es verdammt gut mit Ihnen. Nur Sie sind an Allem Schuld. Sie ganz allein! Warum sind Sie so schön und lang aufgeschossen, daß Sie Kopfslänge über Alles wegsehen? Warum machten Sie sich nicht klein, oder krumm, oder lahm? Sie kennen die Grille unsers braven Königs!"

Es war der Invalide Krabb, der dem jungen Wilmson die Hand

reichte und ihn noch eine Strecke begleiten wollte. Fritz drückte den Alten heftig an die Brust. Er konnte vor Wehmuth nicht sprechen. Thränen stürzten aus seinen Augen.

„Kreuzbataillon!“ schrie Krabb, und wollte mannhaft scheinen, den Schmerz verbeißen, der ihm die Brust zusammenzog, und die Thränen wegschütteln, die ihm in den grauen Schnurrbart fielen: „Was ist denn das? Ich glaube gar, Sie flennen wie ein altes Weib, Fritz. Schämen Sie sich, Herr. Hol's der Teufel, ich habe nichts mehr mit Ihnen zu thun. Ein Soldat muß nicht heulen.

Krabb wollte noch mehr zu Fritzens Ermuthigung sagen, aber seine Stimme brach. Er brachte kein Wort mehr über die bebenden Lippen, drückte dem jungen Wilmson die Hand und ging weinend und fluchend über die Brücke zurück in die Stadt, indem er zwischenein für sich sang:

Ade, ade, ade!
Ja, Scheiden und Meiden thut weh'!

Sobald der junge Wilmson die Thürme von Magdeburg hinter sich aus den Augen verloren hatte, beruhigte sich sein Inneres. Er sah in die Zukunft hinaus, sah im fernen Hintergrunde seine Erlösung, seine Flucht, die freien, schönen Ufer des Bodensee's und das Landgut der Schwester seines Vaters. Zwar das rechtlose, gewaltthätige Verfahren, durch welches er binnen vierundzwanzig Stunden aus der Mitte aller seiner Freuden und seiner Freunde hinweg in einen Haufen roher oder lüderlicher oder unglücklicher Menschen geworfen war, empörte noch von Zeit zu Zeit seine Galle; aber er zerstreute sich, wie er konnte, und zum ersten Mal fühlte er die Weisheit und ihr Glück in Ausübung der Lebensregeln seines Vaters: Sei dein eigener Meister, und du bist Meister in der Welt.

---

## 6.

### Der Mensch denkt,
### Gott lenkt.

Die Rekruten machten nur kleine Tagreisen. Nachdem sie in Potsdam eingezogen und gemustert waren, wurden sie verschiedenen Regimentern einverleibt. Wilmson kam unter die Garde zu Fuß. Er fügte sich geduldig in Alles; erlernte die puppenhafte Stellung, die Handgriffe mit dem Gewehr, Links- und Rechtsschwenken schnell; ward in die blanke Uniform eingekleidet und versah bald den Dienst gleich Andern. Wie wenig er sich auch Mühe darum gab, gewann er in kurzer Zeit die Aufmerksamkeit und Gunst der Hauptleute. Er war ohne Widerrede der schönste Mann im ganzen Regimente, wenn auch nicht der längste. Sein Ton, sein Anstand, seine feinen Sitten verriethen bald, daß er aus gutem Hause sei. Man unterschied ihn von den Andern. Seine mannigfachen Kenntnisse blieben nicht unbemerkt. Die Hauptleute benutzten ihn. Er mußte bei vielen Schreibereien und Rechnungen helfen. Er trug unter der groben Soldatenuniform das feinste Linnen. Er machte große Ausgaben, bald seinen Kameraden einen frohen Tag zu schaffen, bald Nothleidenden Trost zu bringen, denen mit Geld zu helfen war. Dies Alles erwarb ihm eine Achtung unter den Obern, wie sie sonst dem Soldaten nicht zu Theil wird. Er empfing sogar Erlaubniß, ein eigenes Zimmer zu bewohnen; und damit war unter diesen Verhältnissen sein höchster Wunsch gewährt. Er richtete sich niedlich, aber einfach ein. Man wußte wohl, er sei wider seinen Willen und auf des Königs unmittelbaren Befehl unter die Soldaten gebracht. Viele Andere beim Regiment waren auf ähnliche Weise dahin gerathen. Aber Keiner schien mit seinem neuen Stande schneller versöhnt zu sein. Er selbst äußerte bei jedem Anlaß

Zufriedenheit, und erklärte, daß er entschlossen wäre, lebenslänglich Soldat zu bleiben, und wenn sein Vater für den Loskauf Tonnen Goldes böte.

Dies Alles war List. Er erreichte seinen Zweck, Vertrauen zu gewinnen. Man gestattete ihm vorzugsweise große Freiheiten. Selten machte er von ihnen Gebrauch, Mißbrauch nie. Der Oberst des Regiments nannte ihn nicht nur seinen Sohn, sondern behandelte ihn mit einer Freundlichkeit und Achtung, deren sich selbst wenige Offiziere zu rühmen hatten. Wilmson mußte oft bei ihm im Hause sein und Schreiberdienste verrichten; zwar nicht an seiner Tafel, doch aber mit seinen Hausleuten speisen. Durch die Gunst des Obersten rückte Wilmson, besonders da der König sich selber eines Tages nach ihm erkundigt hatte und seine Beförderung wünschte, schon im ersten Vierteljahr zum Feldweibel.

Indessen unterhielt er mit seinem Vater fleißigen Briefwechsel, aus welchem er immer hellere Hoffnungen seiner nahen Erlösung hervorschimmern sah. Vater Wilmson in Magdeburg verkaufte fort und fort seine gesammten Waarenvorräthe; und konnte es nicht ohne Nachtheil geschehen, ließ er sie in Niederlagen außerhalb der preußischen Grenzen bringen. Er zog nach und nach alle ausstehenden Gelder ein, zuweilen nicht ohne baaren Verlust, unter dem Vorwand, daß er durch auswärtige Bankerote in seinen Vermögensumständen zurückgekommen sei. Man hielt ihn zwar für den ehrlichsten Mann von der Welt; aber sein kaufmännischer Kredit ging dabei unter. Und eben das wollte er, um zuletzt auch nur sein Letztes, seine liegenden Besitzungen in Magdeburg, ohne andern Verdacht zu erregen, in Gold umwandeln zu können.

Als ihm dies gelungen war, schrieb er seinem Sohn: „In vierzehn Tagen verlasse ich Magdeburg und eile zum Bodensee. Man glaubt hier, ich begebe mich in die Niederlande zurück. Dort erwarte ich dich bei meiner Schwester; ich erwarte dich unter Seelen=

angst. Denn du hast ein schweres Werk vor dir. Triff deine Anstalten zur Flucht mit Vorsicht. An Geld fehlt es dir nicht, und verlangst du noch mehr, so send' ich dir auf der Stelle. Heute reiset, weil du es wünschest, Krabb zu dir, um beim Befreiungswerke dein Gehilfe zu sein. Der alte Mann ist närrisch vor Freuden. Du bringst ihn mit dir zum Bodensee. Er soll und will seine alten Tage bei mir beschließen. Damit weniger auf dich und ihn Argwohn falle, und ihr beide in euerm Einverständnisse desto freier handeln könnet, vermeidet, öffentlich beisammen zu erscheinen. Ich habe ihn genugsam mit Geld versorgt."

Der Feldweibel zu Potsdam hatte wirklich schon die Entwürfe zur Flucht vollkommen ins Reine gebracht. Aber zu ihrer sichern Vollziehung war er eines treuen Mannes bedürftig, den er in Potsdam nicht finden konnte. Darum verlangte er den treuen Krabb zu sich. Diesen wollte er, als reichen Kaufmann gekleidet, nach Berlin senden, von dort mit Extrapost nach Potsdam kommen, dann sich von ihm aufnehmen lassen in den Wagen und so über die preußische Grenze nach Sachsen fliegen.

Krabb kam wirklich an. Der alte weinte Freudenthränen, als er in der Dämmerung eines Abends zum jungen Wilmson ins Zimmer trat. Fritz erdrückte den treuen Hausfreund fast an seiner Brust und weihte ihn in seine Pläne ein.

„Holla!" rief der Invalide: „Geht mir jetzt das Licht auf, warum mir der alte Herr zu Magdeburg einen ganzen Reisekasten voll feiner Wäsche und Kleider machen und einpacken ließ. Fritzchen — hol' mich — straf' mich, — ich sehe darin aus, wie ein geheimer Rath oder Bürgermeister, und metzle ich mir erst den Bart weg, soll mich der Teufel selbst nicht erkennen.

Alle Abreden wurden nun genommen. Krabb sollte im Wirthshause wohnen bleiben. Man wollte nie öffentlich zusammentreffen, und von Magdeburg den letzten Brief des Herrn Wilmson erwarten.

worin derselbe seine Abreise melden würde; dann alsbald zum Werk schreiten.

Der Brief kam endlich an. Auch Krabb hatte einen, fast gleichen Inhalts, von Herrn Wilmson empfangen. Mit diesem in der Hand, lief er voller Entzücken, sobald es am Abend dunkel geworden, zum Feldweibel. Dieser aber, der, den Kopf auf den Arm gestützt, in schwermüthiger Stellung am Tische saß, schien das Entzücken des Invaliden diesmal gar nicht mit ihm theilen zu wollen, und antwortete auf Alles sehr kurz und trocken, oft gar nicht.

Der Invalide stand etwas verblüfft vor seinem jungen Herrn und gaffte ihn mit großen Augen an. „Sind Sie krank geworden?“

— Nein, Krabb.

„Ist etwas vorgefallen?“

— Nichts.

„Nun, so stehen mir alle meine fünf Sinne still, wenn ich das begreife. Ich dachte, Sie wären vor Freuden in allen Lüften, und sitzen nun da, wie ein Delinquent, verzeih' mir's Gott, auf dem Armensünderstuhl. Muß ich nicht morgen nach Berlin, den Reisewagen kaufen, anspannen lassen?“

— Krabb, mit der ganzen Sache hat's noch keine Eile.

„Keine Eile? Warum nicht?“

— Ich weiß nicht.

„Ei, so schlag' doch das Wetter drein. Weiß nicht! Wie soll ich' denn wissen? Der alte Herr ist ja schon fort ins Reich.“

— Ich bleibe einstweilen noch hier. Laß mich in Ruhe.

Mit diesen Worten stand Fritz auf, ging mit großen Schritten einige Male durchs Zimmer, hielt dann plötzlich vor dem Invaliden still, und legte seine Hände auf dessen Schultern, während er einen Blick voll inniger Seligkeit, die sich in seinem ganzen Antlitze offenbarte, in die Höhe richtete. Krabb schwieg, wie ein Mäuschen, und sperrte Mund und Ohren auf; sein ganzes Gesicht ward Ohr,

und horchte der Erzählung, die da kommen sollte. Statt dessen runzelte Fritz plötzlich die Stirn, wandte sich ab und ging langsam mit gesenktem Kopfe und verschränkten Armen schweigend ans Fenster."

„Tröste mich Gott, Fritzchen, aber das Ding ist mit Ihnen nicht richtig!" sagte der Invalide verlegen.

„Eben darum!" rief der junge Mensch rasch und ärgerlich: „Eben darum schweig. Ein- für allemal, ich bleibe; ich will nicht fort; ich kann nicht fort. Laß mich in Ruhe. Morgen, übermorgen, und wenn's in einem Vierteljahr oder einem Jahr wäre, kann ich dir mehr sagen. Die Sachen stehen jetzt anders."

„Das sind mir schöne Geschichten!" brummte der Alte: „Komme in Hast und Jast; will, Gott verzeihe mir die schwere Sünde, Kopf und Hals daran wagen, einem Deserteur beim Ausreißen zu helfen und den König zu betrügen; setze mich dem Galgen aus — denn da wird's heißen: mitgefangen, mitgehangen! — und nun ist's mit Allem nichts; soll hier ein Vierteljahr oder ein Jahr auf der Bärenhaut liegen. Alle Hagel, ich lasse mich hängen, aber das thue ich nicht!"

Der junge Wilmson hörte nicht auf ihn; und als es der Invalide zu arg trieb, sagte Wilmson: „Freund Krabb, laß mir Ruhe. Ich bin in einer unseligen Lage; ich kann nicht fort; bin festgebannt; will nicht davon, darf nicht davon; und wenn mich der König über die Grenzen bringen ließe, würde ich heimlich wieder umkehren. Nun geh'. Du sollst ja, vielleicht schon in einigen Tagen, Alles erfahren. Nun geh'!" Mit diesen Worten schob er den Alten zur Thür. Krabb schüttelte den Kopf und ging still fluchend in sein Wirthshaus.

---

## 7.

Ach, Fröwlin, solt ich dich verlan, . .
Das wäre sere missethan,
Ein wahrhaft Mann nit missethut.

Altdeutsches Lied.

Daß Fritz Wilmson seinen Sinn so plötzlich geändert hatte, und nun Potsdam, seinen Kerker, nicht verlassen wollte, hatte gute Gründe.

Er war am vorigen Tage auf der Wacht beim Schlosse gewesen, und erst Mittags, nach Gewohnheit, abgelöset worden. Wie er des Morgens, um sich im Frühstrahl der Sonne zu erquicken, auf dem Platze zwischen den Bildsäulen umher ging, bemerkte er ein junges, in halbe Trauer gekleidetes Mädchen, welches in Verlegenheit längs den Häusern hinging, sich links und rechts umsah, und endlich in geradester Richtung auf ihn selbst zukam. Seit ihm die trauernde Schönheit in Magdeburg erschienen war, konnte er keine weibliche Gestalt in schwarzen Kleidern gleichgültig betrachten. Inzwischen verrieth schon die Tracht und der gefüllte Handkorb am Arm der Kommenden, daß diese nur eine Dienstmagd war.

Wie sie aber näher trat, vor ihm stehen blieb und schüchtern fragte: „In dieser Gegend soll eine Frau Majorin Mahlzahn wohnen. Können Sie mich nicht zurecht weisen? Ich bin noch allzufremd in Potsdam, kaum drei Tage hier!“ — und als er die schöne Flötenstimme wieder hörte, die einst sagte: ich bin eine Waise, und stehe recht allein unter dem Himmel! und sie ihm, wie damals, in allen Nerven wiederklang; als er abermals das kindlich-helle Antlitz sah, und das freundliche, demüthige Lächeln der Augen, die er nie vergessen hatte, da blendete es ihn, wie Wetterleuchten.

„Wie ist mir denn?“ sagte er mit ungewisser Stimme: „Haben Sie in Magdeburg eine Verwandtin, die Ihnen ähnlich ist, eine Schwester . . . oder sah ich Sie selbst dort, aber — in anderer Tracht . . . oder . . .“

Sie richtete nun erst ihren gesenkten Blick zu ihm auf und trat erröthend einen kleinen Schritt zurück. „Mein Gott!“ stammelte sie: „Trügen Sie nicht den Soldatenrock, ich würde glauben . . . Sie waren also in Magdeburg? Wären Sie vielleicht . . . aber, das ist doch unmöglich!“

Er ward noch verwirrter.

„Ja,“ sagte er traurig, „ich bin von Magdeburg, bin der Sohn des Kaufmanns Wilmson, und wider meinen Willen, auf Befehl des Königs, unter die Soldaten gebracht; bin schon seit einem halben Jahre hier, und der schönste Tag meines Lebens, den ich in Magdeburg gehabt, ward mir zugleich der schrecklichste. Sind Sie es? Habe ich Sie vielleicht selbst beim Einzuge des Königs gesehen?“

„Ach!“ seufzte sie und senkte ihre Augen zur Erde, „der Tag entschied auch mein Schicksal. Ich erinnère mich Ihrer sehr wohl, Herr Wilmson; und was man mir Böses von Ihnen gesagt hat, nie habe ich's geglaubt.“

„Wer konnte Ihnen aber Böses von mir sagen?“

„Herr Kiek, Sie kennen ihn ja wohl, der Kammerdiener des Herrn Geheimenraths von Gundling. Er behauptete, Sie wären ein Beutelschneider und hätten ihm den Pfeifenkopf und das Tuch geraubt. Ich versichere Sie, nie habe ich dem schlechten Menschen das geglaubt.“

„Ist's möglich? Also wären Sie dasselbe Frauenzimmer, das ich . . . hätte ich Sie damals nur wieder gefunden! — Ich verwahre seitdem Tuch und Meerschaumkopf, wie Heiligthümer, für

Sie. Aber Ihr Name war mir unbekannt. Im Tuche standen nur die Buchstaben C. v. St.

„Clementine Stern!“ lispelte sie halblaut.

„Clementine Stern?“ lispelte er leise nach: „Also müßte es lauten: Clementine von Stern?“ Und indem er diese nachträgliche Frage that, fiel unwillkürlich sein Blick auf den schweren Handkorb an ihrem weißen Arm, auf die bunte Schürze von grobem Leinen, auf das kleine, schwarze Halstuch und die weiße Haube mit schwarzem Bande, wie sie von weiblichen Dienstboten damals getragen zu werden pflegten, die sich etwas städtisch kleideten.

Clementine schien den Lauf seiner Augen besser zu verstehen, als er sich dessen eben bewußt war. Sie ward blutroth und sagte: „Es könnte wohl so lauten; aber meine Familie hat das Von längst fallen lassen und nur ihren Unglücksstern behalten. Seit mein seliger Vater als Subkonrektor gestorben, und meine selige Mutter nach Berlin gegangen war, in der Hoffnung, eine Unterstützung durch einen weitläufigen, aber reichen Verwandten zu erhalten, nämlich durch den Herrn Geheimenrath von Gundling, vollendete sich unsere Noth. Meine arme Mutter starb. Und ich war dahin gebracht, die bessern Kleider abzulegen, um mein Brod, als Magd, zu verdienen.“ Indem sie das sagte, perlten einige helle Thränen über ihre rothen Wangen. „Legen Sie meine Traurigkeit nicht falsch aus, Herr Wilmson; ich schäme mich meines niedrigen, doch ehrlichen Standes gar nicht. Ich dachte vorhin nur an den Schmerz meiner Mutter, den sie gefühlt haben würde, wenn sie meine Zukunft hätte ahnen können.“

„O, liebes Fräulein, wenn ich . . .“

„Nennen Sie mich ja nicht Fräulein! rief sie und sah ihn mit Aengstlichkeit und Verwunderung an. Als sie aber seine Augen von Thränen verdunkelt erblickte, setzte sie mitleidig hinzu: „Auch Sie also sind nicht mehr glücklich?“

„Wie können Sie mich für glücklich halten, wenn ich Sie weinen sehe, liebe Clementine? Wie stelle ich Ihnen den Meerschaumkopf zu, den ich von Ihnen in Händen habe?“

„O!“ rief Clementine, und ihre Wangen färbten sich höher! „Lassen Sie mich den nicht wieder sehen. Er ist nun bezahlt. Er hat mein Unglück vollendet, oder vielmehr, er war das Werkzeug des schändlichen Kiek, des Kammerdieners, zu meinem Verderben.“

Sie erzählte die Geschichte des Kopfs nun mit der ihr eigenen Anmuth. Der Eigenthümer dieses Prachtwerks war der Geheimerath von Gundling, welcher sich auf den Besitz des köstlichen Schaustücks nicht wenig einbildete. Er hatte ihn um eine beträchtliche Summe in Magdeburg, wohin er in des Königs Gefolge gekommen war, angekauft, und daselbst seinen Namenszug von einem der Goldschmiede auf den Silberdeckel graben lassen. Clementine, welche zu gleicher Zeit nach Magdeburg mit einer dem Geheimenrath verwandten Familie gereiset war, in der sie einstweilen nach dem Tode ihrer Mutter aus Mitleiden aufgenommen worden, mußte an jenem Unglückstage das Prachtstück vom Goldschmied zurückholen. Wir wissen, wie sie es verlor. Der bekannte Zeisig, ein Wüstling, hatte längst Absichten auf das arme Mädchen gehabt, welches er durch den Raub ein wenig necken oder kirrer machen wollte. Er hielt den Unbekannten, mit welchem sie im Menschengewühl so traulich plaudernd Arm in Arm ging, für seinen beglückten Nebenbuhler. Die Wuth des jungen Wilmson, ihm den Raub wieder zu entreißen, bestätigte Kieks Verdacht. Dies und die eigene Niederlage unter Wilmsons Fäusten erfüllte ihn mit Rachsucht. Er erfuhr erst nach der Rückkunft in Berlin, daß der Pfeifenkopf nicht wieder zurückgestellt worden sei. Der Geheimerath Gundling, ohnehin ein Mann von verschrobener Gemüthsart, bekanntlich des Königs Hofnarr dabei, gerieth über den Verlust in Raserei. Sein Kammerdiener Kiek wollte von Clementinens Angst

Vortheil ziehen, versprach ihr, den Geheimenrath zu beruhigen, und den Preis des Kopfes zu bezahlen, wenn die spröde Schöne ein wenig milder werden wolle. Da sie ihn aber stolz zurückwies, erzählte er dem Geheimenrath von dem Vorfall in Magdeburg, nur mit Entstellungen. Er habe gehört, wie Clementine von einem ihrer Liebhaber um den Kopf gebeten worden sei, und wie sie ihm endlich das Geschenk gegeben. Kiek habe dem Kerl den Meerschaumkopf aus den Händen gerissen, wäre aber sogleich von demselben und mehrern von dessen Kameraden verfolgt, beraubt und mißhandelt worden; denn mit einem einzigen allein würde er's wohl noch aufgenommen haben. Ohne Zweifel wäre der Räuber des Meerschaumkopfs aus Berlin; denn in einer fremden Stadt, wie Magdeburg, könne Mamsell Stern unmöglich einen Liebhaber gefunden haben, gegen welchen sie so große Freigebigkeit geäußert hätte.

Weil Clementinens eigener Bericht über den Vorfall in Magdeburg ziemlich mit der Lüge des Kammerdieners einstimmte, diente ihr Wort zur Bestätigung von Kieks Lüge. Daß sie den jungen Menschen, mit dem sie vertraulich gegangen war, nicht gekannt, noch weniger in ihm einen Liebhaber gehabt hätte, glaubte ihr natürlich Niemand. Sie mußte also vollen Schadenersatz leisten und aus dem Hause; ja es für Gnade halten, daß man sie nicht ins Zuchthaus schickte. Nun Clementine in voller Verlassenheit und Armuth war, erbot sich der Zeisig zu ihrem Beschützer und Versorger. Er zweifelte nicht, daß die Noth, in welche er sie gestürzt, ihre Widerspenstigkeit besiegen müsse. Er irrte sich. Und als sie nach vergeblichem Bemühen, in irgend ein Haus von Berlin als Kammerjungfer aufgenommen zu werden, keine Hoffnung vor sich sah, begab sie sich nach Potsdam, um als Haus- und Stubenmädchen ein ehrliches Dasein zu fristen.

Der junge Wilmson hörte die Erzählung der Unglücklichen mit

Schmerz. „Läuft mir der Bösewicht irgendwo über den Weg,“ rief er mit nassen und funkelnden Augen, „ich jage ihm, wäre es im königlichen Vorzimmer, den Pallasch durchs Herz. Nun begreife ich, daß der ruchlose Bube, der mich doch im Vorzimmer des Königs sah, der doch wußte, daß ich als Soldat fortgeschleppt wurde, mich Niemandem nannte, und mich nicht als Dieb verklagte. Er mußte fürchten, Ihre Unschuld und seine Niederträchtigkeit und Unwahrheit komme zugleich an den Tag. — Ach, liebe Clementine, wie viel haben Sie meinetwillen gelitten! Denn Alles wäre vielleicht nicht geschehen, wenn ich Sie im Menschengedränge nicht begleitet hätte! Ich muß Ihnen Vieles vergüten. Und ich will es. Ich kann es. O mein Gott, wie viel haben Sie gelitten! Wie viel leiden Sie noch!“

„Nein, Herr Wilmson, ich leide nichts mehr. Ich habe eine gütige Herrschaft gefunden.

„Ach, die gütigste Herrschaft ist eine Herrschaft! Sie sollten frei sein. O, meine Liebe, ich bin freilich jetzt noch Soldat, — aber mein Vater ist reich, ich bin reich, haben Sie Vertrauen zu mir. Ich bin gewiß nicht von dem Schlage, wie der elende Kammerdiener; — ich biete Ihnen . . .“

„Für Alle Anerbietungen danke ich Ihnen, Herr Wilmson. Sie sind sehr gütig. Aber ich bin nur frei, so lange ich Niemandem Verpflichtungen schuldig bin. Und daß ich Sie nicht für einen Mann halten solle, wie jenen elenden Menschen, nein, das hätten Sie nicht nöthig gehabt, zu bitten. Er ist mein bösester Feind. Ich kenne ihn.“

„O, daß Sie mich auch kennen würden! Vielleicht . . .“

„Wacht heraus!“ schrie die Schildwacht. Ein General ritt über den Platz. Die Soldaten eilten aus der Wachtstube hervor. Der Feldweibel verbeugte sich flüchtig gegen das artige Kammermädchen und sprang zu seinen Leuten in Reih' und Glied. Als der General

vorbeigeritten war, hatte sich die schöne Clementine vom Platze verloren.

Träumend ging der Feldweibel auf und ab. Die unerwartete Erscheinung hatte sein Inneres verwandelt. Er wiederholte sich ihre Worte und Erzählungen. Die Bewegungen ihres Gemüths, während des Plauderns, hatten sie noch schöner gemacht, als er sie in Magdeburg gefunden. Er trat wieder auf dieselbe Stelle, wo sie vor ihm gestanden war. Ein Schauer drang von dem geweihten Boden durch seine Fersen empor. Potsdam, welches ihm bisher wie ein Kerker erschienen war, hatte sich in ein Feen-Reich, und der Befehl des Königs, der ihn zum Soldaten gemacht hatte, in eine göttliche Fügung verwandelt. Er segnete den Monarchen, er segnete sein Loos. Er dachte nicht mehr daran, Potsdam zu verlassen. Auch die Hölle würde ihm in Clementinens Nähe reizend geworden sein.

Sobald er von der Wacht abgelöset worden war, durchstrich er alle Gegenden der Stadt, Neustadt, Friedrichsstadt und Bodengraft. Das Unglück aber hatte gewollt, daß er nicht nach der Wohnung des Mädchens gefragt hatte. Er suchte bis zur dunkeln Nacht, und fand sie nirgends wieder. Doch war er überglücklich. So fand ihn Krabb am Abend desselben Tages.

---

## 8.

> Lenardo sah her, Blondine sah hin;
> Sie trugen im Herzen wohl liebenden Sinn.
>
> Ballade von Bürger.

Man wird nicht daran zweifeln, daß der junge Feldweibel auch folgenden Morgens seine Nachforschungen fortgesetzt habe. Die Residenz Potsdam ist nichts weniger als von außerordentlicher Größe,

und noch weniger von außerordentlicher Volksmenge. Man weiß aber aus allen Romanen, daß Liebende, die sich suchen, einander finden, und müßten sie auch Welttheile durchkreuzen. Daher ist es nichts Erstaunliches, daß Fritz Wilmson, nachdem er seine Entdeckungsreisen kaum drei Stunden lang fortgesetzt hatte, sein Ziel erreichte. Im mittlern Stock eines großen Hauses stand Clementine am Fenster, und zwar etwas vorgeneigt, als suche sie auch ihn zu erkennen. Ihm ward, als schlügen Flammen über ihm zusammen. Sobald er aber näher kam, um sein Haupt vor der Angebeteten in ehrfurchtsvollem Gruße zu entblößen, schien sie ihn nicht mehr zu bemerken, sondern trat zurück, schloß nicht nur das Fenster, sondern zog sogar die weißen Umhänge vor.

Das überfiel ihn mit Frost und Kälte, wie wenn sich Schneewolken plötzlich über eine blühende Frühlingswelt ausleeren. Er kehrte finster in seine Zelle heim, kämpfte lange mit sich, und ward endlich Sieger. Er schämte sich seiner Leidenschaft über eine Unbekannte, die sein reines Wohlwollen verschmähte, und beschloß, mit Ernst an seine Flucht zu denken. Er sprach mit Krabb. Tag und Stunde wurden verabredet. Krabb sollte nach Berlin, einen Reisewagen kaufen, als vornehmer Kaufmann mit Postpferden durch Potsdam eilen, und ihn, als Bedienten gekleidet, zur nächtlichen Stunde vor dem Thor aufnehmen und entführen.

Krabb kam folgenden Tages noch einmal zu Wilmson, um vorläufigen Abschied zu nehmen. Krabb trat frohen Muthes ins Zimmer, während sein junger Herr im Fenster lag und in die stille Straße hinabsah. Krabb grüßte und lärmte vergebens. Der Feldweibel sah sich nicht um. Denn die Straße daher kam Clementine; sie bemerkte ihn droben am Fenster, erkannte ihn, lächelte mit verschämter Freundlichkeit einen Augenblick empor, grüßte sogar, ging vorüber, und schon ziemlich entfernt, wandte sie noch einmal das Köpfchen und blickte nach ihm. Fritz war außer sich. Aller Schmer

schmolz, und der warme Frühling mit den gebeugten, aber unzerknickten Blüthen ging wieder in ihm auf.

Als Krabb endlich Gewalt brauchte, um seine Gegenwart bemerkbar zu machen, drehte sich der junge Herr zu ihm mit glühenden Wangen und flammenden Blicken. Lange verstand er nicht, was Krabb wollte, und zuletzt gab er den einfachen Bescheid: „Wir bleiben. Ich reise nicht. Ich werde Potsdam nicht verlassen; und wenn ich wüßte, daß die Stadt in wenigen Stunden von einem Erdbeben verschlungen würde, ich ließe mich mit verschlingen."

Der Invalide glich nun selber einem Erdbeben, das Alles zu zerschmettern Miene macht. Er fluchte und tobte, gleich einem Besessenen, im Zimmer umher, während Fritz im Fenster lag, in die Straße niedersah und die Steine suchte, welche Clementinens Füße berührt und geheiligt haben konnten. Es blieb dabei. Krabb also mußte wieder in Potsdam forthausen.

Wilmson erneuerte nun seine Entdeckungsreisen vor dem wohlbekannten Hause, ohne glücklich zu sein. Die Fenster waren geschlossen. Besser gelang's ihm in der Garnisonskirche. Er erblickte die Schöne, aber sie bemerkte ihn nicht in ihrer sonntäglichen Andacht. Er folgte ihr auf dem Fuß, als sie mit einem ältlichen Frauenzimmer aus der Kirche ging; er grüßte. Sie erröthete, aber dankte ihm nicht einmal, sondern wandte sich gleichgültig zu der alten Begleiterin. Er fand sie denselben Tag wieder auf einem öffentlichen Spaziergang, faßte Muth und trat mit höflichem Verneigen an ihre Seite. „O, wie glücklich bin ich endlich . . ." stammelte er. Aber ihr Gesicht, plötzlich finster und mit dem Ausdruck der Verwunderung über eine Frechheit ohne Gleichen, endete schnell sein Entzücken. „Was wollen Sie von mir?" sagte sie: „Ich kenne Sie nicht! Was haben Sie mit mir zu schaffen? Sie haben sich ohne Zweifel zur unrechten Person verirrt." Damit

wandte sie sich stolz von ihm weg und einigen Frauenzimmern ihrer Bekanntschaft zu, die in der Nähe wandelten.

Der arme Feldweibel stand eine Weile steif und gerade da, wie wenn ihn sein Oberst musterte. Dann schwenkte er plötzlich, und marschirte im Doppelschritt davon, über Clementinen und alle Weiber unter allen Himmelsstrichen fluchend. „Sie hat dich zum Narren, scheint's. Sie ist nur Kokette. Himmel und Hölle, welchen Ton nahm sie an! Wie, sie kenne mich nicht? Ich habe mich an die unrechte Person verirrt? Wie, ist sie denn doppelt in Potsdam vorhanden?“ — In diesem Selbstgespräch rannte er durch die Gassen, suchte den alten Krabb auf und befahl ihm, ohne Verzug nach Berlin zu gehen, den Reisewagen zu kaufen, und zur Flucht alle Veranstaltungen zu treffen. Krabb, hochzufrieden, daß sein junger Herr den gesunden Menschenverstand wiedergefunden, ließ sich den Befehl nicht zweimal geben, sondern miethete auf der Stelle den Wagen, und fuhr in der gleichen Stunde zum Thor hinaus nach Berlin.

Der junge Feldweibel wünschte sich zur Festigkeit und Schnelligkeit seines Entschlusses Glück. Er fühlte wohl, daß er in Potsdam nicht glücklich sein könne; daß er, seiner Ruhe willen, eine Stadt verlassen müsse, welche neben ihm ein Wesen beherberge, das er nicht genug hassen und nicht genug lieben konnte. Doch ehe die Nacht kam, stand es schon wieder mit der Festigkeit seines Entschlusses mißlich, und die eilfertige Abreise des Invaliden hätte er gern widerrufen.

Denn als er, da es dunkel geworden, sein Zimmer verließ, um seinen Verdruß zu zerstreuen, und über den einsamen Schloßplatz ging, mit dem Vorsatz, irgendwo in lustiger Gesellschaft eine Flasche Wein zu leeren, lispelte eine süße, schüchterne Stimme: „Guten Abend, Herr Wilmson.“ Es war ein Mädchen, das ihm zufällig mit hellbrennender Laterne auf dem Schloßplatze begegnete. Er er-

kannte Clementinen. Er wäre kalt grüßend vorübergegangen, hätte sie zu ihrem „guten Abend“ nicht noch hinzugesetzt: „Sie werden mir wegen meiner heutigen Unart zürnen. Thun Sie es doch nicht. Ich war leider gezwungen. Gott weiß es, ich habe seitdem keinen Frieden im Herzen, seit ich undankbar schien, und ihnen so wehe gethan.“

Natürlich nach einer solchen Erklärung konnte man nicht scheiden. Der Feldweibel erachtete der Gerechtigkeit gemäß, Niemanden ungehört zu verdammen. Er blieb stehen. Clementine, die vielleicht auch gerne stehen blieb, hielt es der großen Vorsicht angemessen, sich für allfällig Vorübergehende in die Dunkelheit der Nacht einzuschleiern, und blies die Laterne aus. Der junge Wilmson hatte in diesem Augenblick Besonnenheit genug, sich zu erinnern, daß Clementinens ans Licht gewohnte Augen, nun plötzlicher Finsterniß hingegeben, weder Weg noch Steg erkennen würden. Er bot ihr daher, wie in Magdeburg, als Führer den Arm, und führte sie, ohne zu fragen und zu wissen, wohin?

Nun erfuhr er von der Flüsternden, die ihm ihr Leid klagte, die Ursache ihres bisherigen räthselhaften Betragens. Nämlich der vielbekannte Kiek, welcher sich eben jetzt mit dem Geheimenrath Grundling zu Potsdam befand, war auch im Hause von Clementinens Herrschaft wohlbekannt; hatte auch hier das arme Mädchen mit Zudringlichkeiten verfolgt und dann verleumdet, es habe sich mit einem schlechten Kerl unter den Soldaten der Garde eingelassen. Man müsse das Mädchen wohl unter den Augen behalten. Folge davon war gewesen, daß Clementinens gegenwärtige Gebieterin, eine äußerst gottesfürchtige, andächtige Frau, dem armen Mädchen erst die Sünde des Schielens nach Soldaten ernstlich vorhielt, Clementinens Selbstvertheidigung gar nicht anhörte, sondern kurz und bündig erklärte, „sie werde die Mamsell ohne Barmherzig-

keit auf die Straße hinauswerfen lassen, sobald man das leiseste Einverständniß mit einem Soldaten ausspüren könne."

Clementine weinte bitterlich bei der Erzählung ihres Unglücks; aber sie vergaß bald ihres eigenen, als der junge Wilmson an die Erzählung des seinigen, an die Schilderung seines ehemaligen glücklichen Verhältnisses, und seiner jetzigen Niedrigkeit und Abhängigkeit gerieth.

„Mein Gott!" rief sie; „an Ihrer Stelle lief' ich davon. An Geld und Mitteln dazu fehlt es Ihnen ja nicht. Die sächsische Grenze ist ja nicht so fern. Ihr Vater und sein Vermögen sind ja schon in Sicherheit. Sie stellen ihn keiner Gefahr mehr aus durch Ihre Desertion. Warum säumen Sie noch einen Augenblick?"

„Warum? Unglückliche Clementine, Ihretwillen!"

„Wie, meinetwillen? Was sagen Sie? Wie könnte ich ein Hinderniß an Ihrem Glück sein? Wir stehen ja doch nur in sehr entfernter Berührung mit einander."

„Eben darum. Sie dürfen mir nicht fern bleiben, wenn ich glücklich leben soll. Ich kann Potsdam nicht verlassen, so lange Sie hier athmen. Ich werde hier bleiben. Ich will, daß Sie mich näher kennen lernen, daß ich Ihr Vertrauen gewinne, daß Sie mir, wie eine Schwester ihrem Bruder, glauben; und nur erst, wenn Sie die Stadt, diese Gegenden verlassen wollen, wo Sie an keine Seele gebunden sind, wenn Sie zu meinem Vater und zu meiner Muhme Zuflucht nehmen wollen, erst dann fliehe ich."

„Ach, Herr Wilmson, was sagen Sie. . . ." lispelte sie erschrocken und ungewiß, was Sie antworten sollte.

„Machen Sie sich vorläufig von Ihrer Herrschaft frei, theure Clementine. Sie dürfen keine Magd sein. Sie sollen sich selbst ein Mädchen zu Ihrer Bedienung halten. Ich habe Geld zu meiner Verfügung. Nehmen Sie davon an, soviel Sie zu bedürfen glauben."

„Das werde ich nimmermehr, Herr Wilmson!"

„Hegen Sie so viel Mißtrauen?“

„Keines, Herr Wilmson. Ich habe Ihnen ja in der Erzählung meiner Verhältnisse das größte Vertrauen bewiesen. Können Sie mehr verlangen?“

„Allerdings mehr, wenn Sie nur einen Blick in mein reines, redliches Herz gethan hätten. Doch, wie Sie wollen. Ich werde schweigen und Ihren Willen ehren. Vielleicht haben Sie irgend einen Freund, irgend eine Freundin . . .“

„Ach Gott, Niemanden.“

„So lassen Sie denn doch mich, bis Sie einen Würdigern finden, den Namen Ihres Freundes tragen. Ich verdiene ihn, weil ich nichts will, als Ihr Glück, und weil ich nur in dem Ihrigen das meinige finde.“

„Herr Wilmson, ich bin Ihrer Güte sehr dankbar; glauben Sie mir's. Um mich Ihrer Achtung würdig zu erhalten, erlauben Sie mir, nichts von Ihnen anzunehmen. Machen Sie, wenn ich mein Vertrauen zu Ihnen bewahren soll, keine Anträge mehr. Ich kann arbeiten, und Arbeitsamkeit und Redlichkeit werden mich emporhalten.“

„Theure Clementine, Sie verkennen mich. Sie stellen mich vielleicht in Reih' und Glied zu dem elenden Kammerdiener Kiek . . .“

„Pfui, daß Sie mir das sagen können!“ rief sie mit einiger Heftigkeit und drückte dabei seinen Arm unwillkürlich fester an sich, als wollte sie ihm vom Gegentheil Versicherung geben.

Nun ging Wilmson schweigend neben ihr hin. Sie redete ihn einige Male vergebens an. Seine Stille beunruhigte sie. Als er selbst auf die Frage nicht antwortete: „Zürnen Sie mir, Herr Wilmson?“ gerieth sie in Verlegenheit. Lange schwieg sie, und immer verlegener und gekränkter. Endlich zog sie ihren Arm aus dem seinigen und flüsterte leise: „Gute Nacht, Herr Wilmson.“

Sie fühlte ihre Hand ergriffen, an seine Lippen gedrückt, und von einer warmen Thräne seiner Augen bethaut.

„Was machen Sie, lieber Herr Wilmson?" sagte sie zitternd.

„Gute Nacht, liebe Clementine!" antwortete er: „Ich bin durch Sie recht unglücklich. Sie wissen es nicht."

„Unglücklich? Nein, Herr Wilmson, das sollen Sie nicht sein!" rief sie bewegt und hielt seine Hand fest.

„Wenn ich es nicht sein soll, Clementine, so versprechen Sie wenigstens, daß ich Ihre Zuflucht werden soll, sobald Sie in irgend eine Verlegenheit gerathen."

„Ich verspreche es. Aber mehr als dies Versprechen fordern Sie nicht. Gute Nacht, lieber Freund."

Damit war sie in der Finsterniß verschwunden. Er wollte ihr nach. Er wagte es nicht. Er blieb noch eine Weile auf dieser Stätte. Er wiederholte ihre Worte und ahnete sein höchstes Glück in denselben, und noch mehr im seelenvollen Klange der Stimme, womit die Worte ausgesprochen waren.

Noch eine Stunde lang schwärmte er in den Straßen von Potsdam umher. Seine Augen flammten, seine Wangen brannten. Seine Brust war voller Jünglingsseligkeit. Er dachte nicht mehr an Abreise oder Flucht, sondern an den Augenblick, da er die kleine Wunderliebliche wiederfinden könnte. Er schwor sich's: er sei das glücklichste Wesen, und könnte nie wieder unglücklich werden.

---

## 9.

Unverhofft
Kommt oft.

Was den letzten Punkt betrifft, irrte er sich, wie sich voreilige Jünglinge oft zu irren pflegen. Hätte er ein wenig Lebenserfahrung

mehr gehabt, würde er eher vermuthet haben, daß nach dem glücklichsten der Tage, die er in Potsdam erlebt, vielleicht ein eben so unglücklicher nahe stehe. Wirklich schwebte am andern Morgen, als er noch mit froher Seele in seinem Zimmer, unter den schönen Erinnerungen des gestrigen Abends, umhertanzte, die unerwartetste Gefahr über seinem Haupte.

Der König nämlich machte an diesem Morgen, in Begleitung einiger seiner Generale, einen Lustritt ins Freie. Sie waren noch nicht weit vom Thore, als sie den Weg daher ein städtisch gekleidetes Mädchen kommen sahen, welches wegen seiner ungewöhnlichen Größe Allen auffiel.

„Woher die junge Riesin?“ fragte der König seine Begleiter.

„Ich erinnere mich,“ sagte einer derselben, „diese lange Schönheit schon öfters in Potsdam gesehen zu haben. Sie ist Dienstmagd im Hause eines Kriegsraths . . . eines, ich habe den Namen vergessen . . . genug, sie ist die Flügelmännin aller Potsdamer Schönen.“

„Meiner Treu!“ rief der König: „Wenn sie einen Mann, ihrer würdig, das heißt, keinen kleinern heirathete, als sie selber ist, könnte sie die Stammmutter eines neuen Gigantengeschlechts werden.“

„Aber,“ versetzte Einer des Gefolgs, „der Teufel plagt eben die Leute, daß sie gerade das, was sie selber nicht sind und haben, an Andern am meisten lieben. Ich wette, das große Stück Schönheit dort hat sich schon in irgend ein Zwerglein verliebt.“

„Hm! das läßt sich verhüten!“ sagte der König: „Das geht nicht! Die Weibsperson verdient ein gutes Loos. Ich will einen hübschen, jungen Kerl glücklich damit machen, bei dem ich ohnehin noch Manches gut zu machen habe. Der Bursche soll mit mir zufrieden werden. Ich meine den Feldweibel Wilmson von Magdeburg.

Während dieses Gesprächs war das Mädchen ganz herangekom-

men. Die Größe desselben war wirklich auffallend, weniger seine übrige Schönheit. Der König hielt sein Pferd an und sagte zu dem Mädchen, das ihn zu erkennen schien: „Mein Kind, geht Sie in die Stadt?“

Das große Mädchen antwortete erschrocken ein unverständliches Ja und ward blutroth.

„Will Sie mir den Gefallen thun, und sogleich einen Zettel an den Kommandanten überbringen? Es soll Ihr ein gutes Trinkgeld dafür werden.“

Das Mädchen versprach es. Der König verlangte Papier. Einer aus dem Gefolge überreichte eine große Brieftasche mit Papier und Reißblei. Der König schrieb zu Pferde einige Zeilen, faltete dann das Blatt, zeichnete die Adresse darauf, und schloß den Zettel mit einem Stückchen Mundlack, dem er, so gut es ging, sein Petschaft aufdrückte.

„Sie überbringt dies also auf der Stelle dem Herrn Kommandanten. Sie weiß doch, wo er wohnt?“ sagte der König, und indem er ihr erst den Brief, dann einige Goldstücke in die Hand legte, fügte er hinzu: „Und hier etwas zum Botenlohn. — Wie steht's? Hat Sie schon einen Mann?“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Aber doch schon einen Schatz?“

Sie schüttelte abermals den Kopf und wurde feuerroth.

„Nun, nun, ich verstehe!“ sagte der König. „Gehe Sie. Der Kommandant muß auf der Stelle diesen Brief haben. Hört Sie?“

Das Mädchen nickte ehrerbietig. Der König ritt fort. Die Generale lachten still. Sie erriethen den Inhalt des Briefes.

Kaum eine halbe Stunde nach dieser Begebenheit trat eine Ordonnanz zum Feldweibel Wilmsen und holte denselben in das Haus des Kommandanten. Er ward, sobald er gemeldet war, in ein großes Zimmer geführt, worin er, außer dem Kommandanten,

noch den Obersten seines Garderegiments und den Feldprediger fand. Alle Drei lachten. Dieses Lachen bildete einen widerlichen Gegensatz zum Winseln und Schluchzen, welches sich aus einem benachbarten Zimmer vernehmen ließ und von einer weiblichen Person herzurühren schien.

„Wilmson," sagte der Oberst, „ich habe dir angenehme Nachricht anzukündigen. Alle deine Kameraden werden dich beneiden, weil der König dich so ungemein begünstigt."

Der Feldweibel erschrak freudig. Er erwartete nichts Geringeres, als der König habe ihm Abschied und Freiheit bewilligt. Er vergaß darüber seine ehrerbietige, soldatische Haltung, und fuhr mit den Händen zusammen, die er stumm und erwartungsvoll faltete.

„Kann Er's errathen?" sagte der Kommandant lächelnd: „Hat Er einen Wunsch?"

„Meine Freiheit, meinen Abschied!" versetzte der Feldweibel.

„Possen!" schrie der Oberst: „Es ist etwas Besseres, als das. Was machst du dir aus dem Abschied? Man weiß ja, du bist jetzt gern Soldat. Denke dir also etwas Besseres! Nun, es ist umsonst. Das fällt dir nicht im Traume ein. Denke, der König hat dir ein Mädchen ausgesucht."

Der Feldweibel riß die Augen weit auf, und konnte vor Erstaunen nichts sagen, als: „Ein Mädchen? Was soll ich mit dem?

Alle schlugen lautes Gelächter auf. „Narr du!" schrie der Oberst: „Was anders, als eine Frau daraus machen?"

Wilmson schüttelte stolz den Kopf.

„Bei meiner Ehre", sagte der Kommandant, „es ist das schönste Kind von der Welt; Potsdam und Berlin weisen keine größere Schönheit auf. Ich sage Ihm, Feldweibel, es ist auf Ehre eine Schönheit, eine große!"

„Aber ich verheirathe mich nicht, und wäre es die größte!" entgegnete der Feldweibel.

Der Kommandant antwortete trocken: „Darum wird man Ihn nicht fragen. Es ist des Königs Spezialbefehl. Das Mädchen ist im Nebenzimmer und heult; hat wahrscheinlich schon etwas Liebes. Hier steht der Feldprediger. Die Trauung geschieht auf der Stelle. Damit Punktum.“

„Aber wie kann der König,“ rief Wilmson mit innerm Grimme, „wie kann der König . . .“

„Das geht Ihn und uns nichts an. Hier der eigenhändige Befehl Sr. Majestät. Er lautet dahin, ich solle ohne Verzug den Feldweibel Wilmson mit der Ueberbringerin des königlichen Handschreibens in Gegenwart des Herrn Obersten kopuliren lassen, und auf keine Einwendungen hören. — Also still! Ich nehme nicht Wenn's und Aber's an, weder von Ihm, noch von dem Mädchen.“

„Nie gebe ich Hand und Herz auf Befehl des Königs. Der König kann das nicht durch Befehl erzwingen!“ rief Wilmson.

Der Kommandant machte ein ernstes Gesicht und sagte: „Hand und Herz soll Er behalten, aber das Mädchen nehmen. Nur nicht weiter gemuckst, oder . . .“

„Es ist wider menschliches und göttliches Recht!“ rief Wilmson.

„Geht den Soldaten nichts an!“ erwiederte der Kommandant.

„Herr Kommandant, Herr Oberst, zwingen Sie mich nicht, um Gotteswillen nicht!“ schrie Wilmson empört: „Sie machen zwei Menschen unglücklich. So wahr Sie mich zwingen, so wahrhaftig erleben Sie, ehe der Tag vergeht, ein schreckliches Schauspiel! Aus der Braut wird eine Wittwe, aus der Hochzeit ein Begräbniß. Ich werde frei bleiben, trotz Ihrer und Ihres Königs Gewalt, sobald ich frei sein will.“

Der Oberst trat zu ihm, traulich, beruhigend, ihm auf die Achsel klopfend und sagte: „Närrchen, der Befehl des Königs muß vollzogen werden. Gehorche. Es wird dich nicht gereuen. Du empfängst gewiß zur Aussteuer mit dem Mädchen zugleich ein kost-

liches Hochzeitsgeschenk. Folge mir diesmal! Das Mädchen ist allerliebst, und das Unglück, es zur Frau machen zu müssen, nicht groß. Man gewöhnt sich zuletzt an nichts leichter, als an ein so allerliebstes Unglück."

Da trat Wilmson einen Schritt vor, und sagte stolz und kalt: „Der König kann mir nichts mehr schenken, nachdem er mir mehr geraubt hat, als er aus seinem Reichthum irgend einem Sterblichen zu geben vermag. Er hat mich aus dem Schoos meiner glücklichen Familie, aus dem Arm meines theuern Vaters gerissen. Er hat meine persönliche und bürgerliche Freiheit vernichtet, und mich zu einer Gliederpuppe erniedrigt, der ich vorher Mensch war. Diesen Augenblick läßt er mir durch Sie ankündigen, daß ich noch elender werden müsse, als ich schon durch ihn war. Er soll sich in der Berechnung seiner Gewalt irren. Wer den Tod nicht fürchtet, hat nichts zu fürchten. Ich erkläre Ihnen hiermit, ich gehorche nicht. Und gebrauchen Sie Zwang, so kommt mein Blut über Sie. Dies ist mein fester Entschluß, das mein Schwur. Bedenken Sie, was Sie thun wollen."

„Schnickschnack!" rief der Kommandant ärgerlich: „Halt Er das Maul und gehorch' Er seinem Monarchen, der's mit Ihm gut meint. Ich will keine Zeit mit Ihm länger verlieren." Damit ging der Kommandant zur Thür und winkte hinaus. Zwei Unteroffiziere von der Garde traten herein. Der Kommandant flüsterte ihnen einige Worte ins Ohr. Sie blieben an der Thür, wie Bildsäulen, stehen.

Der Oberst, die Hände auf dem Rücken zusammengefaltet, ging etwas unruhig im Zimmer auf und ab, und warf von Zeit zu Zeit einen Blick voller Mitleiden und Besorgniß seitwärts auf den unglücklichen Wilmson, der ihm lieb war. Er zog den Kommandanten ans Fenster und redete leise mit ihm. Die Antworten des Letztern verriethen sich aus seinem Achselzucken. Während der

Stille im Zimmer hörte man nebenan das Gewinsel und dumpfe Schluchzen deutlicher; von Zeit zu Zeit mehrere weibliche Stimmen durcheinander reden.

„Das Ding muß auf Ehre ein Ende nehmen! sagte der Kommandant: „Es ist des Königs Wille. Herr Feldprediger, machen Sie sich fertig.“

Mit diesen Worten begab er sich zum Nebengemach. Er ließ die Thür offen. Eins der Frauenzimmer stieß einen herzzerreißenden Schrei aus. Zwei Weiber ergriffen es unter den Armen und schleppten es vor. Der Oberst wandte erschüttert den Blick von dem Schauspiel ab. Wilmson stand düster da, den Blick zur Erde geheftet, sah nicht auf und wälzte einen gräßlichen Entschluß in der Seele.

Der Feldprediger trat vor. Wilmson sah und hörte nichts von Allem, was um ihn her vorging. Der Oberst trat zu ihm und schob ihn vor den Feldprediger hin, indem er schmeichelnd sagte: „Geh', geh', mein guter Bursch. Sei brav!“

Jetzt erst bemerkte Wilmson den Feldprediger mit aufgeschlagener Agende vor sich, und neben sich die, welche seine Braut sein sollte, von zwei Weibern gehalten und unterstützt, schluchzend, weinend, das Gesicht in ihr Schnupftuch gedrückt. Sie that einen tiefen Seufzer, und indem sie das nasse Tuch vom Gesicht nahm und unwillkürlich seitwärts auf Wilmson blickte, erkannte dieser in ihr Clementinen. Er war so verwirrt, daß er sich selber nicht glaubte, und ganz regungslos blieb. Clementine erstarrte im ersten Augenblick. Eine dunkle Röthe flog plötzlich über ihr blasses, verweintes Antlitz; dann ward sie einer Leiche ähnlich bleich. Sie sank mit einem Seufzer kraftlos zusammen.

„Ihr habt die Unglückliche gemordet!“ schrie Wilmson: „so mordet mich denn auch.“ Er umfaßte die Ohnmächtige und trug sie zu einem Sessel. Sie erholte sich bald unter den Hilfeleistungen

der beiden Weiber. Kaum schlug sie die Augen auf, rief der Kommandant: „Sie lebt noch! Vorwärts, Herr Feldprediger, und frisch weg kopulirt. Machen Sie es kurz und bündig, ehe das Ding da den Geist aufgibt. Feldweibel, stell' er sich neben den Stuhl. Seine Braut mag sitzen bleiben. Nur drauf los, Feldprediger."

Der Feldprediger gehorchte. Wilmson stand gedankenlos da; sein Auge auf Clementinen niedergesenkt, die, in Ohnmachten verloren, von Zeit zu Zeit, wie ein Sterbender, die Augen aufschlug und wieder schloß. Man fragte den Bräutigam und die Braut um kein Jawort; man ließ sie keine Ringe wechseln, sondern steckte ihnen solche an die Finger, so gut es ging. Die Ceremonie war vorüber.

Der Kommandant trocknete sich den Schweiß von der Stirn und ließ eine Miethkutsche holen. „Wenn mir das Ding nur nicht im Hause stirbt!" schrie er: „Auf Ehre, das war ein höllisches Stück Arbeit. Zehntausendmal lieber in ein Bataillon Quarré eingebrochen!"

Der Oberst zog den Feldweibel zu sich, der noch immer starr und stumm dastand, und sich das Unglaubliche nicht entwirren konnte. „Mein Sohn," sagte der Oberst, „beruhige dich. Das Unglück ist nun einmal geschehen. Du kannst es nicht ändern. Laß deine rasenden Gedanken fahren; das taugt nur für feige Memmen. Du siehst da das arme Mädchen, es ist deine Braut, dein Weib. Es jammert mich. Behandle es schonend. Ihr Leben hängt an einem Spinnefaden. Ein rohes Wort von dir, zerreißt ihn. Sei menschlich und beherrsche deinen Unwillen. Das gute Kind ist an deinem Unglück ohne Schuld. Gib mir die Hand darauf, mein Sohn, daß du nicht in der ersten Betäubung und Leidenschaft handeln willst. Es soll dich nicht gereuen. Ich will mich deiner väterlich annehmen. Gib mir die Hand darauf, dich keiner Verzweif-

lung zu überlassen, sondern die Stunden ruhiger Ueberlegung zu erwarten."

Wilmson gab dem gütigen und besorgten Manne schweigend die Hand, ohne von Allem, was er sah und hörte, das Mindeste zu begreifen. Eine solche Höllen- und Himmelfahrt binnen einer halben Stunde wäre aber auch wohl vermögend, dem Verstand des Besonnensten Schwindel zu verschaffen.

Ein Miethwagen fuhr vor. Der Kommandant winkte den Weibern: „Fort mit ihr, fort!" Man führte oder trug Clementinen in den Wagen. Wilmson blieb träumend, wie er war, am Fenster, bis ihn der Oberst weckte. „Vorwärts, mein Sohn!" sagte er zum Feldweibel mit Herzlichkeit: „Du hast mir die Hand gegeben, würdig zu handeln. Ich zähle auf dich und dein Ehrenwort. Geh' in den Wagen; führe das arme Mädchen in deine Wohnung ein, und vermehre die Verzweiflung der Unglücklichen nicht durch Grausamkeit und Härte. Es wäre unmännlich, diese Verlassene ärger zu quälen, als sie schon von ihrem Schicksal gequält ist. Geh', Freund, beruhige sie und dich selbst, so gut du es in deiner Lage vermagst, durch freundliches Gespräch. Geh'!"

Wilmson ging. Er stieg in die Kutsche, wo Clementine sich matt und ängstlich in einen Winkel geschmiegt hatte. Er setzte sich zu ihr. Der Wagen rollte fort.

„Aber ist das Alles wahr? Ist das Alles Wirklichkeit?" sagte er mit einem Blick, in welchem das Entzücken funkelte, indem er Clementinens Hand an seine Brust drückte: „O theure Clementine, wenn ich nur träumen sollte, wecken Sie mich nicht. Wenn ich wahnsinnig wäre, so lassen Sie mich nicht heilen."

Clementine drückte schwach seine Hand und lächelte ihn schweigend an, und schüttelte das schöne Köpfchen. Noch hing auf ihrer blaßgerötheten Wange eine Thräne.

Der Wagen hielt. Wilmson hob die Neuvermählte heraus und führte sie ins Haus, worin er wohnte.

---

## 10.

Wenn wir schon im Erdenleben
Liebe nehmen, Liebe geben,
Welt, so bist du doch gewiß
Paradies.

Als das Pärchen bis zur Treppe gekommen war und Clementine hinaufsteigen sollte, weigerte sie sich verlegen. „Wohin soll ich? Herr Wilmson, wohin führen Sie mich?“

„Wohin anders, als in meine Wohnung, theure Clementine! Wir sind vermählt mit einander, ohne unsere Einwilligung. Ich gehöre Ihnen, Sie gehören mir. Ich weiß nicht, wie die Sache gekommen; weiß nicht, wer dem Könige das heiligste und schönste Geheimniß meines Herzens verrathen konnte. Ich bin an Allem unschuldig. Unser Loos aber ist unwiderruflich entschieden.“

Er führte die Zaudernde, welche jeden Augenblick stillstand, die Treppen hinauf, öffnete sein Zimmer und ließ sie eintreten.

Sie stand fremd, schüchtern und verschämt in der Mitte eines geräumigen, artig ausgeschmückten Zimmers, wie es nicht leicht bei einem Feldweibel erwartet wird. Bücher und Schriften, kleinere Kleidungsstücke, Blumen und Musiknoten lagen auf Stühlen und Tischen in etwas junggesellenhafter Ordnung umher; Zeichnungen auf dem Erdboden, Schuhe neben einer Weinflasche im Fenstergesims.

„Ach, Clementine, als ich vor wenigen Viertelstunden die Stube verließ, konnt' ich nicht glauben, solchen Gast zu empfangen.“

„Herr Wilmson, haben Sie in der That nichts voraus gewußt von Allem, was geschehen ist? Haben Sie nichts Ihrem Oberst,

oder vielleicht dem Könige selbst . . . ach, Herr Wilmson, gestehen Sie es nur, ich bin nicht der Gegenstand gewesen, um welchen Sie so gewaltig werben ließen."

„Sie haben Recht, theure Clementine. Ich hätte es nie gewagt. Ich bin durchaus schuldlos an der Begebenheit. Ich habe Sie nie vom Könige begehrt."

„So sind Sie unglücklich, wie ich's bin, Herr Wilmson. Sie haben das Kammermädchen des Kriegsrathes Bär verlangt. Die Unglückliche wußte nicht, was der Brief enthielt, den sie mir gab."

„Ich habe weder die Ehre, den Kriegsrath, noch sein Kammermädchen zu kennen. Ich ward zum Kommandanten beschieden, erfuhr dort erst den Willen des Königs, der mir ein Mädchen zur Frau bestimmte, das ich nicht kannte. Ich drohte mit Selbstmord, wenn man mich zwingen würde. O theure Clementine, konnte ich denn glauben, daß Sie mir bestimmt waren? Niemand nannte Sie mir."

Nun erzählte er umständlich die seltsame Geschichte der letzten Stunde. Clementine hörte sie mit Bewunderung. Nun erzählte auch sie, auf welche Weise sie in das Haus des Kommandanten gekommen sei. Sie war nämlich in Geschäften ihrer Herrschaft ausgegangen und dem obenerwähnten langen Kammermädchen begegnet, mit dem sie seit einiger Zeit nachbarliche Bekanntschaft gemacht hatte. Sei es, daß das Mädchen Eile, oder sonst einen Grund hatte, nicht in des Kommandanten Haus zu gehen, sie bat Clementinen, den Brief, der ihr von einem Offizier, einem General, oder wer er gewesen sein möge, gegeben worden war, an die Behörde zu bestellen. Clementine leistete ihr die Gefälligkeit, gab den Brief an eine Ordonnanz ab und hatte sich schon entfernt, als sie schnell zurückgerufen wurde. Der Kommandant erklärte, es sei des Königs Wille, sie müsse sich auf der Stelle mit einem jungen, hübschen Burschen von der Garde kopuliren lassen. Sie mußte ihren

Namen angeben. Clementine behauptete vergebens, es sei Irrthum. Man hielt sie mit Gewalt fest, da sie die Ueberbringerin des königlichen Befehls gewesen; und der König schreibe ausdrücklich von der Ueberbringerin. Sie erklärte vergebens, daß sie den Brief von einem andern Mädchen übernommen habe; der König werde dieses gemeint haben. Man lachte dazu. Der Oberst und der Feldprediger wurden berufen. Clementine gerieth vor Angst und Schrecken in verzweiflungsvolle Sinnlosigkeit, von der sie erst beim Anblick Wilmsons genesen sei.

Clementinens Erzählung, statt in Wilmsons Gedanken das Räthsel zu lösen, verwirrte ihn nur noch mehr.

„Also nicht Sie waren mir bestimmt? Und Sie sind mir gegen des Königs Willen zu Theil geworden?“ rief er und konnte sich des Lachens nicht wehren: „Uebler hat sich noch kein König verrechnet, und glücklicher hat noch kein Quiproquo gemacht.“

„Aber,“ sagte Clementine und sah sich ängstlich um, „was soll daraus werden? Das kann doch nicht gelten. Ich kann doch nicht ... ich werde nicht ...“

„Clementine, Sie sind mir angetraut. Wir sind unauflöslich verbunden. Der höchste aller meiner Wünsche, meine Sehnsucht ist erfüllt, und die unerhörteste Gewaltthat hat mir aufgedrungen, was ich nur von Ihrem Herzen, als freies Geschenk, als Belohnung meiner reinen und treuen Liebe mit Schüchternheit hoffte. Ja, ich habe Sie geliebt, mit Leidenschaft, seit dem ersten Tage in Magdeburg. Sie waren und blieben mein einziger Gedanke. Sehen Sie doch da und da auf Büchern und Zetteln Ihren Namenszug; lesen Sie da in den Fensterscheiben das Wort Clementine, mit dem Diamant eingeschnitten! Ach, könnten Sie in meinem Herzen lesen!“

Clementine sah erröthend auf den Jüngling, dann verlegen um=

her nach der Thür. „Ich kann ja doch unmöglich ... bei Ihnen bleiben!“ sagte sie in verschämter Verwirrung und Bangigkeit.

„Wie?“ rief Wilmson: „wollten Sie mich verlassen? Was der Himmel wundersam genug gefügt hat, vernichten? Ganz Potsdam weiß jetzt die wunderliche, ich möchte sagen, die tolle Begebenheit, weiß, Sie sind meine Braut, meine Anvermählte, mein Weib ... o Clementine, welch ein Himmel liegt für mich in diesen Worten! — Wohin wollen Sie? Wer würde Sie aufnehmen? Ach, ich glaubte nicht, daß ich Ihnen so gleichgültig wäre; und doch nannten Sie mich gestern noch Ihren Freund. Haben Sie denn kein Vertrauen, keinen Glauben an mein Herz?“

Sie sah ihm mit einem zärtlichen Blick in die Augen, reichte ihm die Hand und sagte halblaut mit zitternder Stimme: „Ich glaube ja an Ihr Herz, aber nicht an mein unglaubliches Glück. — O Sie wissen es wohl, wie ... ach, ich sollt' es nicht sagen, ich bin eine Verlassene. Sie waren mein einziger Freund auf Erden. Und wollten Sie es auch nicht sein, ich müßte dennoch — Ihre Freundin bleiben. Ich habe Sie immer — —“ das Wort erstarb auf ihren Lippen. Sie schlug in tiefem Erröthen ihre Blicke nieder.

Wilmson umschlang entzückt die Verschämte mit seinen Armen und drückte sie an sein Herz und sagte: „Was denn? immer ...“

„Geliebt!“ flüsterte sie kaum hörbar, und sah mit Augen voller Thränen zu ihm empor. Da drückte er den ersten Kuß des Bräutigams, des Gatten auf die nie entweihten Lippen, und fühlte den schüchternen Gegenkuß.

Nun half sie ihm traulich das Zimmer ordnen und das Nebenzimmer. Wilmson besorgte durch den Aufwärter des Hauses ein stattliches Hochzeitmahl, das unter vier Augen genossen wurde; ließ von Clementinens ehemaliger Herrschaft, die schon vom Schicksal ihres Stubenmädchens unterrichtet war, die kleine Habe der Neuvermählten in seine Wohnung bringen, und alle Bekannte ab-

weisen, welche unter dem Vorwand des Bedauerns oder Glückwünschens, von Neugier herbeigezogen wurden.

Der Tag verschwand. Die Glücklichen lebten ihn ganz nur sich. Wie viel hatten sie einander zu erzählen! Ein einziger Gedanke allein noch machte sie beide zittern, der Gedanke an den König, und daß er, in seiner furchtbaren Willensstärke, vielleicht eben so gewaltthätig ihre Ehe zerreißen könnte, als er sie geknüpft hatte.

„Als ich deine Gestalt, du Geliebter, in dem schrecklichsten Augenblick meines Lebens neben mir, wie in einem Nebel erkannte, ward es in mir wieder stiller!“ sagte Clementine: „Ohne dies wäre mein Tod unvermeidlich geworden. Und er ist unvermeidlich, wenn mich ein königlicher Machtspruch wieder von dir reißt. Die Ewigkeit hält ja tausend Pforten offen.“

„Zittere nicht, Clementine. Der König ist gut. Er kann und wird das nicht wollen. Wenn aber dennoch . . . wir entfliehen. Jeden Tag, jede Stunde erwart' ich den alten Krabb, jeden Augenblick bin ich zur Flucht fertig. In meiner Brieftasche trage ich ansehnliche Summen. Und mißlingt Alles — du hast Recht, die tausend Pforten stehen offen.“

Indem die Liebenden in die dunkle Abenddämmerung hinein plauderten und koseten, ward an die Thür gepocht. Wilmson trat hinaus. Ein Ordonnanzoffizier stand vor ihm, und brachte den königlichen Befehl: Wilmson solle mit dem ihm heut' angetrauten Mädchen sogleich auf dem Schlosse erscheinen. Beide hörten mit Schaudern den Befehl. Der Offizier ließ ihnen keinen Augenblick. Clementine warf den Seidenmantel, das letzte Ueberbleibsel ihres ehemaligen Standes, um sich, und Wilmson führte sie schweigend an seinem Arme dem Boten des Königs nach. Erst unterwegs bemerkte der Feldweibel, daß er, wie er zu Hause pflegte, in seinen bürgerlichen Kleidern geblieben. So könne er vor dem König nicht

erscheinen. Der Ordonnanzoffizier aber hatte Eile, und gebot, ihm zu folgen.

---

## 11.

Der Stachel der Ferse, der Schrecken des Rufs
Verdoppeln den Donnergaloppschlag des Hufs.

Sie wurden in ihrem Zuge zum ziemlich entfernten Schlosse auf eine sehr unerwartete Weise unterbrochen. Kaum hundert Schritte mochten sie gegangen sein, als ihnen fluchend und brummend mit großer Hast ein Stelzfuß entgegenkam. Wilmson erkannte sogleich den getreuen Krabb, und streckte ihm durch die Dunkelheit die Hand entgegen. Er war's. Wilmson gebot ihm Schweigen und deutete auf den Offizier. „Ist Alles bereit? Wo sind Wagen und Pferde?“ flüsterte er ihm zu.

„Kreuzbataillon, draußen an der Havelbrücke!“ murrte der Alte, und noch ein paar Flüche dazu.

„Geh', und erwarte mich!“

Mehr sprachen sie nicht. Clementine zitterte an allen Gliedern. Wilmson tröstete sie, aber verrieth durch seine eigene Bewegung und den ungewissen Ton seiner Stimme, in welche Unruhe das Zusammentreffen aller dieser Umstände ihn gestürzt hatte.

Sie kamen zum Schlosse. Es herrschte Todesstille darin. Von Zeit zu Zeit hörte man aus entferntern Zimmern eine harte Stimme donnern. Es war die Stimme des Königs.

In einem Saale, wo sonst die königlichen Bedienten sich aufzuhalten pflegten, befand sich der Gardeoberst. Als er Wilmson gewahr ward, trat er ihm näher und sagte: „Du bist brav, mein Sohn. Dein Schicksal ist aber nicht mehr zu ändern. Der König ist gegen den Kommandanten ergrimmt. Dir war ein sehr großes, langes Mädchen zur Frau bestimmt, dem der König diesen Mor-

gen auf einem Spazierritte begegnete. Es ist Verwechslung geschehen. Der König selbst bedauert dich. Es ist ein verdammter Handel. Aber was willst du hier in bürgerlicher Kleidung? Der König will dich sehen."

Wilmson entschuldigte sich mit der Eile und dem Befehl des Ordonnanzoffiziers. Der Oberst ließ sogleich den Feldweibel der Schloßwache erscheinen, und Wilmson mußte aus den Kleidern desselben seine Toilette machen. Dies kaum vollbracht, ward er mit Clementinen in das hellerleuchtete Gemach des Königs geführt.

Als das Paar eintrat, blieb der König finster stehen, und runzelte verdrießlich die Stirn, indem er seine Blicke auf Clementinen heftete. Sie schien einer Ohnmacht nahe. In Wilmsons Zügen malten sich Furcht, Schmerz und verzweiflungsvoller Trotz. Der bleiche Schein der Kerzen entstellte die sonst schönen und edeln Züge beider Gesichter noch mehr.

„Hast du dem Kommandanten nicht gesagt, daß du die Unrechte wärst, daß dir eine andere Weibsperson meinen Brief gegeben?" fuhr der König das bebende Mädchen mit rauhem Tone an.

„Ihre Majestät, hundertmal sagt' ich's!" antwortete Clementine, indem sie ihre letzte Kraft zusammenraffte, mit zitternder, kaum vernehmbarer Stimme: „Aber man hörte mich nicht an."

„Ew. Majestät haben mir ausdrücklich verboten, irgend eine Einwendung anzuhören!" sagte der Kommandant, welcher sehr bestürzt und düster seitwärts stand.

„Schweig' Er den Augenblick!" donnerte ihn der König an: „Er rede, wenn Er gefragt wird! Augen hätte Er haben sollen, gesunde Augen. Konnt' Er sich denn einbilden, daß ich solchem Kerl von meiner Garde den Zwerg von Mädchen, solch ein schwächliches, zerbrechliches Ding, wie das da, zur Frau geben würde? Nimmermehr."

Der König ging mit raschen, großen Schritten nachdenkend durch's

Zimmer; dann plötzlich gegen Wilmson. „Thust mir leid, armer Teufel!“ sagte er zu ihm mit sichtbarer Gutmüthigkeit: „Wollen sehen, wie sich's ändern läßt! Ich hab's wohl mit dir gemeint, und dich nun durch den kleinen Knörpel da unglücklich gemacht. Ergib dich in dein Schicksal, und spiele keinen gottlosen Streich. Du hast gedroht, Hand an dich legen zu wollen. Untersteh' dich's nicht. Pfui, ein Kerl, wie du, Selbstmörder! Hast du keine Religion und willst ewig verdammt sein? Untersteh' dich's nicht, oder ich lasse dich unter den Galgen begraben und . . . Höre, ich will's dir wieder gut machen. Bitte dir eine Gnade aus. Ich will dir Alles gewähren; aber von dem kleinen Geschöpf da kann ich dich nicht wieder losmachen. Das ist gegen Gottes Gesetz. Sonst bitte, was du willst, und ich gewähre es dir gern. Was wünschest du? Was könnte dich zufrieden stellen?“

Wilmson besann sich nicht lange: „Ew. Majestät, die Freiheit, meinen Abschied aus dem Dienst.“

Man sah, diese Bitte hatte der König nicht erwartet. Er trat einen Schritt zurück mit unzufriedenem Gesicht. Nach einer Weile sagte er lächelnd: „Hat mich der Blitzbursche gefangen! Aber ich habe dir Vieles gut zu machen. Ich halte dir Wort. Du bist frei. Geh'! Doch Morgen begib dich zu deinem Obersten. Vielleicht änderst du über Nacht den Sinn. Er wird dir noch Vorschläge thun in meinem Namen. Geh' und versöhne dich mit deinem Schicksal, das ich dir wider meinen Willen gegeben habe.“

Die Thüren öffneten sich. Wilmson und Clementine, entzückt von der Gnade des gutmüthigen Monarchen, entfernten sich. O, um wie viel lieber wären sie dankbar zu seinen Füßen auf die Knie gesunken! Rasch wechselte Wilmson seine bürgerlichen Kleider wieder gegen den abgelegten Soldatenrock ein. Er war frei. Der Gedanke machte ihn trunken. Als er mit Clementinen hinaustrat in die Nacht auf die Straße, schloß er die Geliebte an seine Brust

und rief: „Ich bin frei! frei! Ich sehe meinen Vater wieder!“ Dann gingen sie, innig an einander gepreßt, langsam hinaus, um den alten Krabb bei der Havelbrücke aufzusuchen, der ihrer draußen harrte, um ihn zum Zeugen ihres Glücks zu machen, statt seine Fluchtanstalten zu benutzen.

So wandelten sie dahin. Wie finster der bewölkte Himmel über ihnen hing, — ihnen strahlte Alles in wunderbarer Herrlichkeit. Das rothe Licht, welches hier und da durch die Nacht von einem erleuchteten, einsamen Fenster schimmerte, war ihnen Morgenröthe des ewigen Festtages.

„O, ich bin so selig,“ sagte Clementine, „o, ich bin allzuglücklich. Ich kann nicht glauben, daß Alles Wahrheit und Wirklichkeit ist. Ich fürchte mitten in meiner Ueberzeugung, und habe Angst mitten in meiner Freude, es komme neues Unglück und zertrümmere unser Paradies!“

Sie sagte es; und in der That schien ihnen ein Unglück nachzukommen. Sie hörten hinter sich die raschen Fußtritte eines Menschen, bald näher seinen fliegenden Odem. Er nahm, da er ihrer in der Finsterniß gewahr ward, die Richtung gegen sie. Wilmson, als er dies bemerkte, blieb stehen. Er erkannte den Mann nicht, der nur einen Augenblick verweilte, und mit kurzathmiger, hastiger, ängstlicher Stimme sagte: „Um Gotteswillen, machen Sie sich fort! fort! Sie werden arretirt! Eilen Sie davon, so schnell Sie können!“ — Damit rannte der Mensch hinweg. Wilmson stand bestürzt neben Clementinen und sagte: „Was ist das? Hat der König den Sinn geändert? Bereut er, mein Glück gemacht zu haben? Hat er vielleicht erfahren, daß er mir wider seinen Willen Dich gab, du höchstes Ziel meiner Wünsche? Laß uns eilen! Die Warnung kommt von meinem guten Obersten!“

„Meine Glieder aber sind vom Schrecken wie gebrochen!“ seufzte

Clementine: „Meine Ahnung, o meine Ahnung! Ich kann nicht weiter. Laß mich Odem schöpfen.“

Sie sank mit diesen Worten kraftlos. Er hielt sie im Fallen. Er hob sie auf seinen Arm und trug sie schnellen Schrittes fort. Nicht lange war er gegangen, bemerkte er in der Finsterniß unter den Bäumen einen wartenden Wagen. Er näherte sich demselben. Ein breitschultriger Mann saß auf dem Kutschenbock; ein Anderer riß den Kutschenschlag auf und rief mit gedämpfter Stimme: „Geschwind, hinein! geschwind! wir dürfen keinen Augenblick verlieren.“ Man hob die entkräftete Clementine in den Reisewagen; schnell folgte Wilmson. Der Diener sprang auf den Kutschensitz. Im Trab ging's davon.

Clementine schien in einer Ohnmacht. Wilmson gerieth in Angst. Er wollte halten lassen, in der Hoffnung, frisches Wasser in der Nähe zu finden. Er lehnte sich zum Kutschenschlag hinaus und rief: „Krabb, Krabb!“

„Teufel, was soll das, Herr Wilmson, sind sie toll und besessen?“ erwiederte die Stimme des barschen Invaliden durch die Finsterniß und der Wagen flog unaufhaltsam weiter. Zum Glück erholte sich Clementine. Sie that einen tiefen Seufzer. Sie hob an zu sprechen und fragte: „Wo sind wir?“

Es gelang ihm, liebkosend die Furchtsame zu beruhigen. Was ihn selber aber am meisten beruhigte, war eine Flasche Malaga und einige Eßwaaren, die er beim Suchen und Umhertappen in den Wagentaschen fand. Der edle, bittersüße Feuertrank aus den hesperischen Gärten stellte Clementinens Kräfte her, und erquickte auch ihn, daß er zur frohen Laune zurückkehrte. Welch eine himmlische Nacht, wenn schon kein Stern herniederfunkelte! Sein junges Weib an der Brust, schien es, als werd' er in einem Wolkenwagen durch die Lüfte getragen.

Bald aber hatten die Glücklichen neue Ursache zur Unruhe. Man

hörte in einiger Entfernung hinten Pferdegetrappel, Menschenstimmen. Offenbar wurden sie von Nachsetzenden verfolgt. Es scholl deutlich aus der Ferne das schreckliche „Halt! Halt!“ und die auf dem Bocke vorn riefen: „Vorwärts!“ Die Peitsche pfiff; die Pferde sprengten mit dem Wagen über Stock und Stein, bis sich hinterwärts jede Spur der Verfolgenden verlor.

So ging es durch Dorf und Wald und Feld; bald schneller, bald langsamer, bis der Weg durch tiefen Flugsand führte. Es mochte Mitternacht schon vorüber sein. Man ließ die erschöpften Rosse sich im Schritt erholen. Aber nicht lange, so hörte man wieder hinterwärts Rosse wiehern. „Vorwärts!“ schrien die vorn auf dem Bocke; die Peitsche pfiff. Rasch flog der Wagen über den Sand hin. „Halt! Halt!“ schrien schon ziemlich nahe die Verfolger. Es fielen einige Schüsse. Eine Kugel schlug durch den Wagen. Clementine bebte in Todesangst an Wilmsons Brust.

Auch diesmal noch rettete die Kraft der vortrefflichen Rosse. Die Nachsetzenden blieben weit im Sande zurück. Nur wenige Minuten hielt der Wagen vor einem einsamen Hof an. Es stand Vorspann bereit. Der wackere Krabb hatte meisterhaft gesorgt. Mit frischen Rossen ging's im Trab weiter. Nach und nach verlor sich die Furcht der Flüchtlinge wieder. Clementine sank übermüde an die Brust ihres Freundes und entschlummerte. Der Wagen zog weich durch den sandigen Weg hin. Die Stille und Einförmigkeit der Bewegung lockte auch in Wilmsons Augen erquickenden Schlaf, gegen dessen Gewalt er sich vergebens sträubte.

Beide erwachten erst, als schon das Tageslicht begann und durch die aufgezogenen Kutschenfenster schimmerte. Sie fühlten, der Wagen halte. Sie hörten draußen heftigen Wortwechsel. Der alte Krabb ließ sich mit seiner Donnerstimme in lästerlichen Schwüren und Flüchen vernehmen.

Wilmson vermuthete Gefahr. Er öffnete das Fensterlein der

Kutsche und ward Zeuge eines wunderlichen Schauspiels. Da stand der treue Invalide und fuchtelte mit bloßem Säbel einen jungen, wohlgekleideten Mann, der, genauer betrachtet, kein anderer als der bekannte Herr Kiek war, im zeisiggrünen Rock.

„Du verdammter Schuft, du Leute-Entführer, sollte ich dir nicht meine Klinge im Leibe umdrehen?“ schrie Krabb, und fuhr immer fort, den Rücken des Zeisigs zu bläuen: „Habe ich dir nicht gerufen, still zu halten?“

„Herr!“ schrie Kiek heulend mit gefalteten Händen: „Sie haben hier kein Recht mehr. Wir sind nicht mehr auf preußischem Gebiet und Boden!“

„Ich wollte, mein Pistol hätte dir schon auf preußischem Boden den Paviankopf mit Blei gefüttert!“ schrie Krabb und fuhr in seiner Corporalsarbeit unverdrossen fort.

„Halt!“ rief Wilmson zum Wagen hinaus: „Bist du rasend, Krabb? Was hat der Mensch dir gethan?“

„Was! Alle Wetter! Entführt hat er sie mir. Wer weiß denn, was der Judas mit Ihnen vorhatte?“ sagte Krabb und ließ seinen Arm ruhen, um Odem zu sammeln.

Kiek, froh, dem grimmigen Schnurrbart zu entgehen, stand ganz verblüfft, als er Wilmsons Kopf aus dem Wagenschlag hervorschauen sah. „Mein Gott und Herr!“ schrie er voller Entsetzen: „Wie kommt denn Er da in den Wagen meiner Herrschaft?“

Mehr konnte er nicht sagen, denn Krabbs flache Klinge fiel ihm schon wieder auf den Rücken. „Ich will den Schubjak Mores lehren. Was? Er nennst du meinen jungen Herrn?“ schrie der Invalide.

Wilmson sprang aus dem Wagen und stiftete Frieden. Nach vielen Fragen, Hin- und Herreden lösete sich das Räthsel, aber zu Kieks unaussprechlicher Bestürzung. Es ergab sich, Kiek habe als Helfershelfer im verbotenen Liebeshandel eines jungen Herrn

von Stande, der mit seinem Liebchen entwischen wollte, Hand geboten und in den Reisewagen das unrechte Pärchen gepackt. Krabb hingegen, der mit vierspänniger Chaise auf Wilmson gewartet hatte, hörte, als Kieks Wagen an ihm vorübersprengte, Wilmsons Stimme rufen, da dieser halten lassen wollte, um für die Ohnmächtige Clementine Wasser zu fordern. Der gute Schnurrbart glaubte, sein junger Herr sei arretirt und werde auf eine Festung gebracht. Er wollte nun das eigene Leben daran setzen, ihn zu befreien. So war er mit seinem wohlbezahlten Kutscher der nächtliche Verfolger gewesen, der Allen Furcht gemacht hatte.

Der arme Zeisig gerieth in wahre Verzweiflung, als er jetzt seine Lage erkannte. „O, meine Herrschaft! o, der junge Baron! was ist nun aus ihnen geworden! Weh' mir, was soll ich thun? Was wird aus mir?“

„Ein Schwengel am Galgen!“ rief der Invalide.“

Aber Herr Kiek konnte nichts entgegnen; denn neues Erstaunen lähmte ihm die Zunge. Er stand wie versteinert, als Wilmson ein junges Mädchen aus dem Wagen hob, das die Arme um Wilmsons Nacken schlug, und beim Wenden des Gesichts Clementinen erkennen ließ. Er stand da, wie ein wahres Marterbild, mit dem wechselnden Ausdruck aller Leiden und Leidenschaften. Bald blickte er scheu hinter sich nach Krabbs bloßem Säbel, bald mit allem Grimm der Eifersucht auf das glückliche Pärchen, welches Arm in Arm dem Wirthshause zuging, vor dem die Wagen der Verfolgten und der Verfolger Halt gemacht hatten, bald fluchte und brüllte er wie ein Wahnsinniger, wenn er die leere Kutsche betrachtete, in der er statt seiner neuen Herrschaft, die er in Potsdam jedem Schicksal preisgegeben, die zwei Personen entführt hatte, welche ihm unterm blauen Himmel die verhaßtesten geworden waren.

Wilmson, dem nun deutlich ward, daß die Mahnung zur eiligsten Flucht, die er und Clementine auf der Straße von dem Un-

bekannten empfangen hatten, und eben desselben Warnung vor Arrestation, ganz andern Personen gegolten, schickte sogleich durch Eilboten einen Brief an seinen Gönner, den Gardeobersten. Er berichtete diesem das nächtliche Abenteuer und seine Entführung durch den ehemaligen Kammerdiener des Geheimenraths Grundling. Er erklärte, nach Potsdam zurückkehren zu wollen, wenn man dort seine Entführung nicht als Desertion auslegen würde.

Erst nach drei Tagen kehrte der Bote zurück. Der Oberst sandte in freundlichen Ausdrücken seinem gewesenen Feldweibel den ehrenvollen Abschied vom Regiment und die Versicherung, der gute König habe herzlich über die Entführung gelacht, durch welche in einer der angesehensten Familien zum Glück großes Unglück verhütet worden wäre.

Wilmson mit seiner jungen Frau und dem treuen Krabb fuhren gemächlich durch Deutschland den Ufern des Bodensee's zu, wo die Glücklichen mit Sehnsucht erwartet, mit Freudenthränen empfangen wurden.

---

# Das blaue Wunder.

## Eine Heirath auf Kredit.

Der junge Doktor Falk sah hin, das niedliche Suschen sah her, wie es denn seit ziemlich alten Zeiten unter jungen Leuten Sitte geworden ist. Der Doktor war ein artiger Mann, hatte zwei Universitäten besucht, dann die Spitäler von Wien, Mailand und Pavia, und so viel gelernt, daß er, so gut wie irgend einer seiner Zunft, die Kranken nach dem neuesten medizinischen System ins bessere Leben befördern konnte. Aber solche Geschicklichkeit erwirbt man nicht umsonst; Doktor Falk hatte beinahe seine ganze väterliche Erbschaft daran geopfert. „Hm!“ dachte er: „komm ich nach Haus, so heirath' ich ein reiches Mädchen, das gern Frau Doktorin wird, und es ist uns beiden geholfen!“

Allein der Kopf denkt, das Herz lenkt! Das hübsche Suschen hatte den vollkommensten Beruf, Frau Doktorin zu werden. Nur — das Geld ging ihr ab.

„Das wird sich auch endlich finden, liebes Suschen!“ sagte der Doktor, und drückte dem weinenden Mädchen einen Kuß auf die Lippen: „Siehst du, ein Doktor muß heirathen, sonst hat man zu ihm kein Vertrauen. Du bringst mir also Kredit, und durch den Kredit Patienten, und die Patienten bringen Geld, und vermögen sie es nicht, so bringen es die Erben. Zudem Jungfrau

Sarah Waldhorn ist ja deine Tante, sie steht hoch in den Vierzigen; sie ist reich genug, daß uns der siebente Theil ihres Vermögens aus aller Noth helfen kann. Darauf hin muß man schon eins wagen."

Lieber Himmel, was wagt ein junges Mädchen nicht für einen frommen Anbeter? Leib und Leben. Suschens Mutter hatte nichts einzuwenden, so wenig als der Vater; denn beide waren nicht mehr am Leben, und der Herr Vormund freute sich der anständigen Versorgung des Mündels. Aus gleichem Grunde freute sich Tante Sarah, die sonst auf das Hochzeitmachen der jungen Leute nicht viel hielt, die aber, so lange Suschen unvermählt war, noch dem Herrn Vormund zum Besten der armen Waise Geldzuschüsse machen mußte. Und Jungfrau Sarah Waldhorn war ein wenig geizig, oder, wie sie es nannte, sie hatte nichts übrig.

Genug, Suschen verwandelte sich in eine Frau Doktorin, und der Herr Doktor sah fleißig zum Fenster hinaus, ob, bei seinem vermehrten Kredit, die Kunden kommen wollten? Doch kamen sie leider sehr spärlich. Und das war schlimm. Statt dessen versammelte sich allerlei kleine Gesellschaft in seinem Hause; alle Jahre erschien ein vorher nie gesehenes munteres Söhnlein oder Töchterlein, um Herrn und Frau Falk die süßen Vater- und Mutterfreuden vermehren zu helfen. Der Herr Doktor kratzte sich zuweilen bedenklich hinter den Ohren; aber was half's? Wegjagen konnte man doch die kleinen Falken nicht. Man schnitt nun zwar nicht schmälere Bissen, denn gelebt mußte man doch haben — aber die Frau Doktorin kochte etwas magere Suppen. Item, es schlug Allen wohl an. Vater und Mutter und ihre vier Kinder blühten und gediehen; es war eine Lust zu sehen. Man saß auf hölzernen Bänken und Strohstühlen so weich, als auf gepolsterten Sopha's; schlief auf Laubsäcken recht sanft und ging in keinen kostbaren Kleidern, genug, wenn sie sauber und geschmackvoll waren. Dan-

auf verstand sich denn Suschen vollkommen. Alles war in ihrem Hause so schön, so nett, daß Jedermann geschworen hätte, der Doktor habe die beste Einnahme von der Welt. „Wie's auch die Leutchen anfangen mögen!“ rief Tante Sarah oft, „es ist ein blaues Wunder!“

Freilich gab's auch trübe Tage, wenn die Kasse leer war, und man wochenlang keinen harten Thaler im Hause gesehen hatte. Doch tröstete man sich so gut man konnte, wenigstens damit, daß Tante Waldhorn reich und kränklich und alt war. Und stieg die Noth am höchsten, stand immer die Hilfe am nächsten. Ein wahres, liebes Sprichwort.

---

## Hoffende Erben.

Der Doktor und Suschen rechneten inzwischen viel zu kühn auf die Erbschaft von der Tante. Denn vorausgesetzt, aber nicht zugegeben, die theure Jungfrau wäre dem Tode nahe gewesen: blieb doch noch die Frage, ob denn auch Jungfrau Waldhorn ihre Nichte nebst Gemahl zum Universalerben erklären möchte? Zwar hatte dies seufzende Liebes- und Ehepaar die Erbschaft am nöthigsten; allein es war noch eine andere Nichte nebst Gemahl, nämlich der Advokat Zange und zwei Neffen vorhanden, nämlich der Pastor Primarius Waldhorn und der Professor Philosophiä gleichen Namens. Alle hatten so viel rechtliche Ansprüche, als Suschen und ihr Mann. Alle hofften mit der gleichen Sehnsucht auf die baldige Himmelfahrt der Jungfrau.

Der Philosoph Waldhorn hatte wohl dazu die wenigste Ursache. Er war reich genug, ließ sich seinen Braten und Wein wohl schmecken, und philosophirte dabei ganz vortrefflich. Ein Beweis von seinem Scharfsinn ist sein nun zwar vergessenes, da-

mals aber unsterbliches Werk in fünf Bänden: „Der Weltweise unter den Uebeln des Lebens,“ worin er bewies, daß es eigentlich in der Welt gar kein Leiden gäbe; daß aller Schmerz nur Einbildung sei und man Alles von der angenehmen Seite betrachten müsse.

In der That betrachtete er die Tante immer von der angenehmen, nämlich von der Geldseite. Er machte ihr fleißig Besuche, lud sie oft zu seinen Gastmahlen, schickte ihr allerlei fette Bissen in die Küche, und war daher auch ihr herzallerliebster Neffe. „Ich habe zwar nichts übrig,“ sagte sie zuweilen, „aber sollt' ich einmal mit Tod abgehen, so will ich an Sie denken, Vetter.“ — Das hörte der Philosoph gern. Er hoffte die Erbschaft allein zu ziehen, und alle seine Nebenbuhler zu verdunkeln.

Wohl wär's ihm mit seiner Philosophie gelungen, wenn nicht sein Vetter, der Pastor Primarius Waldhorn, vermöge der Theologie großen Einfluß auf die Tante gehabt hätte. Sie war äußerst fromm und gottesfürchtig, und verachtete die Eitelkeit der Welt; besuchte die Betstunden der Frommen, wo das geistliche Waldhorn so überlaut ertönte; nahm gern den Besuch des heiligen Vetters an, der mit ihr betete und ihr ziemlich deutlich machte, daß sie ohne seine Hilfe kaum selig werden könne. Wenn sie seufzend, und mit naßgeweinten Augen aus den Erbauungsstunden des Herrn Vetters kam, versicherte sie ihn, daß er der Retter ihrer Seele, ihr allergrößter Wohlthäter sei; daß sie ihm noch in ihrem letzten Stündlein danken werde. Das hörte der Theologe recht gern. „Die Universalerbschaft kann mir nicht entgehen!“ dachte er: „oder es wäre, wie die gottesfürchtige Tante zu sagen pflegt, ein blaues Wunder!“

Wohl hätte er nicht falsch gerechnet, wenn nicht sein Vetter, der Advokat Zange, vermöge seiner Rechtsgelehrsamkeit, für die

Tante einer der wichtigsten Menschen gewesen wäre. Jungfer Sarah verachtete den Mammon der Welt zwar von Herzen, und bedauerte die irdisch gesinnten Weltkinder, die daran hingen. Doch aus eben dem Grunde suchte sie nach allen Kräften die Weltkinder von besagtem Mammon, oder den Mammon von ihnen loszuziehen. Sie lieh nämlich Geld auf artige Zinsen und auf Pfänder aus, und arbeitete so redlich für das Seelenheil derer, die von ihr Geld borgten, daß diese immer ärmer wurden. „Selig sind die Armen!" rief sie, wenn sie sich Zins auf Zins zahlen ließ: „käm' es auf mich an, die ganze Stadt müßte bettelarm sein, um das Himmelreich zu ererben, oder es wär' ein blaues Wunder. Je weniger man hier im Leben hat, je größer die Begierde nach dem da droben ist."

Nun aber geschah es oft, daß die fromme Jungfrau in ihrem Liebes- und Tugendeifer zu weit ging, und wegen Unterpfänder und Zinsen, oder mit bösen Schuldnern in Streit und Prozeß gerieth. Ohne Hilfe des Advokaten Zange, der in der Stadt als der beste Rabulist bekannt war, wäre sie vielmals um Zinsen und Kapital gekommen. Aber liebreich, wie sie, hartherzig und klug, wie er war, konnt' es nicht fehlen. Eher mußte eine verschuldete Familie von Haus und Hof vertrieben werden, als ein ausgeliehener Gulden in Gefahr stehen, verloren zu gehen.

„Ich wäre eine arme, verlassene und verlorene Person, liebster Vetter," sagte sie oft zum Advokaten Zange, „wenn Sie sich nicht meiner annähmen. Was ich habe, dank' ich Ihnen. Aber die Zeit wird ja auch kommen, wo ich vergelten kann." — Das hörte der Jurist gern. Er hoffte, die Erbschaft allein zu ziehen, und einst das rechte Tempo schon zu treffen, wenn's Testament gemacht werden müsse.

---

## Das Bild der Jungfrau.

Jungfrau Sarah Waldhorn sprach zwar manchmal aus eitler Gottesfurcht vom Tode und von ihrer Sehnsucht nach dem himmlischen Jerusalem und dem Seelenbräutigam; aber doch dachte sie noch öfters an einen irdischen Bräutigam, wie man wohl zuweilen an Dinge denkt, die einem durch den Kopf fliegen. Zwar seit ihrem fünfundvierzigsten Jahre hatte sie feierlich erklärt, sie wolle sich nicht verheirathen; aber doch wandelte sie dann und wann eine Mädchenschwäche an, zumal wenn ein stattlicher Wittwer sie neckte, oder ein Junggesell des Tages mehr denn einmal unter ihrem Fenster vorbeiging und höflich grüßte. „Der hat gewiß Absichten!“ dachte sie dann: „kömmt Zeit, kömmt Rath. Man muß eigentlich nichts verschwören. Wenn's einmal sein soll, — nun, des Herrn Wille geschehe! Ich bin eben im schönsten Alter. Meine Namensschwester im alten Testament hatte ja schon achtzig Jahre, ehe sie Kindtauf hielt. Das wäre noch kein blaues Wunder!“

So plauderte sie oft mit sich, besonders wenn ein unvermählter Herr mit ihr freundlich gethan hatte. Und weil dies leicht der Fall sein konnte, so traute sie nach und nach allen Männern in der Stadt „schlimme Absichten“, wie sie es nannte, auf ihre jungfräuliche Person zu. Endlich, denn ungefähr seit zwanzig Jahren hatte die Einbildungskraft dies lose Spiel mit ihr getrieben, hielt sie jeden Unverheiratheten für ihren verschwiegenen Anbeter, und Jeden, der sich verheirathete, für ihren Ungetreuen.

Daraus läßt sich erklären, warum sie auf die unversöhnlichste Weise mit ihrer Zunge gegen alle Hochzeiten zu Felde zog; auf das gottlose, leichtsinnige „Mannsvolk“ schimpfte (denn sie hatte es in der That immer mit einem ganzen Volke zu thun); und noch giftiger gegen die koketten Mädchen eiferte, die sich schon in den Kinderschuhen (das heißt, Schuhe, so groß sie etwa neun-

zehn= oder zwanzigjährige Mädchen tragen mögen) unterstanden, an einen Mann zu denken.

Einige gottesfürchtige, alte Jungfern standen ihr, als gewöhnliche Gesellschafterinnen, in dem löblichen Geschäft treulich bei, was in der Stadt vorfiel, auszuspähen, um darüber Betrachtungen beim Kaffee anzustellen. Da ward dann jeder neue Rock der Nachbarinnen, jede Hochzeit, jede Kindtaufe, und was sonst Neues geschehen sein mochte, gewissenhaft gewürdigt. Was man hier erfuhr, war schnell in alle Stadtviertel verbreitet, daher ein muthwilliger Maler einst die Göttin Fama, statt mit einer Trompete, mit einem Waldhorn vorstellte, und man von jeder Klätscherei sprichwörtlich sagte: „Das ist ins Waldhorn gestoßen!“ statt: „man hat's der Jungfrau Sarah gesagt.“

Denkt man sich zu diesen liebenswürdigen Eigenschaften noch die Gottesfurcht und Zinsenlust der züchtigen Sarah, so läßt sich begreifen, warum, mit Ausnahme besagter alten Jungfern, und der vier Neffen, die auf Erbschaft hofften, Jedermann in ehrfurchtsvoller Ferne von ihr blieb.

---

## Sorg' und Noth.

Sie hatte nicht die geringste Lust zu sterben. Daher ließ sie sich den Wetteifer der vier Fakultäten um die Universalerbschaft gar wohl gefallen. Sie gewann dabei am meisten; Leckerbissen von der Philosophie, Trostgründe wider ein sieches Leben von der Theologie, Schutz und Schirm von der Rechtsgelahrtheit, und mäßige Apothekerrechnungen von der medizinischen Fakultät. Doktor Falk war ihr so lieb wie jeder andere, aber auch nicht um ein Haar lieber, wie ein anderer. Nur wenn einmal der Tod im Vorbeigehen an die Thür ihrer Zelle pochte, ward ihr das Doktorchen der allerliebste ihrer Neffen.

„Geschwind, Herr Doktor! kommen Sie, Jungfer Sarah ist sterbenskrank!“ rief eines Morgens die alte Magd der Tante zur Thür hinein: „sie sieht schon seit einigen Tagen erbärmlich aus.“

Falk saß, als diese Nachricht kam, eben auf dem strohernen Sofa, und hatte das weinende Suschen tröstend im Arm. — Falk wußte wohl, es sei mit dem Sterben der Jungfrau Sara Waldhorn selten buchstäblich gemeint. Er versprach der Magd, schnell zu kommen, blieb aber bei seinem Weibchen sitzen, um es zu trösten.

Der Trost schlug aber nicht an, denn das gute Suschen weinte immer bitterlicher, und der arme Doktor wußte nicht, warum?

„Sei doch deinem Manne offenherzig, liebes Kind,“ sagte er, „du quälst und tödtest mich mit deinem Weinen und Schweigen.“

— Nun, so höre mich! sagte sie: Ach!

„Gut, Suschen, das hab' ich gehört. Wie weiter?“

— Wir haben vier Kinder.

„Die hoffentlich zu den schönsten in der Stadt gehören. Alle sind so fromm, zärtlich, folgsam . . .“

— Ach, wahre Engel sind's, o lieber Mann.

„Da hast du Recht. Wahre Engel. Aber du grämst dich doch nicht über diese Engelschaft, hoff' ich?“

— Nein, lieber Mann; aber, wie wird's in der Zukunft werden?

„O du ungläubiges Suschen! Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

— Ach, es wird uns schwer, sie anständig zu erziehen. Je älter sie werden, je mehr braucht's.

„Sie sind doch schon älter geworden, und hat's da schon gefehlt?“

— Aber, lieber Mann, wenn nun . . .

„Was denn?“

— Ach! seufzte sie und schluchzte heftiger.

„Was denn?“ rief der Doktor mit wahrer Seelenangst.

Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust, und umklammerte

ihn mit beiden Armen fester. Dann sagte sie leise: „Ich soll nun zum fünften Mal Mutter werden."

Dem Papa ward's bei dieser unverhofften Nachricht zwar auch etwas weinerlich; doch verbarg er seine Bestürzung, so gut es ging. „Herzenskind! ist's nicht mehr, wie das?" rief er: „Gut, Suschen, so kömmt der fünfte Engel zu den vier andern, die schon da sind. Es kann gar nicht fehlen, wir müssen selig werden."

— Aber lieber Mann, wir sind ja so arm.

„Die Engel werden und müssen uns Segen bringen. Der Alte der Tage, der die jungen Raben füttert, wird mich auch noch Brosamen für unsere Kleinen finden lassen. Beruhige dich."

Suschen hatte sich satt geweint, darum ward sie von selbst ruhiger. Aber der Doktor konnte nicht weinen, darum blieb er in der Unruhe. Er ging in der Stube auf und ab und sah zum Fenster hinaus; nichts konnte ihn zerstreuen. Alle Jahre mehr Kinder und weniger Brod. Alle Jahre größere Tischgänger und kleinere Bissen! seufzte er innerlich. Er würde die sterbende Jungfrau Sarah Waldhorn über die Geschichte vergessen haben, wenn ihn nicht Suschen erinnert hätte, zu ihrem Sterbebette zu laufen.

---

## Das blaue Wunder.

Er nahm den Hut, doch lief er eben nicht. Das häusliche Gespräch drückte ihn noch. Er dachte nur an seine wenigen Kunden, an seine dürftigen Finanzen. Er drückte den Hut tief ins Gesicht, sah starr vor sich hin, wie ein Versemacher; grüßte nicht links, nicht rechts auf den Straßen, und hätte beinahe den Generalsuperintendenten über den Haufen gerannt, der doch eins der hellleuchtendsten Kirchenlichter war.

Als er zur vielgeliebten Tante kam, fand er sie zwar nicht auf dem Sterbebette, aber doch mit der Brille auf der Nase, vor

einem großen Andachtsbuch, worin sie Todesbetrachtungen, und Gebete für Sterbende in letzten Nöthen, aufgeschlagen hatte. Sie sah in der That übel aus, obgleich man auch von ihrem Gesicht nicht behaupten konnte, es hätte jemals sehr gut ausgesehen. Um die Stirn hatte sie ein Tuch, und wieder ein Tuch unter's Kinn über den Kopf zusammengebunden.

„Wo fehlt's?“ fragte Doktor Falk und legte Hut und Stock weg.

„Der Herr weiß es,“ seufzte sie mit leiser Stimme kläglich, „ich leide viel, schon seit einigen Tagen leid' ich. Es ist nicht anders, als wenn mein Stündlein vorhanden wäre. Und es wäre doch schrecklich.“

Der Doktor faßte gedankenlos ihren Puls, und sagte, ohne zu wissen, was? vor sich hin: „Er geht etwas voll.“ Im Geist war der gute Mann noch immer bei Suschen zu Hause.

„Das dachte ich wohl!“ seufzte hochbeängstigt die Jungfrau. „Finden Sie mich gefährlich, lieber Falk?“

„In Ihren Jahren nicht mehr!“ sagte der Doktor aus langer Weile.

„Nun, das wäre doch etwas Trost!“ versetzte sie freundlicher: „In der That, ich bin in meinen besten Jahren; meine Kräfte unverdorben. Meine Natur muß sich selber herausreißen. Meinen Sie nicht, lieber Falk? Wenn's nicht Noth ist, nur keine theure Arzneien. Seit China, Rhabarber und Mixturen Kolonialwaaren geworden sind, ist nicht auszukommen. Daß sich der Herr erbarme! Aber, lieber Falk, mir ist doch nicht wohl.“

Die Tante ließ ihrer Zunge nun den Lauf, sprach von hunderttausend Dingen, die weder zum Uebel- noch Wohlsein gehören, alles nach ihrer lieben Gewohnheit. Der Doktor aber trommelte sinnend auf dem Tische und hörte gar nicht zu; ebenfalls nach seiner lieben Gewohnheit. Endlich ward ihm die Zeit zu lang.

„Aber was fehlt Ihnen?“ rief er.

„Ach, der Appetit! Ich habe seit zwei Tagen keinen Löffel Suppe mögen; ich habe Kopfweh zum Sterben.“

„Vielleicht den Magen verdorben, Tante, mit irgend einer philosophischen Gänseleberpastete?“

„Ei, du gerechter Himmel! Falk, kein Gedanke davon! — das kömmt unmöglich vom Magen. Ich lebe so einfach, so mäßig. In allem Ernst, ich wüßte nicht, daß ich seit vielen Wochen etwas Schwerverdauliches genossen hätte. — Auch hab' ich zuweilen Zahnweh; — zuweilen Uebelkeiten, Herzweh, Erbrechen — — gerechter Himmel, sehen Sie mich doch nur an, Falk, und trommeln Sie nicht beständig den Zapfenstreich, da werden Sie sehen, wie blaß ich bin, wie eingefallen meine Augen. Mir ist gewiß nicht wohl!“

„Meinetwegen,“ rief der Doktor ärgerlich, der hier eine Litanei hörte, welche ihn an Suschens Zustand erinnerte: „so sind Sie schwanger!“ Er nahm Stock und Hut.

„Ei du gerechter Himmel!“ kreischte Jungfrau Sarah Waldhorn, daß man's in den benachbarten drei Gassen ohne Mühe bis ins dritte und vierte Stockwerk hören konnte: „Ei, du gerechter Himmel, das wäre mir doch ein blaues Wunder!“

Als der Doktor diese lebhaften Töne des jungfräulichen Waldhorns hörte, überlief es ihn eiskalt. Er besann sich, daß er in Unmuth und halber Zerstreuung eine Albernheit ohne Gleichen ausgestoßen hatte; aber eine Albernheit, die keine züchtige Jungfrau verzeiht; zumal eine Jungfrau, die ihre mühsame Würde siegreich den Fünfziger Jahren entgegenführte, die keinem andern Mädchen auch nur einen Blick, einen Händedruck im Pfänderspiel verziehen hätte; die aus lauter Heiligkeit zusammengesetzt genug, eine Jungfrau, wie eben Jungfrau S a r a h W a l d h o r n war.

„Ich will das Wetter austoben lassen und mein Heil in der Flucht suchen, eh' die ganze liebe Nachbarschaft zusammenströmt!“ dachte Falk, öffnete behend die Thür und rannte davon.

## Krankenbesuche.

Diesmal hätte er schier auf der Gasse seinen eigenen Schwager, den berühmten Advokaten Zange, über den Haufen geworfen, wenn Herr Zange, langbeinig, hoch, breit, vierschrötig, wie er war, nicht wie ein ächter Goliath seinem Mann gestanden hätte. So lief's zum Glück für beide mit einem blauen Fleck an den Rippen ab, indem sie zusammenrannten.

„Holla, Herr Bruder!“ rief der Advokat, indem er sein breites, fleischiges Gesicht schmerzhaft verzog: „Wären Sie nicht mein leibhaftiger Schwager, für den mörderischen Ueberfall auf offener Straße hing ich Ihnen einen verdammten Prozeß an den Hals. Wenn Sie mir eine Rippe kassirt haben, müssen Sie sie mir unentgeldlich repariren, und ich verlange nichts, als das Schmerzengeld von Ihnen.“

„Thut mir leid, bitt' um Verzeihung!“ stammelte der Doktor und wollte davon. Der Advokat hielt ihn beim Arm: „Woher denn, Doktorchen, wohin so eilig? Woher?“

„Von der Tante Waldhorn. Sie ist sterbenskrank!“ erwiederte der Doktor.

„Sterbenskrank, Herr Bruder? Sterbenskrank? Gott befohlen, auf Wiedersehen, Herr Bruder!“ rief der Advokat, und steuerte mit großen Schritten dem Hause der Tante zu.

„Wenn der Doktor selbst bekennt, sie sei sterbenskrank,“ murmelte Herr Zange unterwegs für sich: „so ist's richtig. Sie fährt ab. Es kann nicht fehlen. Wenn sie nur nicht schon von Sinnen ist, daß sie kein Testament mehr machen kann. Wer weiß, hat der Philosoph sich nicht schon seine Braten und Pasteten bei ihr bezahlt gemacht, oder der Pastor Primarius ihre Seele weggeschnappt. Nun, die gönn' ich ihm wohl, läßt er mir nur das Geld.“

Er trat athemlos zur Tante ins Zimmer. Die Magd war

eben beschäftigt, der Kranken ein Riechfläschchen unter die Nase zu halten. Wirklich sah die arme Sarah einer Sterbenden ziemlich ähnlich, denn sie hatte sich nun kaum von einer Anwandlung von Ohnmacht erholt, von der sie nach der Flucht des Doktors überfallen war. Herr Zange legte sogleich die Falten seines Gesichts zum Ausdruck des tiefsten Schmerzes zusammen, und seine Athemlosigkeit kam ihm dabei gut zu statten. Er schien vor Schrecken und Wehmuth nicht reden zu können. Aber sein Herz hüpfte vor Freuden, denn er fand ja die Tante noch aufrecht genug zum Testament, und bei dem allem zum seligen Ende ziemlich fertig. „Jetzt," dacht er, „jetzt oder nie muß das Eisen geschmiedet werden. Wollen sehen, ob wir nicht den Professor mit seinen Braten und den Pastor mit seinem Himmelreich durch einen erlaubten Pfiff aus dem Sattel heben können."

Sobald Sarah fähig war, wieder in Unterhaltung zu treten, fing er diese mit einer Schilderung seines Schmerzes an, die Tante — die liebe Herzenstante — den Engel von Tante so schwach zu sehen. Nach diesem rieth er ihr, statt des Doktors Falk einen andern Arzt zu nehmen.

„Warum das?" fragte Sarah.

„Sehen Sie, er ist ein armer Teufel — hofft vielleicht zu erben, und gibt sich zur Rettung Ihres theuern Lebens nicht alle Mühe, die wohl nöthig wäre. Menschen sind schwach. Besser ein neutraler Mann, als einer, der Partei nimmt. Und das begreifen Sie: Ein Doktor, der zugleich Erbe ist, der ist Richter in eigener Sache."

Die Tante schüttelte den Kopf.

„Ich will eigentlich nichts gegen ihn sagen!" fuhr Herr Zange fort, den das Kopfschütteln hoch erfreute, weil er daraus schloß, der Doktor sei nicht Richter in eigener Sache, weil er nicht zu erben bestimmt sei: „Gar nichts, liebste, himmlische Tante! Er

ist sonst ein ganz guter Kauz. Aber die andern da haben mich argwöhnisch gemacht, der Pastor und der Professor . . . pfui, es sind Unmenschen! sich auf Jemandes Absterben zu freuen, um des bischen Geldes willen."

„Auf mein Absterben?" fragte die Tante mit dem vielkläglichen Blick einer Weltverlassenen.

„Ich hab's schon längst bemerkt; es hat mich schon längst geärgert; doch wollt' ich der guten Tante keinen Verdruß machen!" fuhr der Advokat eifriger fort, als er seine Sache auf gutem Wege sah.

„Aber ist's auch wahr?" fragte die Tante, welche neben ihrer ungeheuern Leichtgläubigkeit für alle üble Nachreden, doch zuweilen Zweifel in diejenigen setzte, die ihre Person selbst betrafen.

„Wahr? und wenn ich ein Lügner wäre vom Morgen bis zum Abend: gegen Sie, Tante, hab' ich nie zu lügen das Herz gehabt, am wenigsten in diesen Augenblicken. Eigentlich sind es nur alberne Reden von den beiden Vettern."

— Alberne Reden? was? albern heißt das bloß?

„Nun ja. Zum Beispiel, der Primarius sagte noch neulich: die Leichenpredigt habe er schon seit zehn Jahren auf die Tante fertig; aber Tante habe ein zähes Leben, und die Predigt werde ihm von den Würmern verzehrt."

— Ei, gerechter Himmel, das hätt' ich dem Pastor nie zugetraut. Aber das weiß ich, ein Erzheuchler ist er doch neben seiner Kopfhängerei.

„Darauf sagte der Professor: Es kömmt auf die Hinterlassenschaft an. Ist sie darnach, so geb' ich am Begräbnißtage einen Leichenschmaus von den leckersten Schüsseln, und lasse ein Dutzend vom schönsten Champagner springen."

„Ei, da muß ich mein blaues Wunder hören!" schrie Sarah:

„Wartet nur mit euern Zapfen und Predigten! ich bin noch lange nicht zum Sterben. Ihr sollt euch die Augen wischen.“

Die letzten Worte erschreckten den hoffnungsvollen Herrn Zange eben so sehr, als ihn die ersten entzückten. Er tastete zwar auf ihr seliges Ende lange herum, sehr behutsam, sehr zart; aber vergebens. Sie versicherte gar nicht behutsam, gar nicht zart, daß sie noch einige Dutzend Jährchen in diesem irdischen Jammerthale Lust habe, ihr Kreuz zu tragen. Von Testamentmachen dürfte gar keine Rede sein. Der Advokat, untröstlich und verzweiflungsvoll, lief endlich davon.

Bald nach ihm kam der Pastor-Primarius Waldhorn, von Schweiß triefend, athemlos. Die Tante, vor Aerger in einem wahren Fieber, hatte sich zu Bett begeben. Als sie den Primarius sah, wandte sie das Gesicht weg, und mochte ihm, eingedenk seiner Leichenrede, nun nicht den Gruß erwiedern. Der Geistliche wurde dadurch noch mehr überzeugt, die Tante sei den letzten Zügen nahe, und fing ohne weitere Umstände ein kräftiges Gebet an, das endlich ganz unvermerkt in die Nutzanwendung überging: Mensch, bestelle dein Haus, denn du mußt sterben! — Unter Hausbestellung verstand er aber — ein Testament.

„Es ist noch nicht so weit!“ schrie ihn Sarah mit jener hellgellenden Stimme an, die der Familie Waldhorn erb- und eigen ist.

„Aber der Herr Vetter Zange hat mich's doch erst versichert, da er mir bei der Heiligen-Geistkirche begegnete!“ erwiederte der Primarius mit Entsetzen, denn solchen gesunden Waldhornklang von einer Kranken hatte er gar nicht mehr erwartet.

„Was versichert?“ rief Sarah unwillig.

„Wie ich sage,“ versetzte der Primarius: „hat er Sie denn nicht wegen des Testaments bedroht?“

„Er? mich bedroht?“

„Nun, Tante, lassen Sie sich auch von diesem Weltkinde gar

nicht schrecken, den nur nach eitlem Mammon gelüstet. Er schwor zwar, daß, wenn Sie ihm nicht den größten Theil Ihres Vermögens vermachen würden, er Ihr Testament umstoßen wolle; und namentlich bedrohte er mich mit einem Prozeß von zwanzig Jahren, und hieß mich einen Erbschleicher. Aber der Herr wolle ihm die Sünde nicht behalten; er weiß nicht, was er redet. Aber umstoßen will er Ihr Testament."

„Umstoßen? der?"

„Allerdings. Ich machte ihm zwar Vorstellungen in christlicher Liebe. Allein er sagte: Er betrachte Ihr Hab' und Gut schon als sein Eigenthum, das er durch die Prozesse redlich gewonnen, die er zu Ihrem Besten geführt. Ohne seinen Beistand hätten Sie, troß allem Wucher, heut keinen Gulden mehr, und säßen im Armenhaus! sagte er mir. Ich schlug an mein Herz und seufzte zum Himmel: Der Menschen Dichten und Trachten ist sündlich von Jugend auf!"

„Und Ihre Leichenpredigt dazu, Vetter!" schrie die Tante erbost, und gab ihm das Zeichen, sie zu verlassen.

Kaum war er fort, meldete sich der Professor der Philosophie. Nach den ersten philosophischen Leidbezeugungen sprach er von Seelengröße; dann von einem Krankensüppchen, das er in seiner Küche nach einem ganz neuen Rezept für sie bereiten lasse, und damit wollte er den Uebergang auf seine Liebe machen, die er ihr thätiger, als irgend einer, bis zum Tode bewiesen habe. — — Allein die Tante, welche vor Gift und Galle kaum reden konnte, unterbrach ihn kreischend: „Herr Vetter, sparen Sie Ihre Krankensuppen nur zum Leichenschmause nach meinem Tode auf." Er wollte sein Erstaunen bezeugen (wiewohl ihm doch das rothe Gesicht noch röther ward vor Scham und Wuth, daß man seinen Scherz verrathen hatte). Doch Alles umsonst. Sarah wies ihm endlich ziemlich unphilosophisch die Thüre.

## Abermals ein blaues Wunder.

So hatten es alle vier Fakultäten mit der Jungfrau im Grund und Boden verdorben. Die Neffen waren in Verzweiflung, mit Ausnahme des Doktor Falk. Er lachte dazu. Sein Suschen aber keineswegs. Suschen machte ihrem Manne noch am andern Tage viele Vorwürfe, wiewohl sie anfangs über seinen unbesonnenen Einfall selbst hatte lachen müssen. Er nahm sie in den Arm und küßte ihr den Mund zu und sagte: „Du hast Recht. Ich hätte der tugendbelobten Jungfrau nicht so Arges sagen sollen; aber wahrhaftig, ich wußte gestern nicht, wo mir der Kopf stand, als ich dich verließ.“

„Ich würde nichts dagegen haben, lieb Männchen, wenn ich nicht überzeugt wäre, die Tante werde lebenslänglich unversöhnlich sein. Denn so etwas verzeiht keine Jungfrau. Und das ist schlimm für uns, zumal jetzt. Der Winter währt noch lang; ich heize den Ofen so schwach, daß den ganzen Tag die Fenster nicht aufthauen, und doch steht unser Holzvorrath an der Neige. Du weißt es ja selbst. Und in der Kasse haben wir — sieh nur her!“ Sie klimperte ihm mit einigen Geldstücken im leeren Beutel dicht vor den Ohren.

Da ward an die Thüre gepocht. Sarah's alte Magd trat herein, brachte einen versiegelten Zettel, und die dringende Bitte der Tante, daß sich der Herr Doktor unfehlbar nach dem Essen mit dem Glockenschlag ein Uhr bei ihr einfinden möge. Sie liege im Bette, doch scheine sie sich etwas besser zu befinden, als gestern.

„Gut. Ich komme!“ sagte Falk, nahm den Zettel und entließ die Magd. Er wog den Zettel in der Hand, schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Fühle doch, Suschen! das ist ja schwer wie Blei.“ Er öffnete. In eine Spielkarte eingeklemmt, blitzten ihm zehn neue, schön geränderte Dukaten entgegen. Er betrachtete

die Adresse. Sie war an den Doktor Falk und an keinen andern Menschen auf Erden. Solche unerhörte Freigebigkeit der Jungfrau Sarah erregte die gerechte Verwunderung des Ehepaars. „Das ist das blaueste von allen blauen Wundern der Tante!“ rief Falk: „Nun, Herz, mein Herz, seit wann hatten wir solchen Schatz im Hause? Siehe, die Vorsehung wacht für uns und unsere Kinder. Wir sind für den Winter geborgen. Alle Noth hat ein Ende. Warum weinst du doch?“

„Ach!“ schluchzte Suschen, und fiel ihrem Manne um den Hals: „vor Freuden wein' ich. Aber,“ setzte sie leise hinzu, „ich habe auch die ganze Nacht gebetet, denn schlafen konnt' ich doch nicht viel.“

Da schlug Falk beide Arme um seine Geliebte und sagte nichts; und er weinte heimlich. Denn seine Rührung zeigte er ihr nicht gern.

---

### Das blaueste von allen.

Mit dem Glockenschlag ein Uhr stand er vor dem Bette der Tante. Er nahm mit innerer Bewegung, voller Dankbarkeit ihre Hand — er hatte es Suschen gelobt —, küßte diese wohlthätige Hand und sagte: „Beste Tante, Ihr Geschenk hat mich und Suschen sehr glücklich gemacht.“

„Lieber Vetter,“ sagte die Kranke holdselig, denn ein Kuß auf die Hand war ihr lange nicht widerfahren, „ich bin schon seit Jahr und Tag Ihre Schuldnerin.“

„Und verzeihen Sie meine gestrige Unart!“ fuhr der Doktor fort.

Die Tante bedeckte sich schamhaft das Gesicht mit Hand und Schnupftuch. Nach einer Weile sagte sie, ohne ihn anzusehen: „Vetter, ich setze mein ganzes Vertrauen in Sie — mein Leben hängt von Ihnen ab. Können Sie schweigen? wollen Sie?“

Falk versprach Alles. Sie beruhigte sich damit noch nicht. Sie gelobte ihm ihr ganzes Vermögen, wenn er reinen Mund hielte. Er that den feierlichsten Schwur.

„Ich weiß, ihr beiden jungen Leute seid oft in Noth und Mangel. Ich will mich zu euch in die Kost geben, denn meine alte Magd, die mir so lange treu gedient“ — hier fing sie laut an zu schluchzen — muß ich doch abschaffen. So lange Sie aber mein Geheimniß verschweigen, geb' ich Ihnen jährlich tausend Gulden Kostgeld, und sollt' ich einst sterben, mein ganzes Vermögen.“

Der Doktor fiel auf die Knie und schwor.

„Aber Sie müssen außer der Stadt wohnen; denn in der Stadt bleib' ich nicht. Ich trete Ihnen erb- und eigenthümlich mein großes Haus vor dem Thor nebst Garten und Gütern ab. — Sie wissen, mein Haus neben dem großen Gasthof zur Schlacht von Abukir, das ich vor einem halben Jahr von meiner Mutter Bruder, dem Accisedirektor, erbte.“

Der Doktor schwor mit einer hochaufgestreckten Hand: er wolle, trotz Winterfrost und Schnee, folgenden Tages hinausziehen.

„Ich will, so lange Sie schweigen, Vetter, Ihnen mein Kostgeld halbjährlich vorausbezahlen; und für die ersten Einrichtungen für Sie und mich liegen im Wandschränkchen dort hinter der Thür vier Rollen mit Neuenthalern.“

Der Doktor streckte beide Hände und alle fünf Finger in die Luft und schwor Verschwiegenheit bis ins Grab, dachte aber bei sich: die glaubt gewiß, der jüngste Tag oder das tausendjährige Reich sei vor der Thür, daß sie sich so schnell bekehrt.

Nach allem diesem aber kam Sarah nie zum Bekennen des großen Geheimnisses. Und so oft sie versuchte anzufangen, starb ihr das Wort auf den Lippen, indem sie das Gesicht verbarg und schluchzte. — Dies Anfangen und Abbrechen und Jammern währte

ziemlich lange. Der Doktor stand auf, setzte sich vor das Bett, wischte mit dem Rockärmel seine Knie, nahm eine Prise und dachte: wenn man einen Brunnen endlich trocken pumpen kann, werden doch die Thränendrüsen einer beklemmten Jungfrau auch an Wasser versiegen.

---

## Es wird immer blauer.

Er hatte Recht. Als sie nicht mehr weinen konnte, hielt sie es für christliche Fassung des Gemüths, und sagte mit zitternder Stimme: „Vetter, als Sie gestern mit dem entsetzlichen Ausdruck von mir weggingen . . .“

Der Doktor wollte wieder auf die Knie fallen und abbitten: „Verzeihen Sie mir doch den Ausdruck, goldene Tante, es war von mir . . .“

„Nein, Vetter — Sie mochten wohl Recht haben.“

„Es war Dummheit von mir, Tante.“

„Nein, Vetter, ich vermuthe, Sie haben Recht.“

„Das ist ja unmöglich, goldene Tante.“

„Ach, nur allzugewiß, Vetter!“

„Aber es ist nicht möglich, Tante. Und wenn auch — wenn selbst — nein, nein Tante, Sie sind gewiß . . .“

„Vetter, Sie haben Recht. Ich hätte wohl in meinem Alter vernünftiger sein sollen, meinen Sie. Und Sie haben Recht. Nun aber wissen Sie Alles. Das Unglück ist geschehen. Ich war verheirathet, aber heimlich, ganz heimlich — aber ehrlich, aber in der Ordnung. Wer wird mir's nun glauben? Nun, er ist in Tyrol an einer Stückkugel gestorben. Hier sind Briefe und Zeugnisse. Er ist todt und . . .“

„Wer denn, Tante?“ rief Falk voller Erstaunen.

„Ach, der Trompeter vom französischen Husarenregiment, Gott

hab' ihn selig, der vorigen Sommer bis in den Herbst bei mir im Quartier lag. Er war kein gemeiner Trompeter, sondern Regimentstrompeter; sein Vater und Großvater hatten Jahre lang mit großem Beifall die Pauken gerührt. — Aber, gerechter Himmel, Husarenfrau mocht' ich nicht heißen. Und ehe er sich vom Regiment losmachen konnte, mußte er mit dem Regiment fort. Nun sitze ich da als eine junge Husarenwittwe. Keine Seele weiß es; keine Seele glaubt es. Ich sterbe, wenn man's erfährt. Die Stadt würde blaues Wunder schreien! Am Trompeter wäre mir wenig gelegen, aber mein guter Name!"

Der Doktor schüttelte den Kopf. Er konnte sich vor Verwunderung kaum erholen. Den Trompeter hatte er zwar oft im Zimmer der Jungfrau Waldhorn gesehen, aber — Falk, der Göthe's Idee von der chemischen Wahlverwandtschaft der Menschen immer einen närrischen Einfall geheißen — er hätte sich nie so starke Wahlverwandtschaft zwischen Trompeter und Waldhorn träumen lassen. — Auch jetzt noch hielt er wenigstens die Besorgnisse der Jungfrau — denn so wollte die Wittwe heißen — für grundlos; allein sie gab ihm auf seine Fragen über ihr Befinden so sonderbare Antworten, daß er selbst zu glauben anfing. Nun freilich konnte er sich die verschwenderische Freigebigkeit der hoch beängstigten Dame erklären, die lieber das Leben verloren, als es ertragen hätte, daß es die ganze Stadt erführe, wie der erste Tugendspiegel aller Jungfrauen so blind überlaufen sei.

Er gab sein Ehrenwort, zu schweigen und sie vor aller Welt zu verbergen, bis sie sich wieder mit Sicherheit sehen lassen könne. Bis dahin sollte sie für krank gelten — unter diesem Vorwand und besserer Pflege willen beim Doktor wohnen; allen Umgang abbrechen.

Die Schenkung des Landhauses beim Wirthshaus zur Schlacht von Abukir ward notarialisch und gerichtlich ausgefertigt; das Land-

haus mitten im Winter bezogen. Die jungfräuliche Matrone ward darauf unsichtbar. Sie ließ sich von Suschen allein bedienen, und diese hatte sie selbst in das Geheimniß eingeweiht.

---

## Gute Folgen.

„Das heißt doch," sagte sie oft in heitern Stunden zu Suschen, denn immer konnte sie doch nicht verzweifeln; auch that Suschen Alles, was sie der Tante in den Augen las, so daß diese sich in ihrem ganzen Leben nicht so wohl verpflegt und behaglich gefühlt hatte, wie im Schoos dieser glücklichen Familie: „das heißt doch wahrlich sein blaues Wunder erleben, wenn einen zuletzt noch solches Schicksal trifft. Hätte ich das je denken sollen! Ach, siehe wohl zu, daß du sicher stehest, auf daß du nicht fallest. Ich war aber in allzugroßer, geistlicher Sicherheit! da ward ich gestraft. O der Trompeter! der Trompeter!"

Die Begebenheit hatte inzwischen auf Jungfrau Sarah einen sehr wohlthätigen Einfluß. Aus bloßer Furcht, sich von den neugierigen Augen ihrer ehemaligen Gesellschafterinnen und Kaffeeschwestern verrathen zu sehen, entwöhnte sie sich von dem Umgang derselben, und gewann reiner Vergnügungen im Kreise der Falkschen Familie Geschmack ab. — Zwar hörte sie noch gar zu gern Stadtneuigkeiten, aber — sie gedachte ihrer Schwäche — und verdammte nicht mehr so lieblos wie sonst; höchstens seufzte sie wie eine Gebeugte, welche, ihr eigenes Gericht scheuend, nie wieder richten wollte. Sie ward so nachgiebig, bescheiden, ja demüthig, wie man nie von ihr hätte erwarten können. Die Verpflanzung unter andere Menschen, Verhältnisse und Gegenstände; der heroische Entschluß, wodurch sie einen Theil ihrer Güter weggegeben hatte; die Versicherung des Doktors, sie habe Vermögen genug, um zu leben, er wolle es ihr verbürgen — das alles ver-

wandelte sie so sonderbar, als lebe sie in einer andern Welt. Sie gab sogar ihr Wucherhandwerk auf, das sie ohnedem bei ihrer Entfernung von der Welt nicht mehr treiben konnte.

Unterdessen spien die drei Fakultäten Feuer und Flamme. Der Advokat Zange und das philosophische und theologische Waldhorn machten entsetzlichen Lärm gegen einander. Denn Jungfrau Sarah hatte ein= für allemal einem jeden den freien Zutritt verboten, und jedem dabei gesagt, was der Advokat ausgeplaudert, so wie dem Advokaten, was der Primarius von ihm verrathen habe. Die beiden Waldhorne versöhnten sich zwar dem Scheine nach, aber nur um desto stärker durch ihre Vereinigung gegen den Rabulisten zu sein, der ihnen auf alle Bewegungen lauerte, um Stoff zu einem Prozeß zu finden. Der Philosoph schrieb ein vortreffliches Werk über die menschlichen Leidenschaften, und der Primarius hielt alle Sonntage die rührendsten Predigten gegen Undank und Verläumdung, Neid, Klatschsucht und Bosheit. Beide stifteten damit viel Gutes, nur ihre eigene Galle wuchs immer dabei.

---

## Der fromme Betrug.

Inzwischen war nach der langen Winterzeit der Frühling gekommen, die warmen Sommertage nahten. Doktor Falk hatte schon früh gemerkt, daß sich seine Tante in der That Sorgen ohne Noth gemacht. Er hatte ihr dies gemeldet, und zugleich offenbart, daß ihre Kränklichkeit eine der weiblichen Schwachheiten sei. Umsonst, die Jungfrau ließ sich ihre Einbildung schlechterdings nicht ausreden. Suschen und Falk mußten schweigen und der Tante den lächerlichen Glauben lassen, weil sie drohte, Argwohn gegen des Doktors Freundschaft zu fassen. — Sie hütete meistens das Bett.

„Sie macht mir bange!“ sagte Suschen zu ihrem Manne: „Sie kömmt mir zuweilen wie eine Verwirrte vor.“

„Das ist sie auch im vollsten Sinne des Wortes!“ sagte der Doktor: „Es ist bei ihr Hypochondrie, fixe Idee! Mit meinen Arzneien treib' ich ihre Einbildungen nicht weg. Was ist zu thun, vielleicht heil' ich ihr eine Phantasie mit der andern. Ich gebe seiner Zeit unser Kind ihr für das ihrige.“

„Aber wird sie das glauben?“

„Will sie es nicht glauben, so läßt sie es.“

Nach einigen Wochen erschien Suschen nicht mehr bei der Sarah — so war's von den Eheleuten besprochen. — Der Doktor zeigte ihr an, Suschen habe Unglück gehabt.

„Das Kind todt?“ fragte Sarah.

„Allerdings!“ erwiederte der Doktor.

„Ach . . .“ seufzte sie.

„Bleiben Sie ohne Sorge, Tante.

Eines Morgens, vor Tagesanbruch, ward die Tante auf sonderbare Art geweckt. Ihr Gesicht ward mit Wasser besprengt; unter der Nase ihr ein stark riechendes Fläschchen ums andere gehalten, daß sie fast den Odem verlor.

Sie schlug die Augen auf und sah den Doktor mit ihrer Nase beschäftigt. „Gerechter Himmel, ich sterbe; ich komme um! Was machen Sie mir denn in die Nase, Vetter!“

„Still, Tante! sprechen Sie kein Wort!“ sagte der Doktor mit bedeutungsvollem Blick: „Geben Sie mir nur zu verstehen, ob Sie sich besser befinden.“

„Ganz leidlich, Vetter.“

„Sie lagen vier Stunden lang in Ohnmacht, Tante; mir war für Ihr Leben bange. Jetzt ist's gut. Sie sind gerettet. Ein allerliebstes Kind . . .“

„Was?“ rief Sarah, indem sie sich fast die Nase zerrieb.

„Ein artiger Knabe. Wollen Sie den Buben sehen? Wenn Sie sich ruhig verhalten, ohne ein Glied zu rühren; so . . .“

„Aber, Vetter . . .“

„Ich sage den Leuten, es sei das Kind meiner Frau, dafür gilt es jetzt im Hause.“

„Ach, Vetter, Ihre Klugheit, Ihre Hilfe, Ihr Rath . . . Sie sind ein Engel.“

Falk ging. Die Tante zitterte an allen Gliedern vor Schreck und Freude. Sie sah sich um; auf den Tischen standen brennende Kerzen und Arzneigläser dutzendweise. — Eine Frau brachte das Kind, es schlummerte sanft. Sarah sprach kein Wort, betrachtete es lange, fing bitterlich an zu weinen, küßte das junge Wesen unzählige Male, und sagte zum Doktor, als es wieder weggetragen war: „Es ist der französische Regimentstrompeter, Gott hab' ihn selig, wie er leibt und lebt! Ja, gewiß, wie er leibt und lebt!“

---

## Wirkungen.

Nach einigen Wochen, die sehr pünktlich bei guten Kraftbrühen verlebt wurden, trippelte Jungfrau Sarah wieder wohlgemuth, stärker und frischer als jemals, im Hause herum. Sie wiegte das Knäbchen und trug es mit Zärtlichkeit umher, und hegte und pflegte es mit wahrer Affenliebe. Sie war glücklich von ihrer närrischen Einbildung durch eine noch weit närrischere geheilt. Dankbar dafür war der erste Gang, welchen sie außer dem Hause that, zur Kirche, und von der Kirche hin, dem Doktor Falk ihr gesammtes Vermögen, gerichtlich verschreiben zu lassen, mit der Bedingung, daß er sie lebenslänglich dafür verpflege, und ihr zum eigenen Gebrauch eine ansehnliche jährliche Summe Taschengeld gebe. Dem Doktor aber machte sie noch den geheimen Artikel zur

Pflicht, daß dem Regimentstrompeterlein dermaleinst die Hälfte des gesammten Vermögens zufallen müsse.

So ward Doktor Falk plötzlich durch die blauen Wunder der Jungfrau Sarah Waldhorn zum reichen Mann. Der Sieg der medizinischen Fakultät war unwiderruflich entschieden; desto ärger wütheten von nun an die theologische, philosophische und juristische gegen einander. Sie konnten nicht verzeihen, daß sie sich gegenseitig um die Universalerbschaft geprellt hatten. Dem Doktor Falk verzieh man leichter. Er war an Allem unschuldig. Man knüpfte sogar wieder Freundschaft mit ihm an, denn er war einer der reichsten Männer in der Stadt; und einen reichen Mann, oder vielmehr sein Geld, kann der Philosoph und Jurist, wie der Theologe, allezeit gebrauchen.

Die erbitterten Leutchen trieben ihren gegenseitigen Haß endlich so weit, daß sie ihren Kindern verboten, mit einander zu spielen; daß, wenn zwei einander von fern auf der Straße sahen, beide umkehrten, um sich nicht zu begegnen; daß, wenn zwei einander nicht ausweichen konnten, sie links und rechts vorbei defilirten, ohne sich zu begrüßen. Ihre Todtfeindschaft, die oft in die lächerlichsten Ausschweifungen entartete, ward zuletzt Gespräch und Aergerniß der ganzen Stadt.

„Aber," sagte Suschen zu ihrem Manne, „es ist doch recht betrübt, Verwandte in solchem Hader zu sehen. Wie wär's, Männchen, wenn du sie wieder versöhntest? Vielleicht wenn du sie einmal zu einem freundschaftlichen Essen zusammenbätest. Beim Glase Wein wärmen die Männer wohl alte Freundschaft wieder auf. Versuch's doch. Es wäre ein schönes Werk gethan."

„Alles ganz gut!" rief Jungfrau Sarah, „man soll ein Christ sein und sich versöhnen. Ich bin auch dafür. Nur das Essen gebt mir nicht hier im Hause; ich kann die drei Schleicher nicht vor den Augen leiden. Ich kann Alles vergeben, aber vergessen

nicht. Speiset ihr drüben im Wirthshaus zur Schlacht von Abukir mit einander; nur hier nicht."

---

## Die Schlacht von Abukir.

Dem Doktor wäre die Versöhnung seiner Vettern ganz recht und lieb gewesen, doch traute er nur halb. Aber Suschen hatte darum gebeten. Und wenn Suschen sich aufs Bitten legte, dann legte man sich ganz vergebens aufs Abschlagen, besonders Doktor Falk. Er stand zwar nicht unter dem Pantoffel seiner Frau; aber gewiß doch unter ihrer weichen Hand.

Sehr gelegen zu dem Versöhnungsmahl kam ihm die Anwesenheit zweier fremden großen Gelehrten in der Stadt; beide hatten ihm einst als akademische Lehrer auf der Universität Artigkeit erwiesen. Jetzt konnte er abzahlen, und die Gegenwart dieser beiden großen Männer flößte den drei feindlichen Verwandten wenigstens so viel Achtung ein, daß sie sich in deren Gegenwart nicht mit neuen Vorwürfen reizen konnten. Man schätze nicht gering, was wir im gemeinen Leben Anständigkeit nennen. Sie ist oft das Gängelband, in welchem die kindliche Tugend auf schwachen Füßen laufen lernt. Der eine von den großen Männern, der berühmte Edukationsrath Hahnenkamm, war eigentlich mehr lang als groß, fast riesenhaft, schattenähnlich, auseinandergezerrt, mager. Der andere große Mann war der Hofrath Pilz, ein kleines, bleiches Männlein, durch seine Schriften hinlänglich der Welt und Nachwelt bekannt, wenn er nicht etwa vergessen ist. Der Wirth zur Schlacht bei Abukir mußte ein glänzendes Nachtessen rüsten, — der Doktor lud auf ein einfaches sokratisches Mahl ein.

So ein sokratisches Mahl bei einem Doktor, reich wie der Mann im Evangelium, wird nicht leicht ausgeschlagen. Man fand sich ein. Zange und die beiden großen Männer erschienen

zuerst. Die Unterhaltung war sehr gewürzt durch den attischen Witz der Fremden, die, in literarischen Klatschereien wohl bewandert, von allen durch Schriften bekannten Männern etwas Lächerliches aufzutischen wußten. Als aber der Professor Waldhorn kam, ward dem Advokaten das Lachen theuer. Dieser verzog das breite, fleischige Gesicht, als hätt' er die Kolik; und jener ging um den Rabulisten in so weiten Bogen herum, als fürchtete er sich, seinen neuen, perlfarbenen Rock mit den weißatlassenen Unterkleidern schon durch den Hauch des Advokaten zu besudeln. Da nun aber gar klein, schwarz, rund und gesund der Pastor Primarius hereinschritt, war's, als führe ein böser Geist in die Versammlung. Die Einheimischen sprachen nur mit den Fremden; sich selbst mieden sie zu sehen, und geschah es, so war's mit Basiliskenaugen.

Man setzte sich endlich an die Tafelrunde. Der Doktor trieb mit seinem Witz verschwenderischen Aufwand, Heiterkeit in die Unterhaltung zu bringen. Die beiden großen Männer waren unerschöpflich in skandalösen Gelehrtengeschichten. Alles schien auf dem besten Wege zu sein. Der gute Falk bereitete sich schon zu einer rührenden Versöhnungsscene beim Champagner vor.

Der Philosoph Waldhorn ließ sich das süße Amt nicht nehmen, bei Tisch zu „serviren", wie er's hieß. Er gab die Suppe auf, es war Kirschsuppe nach einer ganz neuen Vorschrift; ein Meisterstück des Abukirerkochs; eine Wollust der Gaumseligen.

Die Reihe kam, daß er auch dem Advokaten Zange geben sollte. Das fiel dem Professor schwer auf's Herz — dem Menschen konnt' er unmöglich geben. Er zuckte.

Herr Zange sah mit verbissenem Grimm Alles, was in dem Innern des Philosophen vorging. Und da der Professor noch finsterer und mit verachtendem Blick zu ihm hinüber sah, als wollt' er fragen: „muß ich gegen dich Elenden die Formen des Anstandes beobachten?" konnte sich der wüthende Advokat kaum mäßigen.

Er streckte — Niemand sah es — schnell ein verzerrtes Gesicht dem Philosophen höhnend entgegen. — Da lief dem Professor der Weltweisheit die Galle über. Er gab eben so schnell — Niemand sah es — mit dem großen silbernen, von purpurfarbener Kirschsuppe gerötheten, Suppenlöffel dem Advokaten einen derben Hieb aufs verzerrte Maul. Rasend fuhr der Advokat auf, streckte den langen Arm über den Tisch und griff, statt des Philosophen — dieser war rasch unter den Tisch gebückt — den Kopf des Primarius. Erschrocken ließ der Primarius seine ehrwürdige Perrücke in den Geierkrallen des Advokaten und duckte sich neben den Philosophen unter das Tischblatt. Hier setzten beide das Treffen gegen den juristischen Golliath fort. Jeder faßte eines von Zange's Beinen. — Jeder zerrte wüthend daran; so mußte der Riese stürzen. Mit ihm aber fuhr das sokratische Gastmahl schallend auf den Erdboden.

Da erhoben die Waldhorne unter dem Tisch ein fürchterliches Geheul. Dem bei diesen Schlaghändeln ganz unschuldigen Edukationsrath Hahnenkamm war durch wunderbaren Aufschwung eines Tischflügels die rothe Kirschsuppe dick ums Gesicht geflogen. Hofrath Pilz saß starr und steif; er erblickte einen ganzen Haufen kleiner gebratener Vögel auf seinem Schoos versammelt.

Das Alles begab sich aber in so fast zeitloser Geschwindigkeit, daß keiner wußte, wie? warum? woher? was weiter?

„Hol' der Teufel die Fakultäten!" rief der Doktor und flüchtete aus dem Erdbeben zum Fenster: „Ich dacht' es ja wohl."

Beim traurigen Schimmer des gläsernen Kronleuchters sah man nichts mehr über dem Tisch, als die in der Luft plädirenden Beine des Advokaten. Der Philosoph Waldhorn zog unter dem Tisch auf allen Vieren langsam hervor; ein gebratenes Milchschwein lag auf seinem Rücken, wie der Affe auf dem Bären. Der Primarius kroch ebenfalls hervor; aber, ins Tischtuch verwickelt, folgte ihm

dieses mit den Trümmern des sokratischen Gastmahls, wie ein feierlicher Leichenzug, durch's ganze Zimmer. Der kleine Hofrath Pilz setzte indessen alle seine kleinen Vögel vom Schoos auf die Erde. Die wehmüthigste Erscheinung blieb aber die lange Gestalt des mit Kirschsuppe geblendeten Edukationsrathes. Er hatte zur Vertheidigung, mit vieler Geistesgegenwart, eine Kalbskeule ergriffen. So zog er majestätisch, wie ein blutiges Gespenst, schweigend und tappend im Saal herum; denn er konnte durch die purpurne Finsterniß der Suppe nicht erkennen, woher jählings die Schlaghändel entstanden. Darum, als der Wirth von Abukir eben mit einer prächtigen Pastete ins Zimmer trat, und dem Edukationsrath zu nahe, schlug dieser in gerechter Furcht mit der Keule herkulisch Wirth und Pastete auseinander, ohne Erbarmen; denn wer konnte dem blinden Oedipos sagen, wer ihm Freund oder Feind sei?

Der Primarius ließ seine Perrücke, der Professor sein Spanferkel im Stich. Beide flohen aus der Schlacht. Ihnen nach Zange, der Rothbart; voll Wuth und Scham. Der Doktor brachte die beiden berühmten Fremdlinge in kläglicher Gestalt zu seiner Frau, und erzählte die unselige Begebenheit.

„Gerechter Himmel!“ schrie die Tante, „Leute in Aemtern und Würden! Das ist ja ein blaues Wunder!“

„Mit Erlaubniß,“ versetzte der lange Edukationsrath, als er das Gesicht wieder bekam, „es scheint ein kirschrothes gewesen zu sein, wenn ich nicht irre.“

# Inhalt.



Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.



